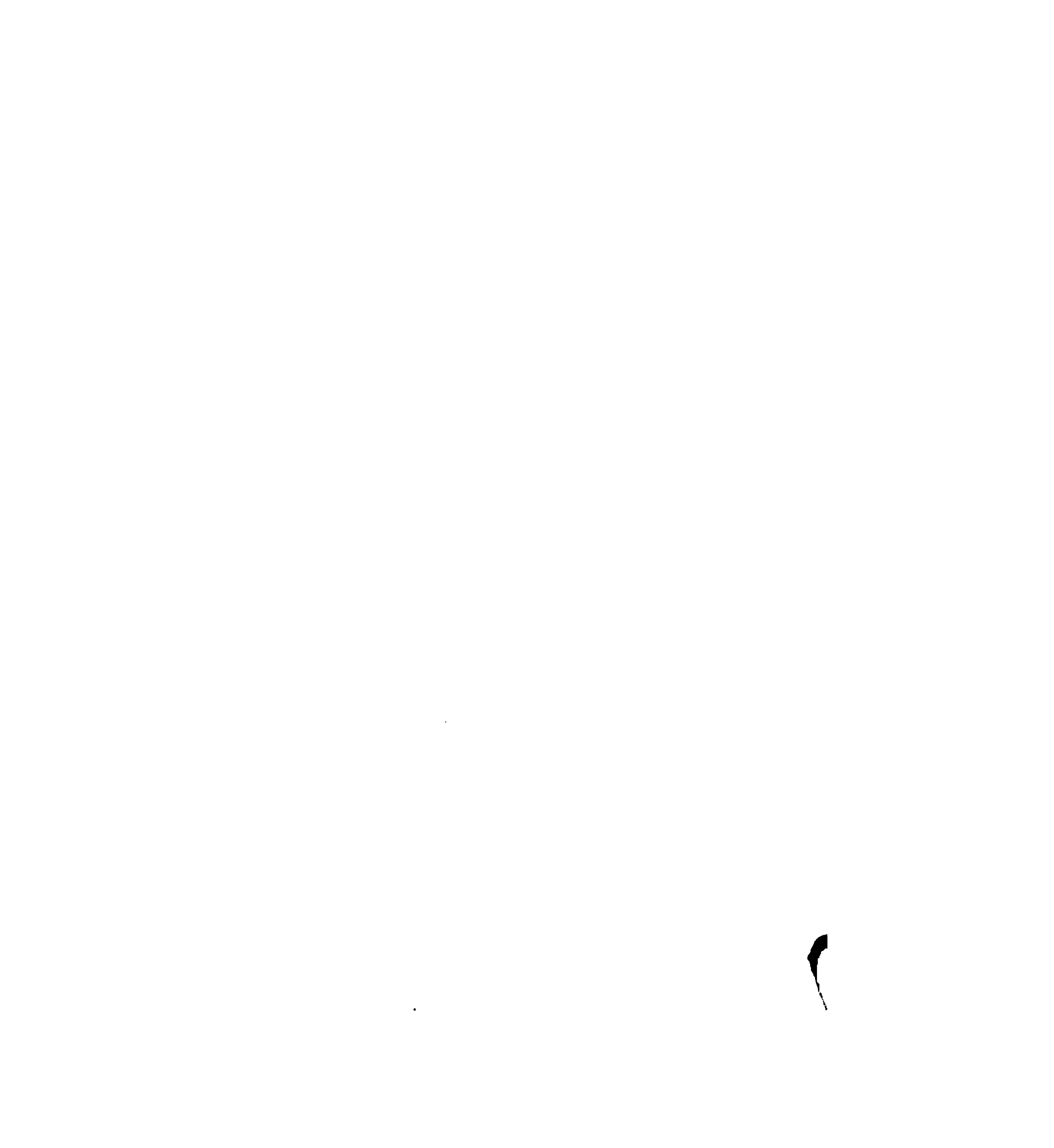






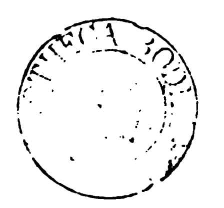




KLINGER

IN DER

STURM- UND DRANGPERIODE




1775

[illegible]

KLINGER

IN DER

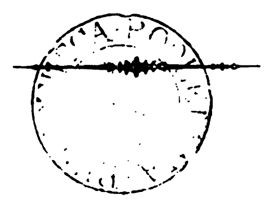
STURM- UND DRANGPERIODE

DARGESTELLT

VON

M. RIEGER

MIT VIELEN BRIEFEN



DARMSTADT
VERLAG VON ARNOLD BERGSTRÄSSER
1880

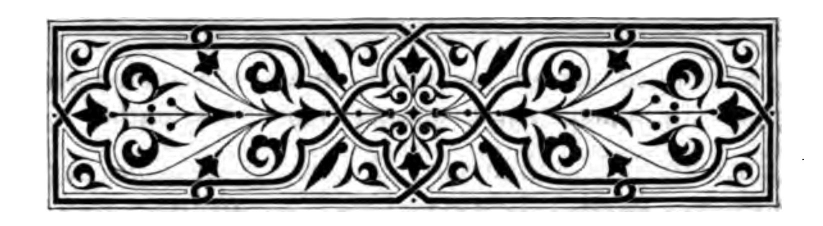
HERRN

J. G. HALLIER

IN HAMBURG

IN HERZLICHER VEREHRUNG

ZUGEEIGNET



VORWORT.

Der Beruf zur vorliegenden Arbeit lag für mich in meiner verwantſchaftlichen Beziehung zu dem Manne, der ihr Gegenſtand iſt, und in dem dadurch früh geweckten Intereſſe für deſſen Perſönlichkeit und Schriften. Ich entſchloß mich dieſem Berufe zu folgen, als mir die Benutzung der Briefe an Schleiermacher, die an meinem Wonort verwart lagen, gütig gewärt wurde. Sie bildeten einen ſolchen Grundſtock biographiſchen Materiales, daß ich damit allein für die Zeit bis 1780 jedem Sammler überlegen war. Auf die Kunde davon verzichtete Profeſſor Weinhold, der ſeinem Boie eine Arbeit über Klinger wolte folgen laſſen, auf dieſes Vorhaben, und überließ mir groſsmütig was er dafür geſammelt hatte zur Benutzung.

Ich übernam hiemit eine Verantwortlichkeit, der ich fürchten muß nicht zu genügen. Ich habe gerechte

Erwartungen bereits getäuscht, indem ich ungebürlich lange auf diesen Band warten ließ. Ich muste mit manchem erst aufräumen; Arbeiten, die mir durch Wilhelm Wackernagels Hintritt zur Pflicht wurden, schoben sich ein; und Geschäfte, die mit der Wissenschaft nichts zu tun hatten, raubten mir die Sammlung, die zur Förderung eines solchen Werkes gehört. Rüstigere Kräfte, deren Ungeduld ich auf die Probe stellte, haben mir unter diesen Umständen manches Stück Arbeit vorweg genommen; sie werden auch nach mir noch viel zu tun finden. Ich bekenne gern daß ich von ihren Leistungen manchen Nutzen gezogen habe, und daß meiner Arbeit vieles fehlen würde, wenn sie früher zu Stande gekommen wäre.

Dem Manne, dem ich dieses Buch als einen Gegenstand seiner langjärigen Erwartung und als eine ware Angelegenheit seines Herzens zueigne, danke ich zugleich die erheblichste Förderung desselben, indem er mir wichtige Briefe gesteuert hat und mit den Seltenheiten seiner Bibliothek zu Hilfe gekommen ist. Unter denen, die mir sonst bereitwillige und zum Teil zuvorkommende Handreichung taten, hebe ich die Herren Erich Schmidt in Straßburg, Seuffert in Würzburg, Vischer in Basel, R. M. Werner in Graz hervor, und bitte andre, die ich nicht nenne, dennoch meines Dankes versichert zu sein. Zwei Männer, die sich meiner Arbeit besonders freundlich angenommen hatten und zu denen sie mich in die angenehmste persönliche Be-

ziehung brachte, vermiſſe ich, indem ich dies ſchreibe, ſchmerzlich unter den Lebenden: THEODOR CREIZENACH und JEGOR VON SIVERS.

Wenn es mir zu Teil wird, einen zweiten Band über «Klinger in der Reife des Lebens» zu liefern, ſo werde ich neue Dankespflichten abzutragen haben, unter welchen ich jezt nur die an Herrn Profeſſor NICOLOVIUS in Bonn erwäne, da ich one ſeine Hilfeleiſtung überhaupt nicht an die Vollendung dieſes Lebensbildes denken dürfte.

Man kann von Klinger, wenigſtens von dem jungen, nicht ſagen, daſs ſein Charakterbild in der Geſchichte ſchwanke. Es gehört vielmehr zu denen, die feſt ausgeprägt worden ſind, one daſs man vom Leben des Mannes etwas rechtes wuſte und von ſeinen Schriften eingehend und zuſammenhängend Kentnis nam. Der Name Klinger bezeichnet in der herkömmlichen literargeſchichtlichen Anſicht wenig mehr als einen conventionellen Popanz, und erſt die neueren Studien über ihn haben begonnen dieſer abſchreckenden Figur menſchliche Züge abzugewinnen. Ich hoffe ſo viel geleiſtet zu haben, daſs ſie nun pſychologiſch belebt und verſtändlich vor uns ſteht, one doch zu ſehr ins helle gemalt zu ſein. Ein ſorgfältiges Zuſammenhalten der Schriften mit den biographiſchen Urkunden war dazu nötig; aber vielleicht bin ich in der Analyſierung der Schriften zu breit geworden. Dies wäre indes nur bei denen ein Schade, die durch neuere Drucke zu-

gänglicher ſind. Leider iſt die Lebensgeſchichte auch jezt noch dürftig und voll breiter Lücken, in denen die vermutende Phantaſie ihr Spiel hat, und ſchwerlich gibt es noch irgendwo verborgene Quellen, die ſich durch das ſteigende Intereſſe hervorlocken laſſen. Eine ganze Schachtel voll Briefe, teils von Freunden an Klinger nach Gießen, teils von ihm an ſeine Angehörigen geſchrieben, ließ ſeine Schweſter Agnes, nach ängſtlicher Frauenart, auf dem Sterbebette durch eine ihrer Töchter, die jung genug war um den Befehl leichten Herzens zu vollziehen, den Flammen übergeben, und nur durch einen Zufall der Aufbewarung wurden die wenigen aus jenem Vorrat hier mitgeteilten gerettet.

ALSBACH a. d. Bergſtr.
im Juni 1880.

M. R.

Überſicht des Inhaltes.

Erſtes Capitel. **Kindheit und Jugend in Frankfurt.** Herkunft S. 1. Frühes Unglück 3. Eintritt ins Gymnaſium 4. Schulleben 5. Beziehungen zu Gœthe 9. H. L. Wagner 13. Schumann 14. Ph. Chr. Kayſer 14. Andre Bekante 17. Urſprung der Beziehung zu Gœthe 18. Gœthe über Klinger 22. Deſſen Kentniſſe 23.

Zweites Capitel. **Gießen.** Beziehung zu Höpfner 25. Klinger von Gœthe mit dem Puppentheater unterſtützt 26. Leben in Gießen 27. Albertine von Grün 29. E. Schleiermacher 33. Merck 34. Andre Verbindungen 35. Boie 36. Das Erſtlingsdrama Otto 37. Das Leidende Weib 47. Anzeigen, Kritiken und kritiſche Äußerungen über beide Stücke 61. Das Paſquill «Die frohe Frau» 66. F. H. Jakobi 72. Die Brüder Stolberg 72. Das Offenbacher Mädchen 73. Lyriſche Dichtungen 75. Jenny 80. J. M. Miller 81. Das Drama Donna Viola 85. Die Zwillinge 86. Bürger über die Zwillinge 97. 101. Desgl. K. Leſſing 99. Desgl. Schloſſer und Moritz 101. Desgl. O. Ludwig 102. Recenſionen 104. Auffürungen 104. Ferienleben 106. Pyrrhus 106. Beſchäftigung mit Petrarca 110. Die Neue Arria 110. Gleim über die N. A. 124. K. Leſſings Recenſion 125. Äußerungen Leſſings, Boies, Wielands 127. Simſone Griſaldo 129. Deſſen ſubjective Bedeutung 140. Lenz auf der Durchreiſe nach Weimar 143. Misverhältnis zwiſchen Klinger und Höpfner 144. Klingers Hoffnung auf Gœthe 145.

Drittes Capitel. **Weimar.** Aufname bei Gœthe und Wieland 147. Berürung mit Lenz 148. Miserfolg mit dem Griſaldo 150. Bekantſchaften, Hofleben 151. Ausſichten auf Kriegsdienſte durch Verwendung der Herzogin Amalie 153. Ungunſt bei Gœthe und Reflex derſelben bei Wieland 156. Zeitvertreib, Verkehr in Gotha 158. Der «Wirrwarr» 159. Chr. Kaufmann 160. Entſchluß Weimar zu verlaſſen 163. Das Verhältnis zu Gœthe verſchlimmert 164. Urſache 166. Bruch durch Kaufmann herbeigefürt 171. Deſſen Beweggrund 173. Sein Erfolg in Weimar 175. Klinger engagiert ſich bey Seyler 177. Kaufmanns Darſtellung des Herganges 178.

Viertes Capitel. **Bei Seyler.** Beweggrund des Engagements 180. Seyler und ſeine Geſellſchaft 181. Sturm und Drang 189. Auffürungen dieſes Stückes 198. Griſaldo und Sturm und Drang vor der Kritik 200. Das Lied

«Mir ift als müßt' ich dir was fagen» 204. Umarbeitung des Leidenden Weibs 206. Stilpo und feine Kinder 207. Klingers Verhältnis zu Seyler 217. Leben in Dresden 218. Pfyche 219. Spannung mit Kayfer 220. Klingers Ufurpation der «Soldaten» 221. Seyler zalt nicht 223. Seylers Gefellfchaft in Mannheim engagiert 224. Reife zu Leffing 226. Vereitelung des Engagements trotz Leffings Eintreten für Seyler 227. Die Gefellfchaft fpielt in Frankfurt 228. Der Maler Müller 229. Die Gefellfchaft geht nach Mainz und Cöln 230. Klinger bei Jakobi in Düffeldorf 231. Heinfe 232. Der verbannte Götterfohn 234. Beil und Bahrdt 238. Fataler Humor 239. Neue Verfuchung Kaufmanns, Bewerbung in Frankfurt 240. Der Neue Orpheus 241. Das franzöfifche Feenmärchen und Crebillon 243. Orpheus 1. und 2. Teil 246. Molitor, Dalberg 253. Trennung 254.

Fünftes Capitel. **Bei Schloffer und im Kriege.** Schloffer Befchützer der mit Gœthe verfeindeten 257. Klinger als Irrenarzt bei Lenz 258. Deffen Umtriebe gegen Klinger 259. Bewerbung um amerikanifchen Kriegsdienft 262. Klinger und Pfeffel 263. Klinger in kaiferl. Kriegsdienften, Feldzeugmeifter von Ried fein Gönner 267. Zufammentreffen mit Miller in Ulm 268. Der baierifche Erbfolgekrieg 269. Orpheus 3. Teil 271. Vorrede zum 4. Teil 276. Der vierte Teil 281.

Sechftes Capitel. **Nach dem Kriege. Zürich, Emmendingen und Bafel.** Klinger verabfchiedet, in Zürich 288. Wird Freimaurer 289. Der Derwifch 290. Deffen fubjectiver Gehalt 300. Kaufmann erkant 302. Klinger in Emmendingen 303. Orpheus 5.—7. Teil 304. Schlettwein und Schloffer 305. Prinz Seidenwurm 309. Orpheus 5. Teil 321. Formofo 323. Verachtung der Schriftftellerei 331, der Kritik 334. Tod des Barons von Ried, Bewerbung um die Fürfprache des Erbprinzen von Darmftadt 336. Charakteriftifche Auslaffung gegen Schleiermacher 338. Wird vom Herzog von Montbeliard nach Petersburg empfolen 339. Geht nach Bafel und Pratteln 340. Jakob Sarafin 342. Lavater auf Befuch bei ihm 343. Der Spaziergang in Pratteln 344. Der Turban des großen Vizirs 347. Plimplamplasko 347. Begegnungen in Bafel 361. Berufung nach Petersburg 361. Klinger und Schloffer 362. Begegnungen auf der Reife 366. Einfchiffung in Lübeck 367.



ERSTES CAPITEL.

Kindheit und Jugend in Frankfurt.

Im Odenwald, füdöftlich von dem fagenberümten Rodenftein, liegen in breitem Wiefental, zu beiden Seiten der dem Main zuftrömenden Gerfprenz, zwei ehmals pfälzifche Dörfer des Namens Beerfurt, unterfchieden als Kirchbeerfurt und Pfaffenbeerfurt. Aus dem letzteren gieng 1740 oder bald nachher ein Bauernfon JOHANNES KLINGER in die Fremde um fein Glück zu fuchen. Er hatte das Schneiderhandwerk gelernt, kam aber nicht als Gefelle, fondern als Jäger im Dienft eines adellichen Herren nach Frankfurt. Hier ließ er fich als Conftabel bei der ftädtifchen Artillerie anwerben. Die Urfache diefes Schrittes war der Wunfch, einen Hausftand zu gründen: dazu konte der mittellofe Fremdling fo am erften gelangen. Dies ift was ich aus der Klingerifchen Familientradition, insbefondre den Erzälungen meiner Mutter* hievon weiß; der

* Ich werde noch öfter aus diefer Quelle zu fchöpfen haben, und ich benutze diefe erfte Gelegenheit, um der teuren verewigten ein befcheidenes Denkmal zu fetzen. JOHANNA CHARLOTTE AUTHÄUS war die zweite von vier Töchtern, welche KLINGERS Schwefter AGNES überlebten. Sie blieb, nachdem ihre Mutter 1815 geftorben war, die Stütze des alten Vaters und vertrat Mutterftelle an den jungen Schweftern. Der Vater, Stifts-Dechant zu Lich in der Wetterau, ftarb 1822, und erft drei bis vier Jare nachher reichte Charlotte, fpät und zögernd, dem jüngeren Freunde, der ihr längft fein Herz gefchenkt hatte, die Hand. Von zwei Kindern blieb ihr nur eines. Von vielen Körperleiden heimgefucht war fie dazwifchen durch geiftige Spannkraft großer Anftrengungen fähig und leiftete am fpäten Lebensabend das unglaubliche in der Pflege des langfam hinfterbenden

Geburtsort und die Profeſſion wird in den Muſterbüchern des ehemaligen Frankfurtiſchen Kriegszeugamtes urkundlich beſtätigt*.

Johannes Klinger war jedoch bereits verheiratet geweſen, als er am Oſterdienſtag den 31. März 1750 mit Jungfer Cornelia Margareta Dorothea Fuchſin, nachgelaſſener Tochter des Sergeanten bei den Conſtabeln Georg Eberhard Fuchs, getraut wurde: denn als Witwer ward er nach den Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten am Sonntag Judica aufgeboten**. Ich habe die nähern Umſtände dieſer erſten Ehe nie erzälen hören; ſie hatte jedenfalls keine Nachkommenſchaft hinterlaſſen. Cornelia war Kammerjungfer geweſen; ihre Mutter trat in die junge Haushaltung mit ein. Klinger ward nachmals vom Militär beurlaubt und als Ordonnanz des jüngeren Bürgermeiſters bedienſtet. Seine Ehe ward mit vier Kindern geſegnet. Nach den Kirchenbuchseinträgen ward am 19. Januar 1751 eine Tochter geboren, die nach der Großmutter Fuchſin den Namen Anna Katharina erhielt; am 18. Februar 1752 ein Sohn getauft (am Tag vorher

---

Gatten. Vor ſeinem Bette habe ich ihr im April 1866 das oft vernommene noch einmal, die Feder in der Hand, möglichſt vollſtändig abgefragt. Im ſelben Sommer, mitten unter dem Jammer des damaligen Krieges, ward ſie Witwe; im October 67 folgte ſie dem Gatten nach einer Wallfart von 80 Jahren. Noch in dieſem letzten Sommer ihres Lebens beſchäftigte ſie das Andenken ihres Oheims lebhaft: Hettners Aufſatz in der Weſtermanniſchen Monatsſchrift ward gründlich vorgenommen, darauf wieder einmal die von Wagner herausgegebenen Brieſſammlungen durchgeſehen und mit beſonderem Intereſſe Albertine von Grün verfolgt. Ihr Geiſt hatte die Ausbildung nicht gefunden, die ſeine Fähigkeiten verdient hätten und nach der er ſchmachtete; aber ſie war eine idealiſch geſtimmte und poetiſch angelegte Natur. Immer wieder las ſie vor allem andern Klingers Werke, mit beſonderer Vorliebe Damokles, Giafar und die «Geſchichte eines Deutſchen», verfolgte was die Tagesliteratur über ihn brachte und ſchrieb aus Zeitſchriften ab was ihr beſonders anſtand. Mit ihm ſelbſt hatte ſie vom Tode ihrer Mutter an bis zu ſeinem Tode Briefe gewechſelt, ihn nie geſehen zu haben gehörte zu den Schmerzen ihres Lebens. Mit dem was ſie, die Klingers Mutter bis in ihr vierzehntes, ſeine Schweſtern bis in ihr acht- und neunundzwanzigſtes Jar gekant hatte, zu- erzälen wuſte, ſtimmten die Erzälungen ihrer Schweſtern, deren jüngſte noch lebt, bis auf Kleinigkeiten überein. Solch eine feſte Familienüberlieferung wird ſicher mangelhaft ſein und in Zeitbeſtimmungen irren, ſie kann ſogar mythiſieren, aber ſie iſt willkommen wo die Urkunden im Stiche laſſen.

* Berichte des Fr. d. Hochſtiftes zu Frankfurt 1865, S. 55.

** M. Belli, Leben in Frankfurt 3, 119.

alſo wol geboren), den Junker Friedrich Maximilian hub, «s. t. des Herrn Friedrich Maximilian von Lersners, Kaiſ. Maj. wirklichen Raths, wie auch älteren Schöffen und des Raths hieſelbſt, 1735 am 28. Auguſt geborner ehelicher Son»; am 1. December 1754 wieder ein Son, Johann Friedrich, der ſchon im September des folgenden Jares ſtarb; und am 16. September 1757 eine Tochter Agnes. Für die anwachſende Familie ein entſprechenderes Auskommen zu finden konte dem Vater bei ſeiner dienſtlichen Verwendung und der durch jene Patenſchaft angedeuteten Beziehung zu einer patriciſchen Familie nicht wol mislingen. In der Tat war ihm die einträgliche Stelle eines Verwalters oder Beſchließers im ſtädtiſchen Leinwandhauſe ſchon zugeſagt, als ihn der Tod in der Blüte der Jare ereilte. Er hatte bei dem Paten ſeines Sones als Krankenwärter zu wachen; in der Nacht fülte er ſich ſelbſt unwol, verließ das Zimmer und tat im dunkeln einen todbringenden Fall: ſo die Familienüberlieferung. Die Frankfurter Nachrichten merken an als verſtorben: In Frankfurt Donnerſtags, den 14. Februarii 1760. Johannes Klinger, Conſtabler allhier, alt 37 Jahre*.

Die zweiunddreißigjärige Witwe, die nun für drei unerzogene Kinder und eine alternde Mutter allein zu ſorgen hatte, und wärend eines Krankenlagers auch noch die Erſparnis aus beſſerer Zeit durch Diebſtal verlor, rang tapfer mit ihrem Schickſal. Sie ſchuf ſich einen Verdienſt als Wäſcherin, aber ſie gieng ihm, wie meine Mutter verſicherte, nicht im Taglon und nicht außer dem Hauſe nach. Auch den Handel mit Feuerſteinen und Glückern, den ſie bis in ihre alten Tage wärend jeder Meſſe betrieb, fieng ſie ſchon bald nach dem Verluſt ihres Mannes an: denn die Tochter Agnes erinnerte ſich, als kleines Mädchen den Weg von der Rittergaſſe nach dem Fartor, wo der Laden war, auf dem Rücken ihres Bruders Max zurückgelegt zu haben. Die bisherige Wonung, im Palmbaum an der Allerheiligengaſſe, war nämlich mit einer noch beſcheidneren in einem engen Seitengäßchen der letzteren vertauſcht worden, die der Frankfurter Tradition wol bekant geblieben iſt. So knapp es ihr gieng, brachte es die Klingerin doch fertig, auch noch an einem Waiſenkinde, Cornelia Humbrecht, das ihre Gote war,

* Belli a. a. O. 4, 171.

Chriſtenpflicht zu üben: ſie nam es bei ſich auf und erzog es mit ihren Kindern. «Ich habe eine gute, redliche, verſtändige Mutter gehabt», ſchrieb Klinger am 2. April 1818 an die Tarnow.

Die Hilfe guter Menſchen wird der armen nicht gefehlt haben. Ein Ergebnis wolwollenden Beiſtandes war auf alle Fälle der Anfang zu einer wiſſenſchaftlichen Ausbildung des jungen Max. Von einem längſt in hohem Alter verſtorbenen würdigen Frankfurter, dem Dr. med. Hoffmann, iſt hierüber eine Erzälung ausgegangen, die zuerſt in dem Frankfurter Gedenkbuch zur Jubelfeier der Buchdruckerkunſt (1840) S. 111, dann mit etwas novellenhafter Ausfürung in dem Beiblatte des Frankfurter Journals «Didaskalia» vom 12. September 1840 literariſch fixiert wurde. Danach hätte der Knabe, da er mit ſeinem Vater im Augsburger Hof beim Holzhacken und Sägen beſchäftigt war, durch ſeine Schönheit und ſein blitzendes Auge die Aufmerkſamkeit des vorübergehenden Rectors Zink vom Gymnaſium erregt. «Er redete mit dem Kleinen und fragte ihn, ob er außer dieſer Beſchäftigung auch etwas in der Schule gelernt hätte? Der Knabe antwortete, daß ſeine Eltern zu arm wären, um ihn zur Schule zu ſenden; er ſelbſt wünſche freilich alles lernen zu können, wozu er jedoch keine Hoffnung habe.» Zink hätte hierauf Vater und Son zu ſich kommen laſſen und ſich ſelbſt angeboten, den Knaben zu unterrichten, worauf dieſer denn nach einiger Zeit ins Gymnaſium konte aufgenommen werden. Dieſe Erzälung richtet ſich ſelbſt, indem ſie einen großen Jungen vorausſetzt, der ſeinem Vater bei ſchwerer Arbeit hilft, da doch bei deſſen Tode dem Son noch vier Tage zum achten Lebensjare fehlten. Wie ſolte auch ein Gymnaſiallehrer — denn das war Zink, nicht Rector* — darauf verfallen, einem ſo kleinen Knaben Elementarunterricht zu geben, ſtatt ſeinen Eintritt in eine geeignete Schule zu vermitteln? Endlich kann von einer drückenden Armut, die auch den gewönlichſten Schulunterricht der Kinder ausgeſchloſſen hätte, am wenigſten bei Lebzeiten des Vaters Klinger die Rede ſein. Das Verdienſt, das ſich Zink um Klingers Ausbildung wirklich erworben, hat die Ueberlieferung ſagenhaft aufgeputzt. Eine andere ſehr viel warſcheinlichere Erzälung derſelben Begebenheit, deren Quelle aber nicht angegeben wird,

---

* Er ſtarb 1786 als *quartae classis collega emeritus.*

findet ſich bei v. HEYDEN, Gallerie berümter Frankfurter S. 64. Danach wurde Max im Alter von elf bis zwölf Jaren in der Nähe des Augsburger Hofes, wo er in Geſellſchaft eines Nachbarjungen zufällig vorbeikam, von einer Magd aufgefordert, einen Haufen geſpaltenen Holzes, der vor einem Hauſe lag, drei Stiegen hinauf tragen zu helfen. Als die Knaben dann von der Hausfrau, der Gattin des Profeſſors Zink, den verdienten Lon empfiengen, fiel dieſer der eine durch Schönheit und lebhaftes, anſtändiges Weſen auf, ſie fragte ihn aus und beauftragte ihn, baldigſt ſeine Mutter zu ihr zu ſchicken, der ſie etwas wichtiges zu ſagen habe. Darauf habe denn Zink die Sorge für Schulgeld und Bücher übernommen und ſich auch zur Privatunterweiſung erboten. Meine Mutter wuſte indes auch von dieſer Geſchichte nichts. Nach ihrem Berichte gieng Max mit der älteren Schweſter Katharine zu einem Schulmeiſter Hüttner in der Rittergaſſe in die Schule, und auf Anraten dieſes Lehrers ſuchte die Mutter den Profeſſor Zink auf, um mit ihm über die Möglichkeit einer Aufname ins Gymnaſium zu ſprechen. Man ſieht, daß dieſe Angabe, mit der Hoffmanniſchen Erzälung unverträglich, ſich mit der bei Heyden ganz wol vereinigt. Die Aufforderung der Frau Zinkin kann vorausgegangen, dann der Schulmeiſter um ſeine Meinung befragt und der Gang gewagt worden ſein. Die Güte, mit der Zink ſich des armen Knaben jedenfalls angenommen hat, ſcheint ein dauerndes Verhältnis zwiſchen beiden Familien begründet zu haben; wenigſtens war Agnes nachmals mit einer Tochter Zinks, die einen Kaufmann in Hanau heiratete, befreundet.

Der Knabe machte im Gymnaſium die Erfarung, daß man noch weit ſchlimmer daran ſein kann, als er es war. Selbſt ein ſpäter, hinter den Altersgenoſſen zurückgebliebener Schüler, fand er in der Claſſe, in die er eintrat, einen vier bis fünf Jare älteren Jungen aus Windecken bei Hanau, letzten Sprößling einer alten und angeſehenen frankfurtiſchen Familie, Son eines Arztes, der mit elf Jahren vater- und mutterlos, durch Kriegsläufte und ungetreue Vormünder verarmt, im Alter von vierzehn Jaren ſich der Beſtimmung zum Handwerk hartnäckig entzogen und, ich weiß nicht wie, den Weg ins Frankfurter Gymnaſium gefunden hatte. Er hieß Johann Georg AUTHÄUS. Max Klinger, ſelbſt Gegenſtand fremden Erbarmens, erbarmte ſich ſeiner, gegen dem er reich

und glücklich war, erzälte von ihm zu Hause und ward von Mutter und Großmutter aufgefordert ihn mitzubringen, so oft es ihm gefiele. Ein gemeinsames Schulerlebnis scheint beide enger verbunden zu haben. Ein gewisser Schüler, der aus Bergen stammte, wurde von einem gewissen Lehrer — ich habe auch beider Namen nennen hören — begünstigt, weil seine Mutter den letzteren fleißig mit Zusendung ländlicher Erzeugnisse verehrte. Als nun der Schüler ein Vergehen begieng, gelang es die Schuld auf Authäus und Klinger, die zwei schutzlosesten seiner Genossen, zu wälzen, und sie litten die Strafe, der jener entgieng. Der glückliche war frech genug, auf Authäus eigner Stube ihn darob zu verhönen, und Authäus warf ihn im Zorn die Treppe hinunter in eine Waschbütte. Die Sache war so ernst, daß der Täter dem verzweifelten Gedanken Raum geben konte, sich bei den Preußen anwerben zu lassen, doch kam es zu keinem verhängnisvollen Schritte, natürlich aber zu neuer, schwerer Strafe. Die Schulgeschichte, die im 3. Capitel des Weltmanns und Dichters erzält wird, hat mit dieser erlebten die äußere Aenlichkeit, daß ein armer schutzloser Knabe an eines andern Stelle schwer gezüchtigt wird, wärend die Motivierung abweicht. Dennoch hatte wol meine Mutter Recht, wenn sie behauptete, das berichtete Erlebnis läge hier zu Grunde. Nach ihm jedesfalls und vielleicht in seiner Folge geschah es, daß Authäus in die arme Wonung in der Rittergasse und in das Bette seines Freundes aufgenommen wurde, one mehr als eine Entschädigung für die ihm reichende Kost zalen zu müssen.

Beide Knaben benützten jede Gelegenheit zu einem anständigen Verdienste. Sie fanden Aufname in den Chor der Currendschüler, die von einem Präfecten geleitet an gewissen Wochentagen vor den Häusern frommer Bürger, und vor solchen, worin ein Totes lag, geistliche Lieder sangen und bei feierlichen Begräbnissen singend vor dem Leichenwagen herzogen. Diese an Luthers Knabenjare gemanende Tatsache beruht bezüglich Klingers auf der Erzälung des Dr. Hoffmann; meine Mutter wuste nur, daß Authäus auf diese Art einen Verdienst gehabt habe und fand es bei ihrem Oheim nicht warscheinlich: denn dieser, dem die Tarnow nachmals einen «erschütternden holen Brustton» beilegte, habe keine gute Singstimme gehabt, sondern nach Authäus, der sich eines trefflichen Tenors bewust war, «geblökt». Doch kann

mehr als eine unſchöne Stimme, der ein kleiner Verdienſt zu gönnen war, wenn ſie nicht zu ſehr detonierte, zur Verſtärkung des Chors gedient haben. Eine nicht zu verachtende Aufbeſſerung war es auch und zugleich eine Anerkennung ſeines zuverläſſigen Charakters, daß Klinger die Stelle eines Calefactors im Gymnaſium bekam. Schüler, die ſie inne hatten, muſten das Vertrauen der Lehrer beſitzen und waren leicht verſucht, ſich deſſen auf Koſten des Mutwillens und der Unarten ihrer Mitſchüler würdig zu beweiſen, daher man noch jezt, da die Ofenheizung längſt nicht mehr Schülerarbeit iſt, einen bedientenhaft ſich anſchmeichelnden Menſchen einen Kalfakter nennt und davon das Zeitwort kalfaktern bildet. Eine Ehre in Schüleraugen war das Amt gewiss auch zu Klingers Zeiten nicht, aber womit muſte nicht die Not verſönen! Eine Dienſtwonung im Gymnaſium war mit ihm verbunden und ein Diener wurde ſeinem Inhaber gehalten. Die wichtigſte Einkommensquelle war natürlich, ſobald man in die höheren Claſſen aufrückte, der Privatunterricht bei jüngeren Schülern, dem beide Freunde mit Aufbietung aller Kräfte und unter reichlicher Nachfrage oblagen. Er ſolte das Capital beſchaffen, das ſpäter auf der Univerſität verbraucht werden ſolte. Und doch giengen daneben noch Privatſtunden her, die man am ſpäten Abend bei dem nachmaligen Pfarrer Minner zu Frankfurt ſelber nam. Ich beſitze ein Exemplar von Rambachs heilſamen Wahrheiten des Evangelii, einer Predigtſammlung von 1546 Quartſeiten, auf deſſen Deckel, dem Titelblatt gegenüber, in ſorgfältigen Zügen geſchrieben ſteht: *Referor ad libros Friderici Maximiliani Klingeri Francofurti ad Mœnum 11. Junii Anno 1768. Symbolum meum est*

Ah! Deus omnipotens animam cum corpore serva,
Ut possim studiis semper adesse meis.

Welche rürende Bedeutung gewinnt dieſes wolgebaute Diſtichon, wenn man jener ſtrengen Bemühungen in ſo zartem Alter gedenkt!

Das Programm des Rectors Purmann auf die am 24. September 1772 zu haltende ſogenante Progreſſion entwirft den Hergang dieſer Feierlichkeit wie folgt: «Zuerſt werde ich in einer lateiniſchen Rede die Urſache anführen: Warum die Menſchen ſo gern an den traurigen Schikſalen andrer Theil nehmen. Hierauf wird der Exemt und Präfect des großen Chors, Johannes Kissner von Frankfurt,



der ſich durch Fleiß und gutes Betragen allgemeines Lob erworben hat, von dem Nutzen, den die Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften aus der Rechenkunſt haben, lateiniſch reden. Alsdann wird die ſogenannte Progreſſion gehalten werden, da aus allen Claſſen einige wohlgerathene und geſittete Schüler im Namen der übrigen ihre Dankbarkeit gegen die Beſchützer und Erhalter dieſes Gymnaſii in kurzen Reden an den Tag legen werden. Ihre Namen ſind folgende: Aus der erſten Claſſe Johann Georg Authäus von Windecken, Friedrich Maximilian Klinger von Frankfurt. Aus der zweiten» u. ſ. w. Hiemit erfaren wir, wann Klinger vom Gymnaſium abgegangen iſt, denn man hat one Zweifel die Repräſentanten der Prima aus ihren Abiturienten gewält. Von Authäus weiß ich, daß er 1761 eingetreten war; und länger als elf Jare wird es wol nicht möglich geweſen ſein, ſich in den vier Claſſen herum zu treiben.

Es iſt von Wert, aus dieſem Programm zu erſehen, welcher Geiſt in der Frankfurter Gelehrtenſchule damals herſchte. Offenbar hatte ſie der utilitariſchen und belletriſtiſchen Zeitrichtung ihre Tore weit genug aufgetan. «Beides», ſagt Purmann, «ſowohl die neueſte Hiſtorie als auch Geographie zu erleichtern, iſt die Veranſtaltung getroffen worden, daß die Schüler der drei oberſten Claſſen des Samſtags in der letzten Stunde von 10—11 zuſammen kommen, wo ſie zur Leſung einer politiſchen Zeitung angehalten und ihnen von dem Lehrer der dritten Claſſe die nöthige Erklärung darin gegeben wird. Hier zeigt ſich Gelegenheit, den Schülern außer den vorhin gemeldeten Puncten auch einige Nachricht von den Werken der Kunſt, neuen Erfindungen und dergl. mehr zu geben». Ferner: «Denjenigen, die natürliche Anlage zur Dichtkunſt haben, wird Gelegenheit zu eigenen Ausarbeitungen gegeben. Beſonders aber werden ihnen bei Erklärung der Poeten die Schönheiten gezeigt und zugleich Anleitung gegeben, über die Vorzüge eines Gedichtes mit Geſchmack zu urtheilen und mit der Lectüre eine geſunde Kritik zu verbinden». Hier iſt freilich nur von lateiniſchen und griechiſchen Poeten die Rede, aber man ſieht, daß ſie in belletriſtiſchem Sinne behandelt wurden und der Unterricht dazu angetan war, ſchöne Geiſter zu erwecken.

Auf Klingers Abgang vom Gymnaſium folgte aber nicht alsbald ſein Uebergang zum akademiſchen Studium. Aus dem In-

ſcriptionsbuch der Univerſität Gießen hat man ermittelt, daß er den 16. April 1774 unter dem Rectorate des Dr. Joh. Wilh. Baumer daſelbſt immatriculiert worden iſt. Was er in den zwiſchenliegenden anderthalb Jaren getrieben, darüber verlautet nichts. Aber was wird es anders geweſen ſein als durch Unterricht Geld verdienen! Er hatte auf dem Gymnaſium ſchwerlich ſo viel erſparen können als man für nötig hielt um das Univerſitätsſtudium zu beginnen: vielleicht waren ſogar Schulden abzuverdienen, und galt es jezt erſt mit mehr Zeit und Kraft als bisher eine Weile ums Brot zu arbeiten.

Die Sorge und Mühe um die Notdurft des Lebens, die auf Klingers Jugend fort und fort laſtete und ihre Entwickelung einzwängte, hinderte nicht, daß dieſe letzte Zeit in Frankfurt wol die glücklichſte in ſeinem Leben war. Das Alter von zwanzig Jaren braucht nicht viel um ſein ſelber froh zu werden; dieſem armen Jungen aber ward ein Gut zu Teil, um das ihn Könige beneiden durften: ein traulicher Verkehr mit dem genialſten und liebenswürdigſten Menſchen ſeines Jarhunderts. Sein Glück hatte gewolt, daß GŒTHE ſein Landsmann und nur wenig Jare älter war als er: gerade hinreichend, um ein Verhältnis bewundernder Unterordnung naturgemäß zu machen, und doch nicht zu viel, um ihm den kameradſchaftlichen Charakter zu rauben.

Wir müſſen hier, um dieſes Verhältnis des leidenſchaftlichen, von äußerem Druck gepeinigten Jünglings zu dem reiferen, im Sonnenſchein wandelnden Freunde gleich zu charakteriſieren, vorausnehmen, was jener im Sommer 1776 an Schleiermacher ſchrieb: «drück dich und andre nicht und ſchieß am Ende alle Pfeil auf mich, weil du weißt, daß ichs allein und gut aufnehme. Wüthe und fluche gegen mich — werf mir all deine gute und wilde Gefühle hin, vielleicht wird dir manchmal leicht, auch müſte der Menſch was haben, wohin er göſſe und ſchütte. Das hatt ich all an Gœthe». Man kann ſich vorſtellen, wie viel Geduld und Gutmütigkeit ſolche Freundſchaftsdienſte von Gœthe gefordert haben; und wenn wir mehr davon wüſten, würde ein neues ſchönes Licht auf ſein jugendliches Charakterbild fallen.

Gœthe war im Auguſt 1771 von Straßburg zurückgekehrt und gedenkt von da an in ſeiner Lebensbeſchreibung öfter, wie-



wol meist nur in seiner andeutenden verallgemeinernden Weise eines Kreißes befreundeter Jünglinge, mit dem er in Frankfurt lebte und in dem sein Wesen, Denken und Dichten einen begeisterten Wiederhall fand. «Von ältern Freunden und Bekannten fand ich an Horn den unveränderlich treuen Freund und heitern Gesellschafter; mit Riese ward ich auch vertraut, der meinen Scharfsinn zu üben und zu prüfen nicht verfehlte, indem er, durch anhaltenden Widerspruch, einem dogmatischen Enthusiasmus, in welchen ich nur gar zu gern verfiel, Zweifel und Verneinung entgegensetzte. Andere traten nach und nach zu diesem Kreis, deren ich künftig gedenke; jedoch standen unter den Personen, die mir den neuen Aufenthalt in meiner Vaterstadt angenehm und fruchtbar machten, die Gebrüder Schlosser allerdings oben an» (Ausg. in 40 Bänden, 22, 68 ff.). Die Anderen, deren er später wirklich gedenkt, sind Heinrich Leopold WAGNER, der Dichter der Kindesmörderin, und Klinger; so zu sagen als auswärtiges Mitglied erscheint der von Straßburg her mit ihm verbundene LENZ. An einer andern Stelle wird dann die literarische Revolution der Siebenziger Jare, aus der Gœthe selbst als Herscher hervorgieng, auf seinen ermunternden Wechselverkehr mit einer größern Anzal begabter Jünglinge zurückgefürt. «Auch nahmen viele gern an meinen größern und kleinern Arbeiten Theil, weil ich einen jeden, der sich nur eingermaßen zum Hervorbringen geneigt und geschickt fühlte, etwas in seiner eigenen Art unabhängig zu leisten, dringend nöthigte, und von allen gleichfalls wieder zu neuem Dichten und Schreiben aufgefordert wurde. Dieses wechselseitige, bis zur Ausschweifung gehende Hetzen und Treiben gab jedem nach seiner Art einen fröhlichen Einfluß, und aus diesem Quirlen und Schaffen, aus diesem Leben und Leben lassen, aus diesem Nehmen und Geben, welches mit freier Brust, ohne irgend einen theoretischen Leitstern, von so viel Jünglingen, nach eines jeden angebornem Charakter, ohne Rücksichten getrieben wurde, entsprang jene berühmte, berufene und verrufene Literarepoche, in welcher eine Masse junger genialer Männer, mit aller Muthigkeit und aller Anmaßung, wie sie nur einer solchen Jareszeit eigen sein mag, hervorbrachen, durch Anwendung ihrer Kräfte manche Freude, manches Gute, durch den Mißbrauch derselben manchen Verdruß und manches Uebel stifteten (87 f.).

Die kleine Frankfurter Gesellschaft, die den Dichter des Götz

und Werther umgab und in der doch nur Wagner und Klinger ſelbſt poetiſch productiv waren, erſcheint hier gewiſſermaßen als der feſte Kern der Sturm- und Drangperiode, der allerlei andre Elemente wie zu einem Kometenſchweif an- und hinter ſich herzieht. Von ganz beſondrer Bedeutung aber war jene Geſellſchaft für den Urſprung der kleineren Werke burlesken Stils, in welchen Gœthe ſich gerne ausließ. «Mehr als alle Zerſtreuungen des Tags hielt den Verfaſſer von Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Luſt ab, die über jene Geſellſchaft gekommen, alles was im Leben einigermaßen Bedeutendes vorging zu dramatiſieren. — — Durch ein geiſtreiches Zuſammenſein an den heiterſten Tagen aufgeregt, gewöhnte man ſich, in augenblicklichen kurzen Darſtellungen alles Dasjenige zu zerſplittern, was man ſonſt zuſammengehalten hatte, um größere Compoſitionen daraus zu erbauen. Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Misverſtand, eine Paradoxie, eine geiſtreiche Bemerkung, perſönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten rauſchenden Leben vorkommen mag, alles ward in Form des Dialogs, der Katechiſation, einer bewegten Handlung, eines Schauſpiels dargeſtellt, manchmal in Proſa, öfters in Verſen». Dr. Bahrdt beſuchte den Autor des Prologs zu ſeinen neueſten Offenbarungen und wolte ihn durch gutmütige Aufname des Spottes beſchämen: «wir jungen Leute aber fuhren fort kein geſelliges Feſt zu begehen, ohne mit ſtiller Schadenfreude uns der Eigenheiten zu erfreuen, die wir an andern bemerkt und glücklich dargeſtellt hatten» (179 f.). Und einmal wenigſtens erhalten wir einen wirklichen, vom Nebel allgemeiner Ausdrücke nicht verſchleierten Einblick in das Treiben der Geſellſchaft: wir dürfen zuhören, wie Gœthe im December 1774 den Prinzen von Weimar und ihrem Begleiter Knebel die Entſtehung der (im März erſchienenen) Farce Götter, Helden und Wieland erzält. «Und ſo konnte ich nicht umhin, vor allen Dingen einzugeſtehen, daß wir, als wahrhaft oberrheiniſche Geſellen, ſowohl der Neigung als der Abneigung keine Gränzen kannten. Die Verehrung Shakſpeares ging bei uns bis zur Anbetung». Wieland aber hatte ſich an Shakſpere durch die Anmerkungen zu ſeiner Ueberſetzung vergangen. «Hiezu kam noch, daß er ſich auch gegen unſere Abgötter, die Griechen, erklärte und dadurch unſern böſen

Willen gegen ihn noch ſchärfte»: es geſchah in den Briefen, die er über ſeine Oper Alceſte in den Merkur einrückte. «Dieſe Beſchwerden hatten wir kaum in unſerer kleinen Societät leidenſchaftlich durchgeſprochen, als die gewöhnliche Wuth alles zu dramatiſiren mich eines Sonntag Nachmittags anwandelte, und ich bei einer Flaſche guten Burgunders das ganze Stück, wie es jetzt daliegt, in Einer Sitzung niederſchrieb. Es war nicht ſo bald meinen gegenwärtigen Mitgenoſſen vorgeleſen und von ihnen mit großem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handſchrift an Lenz nach Straßburg ſchickte, welcher gleichfalls davon entzückt ſchien und behauptete, es müſſe auf der Stelle gedruckt werden. — — Und ſo hatte ich meinen neuen Gönnern mit aller Naivetät dieſen argloſen Urſprung des Stücks, ſo gut wie ich ihn ſelbſt wußte, vorerzählt, um ſie völlig zu überzeugen, daß hiebei keine Perſönlichkeit noch eine andere Abſicht obwalte, auch die luſtige und verwegene Art mitgetheilt, wie wir uns unter einander zu necken und zu verſpotten pflegten. Hierauf ſah ich die Gemüther völlig erheitert, und man bewunderte uns beinah, daß wir eine ſo große Furcht hatten, es möge irgend jemand auf ſeinen Lorbeeren einſchlafen. Man verglich eine ſolche Geſellſchaft jenen Flibuſtiern, welche ſich in jedem Augenblick der Ruhe zu verweichlichen fürchteten, weßhalb der Anführer, wenn es keine Feinde und nichts zu rauben gab, unter den Gelagtiſch eine Piſtole losſchoß, damit es auch im Frieden nicht an Wunden und Schmerzen fehlen möge». Es gibt auch heute noch oberrheiniſche — man ſagt jezt mittelrheiniſche — Geſellen, die ſich durch eine ſolche Schilderung erinnert fülen, wie ſie als junge Leute zuſammen den Shakſpere laſen, in der Unbedingtheit ſeiner Bewunderung wetteiferten, ſeine Redensarten beim Wein einander an den Kopf warfen und in Wort, Vers und Bild ſo vielen und ſo guten Hon trieben, als ihnen der Geiſt gab. Gœthe hat ſo vielerlei von bedeutenden Einwirkungen, die er empfieng, zu erzälen, daß dieſes Treiben, bei dem er weit weniger empfieng als gab, in ſeinem Berichte wenig hervortritt; aber im Leben ſelbſt mag es leicht einen breiteren Raum eingenommen und neben dem Verkehr in Darmſtadt, der durch die Teilname edler Frauen einen ganz andern Charakter trug, zum Hervorlocken ſeiner Schöpferkraft nicht wenig mitgewirkt haben.

Der Ort, wo jene Farce geſchrieben, vorgeleſen und bejubelt

ward, war, wie meine Mutter hatte erzälen hören, Klingers Stube. «Das arme Zimmer im Rittergäßchen», ſo berichtet Creizenach (im Frkf. Muſ. 1856) auf Grund der Frankfurter Ueberlieferung, «vereinigte damals jeden Sonnabend» — Gœthe gibt aber den Sonntag Nachmittag an — «die erſten Namen der neuen Schule zu Beſprechungen, in welchen eine leidenſchaftliche Offenheit vorherrſchte. — — Noch lange, nachdem die raſche Woge der 70er Jahre verrauſcht war, ſah man an der niedrigen Lehmwand der armen Frau Klinger die Silhouetten von Lavater, Maler Müller, Heinſe, Füßli u. A.». Auch auswärtige Freunde und Bewunderer, die Gœthen zu beſuchen kamen, betraten wol dieſe Wonung, und Mutter und Schweſter mochten ihr Teil Unterhaltung bei dieſer angeregten Geſelligkeit finden. Die ältere Schweſter Katharine, eine Natur von ernſter Tüchtigkeit, der es aber an äußeren Reizen und glücklichem Temperament gebrach, wurde hiebei weniger beachtet, aber die noch ſehr junge Agnes, nach Gœthes Ausdruck ebenſo ſchön und wacker wie ihr Bruder, von dieſem ſelbſt (an die Tarnow) eine «treffliche, ſo gute, ſchöne als geiſtreiche Schweſter» genant, ſcheint von den genialen Gäſten gerne geſehen worden zu ſein. Sie konte nachmals ihren Kindern erzälen, daß ſie die Stolberge und Miller — den viel geleſenen — kennen gelernt habe. Gœthe konte ſich bei Klinger erkundigen, ob er dieſer Schweſter das Manuſcript der Stella gegeben habe (Br. 9), und ihm in Weimar Grüße an die Seinen auftragen. Gotter, Gœthes Freund von Wetzlar her, der im Herbſt 74 durch Frankfurt gekommen war, wechſelte ſogar Briefe mit Agnes, wie die Nachſchrift unter dem Briefe Klingers an ihn vom 5. September 1777 beweiſt.

Wagner war Ende Mai 1774 von Saarbrücken nach Gießen gezogen, gewiss nicht one ſich auf der Reiſe in Frankfurt aufzuhalten und jezt ſchon Gœthes Bekantſchaft zu ſuchen; in Gießen wird ihm Klingers ſeine nicht entgangen ſein. Seit der Herbſtmeſſe deſſelben Jares nam er in Frankfurt ſeinen Aufenthalt, wo indes ſein gutes Verhältnis zu Gœthe nicht länger als ein halbes Jar dauern ſolte, da er es durch die vielberufene Prometheus-Farce ſelbſt untergrub. In Klingers Briefen wird ſeiner nur einmal gedacht, und wie man beide kennt, fehlte es an der tieferen Uebereinſtimmung der Sinnesart, um ſie ſehr eng zu verbinden. Nicht

aber an der leicht geſchloſſenen vertraulichen Kameradſchaft, die in jener Zeit ſo wolfeil war, und ſie reichte hin um Wagner auch mit Klingers Familie in eine freundliche Beziehung zu bringen. In den Briefen der Frauen, die mir vorliegen, iſt von «unſerm Freund Wagner» zum öfteren die Rede. Ihn und Gœthe als die intereſſanteſten Hausfreunde neben einander ſtellend, ſchreibt die Mutter Klinger den 9. November 1775 an Schumann in Mainz: «geſtern Abend war Wagner der Promedeiß bey uns insgeheim, oder wiſſen Sie noch nicht, daß Wagner in Höchſt iſt ſchon lang. Unſer Gœthe der heilig Mann iſt ſchon 5 Wochen von hier weg gereiſt mit dem Herzog von Weimar. Man ſagt er wäre Hofrath worden. Der Promedeiß Wagner läßt Sie grüßen.» Eine Schweſter, die dieſer bei ſich hatte, ſchloß ſich ſehr innig an die Klingeriſchen und beſonders an Agnes an, ſo daß, wenn er verreiſt war, die Mädchen abwechſelnd bei der «Wagnern» ſchliefen und ihr Geſellſchaft leiſteten; und an Wagners frühem Sterbebette ſtand ihr die Mutter Klinger tröſtlich zur Seite.

Daniel SCHUMANN, ein dem kaufmänniſchen Berufe gewidmeter Bürgersſon, nachmals Inhaber einer Tabaksfabrik in Frankfurt, war Klingers früheſter Jugendgeſpiele; er trat ein halbes Jar nach deſſen Abgang zur Univerſität in einem Geſchäfte zu Mainz ein. Er war ein hübſcher Junge von gutem Benehmen, und auch er hatte einen Anflug von Genieweſen, der ſpäter einem pietiſtiſchen Zuge wich. Daß ihn Wagner grüßen läßt, beweiſt, daß er ſich mit den Genies bei Klinger wenigſtens freundlich begegnete, wenn er auch nicht zu der «Societät» gehörte. Mehr wird ihnen Authäus ausgewichen ſein; in ſeiner Natur lagen keine Berürungspunkte mit ihnen. Er gieng mit ſeinem Freunde Kißner oder hinter dieſem her zum Studium nach Halle; er wurde ein Theologe Gellertiſcher Obſervanz, und ein höchſt würdiger, ſeinem Berufe ganz hingegebener Geiſtlicher.

Anders war es mit einem dritten Jugendfreunde, Philipp Chriſtoph KAYSER. Er war drei Jare jünger als Klinger, Son des Organiſten an der Katharinenkirche, und ergriff die Muſik als angeſtammten Lebensberuf. Zugleich ergieng er ſich in lyriſchen Gedichten und in einem ſich ſelbſt beſchauenden Gemütsleben nach dem Genieſtil, und er ſtand Gœthe nahe genug, daß ſich nach der frühen örtlichen Trennung eine dauernde Beziehung zwiſchen beiden erhalten konte.



Wie Gœthe ihm feine Singfpiele zur Compofition anvertraute, wie viel Freude er 1781 in Weimar am Verkehr mit ihm fand, wie er ihn zu fich nach Rom zog und ihm zu anderem gutem behilflich war, ift bekant genug. Kayfer muß ein Menfch von gewinnender Liebenswürdigkeit, aber auch, wie das bei begabten Mufikern leicht eintrifft, eine fchwierige und abfonderliche, eine melancholifche und felbftquälerifche Natur gewefen fein: auf beides laffen die an ihn gerichteten Briefe, die uns in ziemlicher Anzal vorliegen, fchließen; um fo höher dürfen wir von den inneren Reichtümern diefer Natur denken, die nicht nur Klingers Freundfchaft für immer, fondern auch Gœthens feine fo lange zu feffeln vermochte. Freilich hatte er Gœthen etwas zu geben, was diefer in fich felbft nicht fand: Mufik zu feinen Verfen und Aufklärung über die Kunftprincipien der Mufik; und als er nachmals mit Reichardt in Verbindung kam, ließ er Kayfern fallen, wovon die Folge war, daß er fich feiner in Warheit und Dichtung mit keinem Wort erinnerte*. Aus der frühen Beziehung zu Gœthe ftammte offenbar Kayfers Vertraulichkeit und brieflicher Verkehr mit Lenz, den er auf der Reife nach Zürich in Straßburg auffuchte und von da an neben Röderer zum Freunde gewonnen hatte. Denn in jene fchweizerifche Stadt, wo fich ihm Lavaters Kreis öffnete, verfchlug ihn das Schickfal früh und für immer. Er hatte fich, nach der Klingerifchen Familientradition, in ein vorzeitiges und noch dazu unftandesmäßiges Liebesverhältnis mit einer Jugendgefpielin, der Tochter des Türmers an der Katharinenkirche begeben; fein mufikalifcher Sinn war dabei nicht unbeteiligt, da, wie ich aus einem der mir handfchriftlich vorliegenden Gedichte fehe, Sannchen ihn neben andern Reizen auch durch eine fchöne Singftimme entzückte. Seine Eltern wünfchten diefes Verhältnis zu trennen, und man darf annehmen, daß durch Gœthens und Lavaters Vermittelung die Wal eines künftigen Aufenthaltes für ihn auf Zürich fiel, wohin er zu Anfang des Jares 1775 abgegangen fein muß. Neben diefer Erfchütterung feines weichen und leidenfchaftlichen Herzens gab die Auflehnung eines ftolzen Sinnes gegen den Druck des Lebens und deffen kümmerliche Verhältniffe feinen

* Ueber Kayfer haben gehandelt: DÜNTZER, Frauenb. aus Gœthes Jugendz. 170 ff., STÖBER, J. G. Röderer 36 ff. BURCKHARDT, Gœthe u. Kayfer.

Stimmungen den Ton, und ſie war es zugleich, die ihn ſympathetiſch mit Klinger verband. Denn dieſer war ſein eigentlicher Freund, wärend er zu Gœthen aus einer gewiſſen Ferne empor und dieſer als Gönner zu ihm herab ſah. Die Verbindung umfaſste beiderſeits die Angehörigen; auch Agnes war ſeine Freundin, wechſelte Briefe mit ihm und liebte ihn wie ihren Max (ſ. die 2, 462. 498 von Burckhardt in den Grenzboten XIX, veröffentlichten Briefe), und mit ſeiner trefflichen Schweſter Dorothea blieb ſie lebenslang aufs innigſte verbunden. Wie Gœthens Verhältnis zu Klinger pädagogiſcher Natur war, ſo das ſeinige zu Kayſer. Seine früh errungene und unter Sturm und Drang ſich ſchlieſslich behauptende Lebensweisheit, nicht mit dem Schickſal zu hadern, aber ſich keinem Drucke zu beugen, den Sinn frei und offen zu erhalten und keine Gunſt des Augenblickes zu verſcherzen, gewann dem jüngern Freunde eine freiwillige und lange dauernde Unterwerfung unter ſeinen Einfluſs ab. Kayſers Briefe an Schleiermacher, die man im Anhang dieſes Buches findet, geben manigfaches, mitunter rürendes Zeugnis davon, in keinem Ausdrucke ſtärker als wo er einmal ſagt «ich aus Klingers Geſchlecht und Samen». Hier möge ein Gedicht zeugen, das er aus Zürich ſchickte, das aber nach der vergleichsweiſe ungeübten Form zu ſchlieſsen wol noch aus Frankfurt ſtammt:

An Klinger.

Um Mitternacht.

Dich denk' ich — Ha! mein Geiſt beginnt
Hinan! Das Blut in Adern rinnt;
Mein Herz klopft tauſendfach in Schlägen
Dem Bild, das meine Phantaſie
Sich jezzo malt, — und Himmel wie? —
In Götter Wonn' entgegen.

Dich denk' ich — ha! da ſtehſt du ſchon
Vor mir — und lächelſt ſtillen Hohn
Dem Volk, das nur in ſeinen Leiden
Die Ruthe fühlt, das nicht wie ich
Und du, dem Schickſal willig ſich
Ergiebt — und fühlt doch Freuden.

Da ſtehſt du! hold von Angeſicht
Blickſt du mich an, und ſüſse ſpricht

Dein Mund die öftern Lehren wieder:
Sey ftark und männlich! halt dich auf!
Sey ruhig! laß der Dinge Lauf!
Und beug dich nur nicht nieder!
— — — — — —

Ich folge; Ja! reich mir die Hand
Noch ferner hin! Ins Götterland
Selbft, folft du mich dir folgen fehen.
Du bift mein Vater, Lehrer, Freund,
Du bift mir alles! ganz vereint
Mit dir will ich nur gehen

Die Bahne durch, die dornenvoll
Zwar ift — doch endlich auch noch foll
Uns bald zur Rofenlaube führen.
Geh muthig vor! Ich feh das Ziel!
Ich feh den Kranz! -- der Kränze viel! --
Thät mich auch einer zieren!!!

Auf zwei Niederfchriften, die mir vorliegen, hat das Gedicht die Nachfchrift: «an einem der elendften Abenden meines Lebens, den ich nun auch nicht detailliren will, entftand dies und brachte mir Troft. In diefer Situation muß man mich und das Gedicht anfehen». Auf dem einen Blatte folgen noch die an Schleiermacher gerichteten Worte: «sprich nochmals mit mir Amen dazu!»

Neben Wagner und Kayfer erkennen wir dann auch KEHR (f. Lœper z. Warh. u. D. Anm. 180) und RIESE als Freunde, die Gœthe mit Klinger geteilt hat. Beiden werden in des leztern Auftrag Exemplare des Grifaldo zugefchickt (Br. 27); Riefe hatte ihm nebft einem andern Bekanten DIEHL, der auch als Heinfes Freund begegnet*, zu feiner Reife nach Weimar Geld geliehen, deffen Wiedererftattung einen ftehenden Punct in feinen Briefen an Schleiermacher bildet. Am 18. September 1804 fchrieb er an Gœthes Mutter: «follten Sie den alten Freund Riefe fehen und Willemer**, fo bitt ich, fie im alten Sinn zu grüßen. Von Riefe hab ich nie wieder gehört, und hätte fo gern von ihm gehört» (Keil, Fr. Rath 356). Endlich wird eine perfönliche und freund-

* Briefw. zw. Gleim, Heinfe u. Müller 1, 213.

** Diefer war 1760 geboren, kann alfo wol erft 1777, als Klinger mit der Seilerifchen Gefellfchaft wieder nach Frankfurt kam, ein Gegenftand feiner Aufmerkfamkeit geworden fein. Willemers Begeifterung für das Theater wird die Gelegenheit dazu herbeigefürt haben.

ſchaftliche Beziehung zu GEORG SCHLOSSER vor deſſen Abgang von Frankfurt durch die Gaſtfreundſchaft, die Klinger ſpäter bei ihm in Emmendingen genoß, vorausgeſetzt.

Im Mittelpunct aller dieſer Beziehungen ſtand Gœthe. Es reizt die Neugierde unwiderſtehlich zu erraten, durch welche Mittelglieder Klingers Verbindung mit dem berümteren Landsmanne, den ein ſo weiter geſellſchaftlicher Abſtand von ihm trennte, geknüpft worden iſt. Gœthe ſagt in ſeiner Lebensbeſchreibung (22, 191): «man liebt an dem Mädchen was es iſt, und an dem Jüngling, was er ankündigt, und ſo war ich Klingers Freund, ſobald ich ihn kennen lernte». Mit Beziehung auf dieſe und die ſich daran ſchließenden Worte einer liebevollen Charakteriſtik ſchreibt ihm Klinger 1814: «wie angenehm mußte es mir ſeyn, mich von Ihnen im 18. Jahre ſo erkannt und in meinem Innern erforſcht zu ſehen». Iſt hier die Erinnerung genau — und warum ſolte man ſie in einem ſo wichtigen Puncte bezweifeln — ſo hat die Bekantſchaft, die gleich zur Freundſchaft wurde, zwiſchen dem Februar 1769 und Februar 1770 begonnen, alſo in jenem Lebensabſchnitte Gœthes, von dem er uns ſo unvollſtändig zu unterrichten für gut fand, daß in ſeiner Darſtellung zwiſchen der Rückkehr von Leipzig (Anfang September 1768) und dem Abgange nach Straßburg (Ende März 1770) ſtatt neunzehn Monate nur ſieben zu liegen ſcheinen. Was aber konte in aller Welt damals den Son des Herrn Rates und Enkel des Stadtſchultheißen mit dem Son der Witwe in der Rittergaſſe, was den Leipziger Studenten, der in drei Jaren viel von der Welt erkant und ſchon zu viel von ihr genoſſen hatte und der nun zur Abwechſelung mit der Klettenberg myſtiſch und alchymiſtiſch dilettierte, was konte ihn mit einem unerfarenen, im Dunkel lebenden, mühſelig emporſtrebenden Schüler zuſammenfüren? Und nun taucht ein neues Rätſel vor uns auf, wenn wir in Klingers ſchon oben angefürtem Brief an Kayſer vom 2. Pfingſttag 1776 über Gœthes Mutter leſen: «du glaubſt nicht, was das für ein Weib iſt und was ich an ihr hab. Wie manche Stunde hab ich vertraut bey ihr auf den Stuhl genagelt zugebracht und Märchen gehört». Märchen bekommt man doch nur erzält, wenn man ein Kind iſt, und daß man feſt auf dem Stule ſitzt, ſcheint auch nur bei einem unruhigen ſpielſüchtigen Kind erwänenswert. Da kommt uns der Gedanke, daß jene

Erkennung des inneren Wefens im achzehnten Jare, die Gœthe als ein Kennenlernen bezeichnet, nur die Erneuerung einer früheren oberflächlicheren Bekantfchaft gewefen fein müffe, bei der man, felbft kaum sechzehn Jahre alt, den Keim eines Charakters in dem dreizehnjärigen Knaben noch nicht erkant hatte, noch nicht erkennen konte. Ich halte dazu noch eine Tatfache aus den Erinnerungen meiner Mutter. Sie hatte von der ihrigen gehört, daß diefe als Kind von Gœthe manchmal Märchen erzält bekam, fich aber dabei auszuhalten pflegte, daß es richtige Märchen und keine von feinen erfundenen fein müßten. Die Chronologie war keine ftarke Seite meiner Mutter und es fiel ihr nicht auf, daß was fie da berichtete in das achzehnte Lebensjar Klingers, gefchweige in ein fpäteres, nicht recht paßte, weil Agnes damals fchon zwölf bis dreizehn Jare alt war, ein Alter wo gewitzte, früh reifende Mädchen fich fchon weit lieber kunderbunte Erfindungen als ehrliche Ueberlieferungen vortragen laffen; von einer noch früheren Beziehung aber wufte fie nichts anzugeben, die es möglich machen würde fich vorzuftellen, wie der heranwachfende neue Paris vor dem fechs- oder achtjärigen Kinde feine Kunft verfuchte. Uebrigens giengen die Klingerifchen bei der Frau Rat aus und ein, wie die Grüße und Aufträge an diefelbe aus Weimar beweifen (Br. 16. 24). Agnes kam fpäter, nachdem Gœthe längft aus ihrem Gefichtskreife verfchwunden war, nicht leicht nach Frankfurt one jene alte Gönnerin zu befuchen; fie brachte auch ihre Kinder mit, und meine Mutter erinnerte fich der ftattlichen Frau und der Spielfachen, die fie ihr fchenkte, gar wol.

Mit alle dem ift das Rätfel nur zurückgefchoben, und man fragt wiederum, wie denn Gœthe und feine Mutter dazu gekommen fein mögen, den Klingerifchen Kindern folche Freuden zu gewären. Da füle ich mich am Ende zu der von Creizenach (Preuß. Jarb. XXV) angefochtenen Meinung Volgers hingedrängt, daß die Verfe, mit welchen Gœthe die Abbildung feines väterlichen Hofraumes 1826 an Klinger begleitet hat, allerdings wörtlich zu nehmen feien und daß die Klingerifche Familie ihre erfte Wonung, vor der im Palmbaum, in dem Nebenbau gehabt habe, den der Rat Gœthe 1755 abbrechen ließ*. Zu einer aufmerkfamen Prüfung fei das kleine Gedicht (Ausg. in 40 Bd. 6, 108) hier wieder gegeben.

* S. Gœthes Vaterhaus, 2. Aufl. Frkf. 1863. Flugbl. d. Fr. d. Hochft. 1864, S. 104.

An Klinger.

An dieſem Brunnen haſt auch du geſpielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt;
Den Wanderſtab ins fernſte Lebensland
Nahmſt du getroſt aus frommer Mutter Hand,
Und magſt nun gern verloſchnes Bild erneun,
Am hohen Ziel des erſten Schritts dich freun.

Eine Schwelle hieß ins Leben
Uns verſchiedne Wege gehn;
War es doch zu edlem Streben,
Drum auf frohes Wiederſehn.

Auf den erſten Blick muß, dächte ich, der Beweis aus dieſen Verſen, nachdem die Kunde von jenem Nebenbau durch Volgers Nachforſchung gewonnen iſt, jedem ſchlagend erſcheinen. Was daran wieder irre macht iſt erſtlich der Umſtand, daß Gœthe das Bild im ſelben Jare mit denſelben Verſen auch der Herzogin Friderike von Cumberland und ihrem Bruder, dem Großherzog Georg von Meklenburg-Strelitz, geſchickt hat, die doch nur kurze Zeit als Kinder in ſeinem Vaterhauſe beherbergt worden waren; ſodann der andere, daß in der Erinnerung der Klingeriſchen Verwanten, die ſonſt alle Beziehungen zu Gœthe in eifrigem Gedächtniſſe bewarten, jene ſo merkwürdige Gemeinſchaft des Geburtshauſes ſpurlos erloſchen iſt. Aber man bedenke, daß Klinger immerhin der erſte der Adreſſaten war (30. Januar): ich meine, bei dieſer erſten Verwendung, für welche die Verſe friſch geſchaffen waren, darf und muß man von dem Dichter einen wirklichen Wortſinn erkennen, und Volger bezeichnet ſie nicht mit Unrecht als blühenden Unſinn, wenn Klinger nicht wirklich frühſte Lebensjare hinter der Schwelle jenes Hoftores zugebracht hat. Die meklenburgiſchen Geſchwiſter, die in Warheit nur die erſte und fünfte Zeile von ſich verſtehn konten, mochten zuſehen, wie ſich dem Reſt für ſie etwas Bedeutſames abgewinnen ließe; die unbedingte Verehrung für den Dichterfürſten bürgte dafür, daß ſie es fertig brachten, und dieſem ſelbſt mochten die ſchönen Verſe von dem Bilde, zu dem ſie geprägt waren, untrennbar vorkommen. [illegible] bedenke zweitens, daß gerade durch die ſpätere Beziehung [illegible] und die dauernde zu ſeiner Mutter, daß durch die be[illegible] Erinnerungen, welche die Klingeriſchen zu pflegen [illegible] frühe Zuſammenwonen als ein vergleichsweiſe gering-

fügiger Umſtand in den Schatten treten mochte. Erinnern konte ſich ſeiner ja doch nur die Mutter; was ſie aber aus ſo früher Zeit mitteilte, das war ſichtlich erſt von der groſsen Kataſtrophe ihres Lebens, dem frühen Tode des Gatten an mit Einzelheiten ausgeſtattet. An dieſem Ereignis hieng die Erwänung des Palmbaumes als der damaligen Wonung; daſs man noch früher eine andere gehabt, iſt dadurch gewiſs nicht ausgeſchloſſen. Das Zeugnis, das man in dieſer Sache bei Bulgarin zu finden geglaubt hat, iſt freilich nicht der Rede wert: denn als dieſer Schriftſteller ſeine »Erinnerungen» 1844—49 herausgab, lagen ihm Gœthes Verſe gedruckt vor, und ſeine Angabe, daſs Klinger mit jenem in einem Hauſe geboren ſei, ſolte höchſtens als Beiſpiel angefürt werden, was ein fernſtehender Unbefangener ſich bei den Verſen one weiteres denken wird*.

Hatte es wirklich ſeine Richtigkeit mit jener Wonungsgemeinſchaft, ſo darf man ſich auch vorſtellen, daſs die gutmütige, werktätige Frau Rat in einer Welt, die zwar ariſtokratiſcher, aber weniger excluſiv als die unſere dachte und fülte, mit ihren beſcheidnen Mietsleuten einen gewiſſen Verkehr hatte, ſie auch nach ihrem Auszug nicht aus den Augen verlor, an ihrem Unglück herzlichen Anteil nam, ſie in ihrer Not unterſtützte und die Kinder freundlich zu ſich heranzog, was denn ihren jungen Son, nach ſeiner Bereitwilligkeit zu allem Guten, veranlaſſen konte, ſich in ſeiner Weiſe um ſie zu bekümmern. Es mag wiederum befremden, daſs die vorausgeſetzte Unterſtützung in der Klingeriſchen Familientradition verſchollen iſt, und es kann wie Undankbarkeit ausſehen; aber man hatte den Stolz der Ehrbarkeit, der durch ſolche Erinnerungen in jener Zeit mehr als jetzt verwundet wurde, und man hatte nachmals die Frau Stiftspfarrerin, deren Mutter und Schweſter zu repräſentieren: da mag es verziehen werden, daſs man den Kindern Dinge der Art nicht mitteilte.

Vergegenwärtigen wir uns nun die Perſönlichkeit des jungen

* Volger hat die Nachbarſchaft des Lersneriſchen Hauſes, in welchem der Vater Klinger um die Zeit der Geburt des Sones bedienſtet war, als Grund der Wonung im Gœthiſchen Hinterhauſe geltend gemacht; aber das Haus, das die Lersner in der Gœthiſchen Nachbarſchaft beſaſsen, wurde von ihnen zu jener Zeit nicht bewont: ſ. KRIEGK, die Brüder Senkenberg S. 349.

Klingers, wie ſie der Erinnerung des Verfaſſers von Warheit und Dichtung (22, 191 fg.) vorſchwebte: «Klingers Aeußeres war ſehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, ſchlanke, wohlgebaute Geſtalt und eine regelmäßige Geſichtsbildung gegeben, er hielt auf ſeine Perſon, trug ſich nett, und man konnte ihn für das hübſcheſte Mitglied der ganzen kleinen Geſellſchaft anſprechen. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abſtoßend, und wenn es nicht innerlich ſtürmte, gemäßigt. — — Er empfahl ſich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entſchiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernſtes Weſen war er von Jugend auf hingewieſen. — — Alles was an ihm war hatte er ſich ſelbſt verſchafft und geſchaffen, ſo daß man ihm einen Zug von ſtolzer Unabhängigkeit, der durch ſein Betragen durchging, nicht verargte. Entſchiedene natürliche Anlagen, welche allen wolbegabten Menſchen gemein ſind, leichte Faſſungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe beſaß er in hohem Grade; aber alles ſchien er weniger zu achten als die Feſtigkeit und Beharrlichkeit, die ſich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umſtände völlig beſtätigt hatten.»

Gleich erfaren wir auch von Gœthe, welches Literaturwerk in ſo früher Zeit auf den vom Schickſal eigens dazu vorbereiteten einen für immer beſtimmenden Einfluß geübt hat. «Einem ſolchen Jüngling mußten Rouſſeaus Werke vorzüglich zuſagen. Emil war ſein Haupt- und Grundbuch, und jene Geſinnungen fruchteten um ſo mehr bei ihm, als ſie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr als bei andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das was andere wegwerfen ſollten, hatte er nie beſeſſen, Verhältniſſe, aus welchen ſie ſich retten ſollten, hatten ihn nie beengt; und ſo konnte er für einen der reinſten Jünger jenes Natur-Evangeliums angeſehen werden, und in Betracht ſeines ernſten Beſtrebens, ſeines Betragens als Menſch und Sohn, recht wohl ausrufen: alles iſt gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! — Aber auch den Nachſatz: alles verſchlimmert ſich unter den Händen der Menſchen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit ſich ſelbſt, aber außer ſich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Feſſeln der Bürger von Genf uns zu erlöſen gedachte. Weil nun, in des Jünglings Lage, dieſer

Kampf oft ſchwer und ſauer ward, ſo fühlte er ſich gewaltſamer in ſich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er ſich durchſtürmen, durchdrängen; daher ſich ein bitterer Zug in ſein Weſen ſchlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und beſiegt hat.»

So einleuchtend dieſer Pragmatismus bedünken mag, man wird doch, je näher man Klinger tritt, deſto weniger finden, daß er zur Genüge erklärt, was er erklären möchte. Warum ein Menſch ſo ward wie er ward, bleibt, nach Erwägung aller einwirkenden Umſtände, immer ein Geheimnis, und es muß ſchließlich bei Klingers Motto: «mag auch angeborner Sinn ſich verbergen?» ſein Bewenden haben. Zu einer frohen und freudigen Ausbildung in Gœthes Sinne würde Klinger auch in den glücklichſten Lebensverhältniſſen nicht gelangt ſein, weil ihm die feinſinnige Empfänglichkeit und die Geduld des inneren Verarbeitens fehlte; und der bittere Zug würde ſich immer in ſein Weſen geſchlichen haben, weil er mit dem empfindlichſten Warnehmungsorgan für die ſittliche Disharmonie der Welt begabt war, die ſich ihm nicht, wie ſeinem Freund, in der ewig heitern Sphäre des Schönen, ſondern entweder ſittlich-religiös, oder gar nicht löſen konnte. Doch es war ſein früher Bildungsgang, nicht die Enträtſelung ſeines Weſens, weshalb ich Gœthes Worte angezogen habe.

Wie früh in der Tat die Einwirkung Rouſſeaus begonnen, gibt Morgenſtern*, one Zweifel aus Klingers Munde, an: «Rouſſeaus Emil machte auf den Jüngling den unauslöſchlichſten Eindruck: zumal dieſes Werk das erſte war, das er im Original zu leſen ſtrebte, ohne noch eine Silbe Franzöſiſch zu verſtehen. Er ſchlug alſo Wort für Wort im Dictionnaire auf». Moderne Sprachen ſchlugen in die damalige Gymnaſialbildung nicht ein, aber der Trieb, ſich mit ihnen vertraut zu machen, war weit lebhafter als in der heutigen Jugend: denn die engliſche und franzöſiſche Literatur, die wir längſt ſehr gleichmütig anſehen und deren neueſte Leiſtungen nicht zu kennen unter Gebildeten keine Schande iſt, hatten damals den prickelnden Reiz unerreichter Vorbilder und das Anſehen von Fürerinnen in

* Bruchſtücke über die Werke eines deutſchen Dichters in den Dörptiſchen Beiträgen III, 180—205.



der Bewegung der Geiſter. Finden wir nun bereits im Leidenden Weib eine italieniſche Arie eingeflochten und hören wir von Kayſer (an Lenz, 3. März 76), daß Klinger «dieſen Winter an Petrarch ſein ganzes Labſal gefunden» und eine Canzonette von ihm überſetzt habe, ſo dürfen wir von der Kentnis des Italieniſchen, das weſentlich durch ſeine alte Literatur reizte, um ſo mehr auf die der Sprache Fieldings und Sternes zurückſchließen; und ſie war ja auch die des abgöttiſch verehrten Shakſpere, den man ſich unmöglich begnügen konte aus Wielands Ueberſetzung zu kennen. Klinger ſchaffte ſich denn in der Tat bereits in Gießen das zweite engliſche Lexicon an (Br. 28). Die von Gœthe gerümten Gaben halfen bei beſchränkter Zeit ſo vieles bewältigen, aber an methodiſcher Gründlichkeit muſte es allen dieſen Sprachkentniſſen bei einer haſtigen Art und der Ungeduld, zum literariſchen Genuſſe zu kommen, natürlich fehlen. Griechiſch hatte Klinger genug gelernt, um den Homer, Heſiod, Theokrit, Anakreon, Lucian zu leſen (Br. 28. 29); aber den Plato las er ſpäter in Ueberſetzungen und war ſo unſicher in der Sprache, daß er den Helden eines ſeiner Trauerſpiele beharrlich Ariſtodymos ſtatt Ariſtodemos ſchrieb. Das Lateiniſche hielt noch in ſpäten Jaren zum Verſtändnis des Tacitus vor. Die Freude an Büchern, die noch jezt ſeine in Dorpat aufgeſtellte Bibliothek bezeugt, hatte er ſchon frühe und gab ihr wol über ſeine Verhältniſſe nach: neben den claſſiſchen Autoren, die nur zum Teil von ſeinem Schulapparat herſtammen konten, ließ er bei ſeiner Abreiſe nach Weimar in Gießen franzöſiſche, engliſche und italieniſche Bücher zurück, in denen ein ſchönes Stück Geld geſteckt haben muß (Br. 29), abgeſehen von den «vielen unbedeutenden», wozu er vor allen die juriſtiſchen rechnete (Br. 28). Die Auswal, die er traf, als er bei dem Abgang von Weimar auf alles übrige glaubte verzichten zu müſſen, beſtand aus Petrarch, Homer und Lucian (Br. 25).





ZWEITES CAPITEL.

Gießen.

Als Klinger im April 1774 nach Gießen kam um Jurisprudenz zu ſtudieren, hatte er das Glück, von einer liebenswürdigen und feingebildeten Familie zum Hausgenoſſen aufgenommen zu werden. Er wonte, ſo lange er dort war, bei dem Profeſſor HÖPFNER*, in dem Haus am Ecke der Neuen Bäue, wo jezt die Rickeriſche Buchhandlung iſt. Höpfner war ein ſeiner Zeit hoch angeſehener Lehrer des römiſchen Rechtes, der mit dieſer Eigenſchaft dem Sprüchworte zum Trotz die eines frommen Chriſten vereinte. Dieſer Mann verehrte Klopſtock und las den Meſſias als Andachtsbuch, ſtand aber, obgleich damals nicht älter als einunddreißig Jare, dem Geniewesen im Leben wie in der Literatur ſehr kül gegenüber. Er war mit Merck innig befreundet und mit Nicolai als Mitarbeiter der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek verbunden. An ihm fand Klinger wenig Verſtändnis ſeines Weſens und Trachtens, aber perſönliches Wolwollen und Teilname an ſeinem Schickſal, die ſich durch die Tat bewärte.

Den Urheber einer ſo glücklichen Fügung kann ich nur in Gœthe vermuten, der im Sommer 1772 aus Anlaß des gemeinſamen Intereſſes für die Frankfurter gelehrten Anzeigen auf die bekante luſtige Weiſe ſich bei Höpfner eingefürt hatte. Er wird

* S. über ihn WAGNER, Br. a. d. Freundeskreiſe v. Gœthe u. ſ. w. VIII ff. ZIMMERMANN, J. H. Merck S. 129 ff.

diesen trefflichen Mann one Mühe dazu bestimmt haben, einem talentvollen aber mittellosen Frankfurter Studenten, den er seiner Freundschaft würdigte, eine Stube in seiner Wonung einzuräumen. Wir sehen alsbald noch in andrer Weise Gœthe und Höpfner zu Klingers Unterstützung zusammenwirken. Bei dessen angebornem Stolze konte es nur der Freundschaft und der reinsten Menschlichkeit gelingen, ihm etwas zuzuwenden. Die Erinnerung des Dr. Hoffmann in Frankfurt hat die bezeichnende Anekdote aufbewart, daß er bei dem Abschiedsbesuche, den er seinem Paten, dem damaligen Schöffen von Lersner* machte, von diesem zwei eingewickelte Ducaten erhielt, dieselben aber dem Bedienten an der Haustüre zum Trinkgeld gab. Ein ander Ding war es Gœthen gegenüber. Wagner (Briefe an und von Merck S. 244) gibt aus mündlicher Mitteilung Schleiermachers die Notiz, daß Gœthe dem bedürftigen Freunde das Manuscript seiner Fasnachtspiele geschenkt habe, «möge er es zerreißen, hinlegen oder verkaufen wollen». Waren doch diese Sachen aus jenen heitern Zusammenkünften mit den Frankfurter Freunden hervorgewachsen, und also, in einem weitern Sinne, Klinger an ihrer Erzeugung beteiligt; so konten sie, als eine Art gemeinen Eigentumes, leichter angenommen werden, und Gœthe konte, um dem Freunde zu Hilfe zu kommen, keine schicklichere Weise wälen. Die Worte, die Wagner berichtet, geben die Vorstellung, wie er den ablehnenden bestürmt, wie er zufrieden ist, nur einstweilen die Anname des Geschenkes zu erlangen, den Gebrauch, den er meint, der Zukunft und dem Drang der Umstände anheim gebend. Im Laufe des Sommers entschloß sich denn auch Klinger es zu verwerten, und zwar erbat er dazu Höpfners Vermittelung. Dieser schreibt an Nicolai (one Datum): «wollten Sie wol Possenspiele von Gœthe verlegen. Es sind keine persönlichen Satiren darin. Gœthens Nahme ist über alles Lobes. Ein Freund von G. der bey uns studirt besitzt das Mspt. als ein Geschenk des Verfassers. Seine Umstände nöthigen ihn so gut er kann damit zu wuchern. Schreiben Sie mir also nächstens ob Sie den Verlag übernehmen wollen, und das äusserste was Sie für den Bogen in klein 8. (wie z. B. Lessings Lustspiele) geben können. Das ganze wird [illegible] Bogen stark.» Und wiederum am 14. Juli

* Nach [illegible]

1774: «die Gœthischen Mspte. wachsen wie ein Schneeball. Ich habe wieder ein kleines Drama und einen Prolog, zusammen 3 Bogen, von ihm erhalten. Schreiben Sie mir doch mit nächster Post, ob Sie Verleger seyn wollen, und wie viel Sie für den Bogen bezahlen. Aber bieten Sie sogleich das äußerste. Der Eigenthümer des Mspts, ein guter Kopf, ohne alles Vermögen, muß damit Wucher treiben; und kann das Geld nicht lange mehr entbehren». Die Antwort auf diese Briefe findet sich bei Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise etc. S. 101: Nicolai lehnt ab aus Misbilligung der persönlichen Satiren, Höpfners Versicherung, daß keine darin seien, ignorierend. Entweder Höpfner oder noch eher Gœthe selbst muß darauf an Weygand in Leipzig, der den Werther bereits übernommen hatte, geschrieben haben, und bei diesem erschien wirklich im selben Jare das «Neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel», enthaltend Prolog, Künstlers Erdenwallen, Jarmarktsfest zu Plundersweilern, Pater Brey; das erste und zweite Stück hatte Gœthe, wie man aus Höpfners zweitem Briefe sieht, nachträglich geschickt. Klinger erhielt dafür, wie Schleiermacher erzälte, «ein schönes Honorar».

Daß es schon jezt, in der Mitte des ersten Semesters, heißt der Eigentümer könne das Geld nicht lange mehr entberen, stimmt unsren Begriff von den Ersparnissen, auf deren Grund derselbe seine Studien begann, stark herab. Gewiss war in Frankfurt ein verhältnismäßiger Teil seines Verdienstes der mütterlichen Haushaltung, die ihn mit erhielt, zugeflossen; aber der geniale Umgang und der Trieb, als das «hübscheste Mitglied der kleinen Gesellschaft sich nett zu halten», hinderte wol nicht zum wenigsten, daß die Früchte seines Fleißes sich anhäuften. Der bescheidne Schulfreund Authäus hatte den ganzen Geldbedarf für ein dreijäriges Studium aus Ersparnissen seines Privatunterrichtes nach Halle mitnehmen können.

Klinger hatte übrigens, one seine Natur dazu zwingen zu müssen, die mäßigsten Gewonheiten. Jene Organisation der Renommage, die man Studentenleben nennt, die der Deutsche noch jezt in einem poetischen Glorienschein erblickt und für eine berechtigte Eigentümlichkeit seiner Jugend ansieht, hatte für diesen Menschen, der Sturm und Drang nicht nur dichtete, sondern in sich lebte, keinen Reiz. In diesem Puncte empfand er ganz wie der

ihm ſonſt ſo unverwante Merck, nach Gœthe «ein Todfeind aller akademiſchen Bürger, die nun freilich zu jener Zeit in Gießen ſich in der tiefſten Roheit gefielen — ihm verdarb ihr Anblick bei Tage und des Nachts ihr Gebrüll jede Art von gutem Humor» (22, S. 129). Klinger ſchrieb an Boie den 5. December 1775: «mein Leben iſt immer noch das vorige, einſam und gut», den 13. Januar 1776: «mir iſt alles akademiſche Leben verhaßt»; und nach langer Zeit, am 18. Mai 1812, läßt er ſich gegen Morgenſtern aus: «ſo (wie Fichte) ſah ich das Studentenleben an, als ich ſelbſt Student war, und den entſchiedenſten Abſcheu gegen ihre Maximen und Führung empfand». Es war nicht nur die in ſeiner Bruſt wogende Welt von Idealen, was ihm den Geſchmack an dieſen Dingen vertrieb, es war eben ſo der geborene Soldat, der in ihm ſteckte, dieſer für immer unverſönliche Gegenſatz des Studenten. One noch jezt zum Bewuſtſein zu kommen, trieb ihn das Gefül dieſes Berufes, ſeine akademiſchen Jare zur Ausbildung in den ritterlichen Fertigkeiten zu benutzen, wie das der ſchon citierte Brief an Kayſer (Nr. 10) dartut; die Frankfurter Tradition aber, aus der Creizenach (im Frkf. Muſ.) berichtet, er habe ſich mehrmals mit Glück geſchlagen, muß man beanſtanden. Meine Mutter wuſte nur von einem Ehrenhandel mit einem kaiſerlichen Werbofficier zu erzälen, der durch einen zugelaufenen Pudel veranlaßt war, aber wegen Abreiſe des Officiers nicht zum Austrag kam.

Gießen, als kleine Landſtadt und Univerſität untergeordneten Ranges, hatte einem Studenten, deſſen Sinn auf höhere Freuden als die des Saufens und Raufens gerichtet war, wenig zu bieten. «Stellen Sie ſich vor», ſchrieb Höpfner an Boie den 29. Juni 1771, «daß ich an einem Orte lebe, wo kaum zwey Leute von Geſchmack ſind und kein einziges *Divertiſſement* möglich iſt, das ich genießen möchte» (Weinhold, Boie S. 65). Wenn von dieſen zwei Leuten der eine, wie man annehmen darf, der mit Höpfner gleichzeitig berufene *Profeſſor eloquentiae* CHR. H. SCHMIDT war, ſo konte dieſer wenigſtens für Klinger nicht viel ſein, da er mit der literariſchen Partei, die ſich um Herder und Gœthe ſammelte, als Aeſthetiker und Kritiker in offener Fehde lebte. Es war aber ſchlimm, daß es für Klinger in Gießen nichts bedeutendes zu lernen und ſich anzueignen gab, als die Rechtswiſſenſchaft, die für ihn nur die Bedeutung eines Brotſtudiums hatte. Seiner gärenden

Innerlichkeit fehlte es dadurch an Narung und Erfüllung, ſeinem wilden Productionstrieb am heilſamen Gegengewichte. Um ſo begieriger nam er die ſanften beſchwichtigenden Eindrücke der Natur auf, die ihm über die Wälle und ſchlammigen Feſtungsgräben des engen Städtchens zuwinkten; der erſte Brief an Schumann, ein Brief an Schleiermacher vom 29. Auguſt 1789 zeugen davon. Mit den herlichen Scenerien um Marburg und Wetzlar nicht vergleichbar, iſt das weiter ausgebreitete, von ſanfteren Höhen eingeſchloſſene Lahntal bei Gießen doch voll Reizes: es locken reiche, ſchön umramte Fernſichten wie landſchaftliche Idyllen an Fluſſes Ufer und Baches Rand, Waldung ſchmückt die Höhen und Wieſengrün die Tiefe, und nach dem ſchönen Wetzlar iſt nur ein tüchtiger Spaziergang. Eine Gegend zu jugendlichem Trachten und Träumen ganz geſchaffen; und dazu wenigſtens ermangelte Klinger auch nicht der Menſchen, die es mit ihm treiben konten.

Das aufgeklärte Jarhundert hatte mit ſeiner Entfeſſelung der Subjectivität und ſeinem Cultus der Empfindung eine Freiheit im gefüliſchen Verkehr beider Geſchlechter und beſonders eine Rückhaltloſigkeit der weiblichen Liebesgefüle hervorgerufen, darüber wir jezt nicht genug erſtaunen können; einem vielſagenden Beiſpiele davon begegnet man in Nr. 13 der Briefe. Klingers ſchöne Männlichkeit verbunden mit einer natürlichen Vornehmheit der Haltung machte ſeine Gegenwart für die aufgeregten Frauenherzen jener Zeit gefärlich und umgab ſeinen eignen Weg mit Gefaren, denen die anerzognen religiös-ſittlichen Grundſätze auf die Dauer nicht gewachſen waren. In dieſer Zeit ſcheint er ſich indess nur in Eroberungen unſchuldiger Art ergangen zu haben. Eine ſolche fiel ihm im Höpfneriſchen Familienkreiſe bald und one Mühe in den Schoß. Ihr Gegenſtand war, wie bei Gœthes früheſten Liebesverhältniſſen, ein um mehrere Jare älteres Mädchen, jene ALBERTINE VON GRÜN, deren Briefe, ein reizendes Gemiſch von Geiſt, Empfindſamkeit und kindlichem Humor, aus Wagners Sammlungen, um einige bis dahin ungedruckte vermehrt, beſonders herausgegeben worden ſind*. Ihrem empfindſamen Hang gegenüber behandelte Klinger wol mit einiger Rauheit das Thema des Leidenden Weibes,

* Albertine von Grün u. ihre Freunde. V. Dr. K. SCHWARTZ. Leipzig 1872.



die Verderblichkeit des modischen Lesestoffes für das weibliche Gemütsleben. Sie schreibt am 11. Juni 1774*, wo sie also nicht in Gießen war, an Höpfners Frau, welche Not sie sich mit der Pflege einer vom Nesträuber beschädigten jungen Nachtigall gemacht habe, und bemerkt dazwischen: «daraus sieht man wahrlich, daß Hr. Klinger Recht hat, daß das Lesen alle Herzen verdirbt und Einem manchmal über eine Kleinigkeit alle Ruhe raubt»; eine Nachschrift lautet: «demüthige Bitte an den Hund Barbon, daß er doch seinen Herrn in die Füße möchte beißen, weil er mich durch Worte am Samstag so sehr gebissen». Barbon ist der oben erwänte zugelaufene k. k. Officiers-Pudel. Später war das Mädchen, das in Hachenburg im Westerwald zu Hause war, aufs neue bei Höpfners zu Besuch und fieng ein solches Feuer, daß Höpfner, an eine unbekante Adresse, den 29. October folgendes schreiben konte: «daß mein vorletzter Brief, theuerste Freundin, Ihnen so sehr unangenehm sein würde, habe ich wahrlich nicht geglaubt, sonst hätte ich ihn gewiß nicht weggeschickt. Meine Seele ist in einer sonderbaren Stimmung seit einigen Tagen. Daß Sie mich so sehr bitten, Ihren letzten Brief unsrer Albertine nicht sehen zu lassen, thut mir sehr leid. Wer müßte ich seyn, wenn ich einen solchen Brief dieser sanften empfindsamen Seele zeigen könnte? Ich glaube, das könnte für ihre Gesundheit die schlimmsten Folgen haben. Die Geschichte muß Ihnen freylich Verdruß genug gemacht haben. Aber wie sie eigentlich Ihren letzten sogenannten ernsthaften Brief veranlassen konnte, wann ich seinen ganzen Inhalt bedenke, weiß ich noch nicht recht. Doch das sey wie es will, die Sache ist uns äußerst empfindlich. Neulich kam jemand zu uns und fragte ganz treuherzig, ob es denn wahr sey, daß Fräulein v. Grün so sehr in Klinger verliebt wäre. Wir wurden so betroffen, als Sie. Denn wir glaubten, keine lebendige Seele als Sie, Marianne, und ich wüßten von der Sache. Wir leugneten also, schmähten auf die Médisance u. s. w. Das unterdrückt aber freylich das Gespräch nicht. Gott, wenn das vortreffliche Mädchen Nachricht von der Sache bekäme, was würde sie leiden? und wann es ihre Schwestern erfahren sollten!

* Die Jarzal ist nicht angegeben, ergibt sich aber aus der Erwänung von Klopstocks bevorstehender Uebersiedelung nach Karlsruhe.

Wiſſen Sie denn kein Mittel, das beſte Herz von der Leidenſchaft zu heilen, die noch immer darin kocht? Heute bekam ich einen Brief — wir ſchreiben uns alle Woche ganze Epiſteln — darin ſteht eine Stelle, die mich in Bewunderung und Betrübniß geſetzt hatte. Hier iſt ſie:

«Ob ich gleich keine Freundin von der Caſuiſtik bin: ſo kann ich doch gewiß verſichern, daß wenn Du und Klinger in gleicher Lebensgefahr wäret, und ich könnte nur einen von euch retten: ſo würde ich gewiß keinen Augenblick anſtehen, Dich zu retten und ihn umkommen zu laſſen. Aber alsdann würde ich mich ihm auch ohne Bedenken nachſtürzen.»

Wahrhaftig des Mädchens Talent, Gutmüthigkeit und Offenherzigkeit hat wenig ſeines gleichen. Daß mich eine ſolche Perſon ſo ſehr liebt und daß ſie zugleich meine Marianne ſo liebt, das iſt eine meiner größten Glückſeligkeiten. Leben Sie wohl, geliebte Freundin, und bleiben Sie uns gewogen in dem Maße, als wir's nach Ihrem Urtheil verdienen. Höpfner.» *

Albertine ſoll ſchön geweſen ſein, aber ſie hinkte; liebenswürdig und intereſſant war ſie one Zweifel. Wie ſich Klinger gegen ſie verhielt geht aus zwei Stellen ſpäterer Briefe von ihr hervor. Höpfner ſcheint ihr die Silhouette eines andern jungen Mannes, der in ſeinem Hauſe wonte, angeboten zu haben, aber mit dem neckenden Zweifel, ob ihr das Bild «auch nutzen und frommen würde». Darauf ſchreibt ſie: «wäre ich nicht der größte Kindskopf auf Gottes Erdboden, wenn mich Schleiermachers Bildniß in der Ruhe ſtörte? Er hat ja niemals einen Schritt noch Tritt mir zu gefallen gethan. Mit Klinger war es ganz was anders. Er war einſtens, zwar nur kurze Zeit, mein gehorſamer Diener.»

* Der Brief hat durch Wagners irrige Zeitbeſtimmung Anlaß gegeben, ihn als Beweis zu betrachten, daß Klinger ſchon zu Oſtern 1772 nach Gießen müſſe gekommen ſein, woraus ſich weiterhin die Folgerung ergab, daß er mit Gœthen erſt bei einem Ferienbeſuch in Frankfurt könne zuſammen gekommen ſein. Wagner nam bei den Worten «als Sie, Marianne, und ich» Marianne für den Vocativ und glaubte daher, der Brief, ſo wenig ſein Ton der eines Bräutigams iſt und ſo ſehr das «wir» und «uns» den Gatten verrät, der in ſeinem und ſeiner Gattin Namen ſpricht, ſei an Höpfners Braut, Marianne Thom, gerichtet, die er erſt 1773 heimfürte. Daraus ergab ſich natürlich, daß er 1772 geſchrieben ſei. Alles rückt ſich ſehr einfach zurecht, ſobald man Marianne an jener Stelle als Nominativ verſteht.

Sodann im October 1780, nachdem ihr Höpfner von Klingers Durchreiſe auf dem Weg nach Rußland berichtet hatte: «er hat Ihnen ja ſelbſt geſagt, ſein Betragen gegen mich ſei nur ein wenig Liebelei geweſen». Neben dieſer Liebelei loderte in der Tat eine Frankfurter Flamme fort. Sie galt der ſchönen Sängerin, die unter dem Namen Julie im Leidenden Weib erſcheint und die Tochter eines Kaufmanns Herzog am Fartor war. Klinger ritt einmal, wie meine Mutter erzälte, eigens nach Frankfurt, um am nächtlich ſtillen Mainufer unter ihrem Fenſter zu ſchmachten, und kehrte am andern Morgen nach Gießen zurück, one ſich in der Rittergaſſe gezeigt zu haben; woran er nicht liebevoll aber weislich tat: denn die Vorwürfe über ſolche fantaſtiſche Geldverſchwendung, die ſo nur brieflich nachhinken konten, wären nicht ſchlecht geworden.

Zimmermann verſteigt ſich in ſeinem Buche «Merck, ſeine Umgebung und Zeit» zu der Behauptung, Klinger habe Albertinen «tief unglücklich gemacht»; er ſpricht von einer «tieftragiſchen Liebe» auf ihrer Seite. Dem widerſprechen ihre Briefe und ihr Charakter, wie er ſich darin zeigt, durchaus. Ihr guter Humor und ihr regſamer Anteil an allen möglichen Perſonen und Sachen leidet nicht im mindeſten. Die Liebe zu Klinger, über die ſie allerlei, wenn auch nur in gutem, hatte leiden müſſen, hält ſie mit einem gewiſſen Trotz aufrecht, bildet ſie aber zu einer harm- und wunſchloſen Schwärmerei aus, die das Herz noch in gelegentliche Schwingungen zu ſetzen vermag, der aber ein geſunder Anflug von Selbſtironie nicht fehlt. Sie hat ſich nie vermält und iſt vierzigjärig an der Auszehrung geſtorben; aber Klinger war an keinem von beiden ſchuldig. Beachtung verdient dieſes vorübergehende Verhältnis, weil es frühe ſchon die Reaction ſeines Charakters gegen die Empfindſamkeit des Zeitalters offenbart, die doch in ſeinen eignen Erzeugniſſen für jezt noch einen breiten Raum einnimmt. Bezeichnend fragte er Höpfnern, als er ihn im Herbſt 1780 durchreiſend beſuchte, ob Albertine noch ſo ſentimental wäre.

Der erſte Brief an Schumann zeigt, wie Klinger ſeine einſame Klauſe in Gießen neben Frankfurt und der Menge perſönlicher Beziehungen, in die es ihn verflocht, als ein Aſyl des Friedens empfand. Mit der Einſamkeit aber ſolte es nicht lange wären,

und nicht lange durfte er ihren Verlust beklagen. In einem Stubengenossen, den er erhielt, fand er einen Freund, und wenn er die Geliebte, die ihm das Höpfnerische Haus darbot, verschmähte, diesen erfaßte er desto inniger und fester. Es war Ernst SCHLEIERMACHER von Darmstadt, der im Herbst 1774 zum Studium der Jurisprudenz nach Gießen kam und, wol durch Mercks Vermittelung, ebenfalls bei Höpfner Wonung suchte. Er war beinahe drei Jare jünger als Klinger; sein Vater war fürstlicher Leibarzt. Dieser mit Gaben des Geistes wie des Gemütes geschmückte Jüngling hatte damals schon die Liebhaberei zu pflegen begonnen, die ihn zu seinem nachmaligen wichtigsten Lebenswerke, der Gründung und Entwickelung der Kunst- und Naturaliensammlungen in Darmstadt, befähigen solte. Merck schrieb ihm am 31. März 1775: «ich nehme mir hier die Freyheit, Ihnen einige Doubletten meiner Swanefelds zu überschicken, und hoffe, daß sie Ihnen bey Logik, Institutionen und Metaphysik herrliche Dienste leisten werden. Die sogenannten Kenner können sich über die lächerliche Staffage herzlich satt plaudern, wir aber als Arbeiter im Weinberge wollen nicht kritisiren, sondern den braven Mann bedauern, der ohne das Kindlein Oechslein und Eselein vielleicht treffliche Blätter nicht verkauft hätte. Ich hoffe, daß Sie bey Ihrem Studiren noch immer einige Stunden finden werden, wo Sie sich an dem Anblick der Natur unter Gottes Himmel weyden, und davon das empfundene als Reminiscenz in Ihr Portefeuille auftragen können. Man nennt dieß im gemeinen Leben zeichnen, oder sich die Zeit vertreiben» (Wagner II, S. 48). Schleiermacher hatte demnach als Schüler bereits Kunstblätter gesammelt und nach der Natur gezeichnet, beides offenbar unter Mercks Anregung. Eine gesteigerte Vertraulichkeit zwischen beiden bekundet ein Brieffragment aus dem folgenden Jare, worin sich Merck äußerst rückhaltlos über Claudius ausläßt, der damals vom Minister Moser nach Darmstadt gezogen worden war*; und seine

* Weil die Abkürzung Cl. von Wagner und andern für Klinger genommen worden ist, mag die Stelle hier einen Platz finden: «Mit Cl. und mir wird wol nicht in seinem Leben was gescheutes daraus. Er beträgt sich ganz und gar wie ein Mensch aus einer andern Welt, und zwar mit jedermann. Der Teufel hole die ganze Poesie, die die Menschen von ander abzieht und sie inwendig mit der Betteltapezerey ihrer eignen Würde und Hoheit ausmeublirt. Wir sind doch nur in so fern etwas, als wir was für andere sind.» Vom wem hier die Rede sei, hat Koberstein richtig erkant (5. Aufl. 4, 54 fg.).

gute Meinung von dem Jüngling, ſein Wolwollen für ihn bekundet ein Brief an Höpfner vom 3. Juni 1775: «grüßen Sie Schleiermacher von meinetwegen. Er iſt ein trefflicher Junge. Halten Sie ihn hübſch in der Höhe!» Nach Vollendung ſeiner Studien wälte ihn der Erbprinz von Darmſtadt 1779 zu ſeinem Cabinetsſecretär. In dieſer Stellung, die zu dem allerinnigſten und zu einem völlig muſterhaften Verhältniſſe zwiſchen Fürſt und Diener fürte, nach der Thronbeſteigung des erſtern 1790 eine erhöhte Bedeutung gewann und erſt mit deſſen Tode 1830 endete, lonte Schleiermacher dem unglücklichen Merck in ſeinen Verlegenheiten mit treuer Freundſchaft* und übernam nach deſſen traurigem Ausgang wie ein Erbe die Pflege ſeiner wiſſenſchaftlichen Intereſſen. Die artiſtiſchen wie die oſteologiſchen und mineralogiſchen Sammlungen Mercks wurden für den Fürſten angekauft, in deſſen wolgeordnetem Muſeum, der Schöpfung Schleiermachers, Gœthe manche dieſer Gegenſtände mit Rürung nachmals wieder erkante.

Es iſt merkwürdig, wie dieſer Zögling und Freund des darmſtädtiſchen Mephiſtopheles gleichzeitig der innigſten Berürung, der überlegenen Einwirkung Klingers, die in deſſen Briefen ſich kund gibt, offen ſtand; denn Klinger muſte von MERCK, mit dem ihn Schleiermacher one Zweifel bei dem erſten gemeinſchaftlichen Beſuche in Darmſtadt bekant machte**, noch nachſichtsloſer perhorreſciert werden als die Stolberge, da er ſie in Gœthens Geſellſchaft kennen lernte. Ihm war eben das studentenhafte, auch wie es in einer idealgeſtimmten Jugend zum Vorſchein kommt und mit dem Sturm- und Drangmäßigen im Grund auf eins herauskommt, unerträglich: die chaotiſchen Gefüle, die wilden und hohen Worte, die excentriſchen Handlungen; und er ſuchte dieſe Seite des Weſens in ſeinem Gœthe aufs gefliſſentlichſte abzutöten. Schleiermacher, dem ſie keineswegs fehlte, verſtand ſie ihm unter ſachlichen Intereſſen zu verbergen; aber gegen Klingern ſchloß er ſein jugendlich wogendes Herz auf und ließ ſich ſeine wilden, wirren Stimmungen von ihm curieren — nicht one daß ſein «Starrkopf» einzle Zuſammenſtöße mit dem ältern Freund herbeifürte. Je wilder ein Drama von Klinger ausfiel, deſto ſicherer konte es auf

* «Der Erbprinz und Schleiermacher haben ſich wie Engel gegen mich aufgeführt» ſchreibt Merck an Gœthe 1788 (Wagner III, 279).

** Klinger läßt ihn am 14. Juni 1789 von Petersburg aus «recht ſehr» grüßen.

Schleiermachers Beifall rechnen (Nr. 28 der Briefe); ihn ſelbſt drängte Klinger ſich in dramatiſchen Schöpfungen zu entladen (Nr. 29. 30). Sie ſchloſſen feierlich im Schiffenberger Wald bei Gießen einen ewigen Bund; ja ſie hielten ihn ſogar. Wir verdanken dieſer Freundſchaft eine Zeit hindurch Aufſchlüſſe über Klingers Leben, die er ſo reichhaltig und genau keinem andern Freunde gab; und es iſt herzerquickend, wie ſie ſpäterhin über weite Ferne hinaus mit alter Wärme erneuert und bis ins hohe Greiſenalter gepflegt wird. Schleiermachers Söne wurden Zierden der Wiſſenſchaft und des heſſiſchen Statsdienſtes; er ſelbſt erreichte ungeſchwächten Geiſtes, als verehrter Zeuge einer rümlichen Epoche ſeines States das neunzigſte Lebensjar*.

Ganz beſchränkt auf Schleiermachers Umgang war indess Klinger in Gießen doch nicht. Beide kanten einen Studenten Reid oder Rayd, der nachmals mit Schleiermacher nach Göttingen übergieng oder ihm dahin vorausgegangen war; Klinger ermant dieſen, ſich jenes dort anzunehmen (Br. 33), und trägt ihm mehrmals Grüße an ihn auf. Ein andrer gemeinſchaftlicher Bekanter hieß Scheppler, der dem nach Weimar enteilten Klinger durch ſein «Geſchwätz» Verdruß machte (Br. 15); ob auch er Student war erhellt nicht, jedenfalls war er nicht mehr in Gießen, als Klinger Schleiermachern im Frühjar 1777 (Br. 30) beauftragte ihm zu ſchreiben, daß er mit Seyler nach Mannheim kommen würde; und es ſcheint, daß er in Mannheim ſelbſt war, wenn es im 33. Briefe heißt «bereite Scheppler etc. auf meine Ankunft vor». Dies «und ſo weiter», ſowie der Ausdruck «an Scheppler und die Menſchenkinder» in Nr. 30, deutet zugleich auf noch andere Bekante hin, die mit dieſem zuſammenhiengen. Und auch mit dem Profeſſor Schmid fand doch ein perſönliches und geſellſchaftliches, wenn auch nur äußerliches Verhältnis ſtatt, wie man aus Nr. 5 der Briefe zur Genüge erſieht.

Ein erfreulicher Vorteil aus Gœthes Freundſchaft war die Einfürung im Deutſchen Hauſe zu Wetzlar. Die Pfingſtwallfart mit Schleiermacher, von der Klinger den 29. Mai 1776 an Kayſer ſchreibt, war offenbar nicht die erſte; die Familie, in der ſich Gœthe ſo wol gefült hatte, gab auch für unſere beiden

* Vergl. WAGNER im Nekrol. d. Deutſchen XXII, 378 ff.

Freunde dem ſchönen Wetzlar einen höheren Reiz, und das reine Behagen, das in ihr waltete, wirkte reinigend und mildernd, wie die Natur ſelbſt, auf Klingers drangvolles Gemüt. «Ich wollte Du hetteſt das Bild dieſer Gegenden mitgenommen und ſo unter Lottens Vater, Geſchwiſtern und Freunde — es iſt gut da, und ich bin gut»: welche bezeichnenden Worte! Man glaubt etwas von dieſen Eindrücken in den Familienſcenen ſeiner früheſten Dramen zu ſpüren. Im Juli 1775 brachte Klinger, wie man aus einem ſpäter mitzuteilenden Briefe Joh. Martin Millers ſieht, in Folge eines ſchmerzlichen Erlebniſſes einige Tage in Wetzlar zu. Ein Freund war ihm an der Seite ertrunken, als er mit ihm in der Lahn badete, und er gieng dem Begräbnis aus dem Wege*. In dieſen Tagen wird das deutſche Haus ſeine Herberge geweſen ſein; denn bei dem andern Bekanten, den er in Wetzlar noch hatte, war ſie, wie der Brief beweiſt, nicht. Dies war Dietrich Miller, Johann Martins Vetter, der in Göttingen ebenfalls zum Hain gehört hatte und jezt im Dienſte der Reichsſtadt Ulm bei der Viſitation des Reichskammergerichtes verwendet war. Seine Bekantſchaft mit Klinger wird durch Boie, der dieſelbe ſchon im erſten Gießer Sommer machte, vermittelt worden ſein.

Boie, der feingebildete, würdige Mentor des Göttinger Hains, war durch den nun fünfmal herausgegebenen Muſenalmanach eine Perſon von nicht geringer Bedeutung auf dem deutſchen Parnass. Eben jezt hatte der Jargang 74 mit Beiträgen von Bürger und Gœthe eine ware Epoche für die deutſche Lyrik bewirkt, und der ehmalige Nebenbuler Chr. H. Schmid ſich eine froſtige, aber unbedingte Anerkennung in dem tief verdunkelten Almanach der deutſchen Muſen abgerungen; da fürten Boien ſeine Reiſewege nach Gießen. Er hatte einen engliſchen Zögling deſſen Eltern nach Spaa zuzufüren und hielt an, um ſeinen alten Freund Höpfner wieder zu ſehen. Bei ihm lernte er — ſo erzält ſein Reiſetagbuch — einen Freund Gœthes kennen, «der viel verſpricht» und

* Heutzutage hätte er ſich innerlich und äußerlich gedrungen gefült, ihm beizuwonen, damals wäre eine ſolche Scene mit ſo ſtarken Gefülsausbrüchen verbunden geweſen, daß es ratſam und anſtändig erſcheinen konte, ihr auszuweichen. Wer der verunglückte Freund war, weiß ich nicht zu ſagen. Es iſt offenbar derſelbe, den Kayſer (Br. 59) mit «unſerm lieben todten Jungen» meint; und dann war es ein Frankfurter.

hörte «drei Farcen von diesem eigenen Kopfe vorlesen, die er herausgeben will, und die mich sehr lachen gemacht. Zwey sind in Knüttelversen, und das lächerliche, das sie treffen, ist die Empfindsamkeit unsrer Zeiten»*. Er meint das Jarmarktsfest zu Plundersweilern und den Pater Brey; Künstlers Erdenwallen, das auch in Knüttelversen ist, muß ihm weniger Eindruck gemacht haben. Kein Zweifel aber, daß der vielversprechende Freund Gœthes, der in Höpfners Hause und in Verbindung mit drei Gœthischen ungedruckten Farcen auftritt, Klinger war. Der briefliche Verkehr zwischen ihm und Boien, der in Klingers Schreiben vom 5. December 75 bereits in altem, vertraulichem Gang erscheint, wurde durch jene Begegnung begründet.

Von den beiden Erstlingsdramen, womit Klinger im Laufe des folgenden Winters vor die Oeffentlichkeit trat, hätte er, wenn Wagners (II, 287) aus mündlicher Ueberlieferung geschöpfte Angabe richtig ist, das Leidende Weib, «veranlaßt durch eine wirkliche Begebenheit, schon als Pädagogschüler geschrieben»; aber es wird sich zeigen, daß sein eignes Zeugnis dem widerspricht. Im ersten Gießer Sommer beschäftigte ihn der Otto; Höpfner pflegte zu erzälen, daß Klinger damals auf Spaziergängen mit ihm öfters bemerkt habe, diesen oder jenen Gedanken, dieses oder jenes Ereignis könne er für seinen Otto benutzen (Wagner a. a. O.). Meine Mutter verlegte auch die Entstehung des Otto noch in die Frankfurter Zeit, und dort mag er wol entworfen und begonnen sein. Klingers dramatische Schöpferkraft erhielt durch Gœthes Götz, neben dem auf beide wirkenden Shakspere, den ersten Anstoß; und der wird nicht erst im Sommer 1774 gewirkt haben.

Der rechte Weg wäre nun gewesen, wenn er wie Gœthe einen geschichtlichen Stoff gründlich durchgearbeitet hätte, um ihn dann zwar in frei schaltender Dichtung, aber mit möglichst viel historischem Colorit zu reproducieren. Ein ernsthaftes, realistisch behandeltes Drama muß, um volles Leben zu gewinnen, irgendwie in der objectiven Wirklichkeit beruhen. Ist die Fabel erfunden, so muß sie in der Gegenwart oder erinnerlichen Vergangenheit handeln; handelt sie in entlegener Vorzeit, so muß sie auf Ge-

* Weinhold, Boie S. 65.

ſchichte oder Sage beruhen. Erfundenen Perſonen oder Ereigniſſen der Vorzeit verſagt das Theater mindeſtens dann Glauben und Teilname, wenn ihnen nicht einmal ein beſtimmter hiſtoriſcher und geographiſcher Horizont gegeben iſt; eine erfundene Hiſtorie mit verhältnismäßig großartigen Ereigniſſen, für die, eben weil ſie erfunden iſt, der hiſtoriſch-geographiſche Horizont unbeſtimmt bleiben muß, kann nicht wol glücken. Das hatte ſich Klinger nicht klar gemacht, als er, der erſte einer Reihe von Autoren, die dieſe Ban beſchritten, ein Ritterſtück nach Art des Götz zu ſchreiben unternam; und man muß zu ſeiner Entſchuldigung ſich vergegenwärtigen, wie fern der damaligen Jugend die vaterländiſchen Geſchichtsſtudien lagen, die Gœthe auf Anregung ſeines Vaters getrieben hatte; wie wenig ſie Mittel beſaß, ihre Kentniſſe über das dürftigſte Gerippe der Begebenheiten hinaus zu erweitern.

Schließlich war es die einſeitig ſubjective Stimmung und Richtung der Genieperiode, die ſolche Erfindungen möglich machte und ſogar bei geſchichtlichen Stoffen die geſchichtliche Beſtimmtheit verflüchtigte. Alle Schöpfungen des jungen Klinger, und mehr oder minder auch die des gereiften, waren nicht Kunſtwerke von der Luſt an der Sache eingegeben, ſondern Acte der Befreiung von inneren Gärungsſtoffen; eine pathologiſche Poeſie, die immer hiſtoriſch intereſſieren und verwante Gemüter ergreifen wird, der aber die ruhig ſiegende Kraft des objectiv vollendeten und gemeingiltigen verſagt war. Klinger war ſich auch in jungen Jaren jener Art ſeines Schaffens ſehr wol bewuſt. «Die Poeſie iſt warrlich eine Wohlthat für mich und große Entſchädigung, daß ich all das hinſchmeißen kann»: ſo ſchreibt er noch von Gießen an Kayſer (Br. 10); und dem entſpricht ſein Rat an Schleiermacher: «hauche alle Empörungen deines Herzens und deines Geiſtes durch den Crayon oder durch Darſtellung in Worten aus» (Br. 28). Es war Gœthes eigne Art, die Poeſie zum Selbſtbekentnis und zur Herzenserleichterung zu verwerten; nur daß die wunderbare Organiſation ſeines Geiſtes ihm die plaſtiſche Kraft, die Zucht und das Maß verlieh, um dies ſchon als Jüngling in Schöpfungen von ewiger Schönheit zu tun.

Die erfundene Fabel des Otto ſetzt nur ganz im allgemeinen das mittelalterliche Deutſchland als Schauplatz voraus. Die einzigen Ortsnamen, die vorkommen, ſind die rein poetiſchen Rothenburg

und Sonnenburg, jene des Herzogs, diese des aufrürischen Prinzen Residenz; nur der Name eines Ritters von Hungen ist einem wetterauischen Städtchen aufs geratewol entlehnt. Herzog Friedrich, «ein unbeständiger, hitziger, stolzer Mann», ist mit Karl, dem geliebteren seiner beiden Söne, zerfallen, weil dieser einen ihm unliebsamen Ehebund geschlossen hat, und im Begriff, ihn zu bekriegen. Sein schwächerer, feindlich gesinnter Nachbar, Bischof Adelbert, wünscht sich irgendwie einzumischen und hat dem Son seine Hilfe angeboten, aber von ihm und seinem Freunde, dem Ritter Otto, eine derbe Zurückweisung davongetragen; nun macht er den gleichen Versuch bei dem Vater. Im Einverständnisse mit ihm handelt Graf Normann, ein durch den Herzog von gefärlich werdender Höhe herabgedrückter Vasall, der es aber verstanden hat, sich bei dem zweiten Prinzen Konrad, einem frömmelnden Schwächling, wieder notwendig zu machen. Auch Herzog Friedrich verschmäht zuerst die Hilfe des Bischofs, so sehr Konrad ihm einredet; als aber Normann ihm berichtet, daß seine meisten und besten Ritter ihn in vergangener Nacht verlassen und sich zu Karl gewant hätten, als er ihm schließlich die Lüge beibringt, Karl habe zum Bischof um Hilfe geschickt, nimmt er in wilder, tobender Leidenschaft das Erbieten an. In der Schlußscene des ersten Actes lernen wir sein drittes Kind, die schöne und empfindsame Gisella kennen, die sich in einer Laube mit Liebesgeschichten aus Bardenliedern unterhält, den Streit mit Karl beklagt und mit ihrem Kammermädchen zu Rate geht, ob sie ihre Hand dem heldenhaften, aber rauhen Otto geben solle? Ihr Herz gehört dem sanften Ritter Ludwig, aber dieser selbst hat in einem Brief an sie für Otto gesprochen. Normann, der sie belauscht hat, begründet auf das gehörte einen Anschlag, um Otto von der Sache Karls zu trennen.

Im zweiten Acte sucht Konrad, von einem Unwetter auf der Jagd überfallen, Herberge bei einem Einsiedler und wird von diesem in dem wankend gewordenen Entschlusse bestärkt, die Thronfolge, die Karl verwirkt hat, wegen des Seelenheiles der Untertanen zu übernehmen. Otto, der ihn auf dieser Jagd hatte abfangen wollen, ist daran gehindert, weil sein Ross ein Eisen verloren hat, und ergeht sich darob in wilden Reden; eine alte Hexe begegnet ihm, sieht prophetisch Blut an ihm, gibt ihm die Warnung auf den Weg: «trau Menschen nicht honigsüß, behäng dich nicht mit



Weibern». Zwiſchen dieſen beiden Scenen wird uns der Herzog vorgefürt, aufs neue ſchwankend zwiſchen ſeiner Liebe zu Karl und den Einflüſterungen Normanns, dieſen jedoch nachgebend. Nun folgt ſeine Zuſammenkunft und warme Verſönung mit dem heuchelnden Biſchof; aber noch wird vor dem Aufbruche gegen Sonnenburg Normann mit einem Ultimatum an Karl geſchickt. Er kommt in deſſen Abweſenheit an, findet Otto im Verdruß darüber, daß Karl ihm die Bewachung ſeines Weibes und der Burg übertragen und ihn ſomit vom Kampf ausgeſchloſſen hat, deutet ein Einverſtändnis zwiſchen Giſella und Ludwig an, gibt letzterem in Ottos Gegenwart die Antwort der Prinzeſſin, die er dem Boten abgenommen hat, und gibt vor zu wiſſen, daß jene von Karl heute zum Kampfpreis ausgeſetzt ſei. Otto erinnert ſich nun der Worte, die ihm die Hexe geſagt, kann nicht umhin zu argwönen, daß er zum Schloßwächter beſtimmt worden ſei, damit er um dieſen Preis mit Ludwig nicht concurrieren könne, und reitet, gebrochnen Herzens ob der vermeintlichen Falſchheit ſeiner Freunde, zum Herzog, deſſen Niederlage er jedoch nicht mehr abwenden kann. In den Schlachtſcenen tritt auf Seiten Karls der Reiterjunge Gebhard hervor, deſſen Bekantſchaft wir ſchon vorher auf einem Kundſchafterpoſten gemacht haben. Er kann es nicht erwarten an den Feind zu kommen und übt ſeinen Arm einſtweilen an Baumäſten, nicht wie Georg im Götz hinter, ſondern auf der Scene. Er iſt ein leidenſchaftlicher Bewunderer Ottos, wärend ſein Kamerad Rudolf mehr auf Eſſen und Trinken hält; er wolte von der Burg, wo er bei Otto bleiben ſolte, heimlich ausbrechen, um an der Schlacht Teil zu nehmen, wird als Ausreißer zurückgebracht, erhält aber von Karl Verzeihung und Erfüllung ſeiner Wünſche.

Im dritten Act finden wir Otto bei dem Herzog, von Scham über ſeinen Treubruch, Zorn über Karls Falſchheit, Eiferſucht auf Ludwig verzehrt, von Giſella nicht aus Liebe zu Ludwig, ſondern aus Abſcheu über ſeinen Treubruch zurückgeſtoßen. Der alte Herzog hat inzwiſchen beſchloſſen, ſich mit dem noch immer ungebeugten Karl zu verſönen und ihm die Regierung abzutreten. Der Biſchof und Normann verſchwören ſich darauf hin mit Konrad, [illegible] Herzog ins Kloſter zu ſtecken und ihn, Konrad, auf den Thron ſetzen, der ihnen dafür Vorteile zuſichert, dem Normann unter [illegible] die Hand Giſellas; dieſer hat aber die Abſicht, ſpäter auch

Konrad zu verderben und als Gemal der Prinzeſſin das Herzogtum einzunehmen. Der Herzog wird von einem Unbekanten gewarnt und entflieht in der Nacht, eh er überfallen werden ſoll, mit nur einem Knechte. Wir begegnen beiden bei Nacht im Walde, der Herzog in wildem Schmerze fordert von dem Knecht, daß er ihn wie den Saul ſein Waffenträger erſchlage, will dem Weigernden das Schwert entreißen, ſtürzt ihn beim Ringen in ein Waſſer, rettet ihn wieder und vergißt ſich ſelbſt über der Sorge um ihn.

Im Beginn des vierten Actes haben die Verſchwornen Rothenburg durch Ueberfall in Beſitz genommen, aber zu ihrem Verdruß weder den Herzog noch Giſella vorgefunden; die letztere iſt zu Karl geflohen. Otto hierüber aufs äußerſte gebracht iſt feſt an Konrads Sache gekettet; er weiß natürlich nicht, daß Giſella dem Normann zugeſichert iſt, der vor Leidenſchaft für ſie glüht. Von der italieniſchen Courtiſane des Biſchofs, die ihn im erſten Act umſtrickte, will er nichts mehr wiſſen; ſie tut jetzt ihre Dienſte an dem frommen Konrad. Hat Otto die ſeinigen im Kriege gegen Karl getan, ſo ſoll er auf Seite geſchafft werden. Wir finden dann Giſella bei Karl auf Sonnenburg; ſeine Zärtlichkeit für den verratnen Vater ſpricht ſich rürend aus. Otto iſt von ihm wie von ſeiner Schweſter aufgegeben; er hat auf keinen der Briefe geantwortet, worin Karl ihm ſeine Unſchuld dartat, ſie waren natürlich aufgefangen; den letzten an Giſella beigeſchloſſenen hatte dieſe bei der eiligen Flucht in ihrem Zimmer liegen laſſen und Normann ihn da gefunden. Der Reiterjunge Gebhard aber, der noch immer ſchwärmeriſch an Otto hängt, ſetzt es durch, daß er entlaſſen wird, um ihn aufzuſuchen und aufzuklären. Daſelbe unternimmt auch Ludwig, der auch jezt der Liebe Giſellas widerſteht, weil er nur Otto ihrer wert achtet. Von ihm erfärt ſie wie Normann es angefangen, Otto auf die falſche Ban zu bringen, ſie willigt abermals in Ludwigs Entſagung ein und entläßt ihn ſegnend. Den Herzog finden wir hierauf mit ſeinem treuen Veit noch immer im Walde irrend. Sie kommen mit einem Wanſinnigen zuſammen, der ſeinen Bruder, wiewol ungern, erſchlagen hat, dem darauf Braut und Vater vor Jammer geſtorben ſind, weshalb er ſich für den Mörder aller dreie anſieht. Dem Herzog iſt es in der Geſellſchaft des Unglücklichen leichter geworden und er herbergt bei deſſen

Mutter. Die Scene erinnert ſowol an Lears Zuſammentreffen mit Edgar wie an den Wanſinnigen und ſeine Mutter im Werther.

Fünfter Act. Ein Hauptmann, den Normann ausgeſchickt, um den Herzog zu ſuchen, berichtet voll Mitleid über deſſen Feſtnehmung. Er iſt nach einer Müle gebracht worden und ruht dort; einige aus der Mannſchaft haben von Normann Befehl, ihn unterwegs zu ermorden. Dies vereitelt aber Gebhard, der auf dem Weg zu Otto in derſelben Müle eingetroffen iſt; er hat die Mörder, von denen zwei reuig geworden ſind, belauſcht, gibt vor er ſei ebenfalls von Normann gedungen, ſchickt ſeinen Gefärten Rudolf zu Karl zurück, der mit Truppen heranzieht, um ihn zur Eile aufzufordern, und ſchleicht ſich im Gefolge des gefangenen Herzogs in die Rothenburg ein. Hier erhält Otto von ihm die notwendige Enthüllung, der hierauf in höchſter Wut noch in der Nacht Normann in ſeinem Schlafzimmer aufſucht und erſticht; dieſer bekennt ſterbend, daß er dem Herzog, nachdem ſein erſter Anſchlag vereitelt war, in der Abendſuppe Gift gegeben habe. Indem wird auch ſchon die Burg von Karls Mannen erſtiegen und der Herzog ſtirbt in deſſen Armen. Der Biſchof und Konrad ſind entkommen; Otto aber, der ſich nach der Erkenntnis ſeines Irrtums für einen geſchändeten Mann hält, hat ſich ſelbſt erſtochen.

Das Stück iſt nicht beſſer für die Aufführung berechnet als der Götz, es hat denſelben unruhigen Wechſel der Scene und eben ſolche nur aus wenigen Worten beſtehende Scenen; der Verfaſſer wollte wie Gœthe offenbar nur eine Geſchichte «dramatiſieren». Es leuchtet aber ein wie viel dramatiſcher und tragiſcher gleichwol dieſe ſeine Handlung iſt. Hätte Gœthe den Bauernkrieg mit dem edeln, volkbeliebten Ritter als Häuptling, der durch einen Zwang der Verhältniſſe und um Uebel zum Guten zu lenken in dieſe Rolle geworfen wird, zu fünf Acten ausgeſponnen, ſo wäre das eine warhaft tragiſche Handlung; ſo aber iſt dieſelbe nur als Schlußact ſehr ſummariſch angehängt, und was vorausgeht iſt im Grunde ganz epiſcher Natur, indem Götz von ſeinem Standpunct aus überall in vollem Recht erſcheint, und indem die Einheit der Handlung durch die Einheit der Perſon erſetzt wird. Das Tragiſche der ganzen Figur liegt in einer Reflexion, die weniger aus dem Stücke ſelbſt, als aus unſerer Kentnis der Weltgeſchichte hinzukommt: daß das Fehderecht, ſo edel es repräſentiert werde, ſeine

Zeit überlebt hat und einer neuen Weltordnung erliegen muß. Ganz anders das Schickſal des Herzogs Friedrich, der die eigentliche Hauptperſon des Klingeriſchen Stückes iſt. Ihn ſehen wir im erſten Acte bereits die ſeinem Charakter entſpringenden verhängnisvollen Fehler begehn, die Befehdung eines edeln Sones, der einem trefflichen, jedoch aus verhaßtem Geſchlecht entſprungenen Weibe nicht entſagen will, und die Verbindung mit heuchleriſchen Feinden, die man hätte durchſchauen und verachten ſollen. Er will den einen Fehler im dritten Acte wieder gut machen, da ereilen ihn die Folgen des andern, und erſt in der Todesſtunde erntet er den Frieden, den er geſucht hat. Es iſt das tragiſche Motiv des Lear; ein deutlicher Einfluß desſelben verrät ſich in der Waldſcene mit dem Wanſinnigen, ſowie die Waldſcene Ottos mit der Hexe und das Geſpräch der Mörder an Macbeth anklingt. Sehr gut iſt ſodann das Geſchick des zweiten tragiſchen Charakters mit dem des erſten verſchlungen. Nur im Beſitz Ottos, der in der Verblendung jäher Leidenſchaft ſich den Intriganten hingibt, finden dieſe den Mut, den Abſichten des Herzogs durch einen Gewaltſchritt zuvor zu kommen; indem dem Otto die Augen wieder geöffnet werden, findet der Herzog wenn nicht Rettung, doch Rache, freilich auch Otto ſelbſt den einem Charakter voll wilder Selbſtüberhebung nach ſolchem Fehltritt naturgemäßen Untergang der Verzweiflung. Der biedere, maßvolle Karl ſteht am Schluß, wie die verwanten Charaktere bei Shakſpere, über Leichen von Freund und Feind aufrecht, als Träger einer beſſern Zukunft, die Leute wie Ludwig und Gebhard mit ihm bauen werden. Ein überaus feiner Zug iſt, daß letzterer am Ende von ſeinem Abgott Otto ſelbſt verkant und zurückgeſtoßen wird, alſo die Kehrſeite der Uebermännlichkeit, die ihm imponierte, an ſich ſelbſt erfaren darf. Muß man beklagen, daß die Fabel überhaupt erfunden iſt, ſo iſt doch die Erfindung, dünkt mich, von groſsartigem Wurf. Iſt der Intrigue und dem Zufall ein der Tragödie nicht würdiger Anteil an der Verwickelung gegeben, ſo erſcheint die Blöße für beide im Charakter Ottos immerhin als die Hauptſache. Der dramatiſche Aufbau iſt klar und geſchickt, die Motivierung angemeſſen, das Talent in alle dem bei einer Erſtlingsarbeit, bei völligem, grundſätzlichem Mangel an theoretiſchem Nachdenken, unverkennbar. Hätte nur der Verfaſſer bei einer ſolchen Fülle der Haupthandlung, der in der Ausfürung gerecht



zu werden ſchon alle Kunſt erforderte, ſich verſagt auch noch eine Shakſperiſche Nebenhandlung einzuflechten, und gar eine ſolche, die nicht tragiſch, ſondern nur traurig und gräßlich iſt und die mit der Haupthandlung gar keinen nennenswerten Zuſammenhang hat. Es iſt das Schickſal eines vom Biſchof ungerecht verfolgten Ritters von Hungen, der mit ſeiner Familie und einem gleichfalls in Ungnade gefallenen Freunde nach Italien auswandert, von dort ſeinen herangewachſenen Son zum Prinzen Karl ſchickt um ihm gegen den Biſchof zu dienen, dann aber in die Hände der Inquiſition fällt und auf der Folter ſtirbt. Den Biſchof zu Anfang durch eine Handlung der Ungerechtigkeit zu charakteriſieren wäre ſchon gut geweſen, aber ſie muſte ſich raſch abſpielen oder weſentliche Folgen für die Entwickelung der Haupthandlung haben; der junge Hungen bleibt jedoch für dieſe ganz bedeutungslos. Dem Dichter kam es auf den idylliſchen Gegenſatz zu ihr an, den ihm die Nebenhandlung lieferte und der an ſich recht wol tut; aber ſie ſtört die Einheit des Intereſſes empfindlich und verſchlingt einen koſtbaren Raum, der ſich durch das gemütliche Behagen ihrer Familienſcenen nicht bezalt macht.

In dieſen Scenen machen ſich, wie demnächſt im Leidenden Weib, die Kinder des breiteren geltend. Statt des einen Kindes im Götz werden mehrere Geſchwiſter eingefürt und in ihrem Geplauder die Unterſchiede des Alters und der Charakteranlage bemerklich gemacht. Hier iſt doch mehr als ein bloßes nachameriſches Ueberbietenwollen, vielmehr gibt ſich auch Klinger, wie Gœthe, als Freund und liebevoller Beobachter des Kindesalters kund. Man muſte ja durch den Cultus Rouſſeaus und der Natur, und nicht am wenigſten durch den Werther zu den Kindern hingezogen werden, oder doch die praktiſche Kinderfreundſchaft, die jedem gemütlichen Menſchen eigen iſt, ins Licht der Idee ſetzen lernen und Auge für das Charakteriſtiſche der Kindheit gewinnen; demnächſt drangen ſich dann poetiſche Motive von da her auf. Auch Kayſer gab hievon Zeugnis, indem er den ſentimentalen Genuß, den das leidende Gemüt im Umgang mit Kindern findet, in einem hübſchen Liedchen ausdrückte*.

---

* An die Kinder.

Geſchöpfe klein und zart,
Der Menſchheit beſte Art,

Die Hauptſchwäche des Stückes liegt in der Ausfürung. Sie iſt ſo unüberlegt, daß die an ſich gute Motivierung viel zu wenig hervortritt, zu leicht überſehen wird, mitunter förmlich geſucht werden muß. Sie bewegt ſich ermüdend auf der Höhe des Affectes und nötigt den Dichter, wenn er der Steigerung bedarf, mit Blut und Hirn zu malen. Kommen ſeine Helden in eine rechte Wut, ſo ergehn ſie ſich in tigermäßigen Grauſamkeitsſantaſien. Nur dieſe Vorliebe für Ausmalung der wildeſten Gemütszuſtände konte den Dichter veranlaſſen, das Stück nach einer Nebenfigur zu benennen, die hiezu den meiſten Anlaß bot. Dieſe Figur muß in Folge deſſen zu einer heldenhaften Großheit emporgeſchraubt werden, die unglücklicher Weiſe nur wenig Gelegenheit findet, ſich in Handlungen kund zu geben, ſo daß wir nur fortwärend aus der Bewunderung Anderer auf ſie zu ſchließen haben.

Im Vergleich mit dem Stil des Otto iſt der des Götz zam zu nennen; vielmehr lernen wir auf dieſer Folie deſſen ſchöne Ruhe und Klarheit ſchätzen. Zwar das ſprachliche Colorit iſt in beiden Werken das gleiche, jenes ſtark frankfurtiſch gefärbte Deutſch, das man auch in den gleichzeitigen Briefen beider Dichter findet, mit der nachläſſigen Kürze eines raſchen anſpruchloſen Converſationstones. Die Rückkehr zur Natur, dieſe Hauptloßung der Genieperiode, brachte auch die Volksſprache, nach der jedem der Schnabel gewachſen war, zu Ehren, wie denn Wagner in ſeinen Frankfurter Erzeugniſſen luſtig ſeine Straßburger Mundart durchklingen ließ und daran leicht erkant werden kann. Damit hängt unmittelbar

---

O kommt! o kommt! bey eurem Lauf
Geht mir die enge Seele auf.

Mein Herz matt und bedrängt,
Wenn es an euch ſich hängt,
Vergißt in eurem Unſchuldsblick
Die Welt ringsum, all Qual und Glück.

In euch glüht Gottheit rein,
Und ganz das ſüße Seyn,
Ihr hüpft und ſpringt, ihr lacht und weint,
In euch iſt alles, nichts, vereint.

Kommt, kommt! mein Herz iſt trüb!
Hängt euch an mich mit Lieb!
O wohl mit euch ein Kind zu ſeyn!
Für mich iſt nichts, nur ihr ſeyd mein.

die volksmäßige Derbheit des Ausdruckes zuſammen, darin Götz und Otto wenig einander herauszugeben haben; fehlt auch in letzterem die bekante Einladung, ſo heißt man doch ſeinen Nächſten Scheißkerl, kriegt die Krenk, muß in der Hölle Läusſupp eſſen. Bei Gœthe iſt indes das mundartige Gepräge ſorgfältiger als bei Klinger auf die populären und naiven Charaktere beſchränkt, und der letztere gibt dieſer Neigung überhaupt etwas weiter nach. Was ihn aber hauptſächlich unterſcheidet, er entwickelt aus jenem volksmäßigen Converſationsſtil eine neue Sprache des Affectes, indem er ſeine Nachläſſigkeiten, ſein abgebrochenes Weſen zur rhetoriſchen Figur ausbildet. So wimmelt Monolog und Dialog von Ausrufungen, Ellipſen, Apoſiopeſen, Anadiploſen, Anaphern, Klimaken. Man braucht die Beiſpiele noch lange nicht an den Stellen aufzuſuchen, wo Ottos Leidenſchaft ſich ausraſt. Wenn Biſchof Adalbert, der kalte Intrigant, den Prinzen Konrad gegen ſeinen Vater aufhetzt, drückt er ſich ſo aus: «es iſt ſo? Und das ſo kalt, Prinz, ſo kalt? Es iſt ſo — verdammtes es iſt ſo! Als ſeys um eine Hand voll Nüſſe zu tun. Dem Karl die Regierung! O wäret ihr Prinz, wolltet es ſeyn, wolltet es wiſſen was das heißt, Prinz ſeyn, und dächtet uns nach, thätet uns nach! Aber ſo — mags ſeyn, mags ſeyn. Und doch kann ich nicht dran denken ohne Bitterkeit, ohne peinigende Bitterkeit. Dem Karl — Feind Gottes und eurer! Und hier ſteht Konrad, von Gott erleſen, ausgerüſtet zu herrſchen, — und doch nicht, weil ſeine Seele ſchläft. O! eines Prinzen Seele! Schlaf — und hier ein Schritt, ein kleiner Schritt zu einem weiten Herzogthum. Könnt ich ſie aufwecken mit dem Ruf: Konrad, du biſts, ſollſts ſeyn, mußts ſeyn!» So wird man in beſtändiger Parataxe außer Atem gehetzt; es iſt Ausname, darf man einmal in einer Periode ausſchnaufen. Wenn dieſer aufgeregte Stil an rechter Stelle große Wirkung üben kann, ſo nutzt er ſich doch durch gehäufte Anwendung alsbald ab und wirkt als die Caricatur deſſen was man Stil nennt, als Manier.

So knabenhaft uns dieſer Erſtling in mehr als einer Hinſicht anmutet, ſo natürlich es war, daß der Dichter ſehr bald das Intereſſe an ihm verlor, man darf nicht vergeſſen was er in ſeiner Zeit gleichwol bedeutete: nach der ſchöpferiſch dramatiſierten Hiſtorie Götz die erſte Conception einer wirklichen Charaktertragödie im großen Stile Shakſperes, und nach der talentvollen Verkehrtheit

Gerſtenbergs im Ugolino der erſte Verſuch, die ganze Gewalt menſchlicher Leidenſchaft aus herzerſchütternden großartigen Begebenheiten rückhaltlos ans Or des Hörers ſchlagen zu laſſen. Das Stück war kein bloßer Nachhall eines dagewefenen, es war ein Schritt weiter, unvorſichtig und unſicher, aber kün, neu und in großem Sinn getan. Es kündigte ſich damit an, daß der Dichter für das deutſche Theater Epoche machen würde: eine Epoche, die bald durch eine neue größere überwunden ward, aber die notwendig für die Fortentwickelung war. Am Otto hat ſich Schiller zu den Räubern begeiſtert.

Hatte Otto gewiſſermaßen zur Befreiung des Dichters von der Einwirkung des Götz gedient, ſo befreite er ſich mit einem zweiten Stücke ſehr verſchiedener Gattung von Lenzens Hofmeiſter, der 1774 erſchienen war.

In einem undatierten Brief an Schumann (Nr. 3) heißt es: «lauf Schlittſchuh wie ein geflügelter Gott. Trinke Wein, leſe meine Griechen und was mit ihnen. Mach Gedichten und Zeug; hab vier gute Tage gehabt, als ich hier ankam, da ward ein Stück, heißt Leidendes Weib, worin ihr mich finden werdet, und Menſchengefühl. Nun wirds zu Leipzig ſein, biſt Du karg, ſollſt Du was (? lies: eins) haben.» Das kann, da das LEIDENDE WEIB 1775 erſchien, nur im Winter 74 auf 75 geſchrieben ſein. Da ein andrer Brief aus dem Februar 75, der in ganz andrer Stimmung geſchrieben iſt und den Freund wegen eines vorausgegangenen langen Schweigens ſchilt, dieſen vorausſetzt, ſo kann derſelbe nicht ſpäter als um Neujar geſchrieben ſein. Ob von einer Ankunft zu Gießen oder Frankfurt die Rede iſt, bleibt zweifelhaft; aber die Worte «lieb iſt mirs von dir zu hören» deuten doch kaum auf einen empfangenen Brief, ſondern auf Nachricht durch dritte, die Klinger, wenn er nach Frankfurt kam, in ſeiner wie in Schumanns Familie immer finden konte. Ich glaube daher, daß der Brief zu Frankfurt in den Weihnachtsferien geſchrieben iſt, wozu die behagliche Angabe der ſehr unjuriſtiſchen Beſchäftigungen ſtimmt. Daß aber Klinger um dieſen Jareswechſel wirklich dort war, geht daraus hervor, daß ſein von Gœthe gezeichnetes Porträt* von deſſen

* Es iſt in meinem Beſitz und entſpricht genau der Beſchreibung, die Gœthe (22, S. 238) von ſeinem Verfaren gibt: «Ich zeichnete die Portraite meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und ſchwarzer Kreide».

Hand das Datum Januarius 1775 trägt. Er hatte alſo das Leidende Weib im Kopfe oder als angefangene Arbeit mitgebracht, gleich in den erſten Ferientagen raſch hingeſchrieben und alsbald an Weygand nach Leipzig geſchickt, wo der Otto vermutlich ſchon war. Weygand war es, der den Werther und das Puppentheater verlegt hatte.

«Da ward ein Stück, heißt Leidendes Weib», das könte möglicher Weiſe auch von der Vollendung eines längſt begonnenen Stückes geſagt ſein; aber nicht von einem Stücke, von dem Schumann ſchon wuſte, und dieſer hätte davon gewuſt, wäre es ſchon vor dem Abgang zur Univerſität begonnen geweſen. Wie verhängnisvoll bezeichnend ſind aber die vier Tage und der ganze Hergang für Klingers Art zu arbeiten! Dieſer Mangel an Geduld, an techniſcher Reflexion, an Selbſtkritik, kurz an Kunſtfleiß hat gehindert, daß er in ſeiner friſcheſten Zeit, da ihm die Gunſt des Publikums entgegenkam, für das deutſche Theater geworden iſt, was er hätte werden können.

Lenz ſtand mit Gœthe hinſichtlich der Kunſtprincipien unter dem gleichen Zauber Shakſperes, aber man kann nicht ſagen, daß er in ſeinen früheren Arbeiten, die auch die bedeutenderen ſind, abhängig von Gœthen erſcheine. Er trat in eigner Gattung, mit eigner Manier neben ihm auf. Der dramatiſierten Hiſtorie ſtellte er die dramatiſierte gegenwärtige Wirklichkeit, wie er ſie ſelbſt beobachtet hatte, zur Seite, ſo derb und kün erfaßt, mit einem ſo entſchloſſenen Naturalismus der Darſtellung, wie es noch keiner getan hatte. Die Liebhaber des Conventionellen, in deren Hand die Kritik war, verachteten und ſchmähten, aber das Publikum ſtaunte und wurde ergriffen, ob es nun die Zugabe der Roheit nur in den Kauf nam oder als Pfeffer empfand. Lenz und Gœthe wurden in jener Zeit wie Sterne gleicher Größe neben einander genant; man war, weil an beiden vor allem die ſhakſperiſierende Regelloſigkeit auffiel, im Stande die namenlos erſcheinenden Stücke des einen dem andern zuzuſchreiben.

Mit noch weniger Recht als der Otto wird das Leidende Weib als bloße Nachamung bezeichnet. In einem Hauptpunkt unterſcheidet es ſich ſofort durchgreifend von der Lenziſchen Weiſe. Lenz hatte ſich eine eigne Theorie gebildet, wonach er in der Komödie das Schauſpiel für die Menge, in der Tragödie das für

die Wenigen erblickte, die Bildung des Geſchmackes, Ernſt und Idealität des Sinnes mit ins Theater bringen. Die Komödie in dieſem Sinne ſolte nun keineswegs nur der Beluſtigung dienen; ſie ſolte das Leben zeigen wie es iſt, aus traurigen und heiteren Zügen gemiſcht; das erſchütterndſte ſolte in ihr Platz finden, Schrecken und Mitleid in ihr erregt werden, wofern nur die Verwickelung, die beides hervorbrachte, zu dem vom Sinn der Menge geforderten glücklichen Ende gefürt würde. Lenz verſtand die von Diderot aufgebrachte *Comédie sérieuse* in einem Sinne, der der bürgerlichen Tragödie noch um ein gutes Teil näher ſtand und eben nur im Punkte des Ausganges ſich von ihr unterſcheiden wolte. Er fülte ſich ſelbſt zu dem berufen, was in ſeinem Sinne Komödie war; aber er begieng den Irrtum, ſich nicht klar zu machen, welche Handlungen ihrer ſittlichen Natur nach eine glückliche, welche nur eine tragiſche Löſung zulaſſen. Nach ſeiner Meinung ließ ſich im bürgerlichen Leben, wenn nur ein günſtiger Zufall oder die nötige Gutmütigkeit angewendet würde, jede Verwickelung zu einem glücklichen Ende füren, das ſowol ſittlich wie künſtleriſch befriedigte. Im Hofmeiſter verzeiht daher ein anſtändiger junger Edelmann nicht nur der Geliebten, die ſich in ſeiner Abweſenheit von einem erbärmlichen Kerl hat verfüren laſſen, ſondern vermält ſich mit ihr und nimmt ihr Kind für ſeines an; indes der Verfürer, der ſich in einem Anfall aſcetiſcher Reue ſelbſt entmannt hat, ſchließlich ein friſches Bauernmädchen heiratet, das auf Kinderſegen nicht zu reflectieren erklärt. Lenz begieng einen zweiten Irrtum — den er freilich mit Alten und Neuen und mit Diderot ſelbſt teilte — daß ihn ein rein äußerliches Moment, eine Sache des Zufalles, die plötzlich in die tragiſch geſchürzte Handlung hereintritt, genügt um dieſelbe glücklich zu wenden. Im neuen Menoza haben ſich Bruder und Schweſter unerkant ehelich verbunden, und dies droht nach der Entdeckung, obwol das Conſiſtorium Indulgenz gewärt, bei den Gewiſſensſcrupeln des einen Teiles unbefriedigend ablaufen zu wollen; da läßt es der freundliche Dichter ans Licht kommen, daß beide in der Tat nicht verwant ſind, da das eine von ihnen als Säugling verwechſelt worden iſt. Noch heitrer wird im Hofmeiſter die Auflöſung in Wolgefallen dadurch herbeigefürt, daß Jemand in der Lotterie gewinnt und nun ſeine Schulden bezalen kann. Vor ſolchen ſittlichen und künſtleriſchen Anſtößigkeiten

war Klinger ſicher, nicht durch theoretiſch erkante Grundſätze, ſondern durch einen angeborenen Adel der Geſinnung. Dem ehebrecheriſchen Pare, das er in die Mitte ſeiner Handlung ſtellt, würde bei dem Dichter des Strephon der beleidigte Ehemann verziehen, die Fortſetzung ſeines Verhältniſſes erlaubt und vom lächerlichen Throne ſeiner Großmut herab der Sache zugeſehen haben; Klinger läßt das reuige Weib am gebrochnen Herzen, den verzweifelnden Verfürer durch Selbſtmord ſterben, und erreicht damit eine tragiſche Katharſis.

In einem andern Puncte dagegen faßte er ſeine Aufgabe in Lenziſcher Weiſe. Im Hofmeiſter wie ſpäter in den Soldaten wird ein beſtimmter wunder Fleck der bürgerlichen Geſellſchaft von der Dichtung grell beleuchtet. Sie hat eine praktiſche Abſicht, ſie will eine Meinung einleuchtend machen, über die Nachteile der Privaterziehung, über die moraliſchen Opfer, welche die ſtehenden Heere koſten. Eine ſolche ethiſch-ſociale Abſicht iſt auch in das Leidende Weib gelegt: es ſtellt die Gefaren vor Augen, die in der Beſchäftigung mit ſchöner Literatur für die ſittliche Geſundheit des Weibes liegen; ein Gedanke, deſſen Quelle in Rouſſeaus theoretiſchem Bildungshaſſe offen liegt. Die ſelige Frau des Magiſters hatte bereits über dem Grandiſon vergeſſen, ihrem Mann die Suppe zu kochen; ſeine Tochter läßt ſich von ſchönen Geiſtern den Hof machen, Verſe zum Namenstag widmen, Romane zuſtecken, ins Theater füren; ſchließlich iſt ſie mit einem von ihnen durchgegangen. Bei der Hauptperſon des Stückes aber ſpitzt ſich dieſe Tendenz zum ausdrücklichen Angriff auf Wieland zu. Die Geſantin hat ein franzöſiſches Kammermädchen, nach deſſen Meinung Deutſchland one Wieland «eine Mördergrube» wäre. «Kein Franzos kann ſo galant von etwas reden als er. — Die Vorurteile macht er doch alle ſo liebenswürdig lächerlich. Und ſein Pinſel — in Wolluſt und Freude getaucht und von Grazien gefürt. Wie er ſo toll mit dem Dings umgeht, die Ueberſpannung herunterſetzt!» Sie iſt die Vertraute der ſündigen Liebe ihrer Gebieterin und bläſt dieſes Feuer mit Wolbehagen an. Sie preiſt ſich glücklich, «ein Frauenzimmer wie Danae mit der ſanften Schattierung von Pſyche» gefunden zu haben, «und — darf ichs ſagen? — einen Agathon. Gesandtin. Du machſt mich böſe. Louise. Auch wieder gut, gnädige Frau.

Soll ich lesen wie Agathon die Danae schlafend fand? Ich hol ihn von der Toilette». Aber die arme Frau ist gleich nach ihrem Fehltritte furchtbar zur Besinnung gekommen und antwortet: «ich will nichts mehr von ihm wissen, vom ganzen . . . nichts. Ein weiblich Aug sollte nicht hineinschauen. Hätt mich Gott bewahrt! mit dem Brand wär ich nie so weit gekommen». *«Mon dieu»* sagt Louise, «wer kanns Ihnen denn auch recht machen? Bald so, bald so. Vor wenigen Tagen gieng nichts übern . . . ». Er also war es der die Fantasie vergiftet, die Sinne erhitzt, das sittliche Bewustsein verdunkelt hatte, bis der «Engel von einem Weibe» in schlimmer Stunde fiel; nun erkennt man zu spät, daß die genossene Süßigkeit Gift war. Gœthe hatte in der Farce «Götter, Helden und Wieland» den Geschmack des Dichters der Grazien lächerlich gemacht und seine Moralität außer Frage gelassen; Klingers ethisch angelegte Natur gibt sich, ungereift, aber auch unverfälscht noch, in der naiven, geradsinnigen Derbheit kund, womit er gleich der Schule Klopstocks, aber unabhängig von ihr und one ihr gedunsenes Pathos, dem Sittenverderber zu Leibe rückt.

Er stand mit dem so gewanten Angriff auch in der Gœthischen Schule nicht allein. Lenz schmiedete Waffen zu dem gleichen Zwecke, ließ sie aber mutlos meistens in der Rüstkammer liegen. Nur seine Ekloge Menalk und Mopsus, die die Geilheiten im Neuen Amadis an den Pranger stellt, erschien, und zwar um dieselbe Zeit wie das Leidende Weib; die Wolken zog er aus dem Drucke wieder zurück; sie kamen nie, und das Pandæmonium Germanicum kam erst lange nach seinem und Wielands Tod ans Licht. In der letztgenanten Farce sagen die zuschauenden Franzosen über Wieland: *oh le gaillard! Les autres s'amusoient avec des grisettes, cela débauche les honnêtes femmes* — ganz in Klingers Sinne die Gemeinschädlichkeit einer Muse treffend, welche die Nacktheit sorgfältig meidet, um im koischen Gewande desto sicherer zu verfüren. Die gleiche sittliche Entrüstung spricht sich in einigen Spottgedichten Kaysers aus, die im Freundeskreise handschriftlich bekant wurden, und die man im Anhange dieses Buches nachlesen kann. Nichts hätte warlich im Jare 1775 weniger erwartet werden können, als daß ein Jar später alle drei hinter Gœthen her ihren Frieden mit Wieland machen würden.

Wir kehren zu dem Leidenden Weibe zurück. Der Angriff

konte ſich hier nicht füglich auf jenen Hauptgegenſtand beſchränken; es war ſachlich und dichteriſch gerechtfertigt, daß er überhaupt gegen die Schule, die den deutſchen Parnaß legitim zu beherſchen glaubte, gewendet ward. Drei Belletriſten werden daher als ihre Vertreter vorgefürt, in deren Tun und Leben der Senſualismus, den ſie in der Poeſie bewundern, in grober Wirklichkeit zum Vorſchein kommt. Nur einer von ihnen iſt vom Dichter mit einem Namen bedacht: er heißt Läufer wie der Lenziſche Hofmeiſter, um ihn als ein andres Exemplar desſelben Typus ſittlicher Erbärmlichkeit zu bezeichnen. Ihn läßt indess der Dichter als gewanten Lebemann erſcheinen, während ſeine beiden Genoſſen Pedanten ſind, die in Berlin und Leipzig aus der Quelle des guten Geſchmackes geſchöpft haben und ſich die Liederlichkeit gewiſſermaßen aus Grundſatz anzuquälen ſcheinen. Wir finden dieſe Geſellſchaft in der erſten Scene in der Wonung eines biedern altfränkiſchen Magiſters, wohin Läufer die andern mitgebracht hat, indess der Hausvater, der an den Lenziſchen Schulmeiſter Wenzeslaus erinnert one doch Copie zu ſein, ſeinen Schülern den Cellarius einbläut. Wärend Läufer der Tochter mit Zärtlichkeiten zuſetzt, unterhalten ſich ſeine Freunde über Literatur. Der eine verehrt Jacobi den Anakreontiker über alles und will bei Gelegenheit einer Recenſion «dem Klopſtock noch was abgeben wegen ſeiner Gelehrtenrepublik»; der andere hält zwar Klopſtock für den gröſten Dichter, aber doch nur weil die Eigenſchaften, die Batteux von einem Dichter fordert, auf ihn paſſen. Später finden ſich beide in einem Bordell vor, wo ſie aber neben einem von Ausſchweifungen entkräfteten Baron nicht recht anzukommen vermögen. Der Baron, deſſen Vorſtellung von ſchönen Geiſtern auf einem überwundenen Standpunct zu ſtehn ſcheint, will ſie quer treiben: «aber, meine Herren, die Sie immer von Ideal, Schönheit und Tugend das Maul ſo voll haben, he, ſagen Sie mir doch warum Sie hier — ho he — Sie ſchwatzen doch ſo gegen das ſinnliche, rupfen den andern die Federn aus, und die dem Plato, zieren den Discours mit — ſagen Sie mir doch — he, warum Sie nach der Komödie zu Liesgen und Sophgen laufen?» Der erſte ſchöne Geiſt bleibt aber die Antwort nicht ſchuldig: «die Zeiten ändern ſich, man nähert ſich dem Menſchen immer mehr. Es war eine Zeit, da lebten wir alle von Plato, Hutcheſon und den Hymnen, Dialogen, die aus der Schweiz kamen.

Die blieben aus, vergaßen ſich ſelbſt, es war der rechte Weg nicht» —: man hat eben mit Wieland die bekante groſse Umkehr vollzogen. Zum Schluſs werden ſie von einigen Officieren, die dazu kommen, one Umſtände hinausgeprügelt. Dieſer Geſellſchaft gegenüber iſt die neue Schule der Genies durch Franz, des Geheimen Rats Son, vertreten, einen leidenſchaftlich ſtürmenden, aber rein und hoch geſinnten Jüngling. Sein liebſter Freund iſt der Doctor, den Läufer einen wunderbaren Menſchen nennt; worauf Franz: «den könnt ihr nun wieder alle nicht faſſen. Der erſte von den Menſchen, den (lies: die) ich je geſehen. Der alleinige, mit dem ich ſeyn kann. Läufer, der trägt Sachen in ſeinem Buſen! Die Nachkommen werden ſtaunen, daſs je ſo ein Menſch war». Natürlich iſt Gœthe gemeint. Franz ſpricht von ſeinem Rouſſeau, ſeinem Shakſpere und Homer, citiert den Hamlet und überſetzt für ſeine Geliebte eine Scene aus Romeo und Julia; er weint dem Werther nach und rümt die Gelehrtenrepublik als die gröſte Poetik. Er gibt dem Magiſter Recht, daſs die Schöngeiſterei die Weiber verderbe. Die ſchönen Geiſter ſagen ihm nach, er wiſſe nichts von Theorie, ſchimpfe auf Geſchmack, halte nichts auf Kritik; er ſelber geſteht, daſs er Syſtemen und Philoſophen nichts abgewinne, und ſchwört zur Fane des Gefüles. Er ſteht in Andacht vor einem Laokoonskopfe: «mein Laokoon, was haſt auch Du ſchon leiden müſſen. Jeder Bube ſchwatzt von Dir, und groſse Leute reden, warum Du den Mund aufthuſt? Hätten ſie ſo vor Dir geſtanden mit dem innigſten Gefühl!» Ein Ausfall, neben dem doch mehrere Anſpielungen die Bewunderung des Verfaſſers für Leſſings dramatiſche Dichtergröſse bezeugen. Läufer bringt Franzen etwas neues über den Selbſtmord, natürlich aus Anlaſs der Werthercontroverſe: Franz möchte allen das Gehirn austreten, die dafür und dawider ſchreiben, und läſst nur das Mitgefül gelten, das ein ſo weit gebrachter Unglücklicher einflöſsen muſs. So iſt dieſes Stück eine Urkunde, in der ſich mit urſprünglichſter, naivſter Friſche die Sympathien und Antipathien der damaligen literariſchen Kriſis ausdrücken, und man würde von derſelben eine annähernde Vorſtellung bekommen, wenn auch alle ihre Erzeugniſſe auſser dieſem einen verloren wären.

Dasſelbe fürt uns in einen Familienkreis der höheren Geſellſchaft eines deutſchen Fürſtentumes. In dem Geheimen Rat be-

gegnen wir ſchon jezt, am Anfange von Klingers Dichterlaufban, jenem Charakter, der nachmals in ſeinen Romanen wieder und wieder variiert wird: dem uneigennützigen Fürſtendiener, der einem verderbten Hofe zum Trotz unerſchütterlich das Gute will und tut, bis er darüber äußerlich zu Falle kommt. Sein Temperament iſt feurig, aber durch die Prüfungen und Uebungen des Lebens gebändigt. Es iſt in ſeinem Sone Franz wiedergekehrt, der wie es ſcheint als Volontär in der Regierung arbeitet und dadurch in der Lage iſt, den Feinden ſeines Vaters derb die Meinung zu ſagen und ſo deſſen Verlegenheiten zu mehren. Der Eidam des Geheimen Rats dagegen, der Geſante, der, man erfärt nicht warum, in der Reſidenz ſtatt auf ſeinem Poſten verweilt, iſt eine zwar ebenſo edle, aber ſtille und maßvolle Natur. Er liebt ſeine Gemalin, mit der er drei Kinder beſitzt, aufs innigſte, und dieſe drei vortrefflichen Männer fülen ſich durch das häusliche Glück, deſſen ſie genießen, für ihre äußeren Widerwärtigkeiten entſchädigt. Ihr Familienleben wird mit Behagen ausgefürt; die Kinder, deren Freund und Liebling Franz iſt, ſpielen dabei eine Rolle, der man wie im Otto die beſondere Liebhaberei des Dichters anmerkt. Der Zuſchauer weiß jedoch bereits von vorn herein, daß dieſes ſchöne Glück untergraben iſt. Die Tochter des Geheimen Rats hatte vor ihrer Ehe mit dem Geſanten ihre Neigung einem mittelloſen Cavalier von Brand geſchenkt, und dieſer war zu ihrem Unglück dadurch wieder mit ihr in Berürung gekommen, daß er durch das Fürwort ihres Vaters eine Anſtellung im Militärdienſte des Fürſtentumes ſuchte. Freundſchaftlich in der Familie aufgenommen, hat er deren Vertrauen durch die Erneuerung des alten Liebesverhältniſſes vergolten und die Tugend der Frau in einer unbewachten Stunde zu Falle gebracht. Auch dies, daß der Tugendhafte neben ſeinem Kampfe mit der verderbten Welt noch durch die Untreue ſeines Weibes gebeugt wird, iſt ein in den Romanen wiederkehrendes Motiv. Beide Schuldige finden wir von vorn herein in Qualen des Gewiſſens, die doch ihre Leidenſchaft nicht zu dämpfen vermögen, und die Kataſtrophe des Stückes beſteht nur in der Enthüllung ihres Verbrechens für die davon Betroffenen. Sie wird durch einen Nebenbuler Brands in der Liebe zur Geſantin herbeigefürt. Graf Louis iſt ein Sprößling des Fürſten, im Ehebette des [illegible]es gezeugt, der an der Spitze der Gegenpartei des Geheimen

Rates ſteht. Geld und Gunſt hat dem gefälligen Ehemann gelont, und der Son iſt in einem ſittenloſen Hauſe zügellos aufgewachſen. Seine Perſönlichkeit wird in einem Geſpräche mit ſeinem Hofmeiſter beleuchtet, das ſich im Gedankengange des Lenziſchen Hofmeiſters und mit ausdrücklichem Bezug auf ihn über das Elend dieſes Standes bewegt. «Was gehn mich Ihre Philoſophen und Monaden alle an», ſagt der hoffnungsvolle Jüngling: «kurzum, ein Mädel iſt mir lieber als das all. HOFMEISTER. Graf Louis, Sie ſind auf dem Weg ein Böſewicht zu werden von der ſchlimmſten Sorte. Leider ſah ich das gleich ein; mußte mich der Mangel zu ſo was treiben? LOUIS. Ich hätte Sie nimmer gebraucht, und Sie hätten was anders thun können. Leſen Sie den Hofmeiſter, wie ich ſchon hundertmal ſagte» u. ſ. w. Der arme Pädagog iſt beſcheiden in ſeinen ſittlichen Anſprüchen: «hören Sie mich doch! Genießen Sie; aber nur mäßig!» Er erhält aber zur Antwort: «ich ſag noch einmal, hättet ihr mir eine Maitreſſe gehalten, da es in mir anfing aufzuwachen, wärs gut gegangen. Und ſollt ich einen Buben haben, ſoll er in ſeinem ſechzehnten Jahr eine haben, und ſich nicht peinigen oder gar verderben». Es gehörte Bosheit dazu um den Autor wegen dieſes Receptes ſittlich zu verdächtigen, das er einem Wüſtling paſſend in den Mund legte, und das man eher noch dem Verfaſſer der Soldaten hätte zutrauen dürfen, als dem Dichter, der im ſelben Stücke ſein Ideal in einem Jüngling wie Franz aufſtellte. Graf Louis alſo, der feilen Wolluſt überdrüſſig, hat eine wilde Leidenſchaft für die Geſantin gefaßt, campiert Nachts auf der Schwelle ihres Hauſes und hört Brand im Garten eine zärtliche Melodie auf der Flöte ſpielen. Voll eiferſüchtigen Verdachtes ſchleicht er ſich die nächſte Nacht in den Garten ein und ſpielt dieſelbe Melodie. Die Geſantin, in der Meinung ihren Geliebten zu hören, öffnet das Fenſter und verrät ihm ihr Geheimnis mit den Worten: «o Brand, Brand! daß du mir das Leben nimmſt!» Freilich weiß er damit noch nicht, wie weit die Sache zwiſchen beiden gekommen iſt, und erfärt es auch nicht von Brands Vertrauten, dem ausgemergelten Baron Blum, den er deswegen zu ſich beſtellt hat; denn Blum, der, ſeit ihm die Kraft zum Genuſſe ausgegangen iſt, mit Menſchenhaß um ſich wirft, macht eine Ausname für Brand, dem er mit treuer Freundſchaft anhängt. Er gibt dem Grafen den kräftigen Beſcheid: «und wo du was unternimmſt, wo

du's verräthſt, ſo ſtoß ich dich mit dem Brodmeſſer übern Haufen, und ſollt ich aufm Rad ſterben.» Graf Louis läßt ſich dadurch natürlich nicht irre machen, zumal er ſich nächſt dem Geheimniß noch im Beſitz eines andern mächtigen Druckmittels auf die Entſchlüſſe der Geſantin weiß. Ihm iſt es möglich, durch den Einfluß, den er auf ſeinen natürlichen Vater, den Fürſten, und auf ſeinen bürgerlichen Vater, den Miniſter, beſitzt, den drohenden Sturz des Geheimen Rates und des Geſanten aufzuhalten. Er hat dies bereits getan, und er verlangt den Lon dafür. Im vierten Acte finden wir Brand voll Eiferſucht gegen Louis, der die Geſantin in allen Geſellſchaften umſchwärmt. Es ſteht ein Landfeſtin in Masken bevor, zu dem Brand nicht eingeladen iſt. Er beſchließt ſich dennoch maskiert einzufinden, vom Dach eines Bauernhauſes die Geſellſchaft zu beobachten, ſich je nach Umſtänden in ſie zu miſchen. Der treue Blum begleitet ihn. Auf dem Feſtin wird die Geſantin in ein Bauernhaus gelockt, worin man ihr eine hilfsbedürftige Perſon vorgeſpiegelt hat; Louis folgt ihr, ſie ſchreit um Hilfe, Brand ſprengt die Tür, ſchießt jenen nieder und läßt ſich, wärend die Geſantin in Onmacht liegt, mit Mühe von Blum zur Flucht bewegen. Nun ſolte man denken, durch den Schuß aufgeſchreckt würden die Feſtgäſte, darunter der Geheime Rat und der Geſante, in das Haus eindringen und der tötlich verwundete Louis die letzte Kraft benutzen, um den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft, da er ſeiner nicht genießen kann, wenigſtens durch Offenbarung deſſen was er weiß und durch die darauf begründete ſchlimmſte Anklage zu verderben, und die Geſantin würde unter dem Druck ihrer Gewiſſensqualen alles bekennen. Aber alles dies überläßt der Dichter uns zu erraten. Der vierte Act ſchließt mit Brands Flucht, im Beginn des fünften, der die Wirkungen der Kataſtrophe entwickelt, beweint die entdeckte Ehebrecherin bereits den Tod ihres Vaters, den der Schlag gerürt hat, und beſtätigt der Geſante dem aus ſeiner Landwonung herbeigeeilten Franz, daß ſeine Schweſter zur Hure geworden ſei, auf Grund ihres eigenen Bekentniſſes. Franz ſtürmt und wütet, der beleidigte Gatte, voll Mitleid, hat vergeben, will zu vergeſſen ſuchen und bemüht ſich ſeinen Schwager zu mäßigen. Da aber beide die arme Sünderin aufſuchen, finden ſie ſie tot: das Herz iſt ihr gebrochen, wie ſie von Gott erbeten hatte, bevor Franz richtend vor ihr erſchiene; ihre letzten Worte: «Herr geh



nicht ins Gericht mit mir! Bet mirs, Fränzchen, bet mirs, — Herr, geh nicht ins Gericht mit mir! — Gott! — ach». — Das rürende Bild der reuig geſtorbenen verſönt auch den wilden Bruder: er ſchieſst die Piſtole, die er für ſie mitgebracht, in die Luft und verzichtet zugleich auf die Rache am Verfürer. Wir finden hierauf Brand mit ſeinem Blum in einem Wirtshaus an der Landſtraſse. Er iſt krank vor innerer Verdammnis und vor Ungewiſsheit über das Schickſal der Geſantin. Da erſcheint der Magiſter, ſeinem Suschen nachſpürend, das mit einem der ſchönen Geiſter wirklich durchgegangen iſt, und berichtet, die Geſantin und ihr Vater ſeien an dem Tage, da er weggieng, begraben worden; zum Lon erfärt er von Blum, daſs im nächſten Dorfe das flüchtige Par zu finden ſei. Die folgende Scene zeigt den Selbſtmord des verzweifelnden Brand auf dem Grabe ſeines Opfers; die letzte endlich, vor der man einen längeren Zeitraum zu denken hat, den Geſanten und Franz in Geſellſchaft der Kinder bei landwirtſchaftlichen Arbeiten. Ihr Geſpräch offenbart eine friedevolle, verſönte Stimmung. «Gesandter. Mir iſts ganz wohl. Was kann uns fehlen? wir haben alles. Franz. Sie haben uns eine Laſt abgenommen, da ſie uns Vermögen und Ehrenſtellen nahmen. Bruder, wir leben uns. Gesandter. Ja wir leben uns. Franz. Wenn du nur geſund wärſt! Gesandter. Das ändert ſich ſchon. Ach! meine Liebe über den Sternen! Franz. Ach! nun bald ein Jahr, Bruder. Gesandter. Wirds ein Jahr, und ich lebe noch, wandle ich an dem Tag an ihr heiliges Grab, das alle Jahr, ſo lang meine Wallfahrt hier noch dauert! Ach meine Liebe über den Sternen!» Da das ſchuldige Weib als Büſserin im chriſtlichen Sinne geſtorben iſt, darf ſich ihr Andenken auch religiös verklären. Die Ueberlebenden haben dasſelbe glückliche Loſs gefunden wie Sophiens Eltern im Emil, und faſſen es wie dieſe auf.

So die Handlung. Feſt geſchloſſen und wol motiviert enthält ſie alle Bedingungen zu einem wirkungsvollen Drama. Indem ſie nur in Offenbarung und Sünung der Schuld beſteht, iſt auf allen äuſserlichen Intriguenapparat, wie er im Otto verwant wird, von vorn herein verzichtet. Wol wird die Enthüllung durch einen Zufall herbeigefürt, aber man hat das Gefül, daſs es gleichgiltig ſei welcher Zufall ſie am Ende bewirke, da innere Notwendigkeit auf eine Kriſis hindrängt, die eben darum nur an einem Hare

hängt. Das realiſtiſche Eingehn auf die Lebenserſcheinungen der Gegenwart, wodurch Lenz wirkte, blieb bewart: aber die Zwittergattung, die er geſchaffen hatte, war zum bürgerlichen Trauerſpiel erhoben. Es war das erſte Erzeugnis dieſer Art, das aus der neuen revolutionären Literaturepoche hervorgieng; Wagner folgte demnächſt mit der Kindesmörderin und der Reue nach der Tat, ſeinen Vorgänger durch breiter und wirkſamer entfalteten Naturalismus verdunkelnd, aber niedriger in Haltung und Stimmung. Gleichwol konte auch das Leidende Weib durch energiſche Lebenswirklichkeit intereſſieren. Sie wird von einer Reihe lebendiger, wolabgeſtufter Charaktere getragen, deren jeder zum angemeſſenen Ziele gefürt wird. Auch zwiſchen den beiden über dasſelbe Verbrechen reuigen Perſonen iſt ein guter Unterſchied geſetzt: Brand beklagt es, daß er kein ehrlicher Kerl mehr ſei, er beklagt das Loß, das er dem geliebteſten Weſen bereitet hat; in der Geſantin erwachen die dem Weibe tiefer eingepflanzten religiöſen Gefüle, ſie ſcheut das Auge Gottes; ſie ſtirbt Gnade ſuchend, jener den Tod der Verzweiflung. Der Schluß des Ganzen iſt mild und verſönend, die Reinigung der erregten Leidenſchaften in vollem Maße bewirkt.

Für eine Nebenhandlung wie im Otto finden ſich hier ſogar zwei. Aber diejenige, die ſich um den Magiſter und ſeine Tochter bewegt und nur am Anfang und Ende die Haupthandlung einramt, wird durch die gemeinſame Idee mit dieſer ſichtlich zuſammengehalten. Auch die andre, die ſich mitten eindrängt, iſt nicht ganz zu tadeln. Wo ſo viel unwürdige Liebe vorgefürt wird iſt die Epiſode eines reinen, idealiſch geſtimmten Liebesverhältniſſes wie das zwiſchen Franz und Julie von guter Wirkung; und die Beziehung auf die Grundidee des Ganzen fehlt auch hier nicht. Franz iſt von Läufer bei einer jungen Dame eingefürt worden, deren Geſang und Harfenſpiel die ſchönen Geiſter bewundernd um ſie verſammelt. Er hat ihre Liebe im Sturm gewonnen, und er närt dieſelbe mit den literariſchen Intereſſen der Sturm- und Drangjugend, die ſeinen eignen Geiſt erfüllen. «Julie. Wenn leſen wir wieder im Petrarka? Erſt das Stück im Metaſtaſio. Franz. Täglich, täglich, ſo lange ich hier bin. Der Lehrmeiſter darf doch kommen? Erlaubts der Papa? Julie. Der wohl; ich bitt mir aber ſehr aus, daß nur der kommt. Der Petrarka taugt nichts für uns, ſeh ich wohl, und ſeine Heloyſe kann er auch wieder holen laſſen. Ich und

Julie trennten uns, fobald ich an den Brief kam *mourons, mourons ma douce amie**! FRANZ. Schilt mir das Buch nicht! Es ift das einzige von den vielen — und ift von meinem Rouffeau — — JULIE. Werd ich denn die Scene bald bekommen, die du mir verfprachft aus deinem Shakfpere zu überfetzen? Von Romeo und Juliette meyn ich.» Statt diefe Ueberfetzung zu liefern fürt Franz eine änliche Scene auf: er fteht unter ihrem Fenfter, als fie diefes nächtlicher Weile öffnet um mit dem Mond von ihrer Liebe zu fchwärmen. Er verlangt nichts als bis zum hellen Tage ftehn bleiben zu dürfen, verzichtet aber gehorfam und discret auch darauf: «muß ich gehn? Engel, heilig fey die Nacht!» Dies ift, wie fchon früher bemerkt wurde, der Punct, wo eignes Erlebnis des Verfaffers in das Leidende Weib einfchlägt. Auch das jähe Ende des Verhältniffes zwifchen Franz und Julien gehört zu diefem Erlebnis. Es wird durch eine boshafte Zwifchenträgerei Läufers herbeigefürt: Julie ftellt ihren Geliebten darüber zur Rede, und er ift zu ftolz Rede zu ftehn. Das erfärt man in einer Scene zwifchen Franz und dem Doctor, die offenbar den Ton getreu wieder gibt, darin Gœthe mit Klinger zu verkehren pflegte: z. B. «er hat gefchwätzt, ich hör fchon alles. Warum gehft Du mit fo Jungens? Ich wär fchon längft hingegangen, könnte ich den Gedanken ertragen, daß die Kerls um fie herum find. Den Läufer fah ich gleich dafür an, als er kam, Scharrfüße machte; fagte, er wäre ein Freund von dir; langes und breites redete; da dachte ich gleich, er müßte fchwätzen, koftete es andrer Leben. FRANZ. Eine Kugel! Eine Kugel! DOKTOR. Die Karbatfche für fo Jungens! Was eine Kugel? Das wär Dich proftituirt. Abgepeitfcht wie Hunde; einen Tritt, zur Thür hinaus, das ift die Koft für fo Kerls!» Einem gewiffen Kreife Frankfurtifcher Lefer müffen diefe Beziehungen des Stückes damals deutlich gewefen fein; meine Mutter wufte den Namen der Perfon zu nennen, die im Leben Läufers Rolle bei Julien gefpielt hatte. Wir fehen auch Franz und feine Geliebte dafür büßen, daß fie fich mit den fogenanten fchönen Geiftern gemein gemacht haben; und ihre Gefchichte wird dadurch immerhin in einen innern Bezug zur Idee des Ganzen gefetzt.

Daß das Stück bei fo großen Vorzügen der Anlage und bei einer fo bedeutfamen Verflechtung mit den literarifchen Tages-

* Der 55fte des 1. Teiles, der Juliens Fall enthält.

intereſſen doch keine rechte Wirkung haben konte, war weit ausſchließlicher als beim Otto die Schuld der Ausfürung. Sie iſt hinſichtlich der Motive flüchtig, ſkizzenhaft, ungleich. Wie wir geſehen haben iſt die Scene, welche die Kataſtrophe enthält und den gröſten Büneneffect verſprechen würde, ganz übergangen und muß hinzugedacht werden. Ungern und zum Nachteil des tragiſchen Intereſſes vermißt man genaueres darüber, daß der Geheime Rat ehmals die Verbindung ſeiner Tochter mit Brand hartherzig vereitelt, die mit dem Geſanten durch den Druck väterlicher Autorität herbeigefürt hat. Andre wichtige Motive ermangeln der concreten Ausfürung und dadurch der Lebendigkeit: man erfärt nicht worin eigentlich der Conflict beſteht, der die Stellung des Geheimen Rats und des Geſanten von vorn herein bedroht; man erfärt auch nicht näher, wie und wodurch Läufer vermocht hat, Juliens Vertrauen in ihren Geliebten zu erſchüttern. Die Geduld des haſtig ſchaffenden Dichters nimmt gegen den Schluß hin ſichtlich ab. Er ſah ſich dies um ſo eher nach als er hier ſo wenig wie im Otto, und ſo wenig wie Gœthe im Götz und Lenz im Hofmeiſter, bei der Dispoſition der Scenen Rückſicht auf die Erforderniſſe der Büne nam. In der Sprache herſcht aufgeregter, maßloſer Genieton wie im Otto; die gleiche manierierte Rhetorik des Affectes neben dem gleichen mundartlichen Gepräge und der Nachläſſigkeit des Ausdruckes, die dem Streben nach nackteſter Naturwarheit entſpricht; doch wird die Natürlichkeit nicht platt und die Behandlung bleibt in ihrer Art groſsartig, ſchon durch ihre ſpringende Kürze.

Denkt man ſich dieſes Stück in ſorgfältiger, bünengerechter Ausfürung, ſo würde ihm Cabale und Liebe, mit dem holen verſchrobenen Pathos ſeiner Tugendhelden, der carikierten Unnatur ſeiner Böſewichter und der Plumpheit ſeiner Intrigue, den Preis des bürgerlichen Sturm- und Drangdramas kaum beſtreiten können. Auch die von Rouſſeau und der Zeitſtimmung eingegebene Polemik gegen die Verderbnis des abſolutiſtiſchen Statsweſens, durch die Schillers Trauerſpiel ſo mächtig wirkte, iſt hier bereits, als Hintergrund der eigentlichen Handlung, breit und ſtark angelegt. Als Klinger nachmals für Seilers Büne ſchrieb war es natürlich, daß er auf dieſes übereilt hinaus gegebene Jugendwerk zurück griff und es für die Büne umarbeitete (Br. 29). Dieſe Umarbeitung iſt nie gedruckt worden, und Seiler, der ſo viel auf Sturm und Drang hielt, hat

wie es ſcheint keinen Gebrauch davon gemacht. Aber Klinger ſelbſt hat das Leidende Weib nachmals verſchmäht, indem er ihm die Aufname in ſein «Theater» (Riga 1786 und 87) verſagte. Tieck hat hieraus mit gutem Fug einen Grund gegen Klingers Autorſchaft geſchöpft. «Einige haben es Klinger zuſchreiben wollen; aber abgeſehn, daß es Ton und Manier dieſes Autors gar nicht hat, ſo iſt nicht zu begreifen, warum Klinger in ſeiner Sammlung, in welcher Sturm und Drang, und Simſone Griſaldi erſchien, nicht auch dieſes weit beſſere Schauſpiel hätte aufnehmen ſollen. Es hat auch ganz den Ton und die Manier unſeres Lenz, und bei vielen Gebrechen große Schönheiten, neben krampfhafter Uebertreibung viel Wahrheit und Natur» (Geſ. Schr. v. Lenz, hsgeg. v. Tieck I, CXXII). Tieck wäre in ſeiner Anſicht noch mehr beſtärkt worden, wenn er bemerkt hätte, daß Klinger ſogar in der chronologiſchen Liſte ſeiner Schauſpiele, die er der Auswal aus ſeinen dramatiſchen Werken (Leipz. 1794) vorausſchickte, das Leidende Weib ſowol wie den Otto ausgelaſſen hat; und es ſtimmt dazu, daß er, dem doch jene Worte Tiecks und die Aufname des Leidenden Weibes unter Lenzens Schriften ſchwerlich entgangen iſt, keine Berichtigung veranlaßte. Beide Jugendwerke waren ihm, wol wegen des wilden und doch manierierten Naturalismus ihres Stils, nicht mehr der Rede wert; und die Umarbeitung des einen derſelben war vermutlich in Seilers Händen geblieben und verſchwunden.

Sie erſchienen, jedes für ſich, 1775 bei Weygand in Leipzig. Der Verleger zeigte ſie in ſeinem «Poetiſchen Handbuch für's Jahr 1776» S. 35 folgendermaßen an. «Das Leidende Weib. Wenn ich meinen Leſern ſage, daß dieſes Stück in der Gœthiſch-Lenziſchen Manier abgefaßt iſt: ſo werden ſie mir einräumen, daß hier kein Platz iſt, die Verdienſte desſelben zu entwickeln. Nur dies einzige bitte ich, es nicht ſogleich Nachahmung zu ſchelten, wenn im Durchblättern Regelloſigkeit ſichtbar iſt, wenn Spott über die Belletriſten, Eifer über die Schädlichkeit der Romane, ein humoriſtiſcher Schulmeiſter, ein verführtes Frauenzimmer, ein Geheimderath, verſchiedene Schwärmereien und verſchiedene Paradoxa wie im Hofmeiſter vorkommen. Nur dies bemerke ich, daß der Verfaſſer mehr Skizzen von Charakteren gibt als ſie, wie Lenz, mit ſtarken Farben darſtellt.

Otto. Warnungen wie die obigen werden hier minder nöthig ſein; ein größerer Aufwand von Phantaſie und auffallend eigne Züge werden auch den flüchtigen Leſer abhalten, hier an Nachahmung zu denken. Ob ſie ſich nun den Verfaſſer als einen muthigen Jüngling denken, der mit verhängtem Zügel dahin ſchießt, oder als einen Mann, der aus Vorſatz romantiſiren wollte, ſey ihnen anheim geſtellt. Ich ſetze nur noch hinzu, daß, wenn jemand ja nur einzelne Pröbchen leſen wollte, er in beiden die Kinderſcenen aufſchlagen müſſe.»

Wie man ſieht fürchtete Weygand mehr den aus zerſtreuten Einzelheiten als den aus dem Ganzen hervorgehenden Eindruck der Nachamung. Daß die Kritik die Eigenart des Verfaſſers erkennen und würdigen würde, war allerdings nicht zu erwarten. Das Gemeinſame in der Manier der ſogenanten Genies war der Welt noch zu neu, um nicht ganz überwiegend ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln und ſie für die Eigentümlichkeit der einzeln abzuſtumpfen. Konte doch noch Tieck alles das überſehen, wodurch das Leidende Weib gegen Lenzens Dramen aufs ſchärfſte abſticht: auch den ſo viel wilderen, mundartlicheren Stil; auch die von Weygand bemerkte Skizzenhaftigkeit, in welche ein Dichter von ſo viel Geſtaltungskraft nach der detaillierten Behandlung des Hofmeiſters und neuen Menoza unmöglich hätte zurückfallen können. So war es denn kein Wunder, daß Schubart im Anfang Gœthen und daß Nicolai in ſeinem Brief an Höpfner vom 17. Auguſt 1775 (Briefe a. d. Freundeskreiſe v. Gœthe u. ſ. w. S. 128) mit voller Beſtimmtheit Lenzen für den Verfaſſer beider Stücke nam: «Lenz hat mir von Anfang an ein ſehr mittelmäßiger Kopf geſchienen. Ich weiß nichts Verfehlteres und Schielenderes, als den Otto, und nichts Verhunzteres, als das ſo ſchöne Sujet, das Leidende Weib». Er wurde am 27. September von Höpfner und am folgenden Tage von Peterſen aus Darmſtadt eines beſſern belehrt. Letzterer nennt Klinger bei dieſem Anlaß einen *protégé* des Hr. Dr. Gœthe; Höpfner meint: «in Lenzens Stücken iſt doch dünkt mich noch mehr Genie*».

* Derſelbe Brief, wie der andere in Nicolais Nachlaß bei Dr. Parthey in Berlin vorfindlich, enthält folgende Auslaſſung über Gœthe: «warum Gœthe auf Sie ſchimpft begreifen Sie nicht. Ich gar wohl. Er ſchimpft überhaupt gern, und Ihre Freuden konnten ihm nicht anderſt als mißfallen. Da einen großen Theil des Romans durch er ſelbſt Werther und Lotte ſein Mädchen, eine

Nach dieser Aufklärung brachte denn die Allgemeine Deutsche Bibliothek im zweiten Stücke des XXVII. Bandes S. 384 ff. über beide Stücke Recensionen von ESCHENBURG (gezeignet Dz.), in welchen, bei aller Einseitigkeit und Eingenommenheit des Urteiles, dem jungen Autor besonders hinsichtlich des Otto sehr beherzigenswerte Warheiten gesagt wurden. Diese Recensionen haben für die Aufname der Sturm- und Drangliteratur auf Seiten der älteren Schule einen monumentalen Wert und mögen daher hier eine Stelle finden.

« Otto. Es war zu vermuthen, daß die wilde regellose Manier einiger neuern deutschen Schauspiele gar bald viele Nachahmer finden würde; um so mehr, je geneigter junge Leute, sich alles kritischen Zwanges zu entsagen, und je sichrer eine neue und ungewöhnliche Gattung bei einem leicht in Erstaunen und Bewunderung gesetzten Haufen angegafft wird. Ohne Vorgang des Götz von Berlichingen wäre gegenwärtiges Trauerspiel gewiß nicht entstanden; die Nachahmung ist durchgehends sehr auffallend, wenngleich die Schönheiten geringer und seltner sind. Hingegen sind auch manche Eigenthümlichkeiten des Urbildes, die wir nun eben nicht zu den Schönheiten desselben rechnen können, in die Kopie übertragen, deren Verfasser jedoch mit eignem Genie gearbeitet hat. Aber freylich würde die Zucht der Kritik ihn zurückgehalten haben, seine Arbeit, so wie sie da ist, nicht gleich den Augen der Welt darzustellen, mehr Harmonie und Beziehung der Theile hineinzubringen, um die Würkung und Schönheit des Ganzen zu erhöhen, deklamatorische Heftigkeit nicht für Sprache der innigen Leidenschaft zu halten, dem Ausdruck mehr Mannigfaltigkeit, Abänderung und stufenweise Steigerung zu geben, da sie itzt durch eine zu anhaltende Stärke eintönend und ermüdend wird, das Herz des Lesers mehr durch ein einziges Interesse zu fesseln, sein Auge auf einen Hauptgegenstand zu ziehen, und alle Nebenumstände zur lebhaftern Darstellung dieses Hauptgegenstandes gemeinschaftlich wirken zu lassen — Doch was wiederholen wir hier Dinge, die hundertmal gesagt sind, und die man itzt zu verlachen anfängt, weil sie den

Dem. Buffin ist, da Sie sagen Lotte sey ein gutes braves Mädchen gewesen, die Werther schwindlicht gemacht habe, und das dann leider die Wahrheit ist. Buffin war ein simples Mädchen die natürlichen Verstand hatte. G. machte sie zur stolzen affectirenden Enthusiastin ».

verhaßten Namen der Regeln haben, und man keine Regeln mehr dulden will, aus der Grille, daß der Lauf des Genies dadurch gehemmt wird. Jede Kritik über Stücke dieſer Art wäre daher eine undankbare Arbeit, und wir werden uns alſo wohl hüten, uns darauf einzulaſſen. Große, überwiegende Schönheiten ſind gewiß auch auf uns wirkſam genug, um den kritiſchen Maßſtab aus der Hand zu legen, und mindere Regelmäßigkeit mit Nachſicht zu ertragen; aber der große Künſtler weiß, wenn ers auch nicht ſtudirt hat, weiß es durch ſein treffendes Gefühl, was in einem dramatiſchen Werke das Wirkſamſte ſeyn wird, und das bleibt immer und ewig die Harmonie und Simplicität des Ganzen, in der ſelbſt Shakeſpere ſo groß iſt, für ſo regellos man ihn auch gemeiniglich hält. Man leſe dieſes unſterblichen Dichters König Lear, und dann dieſen Otto, in dem die Hauptſache aus dem König Lear ſichtbarlich genommen iſt, und ſehe, wie hier alles ſchief iſt, was dort gerade iſt.

Das leidende Weib. Das Werk eines jungen Menſchen, bey dem die Aufwallungen jugendlicher Hitze noch in der erſten Gährung ſind. Alles, ſeine Charaktere, die unſtäte Zeichnung derſelben, ſeine Geſinnungen, ſein brauſender Eifer gegen den Zwang des Hofes und der Kritik, die Sprache ſeiner Perſonen, die Häufung unzuſammenhängender Handlungen ohne alle Beziehung, die Ungeduld, mit der er von einer Scene zur andern, ganz entlegnen, forteilt, der Mangel der Ausführung, und die Unentſchiedenheit der angelegten vielfachen Handlungen am Ausgange des Stücks, alles hat das Gepräge dieſer ungezähmten Hitze. Es müſte uns alle Schriftſtellerphyſionomick trügen, wenn wir uns in dem Argwohn einer groſſen Selbſtgefälligkeit bey dem Verfaſſer irren ſollten, die hie und da durchzuſchimmern ſcheint. Der Innhalt dieſes Stücks, wir meinen den Hauptinnhalt, die Liebe Brands und der Geſandtin — könnte vielleicht durch eine beſſere Bearbeitung ſehr intereſſant werden; hier aber iſt alles ſo ſchielend, ſo widerſinnig, ſo abentheuerlich geworden! Den Nachahmer des Hofmeiſters ſieht man überall. Sonſt glaubte man, wenn man an einem jungen Dichter Spuren der knechtiſchen Nachahmung entdeckte, er verſpräche nicht ein ſonderliches Genie. Itzt gilt nicht allein nachahmen, ſondern auch wohl abſchreiben, wenn es nur auf ausſchweifende und abentheuerliche Art geſchiehet. Und doch wagen wir es, dieſer ganzen

Art der dramatiſchen Schriftſtellerey keine ſonderliche Dauer zu prophezeyen. Mit allen den Kinderſcenen, mit allem Eifer gegen vergrößerte Vorurtheile, mit allem Spott gegen ſchöne Geiſter, und gehäſſigen Anſpielungen auf berühmte Schriftſteller, mit allen den Auftritten der Raſerey, des Mords und dergl. iſt es wahrlich nicht gethan. Dieſe Sächelchen ſind einförmiger, als mancher Schriftſteller denkt. Man wird ihrer ſehr bald überdrüſſig, und anſtatt daß ſie uns ſtärker erſchüttern ſollten, werden wir dadurch ebenſo geſchwind, und zuweilen noch geſchwinder, als durch gewiſſe regelhafte Scenen, zum Gähnen gebracht.

Der Verf. des Otto und des Leidenden Weibes, iſt, wie wir hören, ein Studierender zu Gießen, Namens Klinger.»

Um dieſe Urteile im rechten Lichte zu erblicken muß man nicht überſehen, daß derſelbe Kritiker kurz darauf für L. Ph. Hahns Aufrur zu Piſa Worte des Lobes hatte und ſeine Beſprechung dieſes geringen Machwerkes mit folgenden deutlich auf Klinger gemünzten Worten ſchloß: «dies Schauſpiel unterſcheidet ſich ſehr vortheilhaft von den unzeitigen Geburten aufbrauſender, ſchwindelköpfiger, junger Schriftſteller, woran unſre Zeit ſo übertrieben fruchtbar iſt. Der junge Verf. verdient Aufmunterung» (Allg. d. Bibl. 34, 487. Vgl. Werner, Ludw. Phil. Hahn S. 31.).

Noch geringſchätziger, aber auch geringfügiger fiel die Beurteilung in den Theatraliſchen Neuigkeiten des Teutſchen Merkurs von 1775 (3. Viertelj. S. 177) aus. Der Recenſent beſchränkt ſich im weſentlichen darauf, das Thema von der Nachamung Lenzens und Gœthens und von der Jugendlichkeit des Verfaſſers auszufüren. «Der Nachahmungsſucht ſchreibe ich auch die unartigen Ausfälle zu, die der rüſtige Knabe auf Wieland gethan, über die ich übrigens hier deſto weniger zu urtheilen brauche, da die Leſer des Merkur die Geſinnungen des Herausgebers über dieſen Punct kennen». Etwas viel treffenderes oder eindringenderes als dieſe Bemerkung weiß der Recenſent, der offenbar ſehr oberflächlich geleſen hat, nicht zu ſagen.

Wäre aber dem jungen Dichter von Seiten der Kritik das allergediegenſte geſagt worden, ſo hätte er ſich daraus doch niemals merken können, was ihm fehlte, wenn es anders buchſtäbliche Warheit iſt, was er fünf Jare ſpäter in ſeinem Formoſo (1, 20) ſchrieb: «ſeitdem mich der böſe Geiſt trieb ein Buch zu ſchreiben,

schwur ich meinem Genius einen feierlichen Eid nie ein Wort zu lesen, was die Kritiker drüber sagen». Es ist nicht unglaublich, daß der vermessene Schwur getan und gehalten wurde; Verachtung der zunftmäßigen Kritik gehörte einmal zu den Hauptstücken des kraftgenialischen Katechismus, und Niemand war wie Klinger angelegt, bittern Ernst daraus im Leben zu machen.

Wärend das angesehenste kritische Organ und die beliebteste belletristische Zeitschrift Deutschlands seine beiden ersten Versuche mit erklärlicher Ungunst aufnamen, gieng aus seiner näheren Umgebung sogar ein Pasquill auf das Leidende Weib hervor. Es erschien unter dem Titel «Die frohe Frau. Ein Nachspiel schicklich aufzuführen nach der Leidenden Frau. Offenbach und Frankfurt, druckts und verlegts Ulrich Weiß 1775». Es wurde von Eschenburg (Dz.) in der Allgem. d. Bibliothek S. 500 als ein «abgeschmacktes Gewäsch über das Schauspiel die Leidende Frau» bezeichnet, «das wohl von einem eifersüchtigen Kommilitonen des Verfassers herrühren mag»; doch versagte sich der Recensent nicht das unedle Vergnügen, das lateinische Citat, das man unten finden wird, dem Publikum daraus aufzutischen. Da dieses Machwerk von 23 Seiten außerordentlich selten geworden ist, aber bei allem ästhetischen Unwert ein großes biographisches Interesse hat, glaube ich ausführliche Mitteilungen aus ihm schuldig zu sein.

Erste Scene. Zwei Komödianten und eine Komödiantin unterhalten sich nach dem Theater über das Leidende Weib, in dem sie soeben gespielt haben. Die Komödiantin sagt unter anderm (S. 5): «was weiß so ein junger Mensch, wie der Verfasser ist, viel von Staat, von Republik. Kaum schlupft er des Tags einmal aus seinem engen Gäsgen. Dann steken ihm seine Charaktere noch wie ein Rausch im Kopf, die er in seinem Kämmergen hin und wieder las. Sein junges unstätes Gehirn, macht tausend Zusätze, die nicht hingehören. Nun glaubt er, alle Personen, die ihm auf der Straße begegnen, wären solche Leute, und wenn er schreibt, ists die ganze Welt. Dem Edelmann gibt er des Bauern Brodmesser und dem Bauern die Sprache des Degenmannes, mit dem er spricht». Von da an ergeht sich das Gespräch in längeren Plattheiten über die Kunstrichter und über Werther. Zweite Scene. Zwei Studenten kommen mit Frau Hilaria und ihrer Tochter Sophie, [illegible] auf der Büne von dem Gedränge ausruhen wollen, bis sich

die Leute verlaufen haben. Der erste Student ist Theolog, studiert in Gießen, schwärmt für das Leidende Weib und ist zudringlich gegen die Damen, der andre, Jurist, ist bescheiden und ein Gegner des Stückes. HILARIA zum zweiten Studenten: «wissen Sie nicht, mein Herr, wer der Verfasser des Stückes ist, das man heute gegeben hat? ZWEITER STUDENT. O ja, er studiert auch zu Giesen; heißt Klinger. Er nimmt sich sehr viel heraus. Er ist ein halbes Jahr von der Frankfurter Schule*. *Tergum et vicinae partes de severiori disciplina adhuc calent,* wie sein Landsmann von jungen Studenten sagt. Verzeihen Sie, Madame, daß ich lateinisch mit Ihnen spreche. ERSTER STUDENT. Brüdergen! Brüdergen! nimm dich in acht! oder mein theologischer Bannstrahl verfolgt dich. Was? du Klingern beschimpfen? ZWEITER STUDENT. Schweig Thor! Ich glaube, du kannst ebenso wenig über den Bannstrahl raisonniren, als dein Held über den Selbstmord, oder über Homer. Als ihn ein verständiger Mann fragte, was er lese, kont' er nicht einmal das Lateinische recht übersezen, das darneben stund. Und kaum hat er in die hohe Schule geguckt, so heißt er schon alle vernünftige Gelehrte Kerls und Flegels. ERSTER STUDENT. Wärst du verdammt Bruder, wenn du so was sagst. Er ist ein ganzer Kerl; ich kenne ihn; ein gros Genie; ein Original. HILARIA. Ich zweifle nicht daß er Gaben hat, wenn er sie nur besser verwendete. ZWEITER STUDENT. Wenn das ein gros Genie ist, Madame, daß man von vielem etwas, und im Ganzen nichts weiß, daß man ein Trauerspiel macht, dessen Charaktere schon lang besser geschildert sind, daß man einen andern völlig nachahmet, ihm sogar seine eigene Ausdrücke stielt, und dadurch Original wird; so ist er gewis ein groses Genie. Und wenn das ein guter Charakter ist, daß man alle andern Menschen neben sich verachtet, in Gesellschaften nur den Grosen spielt, und doch seine Kleider borgen muß; sogleich mit Gift und Dolch droht, wenns einem nicht alle Tage nach Wunsch geht; so besizt er auch ein recht gutes Herz. HILARIA. Sie bringen mir vortheilhafte Gedanken von unserm Verfasser bei, mein Herr. ZWEITER STUDENT. Andere Personen werden Sie noch besser versichern können, ob alles Wahrheit sei, was ich Ihnen sage. Ich bin nicht

---

* Hier schließt der Verf. aus dem Zeitpunct des Eintrittes ins akademische Studium auf den des Austrittes aus der Schule. Jener selbst aber ist ihm nicht einmal bekant, da K. schon nach Ostern 1774 immatriculiert worden ist.

gewohnt über andere Leute zu raiſonniren, wenn ſie mir nicht vorm Geſichte ſtehen. Aber ihm ſelbſt wolt' ich es ins Angeſicht ſagen. Freilich würde ſeine hizige tapfere Fauſt eilends nach dem Brodmeſſer greifen. Aber das widerlegt nicht. ERSTER STUDENT. Bruder! Bruder! Du bringſt mich in Hize. Was ſoll er denn thun? Schmeicheln? Kriechen? ſich über die Achſel anſehen laſſen, und doch im Staub ſizen? Soll er immer über eurer verdammten Juriſterey ſchwizen, ſein gutes Genie darüber verſäumen, und wenn er wieder heim kommt, fußfällig bitten, daß man ihn in die Canzley aufnimmt? Sie haben auch ſo einen Kandidaten da, der ſtudirt, ſchreibt Bücher, macht Verſe, gibt ſich alle Mühe — was iſt er? Guck in die Briefe über die Frankfurter Candidaten, was er zu hoffen hat? Im dreißigſten Jahr heißen ſie dort noch Studenten. Wenn mich mein Fürſt ſo lange ſizen lies, ich brächt' ihn, oder mich um. HILARIA. Sie und H. Klinger müſſen ſehr gute Freunde ſeyn. ERSTER STUDENT. Ich? Mein Leben lies ich für ihn. HILARIA. Wahrhaftig, Sie ſind mehr als Oreſt. ZWEITER STUDENT. Auch für ſeine Grundſäze? ERSTER STUDENT. Was hat er denn für Grundſäze? Daß er den Pfaffen nicht alles nachſchwazt? Daß er keinen Teufel glaubt? Daß ſeine Tugend nicht nach dem Syſtem riecht? He? — — SOPHIE. O liebſte Mama, wie ſehr dank ich Ihnen für Ihren wohlthätigen Unterricht, den Sie mir immer geben. Vielleicht hätte mich der Thor auch verwirrt, wenn Sie nicht geweſen wären. Vielleicht hätte mich einer ſeines Gleichen durch ſeine hizzige Sprache gefeſſelt. HILARIA. Ich lobe dich nicht gern öffentlich. Aber dem Himmel ſei Dank! Ich bin außer Sorgen. Deine Leidenſchafften ſind in Ruhe, und du biſt immer froh wie deine Mutter. ZWEITER STUDENT. Klinger hat's auch ſchon an einer Unſchuld verſucht, wenns anders ſo was in der Welt gibt; iſt ihm aber nicht gelungen. Halb war ſie ſchon weg; hatte ſchon den Flor vor den Augen; ſahe nur eine Seite. Die völlige Blindheit wär' erfolgt, hätte man ſie ihr ſelbſt überlaſſen. Aber ein Schutzengel ris ſie vom Abgrund weg, der ſie eben verſchlingen wolte. Dritte Scene. Ein Kritiker. Zween Bediente. Einer derſelben verlangt für ſeinen Herrn ein Büchelgen vom Stück. KRITIKER. Ich werde mich nächſtens ein bisgen weiter mit dem jungen Menſchen abgeben, ob er gleich nicht verdient, daß ich ihn berühre. Doch muß man Leute belehren, die noch nicht

Feſtigkeit genug haben, das blendende Flitterwerk einer übertriebenen Schreibart zu verachten. Wenn die Principien um ſich griffen, mit denen ſich bisher einige unſtäte Köpfe aufgebläht haben, man würde nicht mehr ſicher in ſeinem Hauſe ſeyn. Ich gehöre zwar auch unter die unermeßliche Zahl derer, die heut zu Tage allgemein verachtet werden. Allein, wer mich kennet, der kennet auch meine Unpartheilichkeit. Mir gilts gleich wer ſchreibt; und was ich beurtheile, hab' ich auch geleſen. Schreibt ein junges Genie von Verdienſt, ſo ſuch' ich es empor zu heben, nicht zu unterdrücken. Aber für dem Verfaſſer der leidenden Frau muß man ehrliche Leute warnen. Richardſon hat in ſeiner Klariſſe auch abſcheuliche Charaktere aufgeſtellt; ſie haben aber alle ſchon ihr Gegengift bei ſich. HILARIA. Was ſind das für Ausdrücke in der Leidenden Frau: Ein Mädgengeſicht könte unſern Herr Gott hintergehen; ihr Liebhaber wärmte ſich an ihrer Gottheit! KRITIKER. Und die ſchmutzige Scene mit dem Hofmeiſter und ſeinem Schüler. Eine Buhlerin muß darüber erröthen. Und wo iſt das Gegengift? So wenig im Buch als im Herzen des Verfaſſers. Wiſſen Sie wen er nachgeahmet hat? HILARIA. Offenbar den Verfaſſer des Werthers. KRITIKER. Ich will ſagen er hat ihn nachahmen wollen. Hats aber von Herzen ſchlecht getroffen. Als wenn ich eine liederliche Weibsperſon neben ein unſchuldiges Mädchen ſtelle». Folgt wieder eine Unterhaltung über den Werther, der ſehr erhoben wird, und eine Vergleichung der Charaktere in ihm und dem Leidenden Weib. «KRITIKER. Die leidende Frau zeigt auch Reue. Aber der Verfaſſer konte ihre Situation nicht recht treffen, weil es ihm ſelbſt nicht Ernſt war, ſie ſo zu ſchildern. Man ſieht überall den Verfaſſer ſelbſt handeln». In der vierten Scene kommt der eine Bediente wieder zurück und ſpricht: «Zum Henker! Was hat die leidende Frau für Unheil angerichtet. Draußen im Hof ſchlagen ſich zwey gepuzte wohlriechende Kerlgens lederweich. Was? ruft der eine, du mein Nebenbuhler? Der andre: Was? du mir mein Mädgen verführen? das Himmelsgeſichtgen? das Engelgen? Was weiß ich, was er als für Nahmen ſagt. — Sterben mußt du, wie der Hund im Stück! Ratſch! fallen ſie einander in die Haare, zauſen ſich, fluchen, ſtampfen, ziehen die Meſſer, daß klirrt. Ich bitte Sie doch um des Himmels willen, ſehen Sie den Spaß mit an. KRITIKER. Das wollen wir doch, Madame. Vielleicht iſt es



der Verfaſſer ſelbſt. Zweiter Student. Kann ſeyn. Er hat ſchon einem gedroht: entweder Duell, oder das Mädgen. Weiß aber nicht, daß ihn ſein Rival auslacht, und daß die Peitſch parat liegt, wenn er ſtürmt wie ſeine Helden».

Das gemeinſchaftliche Schreiben Klingers und Millers vom 28. Juli vergegenwärtigt den friſchen Eindruck des Pasquills auf den betroffenen und die Erörterungen der Sache mit Miller. «Ich bin letzthin ausgepfiffen worden. Dum dalra.» Jener mant zur Gegenwehr, und Klinger hat auch bereits einen Brief von Deinet, dem Redacteur der Gelehrten Nachrichten, der vermutlich ſeine Hilfe dazu anbietet.

Wenn irgend etwas am Leidenden Weib nicht anzugreifen war, ſo war es ſeine Moralität. In den Schilderungen des Laſters, die es enthält, wird man, derb und nackt wie ſie ſind, vergeblich nach einem Zuge von Lüſternheit oder einer Spur von verderbtem ſittlichem Urteile ſuchen. Das Stück hinterläßt den entſchiedenſten Eindruck einer reinen, idealiſchen Geſinnung. Nur eigne Gemeinheit mit Beſchränktheit verbunden konte den Angriff, zu dem perſönliche Abgunſt den Pasquillanten trieb, gerade auf jenen Punct lenken; aber Gemeinheit und Beſchränktheit, dieſe mächtigen Factoren der öffentlichen Meinung, muſten dem Angriffe vorausſichtlich Recht geben, wenn der Angegriffene ſchwieg. Es war darum in der Ordnung, daß Klinger ſich verteidigte, und die naive, ehrliche Weiſe, wie er es in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 11. Auguſt 1775 tat, muſte für ihn gewinnen, ſo viel an der ſorgloſen Auslaſſung uns überflüſſig oder ſtiliſtiſch tadelhaft bedünken mag. Ich teile ſie unter den Briefen mit.

Zweifellos iſt das Pasquill von einem ausgegangen, der in Frankfurt lebte und Klingern kante, oder doch eingeſogen hatte was über ihn geklatſcht ward. Dem Sone des kaiſerlichen Rates und Enkel des Stadtſchulteißen mochte es etwa verziehen werden, wenn er als Genie auftrat und Genieſtreiche machte; ganz anders war es bei dem armen Jungen aus der Rittergaſſe, und man kann ſich die Leute gar wol vorſtellen, als deren Sprecher der Pasquillant ſich fülte. Nur war es doch von Gervinus allzu ſehr in den Tag hinein geredet, daß er ihn in einem Genoſſen des Gœthiſchen Kreiſes, dem Dichter der Kindsmörderin erkennen wolte. Wer einen Gœthe durch eine kaum indiscret zu nennende Mitbenutzung

dramatiſcher Motive oder einen übel angebrachten literariſchen Beiſtand gegen ſich verſtimmt hat, war darum noch lange nicht jeder Schlechtigkeit fähig, und Gœthe ſelber ſagt uns, daß Wagner «ein guter Geſelle» war. Er verkehrte, wie wir geſehen haben, auch in Klingers Abweſenheit freundſchaftlich mit deſſen Angehörigen und er tat dies nach wie vor dem Erſcheinen des Pasquills. Meine Muttter ſchrieb dasſelbe einem Candidaten Göntgen zu, und ſie erzälte, Gœthe und Klinger hätten dieſen eines Tages auf dem Sandhof, einem Vergnügungsorte bei Sachſenhauſen, getroffen und ihm mit ihren Reitpeitſchen unter der Naſe herum gefuchtelt. Da er ſelber am Schluſſe ſeines Machwerkes dem verunglimpften Dichter mit der Peitſche gedroht hatte, konte er ſich über dieſe Behandlung nicht ſonderlich beſchweren. Schubart bezeichnete in ſeiner deutſchen Chronik 1775, S. 719 «einen Gießener Candidaten der Theologie» als den Verfaſſer, und ſeine Quelle war Miller, der friſch von Frankfurt und Gießen kam. Ob es eine Perſon mit dem Dr. Göntgen war, der bei der Feier von Gœthes ſiebenzigſtem Geburtstag in Frankfurt einen Vortrag hielt*, laſſe ich dahin geſtellt; daß es ein Candidat der Theologie war wird auch dadurch warſcheinlich, daß die Worte «ſie haben auch ſo einen Candidaten da» u. ſ. w. zu offenbar den Verfaſſer ſelbſt meinen.

Das Pasquill rürte ein für Klinger überaus peinliches Erlebnis auf. «Klinger hats auch ſchon an einer Unſchuld verſucht — — aber ein Schutzengel ris ſie vom Abgrund weg»: dieſe Worte enthalten die gegneriſche Darſtellung des Herganges zwiſchen Franz, Julie und Läufer. Der Brief an Schumann vom Februar 75 reflectiert die Stimmung des Schreibers nach dieſer Erfarung: beſonders die Worte «glaubte ich meine Ehre gekränkt, ſo wäre alles gut» ſind bezeichnend für die Natur des Handels. Da der vorhergehende Brief, der die Vollendung und Abſendung des Leidenden Weibes anzeigt, noch ganz heiter iſt und nichts Schlimmes andeutet, muß man annehmen, daß die Kriſe zwiſchen beiden Briefen zum Ausbruch gekommen und die Scene mit dem Doctor, in der ſie berichtet wird, nachträglich an Weygand geſchickt worden iſt.

*S. Creizenach, Briefw. zw. Gœthe u. M. Willemer S. 108.

Neben diesem peinlichen Erlebnis und jenem boshaften Angriffe brachte das Jar 1775 Klingers innerlich stürmendem und äußerlich gedrücktem Leben manchen neuen Sonnenschein.

Wärend der in Frankfurt zugebrachten Weihnachtsferien, die dem Leidenden Weibe das Dasein gaben, war F. H. JACOBI dort zu Besuch und Klinger machte bei Gœthe seine Bekantschaft, die zu einem dauernden freundschaftlichen Verhältnisse zwischen beiden den Grund legte. Auf eine andre Zeit und einen andern Ort kann es sich wenigstens nicht beziehen, wenn Jacobi am 29. Juni 1803 an Klinger schreibt: «es sind nun bald 30 Jahre, daß wir bei Gœthe zum ersten Mal uns sahen» (Jacobis auserl. Briefw. 2, 334).

Einen andern erfreulichen Besuch fürten die Maitage nach Frankfurt, die beiden Brüder STOLBERG, mit denen dort von Paris aus ihr Freund Haugwitz zusammen traf. Auch Klinger war da und verlebte in dieser Gesellschaft heitere Tage, wie die Briefe der Grafen es bezeugen. Am 12. Mai schrieben sie beide nach Hause, Fritz an die Schwester Katharine: «die über alles herrliche Natur der hiesigen Gegenden, die Freude, Haugwitz, der ein himmlischer Junge ist, wieder zu haben, Gœthe zum Freunde, zum vertrauten Freunde schon zu haben, — — eine neue Freundschaft mit einem jungen Menschen, Klinger, der ein treffliches Herz hat und ein herrlicher Dichter ist, und sich in unsre Stuben einlogirt hat, alles das läßt noch manche Freude in mein Herz» (Hennes, Aus F. L. v. Stolberg's Jugendjahren S. 45); und Christian an die Schwester Henriette: «letzthin sahen wir auch einen jungen Mann, der gewiß bald sehr bekannt werden wird. Er heißt Klinger. Er macht Trauerspiele, die nach einzelnen Scenen zu beurtheilen, ganz vortrefflich werden. Dabei ist er der beste Mensch, mit dem wir gleich sehr gute Freunde geworden sind. Da er hörte, daß wir nach Mainz wollten, erbot er sich mitzureisen, was wir sehr zufrieden annahmen. Gestern traten wir also unsere Reise nach Mainz an und kamen auch den nämlichen Tag wieder zurück. Mit welcher Freude sah ich unsern vaterländischen Rhein und seine Ufer, die mit Weinbergen bedeckt sind. Man kommt durch einen kleinen Ort, der Hochheim heißt, vielleicht weißt du, daß hier der berühmteste Rheinwein wächst. Hier ward getrunken. Nachdem wir uns in Mainz umgesehen hatten, setzten

wir uns in einen Nachen und ließen uns auf eine Insel rudern, die mitten im Rhein liegt. Hier war es gar göttlich» (Janssen, Fr. L. Gr. z. Stolberg 1, 33). Auch Friedrich gedenkt in seinem Briefe dieses Ausfluges, und so noch am 7. August 1791, wo er wieder am Rhein war (Werke 6, 35 fg.): «an einem schönen Abend ließen wir uns an die Ingelheimer Au» (unterhalb Mainz) «rudern. Ich besuchte diese Insel aus Dankbarkeit für einige angenehme Stunden, die ich vor 16 Jahren in meines Bruders, Gœthes, Haugwitzens und Klingers Gesellschaft dort zubrachte». Nur ist es hier ein Irrtum, daß auch Gœthe mitgewesen sei, denn in dem Briefe vom 12. Mai 1775 heißt es: «gestern waren wir mit Haugwitz und Klinger in Mainz», wo Gœthe noch weniger nur vergessen sein kann, als in Christians Brief. Ein andrer Ausflug gieng mainaufwärts nach Offenbach: dort fürte Gœthe die neuen Freunde bei jenem der Commentatorenneugier rätselhaften Wesen ein, von dem er am 17. September an Auguste Stolberg schrieb: «verliebelte ein paar (Stunden) mit einem Mädgen, davon dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist» (D. j. G. 3, 107). Daß auch Klinger dieses Geschöpf kante und einiger Maßen für es schwärmte, geht zunächst aus seinem und Millers gemeinschaftlichem Briefe an Kayser hervor, worin Miller schreibt: «prosit liebster Klinger! aufs Wohl des Offenbacher Mädchens und der 3 Erlen am Bach bey der Amtmanns Mühle»: er setzt hier voraus, daß Kayser über diese Beziehungen bereits unterrichtet sei; und nachmals schreibt Klinger von Weimar an Schleiermacher (Br. 20): «die Offenbach. (— erin) kann ich von Gœthe nicht wieder kriegen» — also ihr Bild, das Gœthe von ihm geliehen hatte. So darf man sich denn vorstellen, daß Klinger auch bei jenem Besuche der Grafen zur Gesellschaft gehörte. Es wird durch einen Bericht meiner Mutter noch warscheinlicher, den ich hier nicht verschweigen will. Ein schönes Mädchen in Offenbach, so erzälte sie, wurde von Klinger und seinen Freunden, darunter den Grafen Stolberg, besucht. Man wuste davon in der Familie natürlich nichts, aber als er seine Schwester Agnes beauftragte für ihn ein Band zu kaufen, ward deren Neugier gereizt. Klinger hatte den Naturfehler im Schlafe zu sprechen und sogar auf Fragen zu antworten; Agnes steckte sich daher hinter Authäus, der mit ihm zusammen schlief — er war demnach von Halle aus bei seiner

Pflegemutter zu Befuch — und gewann ihn, dem fchlafenden, one daß er es gewar wurde, das Geheimnis abzufragen. Die mutwillige, noch nicht achzehnjärige Schwefter gieng darauf unter dem Schutze zweier Freunde der Familie, der Brüder Fries, felbft insgeheim nach Offenbach, um das Mädchen kennen zu lernen; fie fand es in einer ärmlichen kellerartigen Wonung, die mit den Schattenriffen feiner genialifchen Freunde gefchmückt war. Die Erzälerin meinte, es habe entweder Nagel geheißen oder fei eines Nagelfchmieds Tochter gewefen.

Die Grafen traten mit Haugwitz und Gœthe von Frankfurt aus die bekante Geniereife nach Zürich an; Klinger kehrte, für den Anfang der Sommer-Vorlefungen etwas verfpätet, nach Gießen zurück*. Sein Verkehr mit den Brüdern Stolberg hatte aber fernere Beziehungen zu dem Göttinger Dichterkreife zur Folge. Auskunft gibt darüber zunächft ein Brief Friedrich Leopolds an Voß, datiert bey Zürich d. 1. July 1775, der mir in Abfchrift nach dem Original auf der Münchner Hof- und Statsbibliothek

* Schubart fchreibt am 17. November 1775 feinem Bruder vom Befuche der Stolberge, den er gehabt, und färt dann fort (bei Strauß 1, 328): «Gœthe war auch hier -- ein Genie groß und fchrecklich, wies Riefengebirg; Klinger war bei ihm — unfer Shakefpeare. Die Kerls haben mich alle lieb gewonnen.» Alfo Klinger mit Gœthe im Lauf des 75er Sommers in Ulm! So wäre am Ende auch Klinger, one daß Gœthe ein Wort davon fagte, mit nach Zürich gereift? Mufte ihn doch neben Lavaters Rum ein Freund wie Kayfer dorthin locken. Aber der Brief Fritz Stolbergs vom 1. Juli fchließt durch die Worte «daß wir ihn in Frankfurt gefehen» und durch die Erwänung der feitdem mit Klinger gewechfelten Briefe jeden Gedanken an fpäteres Zufammenfein aus; und von Gœthe wiffen wir, daß er über Straßburg, alfo gewiss nicht über Ulm nach Haufe gereift ift. Es müfte alfo nach feiner Rückkehr noch eine ganz befondere Reife mit Klinger nach Ulm angenommen werden, und diefe unterzubringen fehlt der Raum, fowie jeder warfcheinliche Grund dafür fehlt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Schubart ganz einfach geflunkert hat! Merkwürdiger Weife aber fcheint Klinger, der doch am 11. Mai mit den Stolbergen in Mainz war und vor dem 11. in Frankfurt ihre Bekantfchaft gemacht hatte, am 7. desfelben Monats in Zürich gefpukt zu haben, denn unter feinen Briefen an Schumann im Frankfurter Gedenkbuch trägt einer (S. 108) diefes Datum. Ich habe den Originalien diefer Briefe vergeblich nachgeforfcht, aber auch one fie zweifle ich nicht, daß der erwänte, wie auch der nächftfolgende undatierte, von Kayfer herrürt, der gleichfalls mit Schumann befreundet war und fo gut wie Klinger mit K. unterzeichnen konte. Beide Briefe findet man im Anhang unter Nr. 4.

vorliegt*: «Gœthe verläßt Zürich zwei Tage nach uns, wir werden ihn sehr vermissen, es ist ein herrlicher Junge, wir sind ihm und er uns herzlich gut geworden. Von Klinger wird Ihnen Mumssen gesagt haben, daß wir ihn in Frankfurt gesehen haben. Es ist ein sehr guter Mensch, voll Herz. Mit seinen Gedichten bin ich zum Theil nicht zufrieden. Seinen Otto und das leidende Weib hab ich noch nicht gelesen, aber ein Trauerspiel im Manuscript, Donna Viola, welches mir sehr mißfallen. Ich habe ihm freymüthig meine ganze Meinung darüber geschrieben. Nun schickt er mir Lieder und bittet mich sie Ihnen zu schicken für den Allmanach, die beiden gereimten gefallen mir sehr, besonders das: Nie sah ich was, das diesem gleich u. s. w. Die andern scheinen mir voll Schwulstes. Noch eins hat er mir geschickt, ich hab ihm aber geschrieben, das könnte nicht in den Allmanach. Es war schwülstig und unintereſſant local. Er hat mir ausdrücklich aufgetragen Sie zu bitten nichts zu ändern, ich raune Ihnen ins Ohr mein liebster Voß daß man überall unzufrieden ist, daß Boje so viel geändert hat. Im Fall Sie, wie ich vermuthe, einige Stücke von Klinger nicht annehmen, so schreiben Sie doch die Ursache so daß ich es ihm sagen darf. Einen jungen Menschen haben wir hier kennen gelernt welcher Kaiser heißt. Von ihm schicke ich Ihnen auch Gedichte für den Musen-All. welche Ihnen gewiß gefallen. Von ihm hoffe ich viel! Er soll vortreflich in der Musik componiren, heut hab ich seine Composition von Ihrem Liede: Eingewiegt von Nachtigallen etc. gehört, welche mir sehr gefiel.»

Ein übervolles junges Herz, das bereit ist mit seiner Liebeskraft und Liebessehnsucht sich an jeden reizenden Gegenstand anzusaugen, eine unruhig wogende Phantasie, eine reizbare Empfindsamkeit, die das Leben der Natur durch Auge und Or mit namenloser, geheimnisvoller Süßigkeit in sich einzieht — das sind Dinge, die das Bedürfnis zum lyrischen Ergusse in jedem wecken, der noch dazu mit poetisch begabten Freunden verkehrt; aber sie machen nicht den Lyriker, wenn nicht ein feines Gehör die Musik, die in der Sprache liegt, vernimmt und zu entbinden weiß. An dieser Gabe war Klinger nicht ganz one Teil, aber sie mit geduldiger Sorgfalt, mit prüfender Kritik zu pflegen war nicht seine Sache.

* Eine kurze Mitteilung daraus gibt HERBST, J. H. Voß II, 1, S. 264.

Was ihn von einem innern Drange woltuend befreite, das däuchte ihm fo wie es war auch gut für die Welt, und das wolte ans Licht, in lyrifcher Dichtung wie im Drama. So ließ er denn dem liebenswürdigen neuen Freunde Fritz Stolberg, der auf feiner Reife als Agent des Hains für deffen Mufenalmanach tätig war, eine Auswal «Gedichten und Zeugs» zur Uebermittelung an Voß zukommen, mit dem er felbft fich zugleich in briefliche Verbindung fetzte. Nur zwei Stücke waren gereimt, die andern entweder in jenen reim-, maß- und regellofen Rythmen, die Klopftock als Sprache der Begeifterung aufgebracht hatte und in welchen Gœthe fich damals ergieng: für einen Dichter wie Klinger eine verlockend bequeme, aber ebenfo gefärliche Form; oder auch waren fie one zu reimen metrifch, wie Künftlers Morgenlied von Gœthe und das in die Neue Arria aufgenommene Lied «Dumpf fchlägt die Glocke Mitternacht». Wir dürfen Stolbergs verwerfender Kritik wenigftens über Stücke erfterer Art ungefehen beipflichten, wenn wir nach der einen Probe urteilen, die Klinger fich nicht verfagen konte, fehr one Not gleichfalls der Neuen Arria einzuverleiben. Voß fand auch von den gereimten Stücken nur das eine von Stolberg hervorgehobene annehmbar, und es erfchien unter dem Titel «Sophiens Liebe» im Almanach für 1776 (S. 81). Am 9. Auguft antwortete er dem Verfaffer durch Einfchluß an Miller mit der Offenherzigkeit eines Freundes, daß ihm feine Stücke nicht gefielen*; Kayfers Gedichte, die ihm Miller gefchickt hatte, fanden noch weniger Gnade. In einem Briefe Boies an Voß vom 27. Auguft 1775, deffen Kentnis ich Weinhold verdanke, heißt es: «Sophiens Liebe halt ich für Klingers. Mit weniger Regellofigkeit und Anftrich von Genie hätt es ein herrliches Stück werden können. — Daß Sie Klingern Ihre Meynung gefchrieben, daran haben Sie wohl gethan. Ich hoffe daß es gute Wirkung thun wird». In der Neuen Arria fieht man, daß diefe Hoffnung für die nächfte Zeit allzu fanguinifch war. Klinger ließ fich weder den Gefchmack an Erzeugniffen, die ihm fubjectiv wol taten, vertreiben, noch ließ er fich Fleiß und Strenge in der Formbehandlung predigen, wie das wunderliche Gedicht in dem Brief an feine Schwefter vom 17. Febr. 1776 zur Genüge beweift. Das Verfemachen hieng indes bei ihm nur

* Concept bei Voßens Nachlaß in München, mir von E. Schmidt mitgeteilt.

an der Jugend, und nach der Gießer Periode finden sich nur wenige Spuren mehr, daß ihn dieser Trieb angewandelt oder daß er ihm nachgegeben hätte.

Kayser übrigens, dessen lyrische Versuche Stolberg so viel höher anschlug als Klingers seine, war Freund genug, um die letztern sogar in Musik zu setzen. In einem Heftchen «Gesänge mit Begleitung des Claviers», das er 1777 zu Leipzig und Winterthur herausgab, erschienen unter anderen vier Lieder Klingers, wovon eines aus dem Musenalmanach, zwei aus bereits erschienenen Dramen dem Publicum schon bekant waren. Ich rücke diese Lieder* hier, wo sie als biographisches Material am Platze sind, am besten selbst ein, um dann auf Klinger als Lyriker nur einmal noch zurück zu kommen.

Lied aus einer Komedie.

Hätt ich dieses Sonnensträlchen,
Das so licht ins grüne Thälchen
Aus dem dichten Wald her stralt
Und des Grases Thau bemalt!
Gewiß, mein Liebchen hats geküßt
Und am Fenster froh begrüßt.

O so gib, du Sonnensträlchen,
Mir das Bild von meinem Mädchen —
Aber ach, die Sonn verschwindet,
Ach! das Strälchen nicht mehr blinket.
O ihr Wolken und ihr Winden,
Laßt mir nicht die Sonn verschwinden.

Sonne! Strälchen! Licht! — hervor!
O mir schwebt das Herz empor!
Dort, dort, wo das weiße Tuch
Wallend durch die Lüfte schlug —
Es ist Sophie, Liebe geb
Mir Flügel! ach ich schweb, ich schweb!

Lied aus einer Komedie.

Nie sah ich was, das diesem glich:
  Mein Mädchen engelrein
Beim ersten Stral der Sonne schlich
  In Garten ganz allein.

* Hoffmann von Fallersleben hat sie in seinen Findlingen I, S. 135 ff. nach der Mitteilung Salomon Hirzels neu abgedruckt; ich muß ihm in Ermangelung des Originales folgen.

Das Samenkörbchen in der Hand
Ging furchtfam fie dahin,
Und als fie keine Zeugen fand,
Ward munter fie und kühn.

Ein kleines Land erwählt fie fich
Nah bei dem Pfirfchingbaum,
Und Alles fchwand und Alles wich,
Der Welt der dacht fie kaum.

Dann ftreute fie mit lieber Hand
Ein Körnchen hier und da;
Ich wünfcht zu fein das kleine Land
Um ihr zu fein recht nah.

Und als fie damit fertig war,
Sprachs Engelsmädchen drauf,
Und Alles ftill, das Bächlein gar
Hielt ftill in feinem Lauf:

«Nun blüht ihr lieben Kreffen ihr
Mir bald in grünem Flor!
Die Liebe fäts, fo wachfet mir
Auch fchnell wie fie hervor».

Nach kurzer Zeit da blühten fein
In fchönem grünem Flor
Des Mädchen Kreffen Engelrein;
Mein Name wuchs hervor!

«Du Himmel nimm in deinen Schutz
Das kleine Ländchen mein;
Des Sturms und Ungewitters Trutz
Laß diefes Ländchen fein.

«Du liebes Pfirfchingbäumchen hüll
Bei heißer Mittagshitz
Das Ländchen mir in Schatten viel,
Und immer feis mein Sitz.

«Ihr lieben Sänger, laffet mir
Die Körner ftill in Ruh,
Ans Fenfter gar nicht weit von hier
Zum Gaftmahl fliegt herzu.»

Die Erfcheinung.

Heiter kehreft du, o Licht,
Und ein helles Strälchen bricht
Durch die dumpfe Nacht hervor,
Hebt mein leidend Herz empor.

Es erfchien ein Engelskind,
Rührte meine Seele fchwind,
Und die Trauer fank dahin,
Selig, felig nun ich bin.

Selig, felig werd ich fein
Wann die Liebe mich wiegt ein,
Wann die Lieb den Trauerfinn
Wandelt mir in Freudenfinn.

Glänze ferner durch die Nacht,
Liebe! füße Zaubermacht!
Hülle mich, o Zauber, ein!
Selig, felig werd ich fein.

(Verwendet in den Zwillingen II, 1.)

An Jenny um Mitternacht.

Dumpf ruft die Glocke Mitternacht,
Es fchwirrt und hallt fo öd um mich.
Verlohren, einfam irr ich hier,
Klag durch die Nacht, fie hört mich nicht.

Sie hört mich nicht und fchlummert füß.
Ihr Sterne weint! ach weint um mich!
Ihr Lüfte klagt! fie liebt mich nicht!
Blik bleicher Mond! fie liebt dich nie!

Schall Trauerglocke durch die Nacht
Der lezten Stunde Todten Ruf!
Nimm ödes Grab den Liebenden!
Schließ bald mich ein! fie liebt mich nicht!

Vom holden Aug der Liebe fließ
Nicht eine Thrän aufs ftille Grab.
Mein bleicher Schatten feufzte dir:
Ich liebte treu und liebte warm*.

(Verwendet in der Neuen Arria I, 3.)

Rätfelhaft ift die Ueberfchrift der beiden erften Stücke: denn in keinem der bis 1777 erfchienenen zwei Dramen Klingers, die fich etwa als «Komedie» bezeichnen ließen, weder im Grifaldo noch in Sturm und Drang kommt eines jener Lieder vor. Die unbeftimmte Bezeichnung «aus einer Komedie» deutet auch fichtlich auf ein dem Publikum noch unbekantes Stück: und fo kann

* Man möchte «feufze» für «feufzte» vermuten; aber in der Arria fteht «weinte». Der vierte Vers lautet hier: «Laura, ich liebte treu und warm».

man nicht umhin zu vermuten, daß Klinger in jenem Jare hitzigſter Productivität, wo «Sophiens Liebe» an Voß gelangte, auch ein Luſtſpiel entworfen oder begonnen hatte, worin die Heldin Sophie heißen und die beiden Lieder, deren eines dieſen Namen im Texte, das andre in der Ueberſchrift enthält, vorkommen ſolten. Sophie iſt wenigſtens, ſo viel man ſehen kann, kein Name einer wirklichen Geliebten Klingers. Dagegen weiſt die Klingeriſche Familientradition mit großer Beſtimmtheit dem Gedichte «Nie ſah ich was das dieſem glich» ſeinen hiſtoriſchen Bezug an. Seine Heldin war Schleiermachers Schweſter. Dies ſetzt voraus, daß Klinger bereits in den vorausgegangenen Oſterferien von dem in Gießen gewonnenen Freund in deſſen Vaterhaus als Gaſt eingefürt worden war, was um ſo warſcheinlicher wird, wenn man ſieht, daß ſie auch die ſpäteren Ferien zuſammen teils in Frankfurt, teils in Darmſtadt zubrachten. Daß das Mädchen beinahe zwei Jare älter war als Klinger, konte einem Verhältniſſe nicht hinderlich ſein, das von beiden Teilen nur als gemütliche Schwärmerei gemeint wurde. Es iſt alſo anzunehmen, daß das Kreſſenwunder ſich im Frühling 1775 im Schleiermacheriſchen Hausgarten wirklich zugetragen habe. Dieſelbe Freundin iſt aber auch unter Jenny verſtanden, an deren Liebe der Dichter im vierten Liede im Begriff iſt zu verzweifeln: warum auch nicht, da ſie die Kreſſen wol erſt nach ſeiner Abreiſe geſät und er gewiss erſt nach dem Aufgehn des Namens davon gehört hat. Am 13. Jenner 1776 ſchreibt er an Boie, daß er um Oſtern zu Gœthe (der bis dahin von Weimar zurückerwartet wurde) und dann zu ſeiner lieben Jenny reiſen werde; und die Schweſter Agnes erzält in einem Brief an Kayſer*, daß beide Freunde vom 20. März bis zum 6. April dageweſen, dann nach Darmſtadt gezogen und bis zum 22. «bei der lieben Jenny» geblieben ſeien. Der vollſtändige Name der lieben Jenny war Johannette Philippine, und ſpäterhin wurde ſie Nettchen gerufen; damals überwog die engliſche Modeform. Sie gedachte Klingers in Liebe, als dieſer ſie längſt vor einem Gewimmel neuer Erſcheinungen aus dem Sinn verloren hatte. «Wie fällt deiner Schweſter ein an mich zu denken. Gieb ihr immer das P. (das vorher erwänte Porträt Klingers von Gœthe, oder das gleichfalls

* Jezt in meinem Beſitze; ſ. Grenzboten XXIX, 2, S. 442.



erwänte Porträt Klingers von Gœthe, oder das gleichfalls erwänte Portefeuille?) und diese Zeilen», so schreibt er zwei Jare später an ihren Bruder (Br. 29); es lautet als dünke es ihm in seinem dermaligen Leben seltsam und beschwerlich, in dem reinen Andenken dieses Mädchens fortzuleben. Doch schrieb er ihr 1778 wieder, um durch sie die Verbindung mit ihrem Bruder zu suchen, und nach langer Zeit schickte er ihr noch aus Rußland Grüße. Mit seiner Schwester kam sie in freundschaftliche Beziehung, die bis zu deren Tode fortdauerte. Sie blieb unvermält, lebte nachmals im Hause ihres Bruders und sprach noch in ihren alten Tagen Klingers Nichten mit Begeisterung von ihrem berümten Oheim; sie starb 1825.

Im Sommer 1775 machte Klinger eine weitere Bekanntschaft aus dem Göttinger Dichterkreise. J. M. MILLER, der im vorausgegangenen Winter seine Studien in Leipzig vollendet hatte, kam Ende März nach Göttingen zurück und gieng von da im April mit dem von Karlsruhe kommenden Klopstock nach Hamburg. Voß folgte dahin, siedelte sich in Wandsbeck an, und Miller blieb dort bei ihm bis zum 10. Juni; dann kehrte er langsam reisend für immer nach dem Süden heim. Ueber die Berürung mit Klinger, die dabei abfiel, liegt Millers Bericht in einem Briefe an Voß vor, der den 16. Juli in Wetzlar begonnen ist*. Er hatte in Gießen übernachten und «Schmid oder Klingern» besuchen wollen; sein Vetter aber empfieng ihn dort und nam ihn noch desselben Tages mit nach Wetzlar. «Gleich den andern Morgen besuchte mich Klinger, den mein Vetter schon kannte. Er war auf ein paar Tage von Gießen weggegangen, weil sein Freund daselbst begraben wurde, der mit ihm gebadet hatte, und an seiner Seite ertrunken war. Klinger ist ein herrlicher Junge von 22 Jahren, groß und schön gebildet. Wir waren den Augenblick vertraut, und nannten uns du, ohne es erst auszumachen. Er ist voll Feuer und Leben, wie sein Otto in der Jugend gewesen seyn muß. Die Stolbergs müssen ihn, nach allem, was ich hörte, sehr lieben. Er denkt von uns

* Er findet sich in dem Voßischen Nachlaß in München; ich kenne ihn durch die zuvorkommende Gefälligkeit Erich Schmidts.

ſehr gut, beſonders von dir und mir. Lenz* und Gœthe ſind ſeine vertrauten Freunde. Geniemäßiges hat er freylich viel mit ihnen gemein, aber es läßt ſich doch gut mit ihm auskommen, und er läßt allen Gerechtigkeit widerfahren. Von Wieland iſt er ein abgeſagter Feind, und denkt überhaupt in der Litteratur größtentheils wie wir. Er hat dir ſchon geſchrieben und Gedichte zugeſchickt. Sie gefallen mir nicht ganz, ſind aber doch voll Genie. Du mußt ſie drucken, wie ſie ſind. Er wünſcht auf immer mit uns vereinigt zu ſeyn. Er hat ſchon wieder ein paar gar herrliche Schauſpiele liegen, eine Donna Viola und einen Pyrrhus. — Für den Alm. hat er 8 Subſcribenten.» Nachdem hierauf einige von Klinger mitgeteilte und dem Briefe beigelegte Gedichte Kayſers zur Aufname in den Almanach empfolen worden, heißt es weiter: «nimm doch Klingers Stück auf Wieland gewiß in den Almanach. Kayſers Namen kannſt Du ausdrucken, aber nicht Klingers. — Mittwoch Nachmittags gieng ich mit Klinger und meinem Vetter nach Wahlheim oder Garbenheim ſpazieren; den andern Morgen und Nachmittag war ich mit ihm in einem Garten. Deine Pferdeknechte und dein Trinklied haben ihm ausnehmend gefallen. Er läßt Dich herzlich grüßen. Nach ſeiner Verſicherung muß ich nun gewiß glauben, daß Wagner ohne Gœthens Vorwiſſen den Prometheus gemacht hat. Gœthe iſt noch in der Schweiz. Er ſoll auf Claudius ſehr übel zu ſprechen ſeyn, ich hab aber ſchon vieles ins Reine gebracht und Klinger denkt ſchon billiger von ihm. Gœthe ſchreibt ein Schauſpiel für Liebende, das herrlich ſeyn ſoll. Am Freytag Morgen gieng Klinger wieder nach Gießen. Morgen den 20. Juli werd ich ihn auf 2 oder 3 Tage beſuchen». Den 20. wird dann der Brief in Gießen beſchloſſen: «hier bin ich ſchon ſeit geſtern, lebe mit dem braven Klinger herrlich und in hohen Freuden. Ich ſchreibe dir auf ſeinem Zimmer, wo ich logire. Eben hat er mir den Anfang von ſeinem Pyrrhus vorgeleſen. Das wird ein Stück, wie du noch wenige in deinem Leben geleſen haſt. Ich wünſche dir nichts mehr, als daß du ihn perſönlich kennen lernteſt, und das kann auch bald geſchehn. Wir lieben uns ſehr. — Die Stolberg haben ihm geſchrieben, und der Jüngere hat ihm ein paar herrliche Lieder zugeſchickt, die du wol auch

* Dies iſt ein Misverſtändnis Millers. Klinger und Lenz hatten ſich zu jener Zeit noch nicht geſehen.

ſchon haben wirſt. — Geſtern waren wir beym Theorien Schmid». Von Kayſer hat er jezt noch mehr Gedichte geſehen, die er aber nicht beiſchließt. Auf die Klingeriſchen kommt er nochmals zurück: «wenn du den Brief nicht erhalten haſt, ſo ſchreibs ihm gleich, damit er die ſchönen Lieder noch nachſchickt» *.

Miller blieb bis zum 30. Juli in Gießen, und die beiden jungen Leute verbrachten herzlich vergnügte Tage zuſammen. Von ihrem Treiben und ihrer Laune gibt der gemeinſame Brief an Kayſer, deſſen Bekantſchaft Miller auf gut genialiſch damit machte, ein ergötzliches Zeugnis: er iſt im Vollgenuß jenes Geiſteszuſtandes geſchrieben, den der moderne Student mit dem techniſchen Ausdrucke «Blödſinn» bezeichnet. «Ach was hatt ich bei Klingern für ein Leben!» ſchrieb Miller den 28. Auguſt von Ulm an Kayſer: «ihn ſehen und ihn lieben war Eins: und ſo ſagt er, ſeys ihm auch mit mir gegangen. Wir haben rechte Bruderherzen, ſelbſt unſere Geſichter ſollen ſich ſehr ähnlich ſeyn und ſein Bild, das Gœthe gemacht hat, könnte man für meines halten. Klinger iſt ein herrlicher, göttlicher Menſch, das Herz und den Verſtand trift man kaum in Jahrhunderten beyſammen an. O, ich hab ihn unausſprechlich lieb und war nur acht Tage bey ihm» (Grenzb. 1870 II, 427). Zwei Tage früher hieß es in einem Brief an Boie ſogar «Klinger iſt ein Halbgott». Ueber Miller ſelbſt äußerte ſich Höpfner, bei dem er, von Klinger eingefürt, einmal geſpeiſt hatte**, kurze Zeit darauf (one Datum) gegen Nicolai: «neulich war der Dichter Miller bey mir. Er iſt ein hübſcher Menſch, hat viel Wärme, und iſt nicht ſo ganz intolerant als die übrige werthe Gœthianer, die gerade zu alles für Ochſen und Eſel erklären, was nicht zu ihrer Schule gehört; oder ihren Helden Gœthe nicht anbetet» (Nicolais Nachl. bei Parthey in Berlin). Miller wanderte weiter nach Frankfurt, blieb vier Tage bei Wagner und gewann «den

* Am 12. September hat er ſeine Meinung nach Voßens überlegenem Urteil geändert und ſchreibt ihm: «Klingers kleinere Poeſien gefallen mir auch nicht; ſie ſind zu regellos, mit zu wenig poetiſchem Mechanismus geſchrieben und zu unverſtändlich. Sophiens Lied aber gefällt mir ſehr, und am meiſten unter ſeinen Stücken. Du mußt ihm nur deine Meynung behutſam ſchreiben! Er iſt etwas empfindlich. Sonſt iſt er ein ganz vortrefliche Menſch, und ich lieb ihn ſehr».

** In dem eben angefürten Brief an Boie heißt es weiter: «Auch aß ich einmal bei Höpfner, wo wir viel von Ihnen ſprachen.» Seine Kentnis verdanke ich Weinhold.

treuen Jungen recht lieb»; Gœthe sah er nur wenig (an Kayser a. a. O.).

Ein dauernder freundschaftlicher Verkehr gieng übrigens aus dieser raschen, begeisterten Annäherung so wenig hervor als zwischen Klinger und den Stolbergen. Mit den letztern oder doch mit Friedrich wechselte Klinger in diesem Sommer Briefe, und Friedrich schickte ihm seinen Freiheitsgesang, den Miller bei ihm kennen lernte, nicht one eine Regung von Empfindlichkeit, daß er selbst ihn noch nicht bekommen*. Den 24. September schrieb Friedrich von Bern an Kayser: «von unserm lieben Klinger hab ich nichts gehört, seit ich aus Marschlins bin»; den 19. März 1776 von Kopenhagen aus, daß er einen herzlichen Brief von ihm habe**; am 18. Mai wieder: «von Klingern hör ich nichts, bin aber auch faul gewesen» (Grenzb. 1870 II, 429. 462). Ebenso scheint bei Miller der Briefwechsel mit Kayser den mit Klinger zu überdauern; und in seinen spätern Briefen an jenen (das. 502 fgg.) wird keiner Nachrichten von dem gemeinschaftlichen Freunde gedacht, noch auch deren Ausbleiben beklagt. Doch kam von Miller, als Klinger schon in Weimar war, ein Brief nach Gießen, der jenem zu dem Auftrag an Schleiermacher Anlaß gab: «dem garstigen Miller schreib ein Zettelchen durch seinen Vetter, daß mich sein Brief nicht getroffen und daß ich in W. auf Besuch wer weiß wie lang wär». Der Grund der Verstimmung bleibt dunkel; doch solte damit das Verhältnis nicht zu Ende sein, und es zeigte sich bei Klingers späterem Verweilen im südlichen Deutschland noch lebensfähig, wie auch das zu Fritz Stolberg.

Den Stolbergen und Miller verdanken wir Nachrichten über Klingers dramatische Arbeiten seit dem Leidenden Weibe. In ihren Briefen vom 12. Mai sprachen die Grafen auf Grund einzler Scenen, die sie kennen gelernt, eine große Meinung von seinem Talent aus; das Trauerspiel Donna Viola dagegen machte bei ihnen kein Glück. Gefälliger im bewundern war Miller.

* An Boie 20. Aug. Haben Sie Stolbergs Freyheitsgesang schon? Er hat das allerherrlichste Stück an Klingern geschickt. An Kayser 28. Aug. Fritz hat mir seinen heiligen göttlichen Freiheitsgesang noch nicht zugeschikt, bei Klingern hab ich ihn schon 6 mal gelesen.

** Das Original im Besitze des Herrn B. Reges in Frankfurt.

In dem gemeinſamen Brief an Kayſer ſchreibt er zuerſt: «Klingers Pyrrhus wird die Welt erſtaunen machen»; weiter unten: «und die Donna Viola — ſo neben der Quelle ſie kennen zu lernen, wo die Namen in die Buchen eingeſchnitten ſind — ja, Kayſer, das war ein herrlicher Abend, wo man Euch wohl auch dabey hätte brauchen können». Sodann ſchreibt er den 24. September von Ulm abermals an Kayſer: «er hat mir wieder eine außerordentliche Scene aus ſeinem Pyrrhus geſchickt. Das wird ein Werk! Auch ſchreibt er, daß er ein gantz regelmäßiges Stück fürs Theater geſchrieben hat: die Zwillinge. Vermuthlich ſchikt ers an Ackermanns nach Hamburg» (Grenzb. 1870 II, 431); und die gleiche Nachricht hatte er den 12. bereits an Voß gelangen laſſen. Millers mündliche Mitteilung war hienach offenbar die Quelle, aus der Schubarth in ſeiner «deutſchen Chronik» unter dem 25. September folgende Nachricht gab: «Herr Klinger, der ſich in ſeinem «Otto» und «Leidenden Weibe» als ein vortrefflicher Kopf gezeigt hat, arbeitet an einem Schauſpiele, «Pyrrhus» betitelt, voll großer, heroiſcher Geſinnungen. Auch wird nächſtens von ihm «Donna Viola», ein Schauſpiel für Liebende, herauskommen. Der Ackermänniſchen Geſellſchaft in Hamburg hat er kürzlich ein Luſtſpiel, «die Zwillinge» benamst, überlaſſen.»

Von der Donna Viola, die doch Stolberg im Juni bereits vollendet vor ſich gehabt, iſt nie etwas bekant geworden. Hat ſie der Dichter nachträglich verworfen und unterdrückt? Von Stolbergs Urteil wenigſtens ließ er ſich die Luſt nicht daran vertreiben, ſonſt hätte ſie Miller nicht zu hören bekommen und Schubarth ſie nicht ankündigen können. Oder wäre ſie noch zur rechten Zeit der Kritik Gœthes zum Opfer gefallen? Die machte ſich ſchwerlich mit Nachdruck geltend: Gœthe ermunterte, wie er ſelbſt ſagt, jeden der ihm nahe kam, zum Producieren, das ihm bei andern, wie bei ihm ſelbſt, als heilſame moraliſche Secretion erſchien, und er war zu ſehr Mann des Lebens und Lebenlaſſens um einem guten Jungen eine Autorfreude zu verderben. Es iſt mir ſehr warſcheinlich, daß Donna Viola nur eine erſte Geſtalt der neuen Arria geweſen iſt, die im folgenden Jar erſchien und ſehr wol als «Schauſpiel für Liebende» ſich hätte bezeichnen laſſen, wenn nicht inzwiſchen Gœthe für die Stella dieſe Bezeichnung vorweg genommen hätte. Daneben hatte ſich Klinger

in den Stoff des Pyrrhus geworfen, und aus ihm müſſen die «einzelnen Scenen» geweſen ſein, welche auf den Grafen Stolberg einen ſo günſtigen Eindruck machten. Aber er unterbrach dieſen Vorwurf durch die Zwillinge, die zur Zeit von Millers Beſuch offenbar noch nicht begonnen, nach Mitte September aber beendet waren. Erinnert man ſich dazu noch der projectierten Komödie, die uns oben warſcheinlich geworden, ſo iſt es zum Erſtaunen, wie die Erfindungen in dieſem Kopfe damals durch einander goren.

Klinger hat in ſeinem «Theater» von 1786 und in der «Auswal» von 1794 die Zwillinge als im Jare 1774 entſtanden bezeichnet. Da, wie ſich gezeigt hat, das Leidende Weib auf Weihnachten eben dieſes Jares geſchrieben iſt, ſo wären die Zwillinge früher verfaßt worden, und Gervinus ſtellte das als ausgemachte Sache hin. Ich brauche mich nicht bei der inneren Unwarſcheinlichkeit dieſer Aufeinanderfolge zu verweilen, da durch Millers Briefe doch wol die Entſtehungszeit der Zwillinge allem Zweifel enthoben iſt. Wer aber der Meinung ſein ſolte, dieſelben ſeien 1774 verfaßt und im Spätſommer des folgenden Jares nur bünenmäßig umgearbeitet worden, der wird uns andrerſeits doch nicht zu ſagen wiſſen, warum Klinger ſie im Pult behalten habe, als er Otto und das Leidende Weib an Weygand abſchickte. Es konte nach ſo bunten Erlebniſſen leicht geſchehen, daß er in jener Zeitangabe vom Gedächtnis betrogen ward.

Am 28. Februar 1775 hatten Sophie Charlotte Ackermann und ihr Son erſter Ehe Friedrich Ludwig Schröder als Vorſteher der Ackermanniſchen Schauſpielergeſellſchaft, damals zu Hamburg, in verſchiedenen öffentlichen Blättern eine «Ankündigung» erlaſſen, worin ſie ſich erboten, für jedes Originalſtück, von drei oder fünf Akten, es ſey Trauer- oder Luſtſpiel, dem Verfaſſer 20 alte Louisd'or und für jede gute Ueberſetzung eines guten Stückes 6 Louisd'or zu bezalen, wenn das Stück von der Beſchaffenheit wäre, daß es a) in Anſehung ſeines ſittlichen Inhalts auf die Büne gebracht werden dürfte; b) ſeine Auffürung keine außerordentlichen Koſten erforderte; c) es nicht die Anzal der agierenden Perſonen überſtiege, die man billiger Weiſe auf einer deutſchen Büne erwarten könte. Bei gleicher Güte, fügte man hinzu, wären Trauerſpiele in Proſa viel lieber als ſolche in Verſen; und man bat es nicht

übel zu nehmen wenn ein Stück, «das wir, auch aus nur uns bekannten Gründen, nicht aufführbar fänden», dem Verfaſſer innerhalb vier Wochen zurückgeſchickt würde. Sechs Monate nach der erſten Vorſtellung ſolte der Verfaſſer das Recht haben ſein Stück drucken zu laſſen wo er wolte; man war aber auch bereit, mit ihm über die Abtretung ſeines Verlagsrechtes ſich beſonders zu vergleichen. Im folgenden Jare wurde dieſer letzte Punct dahin abgeändert, daß man ſich das Verlagsrecht jedes angenommenen Stückes gegen billige Vergleichung mit dem Verfaſſer vorbehielt (Schröders Hamburgiſches Theater I, S. IV fgg.).

Dieſem warhaft anſtändigen, von einem reinen und hohen Sachintereſſe eingegebenen Erbieten gebürt das Verdienſt, Klingers ungeregelten Schöpferdrang discipliniert und für die Büne nutzbar gemacht zu haben. Wolte der mittelloſe Student dieſe hundert Taler nebſt der für das Verlagsrecht zu vereinbarenden Summe verdienen und damit ſeine academiſche Exiſtenz für ein Par weitere Semeſter ſicher ſtellen, ſo muſte er ſich vor allem der theatraliſchen Wirklichkeit mit all ihren Anforderungen befreunden.

Wie er auf dasſelbe Motiv verfiel, das Leiſewitz nach ſeiner eignen Angabe* vom Untergange zweier Söne Herzog Coſimos I. von Florenz im Jare 1562 entnommen hat**, läßt ſich leicht ver-

* An Reinwald 21. Dec. 1779 (Bechſtein, Mitteilungen aus dem Leben der Herzoge v. S. Meiningen S. 187).

** Sie wird in Muratoris *Annali d'Italia,* die 1744 bis 49 erſchienen ſind, folgender Maßen erzält *(Mil. 1820, vol. XIV, p. 670): Ma eccoti nel novembre di quest anno (1562), per cagione della suddetta o pur d'altra maligna influenza cader malato il cardinale Giovanni di età di dieci nove anni, e don Garzia di minore età, amendue figliuoli del suddetto duca, e giovanetti di generosa indole e di rara espettazione, e l'un dietro all' altro essere rapiti dal mondo. Voce nondimeno comune allora fu, che odiandosi fra loro questi due fratelli, don Garzia in una caccia uccidesse il cardinale, senza essere veduto da alcuno. Avvisatone Cosimo, fece segretamente portare il cadavere in una stanza, e colà chiamò Garzia, immaginandolo autore di quell' eccesso. Arrivato ch'egli fu, cominciò il sangue dell' estinto a bollire e ad uscir della ferita. Allora Cosimo dando nelle furie, presa la spada di Garzia, colle proprie mani l'uccise, facendo poi correre voce che amendue fossero morti di malattia.* Aber aus dieſer Quelle hat Leiſewitz ſeinen Stoff nicht geſchöpft: er würde ſonſt nicht in dem angefürten Briefe für den Namen *Garzia* die latiniſierte Form *Garsias* brauchen. Geeigneter ihn zu inſpirieren war auch offenbar der ausfürliche, rhetoriſch gefärbte Bericht, der ſich bei Thuanus in der Frankfurter vermehrten Ausgabe von 1635 findet, und den Ver-

muten. Miller, der nach Erwänung der Ackermannischen Gesellschaft an Kayser schreibt: «Leißewitz, ein Freund von uns, hat

---

tot im 12. Buche seiner *Histoire des Chevaliers hospitaliers* (Paris 1726 IV, p. 411) ausschreibt. Er lautet im 32. Buche der Historien des Thuanus, a. a. O. tom. I, p. 643, folgender Maßen: *Joannem Cardinalem et Garsiam filios secum duxerat, quorum ille maior natu vix XVI annum supergressus fuerat. inter eos ex puerili æmulatione atrocia odia diu nutrita tandem in exitium utrique verterunt. inter venandum cum seorsim a sociis per deuia alter in alterum incurrisset et se in uicem pulsassent, Garsias Joannem occupat, et vt erat truculenta et ad omne facinus parata natura, acinace comminus transuerberat, statimque ad suos nihil fere turbato vultu redit. venatione peracta cum Joannes non compareret, iam inclinata die domestici ad eum vestigandum per siluam discurrunt, et equum sessore vacuum nacti, per eius vestigia ad cadauer deducuntur, quod inter vepreta iacebat. inde re ad Cosmum, qui Grosseti erat, per fidos perlata, ille suspicatus quod erat, quamuis ingenti dolore discruciaretur, dissimulato eo rem tegi imperat, et cadauer multa nocte in urbem inferri et in conclaui ædibus suis proximo collocari, euulgato filium acuta febre, quam dolores vehementes comitati sint, inter venandum correptum vix loco, in quo eum morbus repentinus oppresserat, exportari potuisse. tum semotis arbitris ad conclaue venit, et seuocatum Garsiam ac de fratre interrogatum, cum vultus contumaci audacia ille factum pernegaret, ad cadauer accedere iubet, eoque renudato, et cruore ad percussoris conspectum mox ebulliente. En, inquit, sanguis fratris tui qui vltionem a Deo atque etiam a me deposcit; me miserum, qui taleis filios genuerim, aut ijs superstes fuerim, quorum vnum immani parricidio necatum hisce oculis aspicere cogor; alterum, ni impius et iniquus iuris inter meos dispensator sim, e medio tollere, ipsa pietate suggerente, compellor; scelus est patri filium interficere, sed maius scelus admittam, si eum viuere diutius patiar, qui per fratris perniciem ad patris necem et familiam totam cæde ac ferro euertendam gradum fecit. tum fatente crimen Garsia, et rixae principium dedisse Joannem affirmante, ita vt nisi peste fratris salutem propriam expedire non licuerit, Cosmus, qui mite Joannis ingenium nosset, pugionem, quo ille fratrem confoderat, et adhuc cinctus eo venerat, supplici eripit, nudumque stringens, Hodie pestem domesticam, ne latius exemplo serpat, e visceribus meis auellere decreui, et quanquam dulcissimi filii cædem non nisi alterius filii moribus disparis cæde expiare possim, malo me posteritas infelicem ac durum patrem prædicet, quam imprudentiae et iniquitatis arguat. tu vero gaude, quod vitam qua indignus es, cum amittere debeas, in patris manibus a quo eam accepisti, depositurus sis. quo dicto Deum comprecatus vt factum comprobaret et sonti filio gratiam delicti faceret, eum eodem pugione, quo fratrem confecerat, iuxta Johannis cadauer interfecit. calamitatem hanc paucis ac fidis tantum cognitam, ne sibi ac vniuersae familiae nuper in Imperio fundatae noceret, silentio præteriri voluit prudentissimus parens ac princeps, morte filiorum tunc suppressa, et mox fama sparsa, ex populari morbo alterum post alterum extinctos: famam eam adiuuit cœli intemperies, qua plerique ea æstate ex contagiosis morbis periere. exequiae deinde vtrique Florentiae magna pompa celebratae, et Garsias in primis oratione publica laudatus, quo magis res tegeretur. nec multo post Helionora Toletana tot liberorum parens siue ex na-*

auch ein ſehr braves Stück hin geliefert», wird in Gießen von dieſem Stück erzält und dadurch ſeinen Gaſtfreund auf denſelben Stoff hingelenkt haben. Bei dem Kraftgefül, das Klingers Bruſt ſchwellte, iſt ihm ſchon zuzutrauen, daß er ſich gefliſſentlich in eine ſo ganz ſpecielle Wettbewerbung hinein warf. Nur darf man nicht glauben, daß er one an die Quelle zu gehn die Fabel des Julius von Tarent lediglich variiert habe; denn er hat aus jener Züge, die Leiſewitz verſchmäht: die Ermordung one Zeugen im Walde, das reiterloſe Roß als Anzeiger der Tat und die anfängliche Leugnung des Mörders. Die hiſtoriſche Beſtimmtheit, mit der ihnen der Stoff entgegen trat, glaubten damalige Dichter abſtreifen zu müſſen: bezeichnend für den Mangel der Zeit an geſchichtlichem Sinn. Man ſcheint ſich vor den Beſchränkungen, welche Zeitpunct, Oertlichkeit und Coſtüme auferlegten, vielmehr gefürchtet, als deren Nutzen für die poetiſche Wirkung begriffen zu haben; zur abſtracten Natur der Ideale, von denen man erfüllt war, paſſten auch beſſer erdichtete Perſonen, erdichteter Schauplatz, Unbeſtimmtheit des Coſtümes. Das trifft zumal auf den Julius von Tarent zu, in welchem die von Rouſſeau angeregten Ideen eine bedeutende Nebenrolle ſpielen, wärend Klinger ſich diesmal ganz ſtreng auf die Tragödie der im Stoffe gegebenen Leidenſchaften beſchränkte. Doch verſchmäht auch er jede Anlehnung an das hiſtoriſch wirkliche. Man erfärt nur ſo viel, daß die Handlung in einem fehdereichen Zeitalter ſtattfindet, wo ein tapfrer, unternehmender Baron in dem zerriſſenen Italien hoffen kann, ſich zum Landesfürſten empor zu ſchwingen. Im Coſtüme, in der Redeweiſe iſt aber nicht die geringſte Sorgfalt darauf verwendet, das Gepräge etwa des 16. Jarhunderts feſt zu halten. Man ſpielt Clavier, färt in Chaiſen, trägt Orden und ſticht dazwiſchen mit Lanzen.

Der alte Guelfo, ein reicher Edelmann im mittleren Italien — ſein Schloß liegt an der Tiber — hat ein ſehr ungleiches Zwillingspar

---

turali stomachi infirmitate, qua iam a longo tempore laborabat, siue mœrore ob domesticam iacturam contracto fatis concessit. Bei Klinger kann es wegen der im Text erwänten Züge nicht zweifelhaft ſein, daß er dieſen Bericht kante. Vertot, der ſonſt den Thuanus ziemlich getreu überſetzt, verwiſcht den für die Sage weſentlichen Zug von dem Zeugnis des hervorquellenden Blutes gegen den Mörder, und daraus daß dieſer Zug ſich bei Klinger nicht findet, obwol er in ſeine Fabel gepaßt hätte und ſeinem Sinne gemäß war, darf man vielleicht ſchließen, daß es die Verſion Vertots war, worin ihm der Bericht zukam.

von Sönen. Ferdinando, der für den erſtgebornen gilt, und zum Erben beſtimmt iſt, hat als Knabe mit Puppen geſpielt und kam blutend nach Hauſe, wenn er verſuchte, ein junges Pferd zu reiten; als Mann iſt er klug, gewant, ſanft, einſchmeichelnd, allgemeiner Liebling, in hoher Gunſt beim Herzog, Träger der Hoffnung, die der rauhe Vater hegt, auch ſein durch harte Kämpfe ſo weit gefriſtetes Haus noch mit einer Herzogskrone geſchmückt zu ſehen. Guelfo dagegen iſt eine heldenhafte Natur, trotzig und unbändig von Kind auf, ein berümter und gefürchteter Krieger, aber mit 500 Ducaten apanagiert. Er verachtet ſeinen Bruder als einen Schwächling, und weil er ihn von jeher vorgezogen ſah, haßt er ihn. Das Gefül deſſen, was er mit ſeiner Kraft an dieſes Bruders Stelle vermöchte, verzehrt ihn. Wärend Ferdinando am Hofe lebt, von einer Ehre zur andern ſteigt, bringt er ſeine Tage auf der Jagd, ſeine Abende bei der Flaſche zu, ſich von den Eltern feindſelig abſchließend, in der Geſellſchaft eines kranken, melancholiſchen, mit der Welt zerfallenen Vetters Grimaldi, der ihn bewundert, ihn fürchtet, ihm ſchmeichelt und Ferdinando mit ihm haßt. Guelfo hatte die ſchöne, reichbegüterte Gräfin Kamilla geliebt. Wäre ſie ſein geworden, meint er, ſo hätte er «in den Armen der Liebe den Löwen Guelfo abgelegt, wäre ſtill und friedlich geworden». Aber er ſagte ihr nichts: «ich Beſtohlener, der ich nichts als meinen Degen habe». Ferdinando kam und freite ſie, vom Herzog unterſtützt. Und doch weiß Guelfo, er allein «kann das Weib an ihr finden, das an ihr iſt, das Weib des tapfern Ritters, dem ſie Siegeskronen mit Liebe windet, kömmt er vom Feinde». Wir finden ihn zu Anfang des Stückes mit Grimaldi, der ihm aus dem Plutarch von Brutus und Caſſius vorlieſt, ihn mit unheimlich dunkeln Reden über das Thema «Brutus, du ſchläfſt» ſtachelt und aufregt: «dir fehlt nichts als Glauben an dich, und du biſt ein gemachter Mann, der alles mit Gewalt nach ſich zieht» u. ſ. w. Sie werden unterbrochen durch die Ankunft des Hausarztes, den Guelfo beſtellt hat, und Grimaldi zieht ſich zurück. Von der Conſultation über ſeine Geſundheit, die nur Vorwand iſt, geht Guelfo raſch zu der Frage über, welcher von beiden Zwillingen zuerſt das Licht erblickt habe? Der Arzt kann es nicht ſagen: in der Aufregung einer ſchweren Niederkunft hatte man verſäumt, es ſich zur rechten Zeit zu merken. Kaum iſt dieſe Antwort heraus,

ſo treibt ihn Guelfo weg und ruft Grimaldi zurück, der ſein unheimliches Werk von neuem beginnt. Guelfo zweifelt kaum noch und es wird ihm alsbald zur fixen Idee, daß hier ſchon in der Wiege die Geſchichte von Eſau und Jakob geſpielt worden ſei. «Grimaldi, mich reißt ein Gedanke hin — meine Seele ſchwirrt blutig von Vorſatz zu Vorſatz; und der Rachegeiſt läßt ſich ſchwarz vor mir nieder, und haſcht mein Herz. Ha! laß mich feſt ſtehn! laß mich einig werden! Hörteſt du den Doctor? Man wußte nicht, welcher es wäre, weil man nicht wiſſen wollte! weil ſeine heuchleriſche ſanfte Miene ſchon damals der Aeltern Herz an ſich bannte! Mein ſtarrer Blick riß ſchon damals ihr Herz von mir. Ha dann, Heuchler! ich will dich lehren! Herausgeben ſollſt du mir die Erſtgeburt, herausgeben ſollſt du mir Vater und Mutter, herausgeben ſollſt du mir alles, oder ich will dich würgen, wie Kain, und verflucht, den Mord auf der Stirne, herum irren». Alle Umſtände ſeiner Jugendgeſchichte, ſeiner Erziehung ſcheinen ihm mit der argen Vermutung zu ſtimmen. Nun freilich ſpricht Grimaldi abmanende Worte, aber was er gegen Guelfos Verdacht zu ſetzen hat iſt nur ſchlimmer: daß er, der ſtarke, heldenhafte, nicht des Schwächlings echter Bruder, nicht des alten Guelfo Son ſei. Und dann wieder: «du allein hättſt dein Haus in vorige Aufnahme gebracht durch deine Tapferkeit. Und wie viel würde gefehlt haben, wenn du Kamilla geheyrathet hätteſt, du hätteſt dich mit deinen und ihren Gütern zum Herzog aufgeſchwungen; dann brav gearbeitet — Guelfo! ein Menſch mit dieſem Sinn, mit dieſer Feſtigkeit, mit dieſer niederwerfenden Gewalt — Ich möchte raſend werden! der Welt einen Mann zu ſtehlen, an dem ſie ſich geweidet hätte, wie an einer neuen Erſcheinung!» Wieder wird Grimaldi durch einen kommenden vertrieben. Es iſt die Mutter Amalia, die von dem Beſuch des Arztes gehört hat und ſich nach dem Befinden ihres Sones erkundigen will. Sie verſchwendet alle Liebe, Zärtlichkeit und Sanftmut an dem Wilden und nicht one Erfolg, er zeigt ſich ihr gegenüber ſcheu, beinahe nachgiebig. Sie verſichert, daß ſie beſtändig an ihrem Gatten ſänftige, der jeden Tag mehr aufgebracht werde, weil jeden Tag neue Klagen gegen Guelfo kommen; und ſie beweiſt dies gleich durch die Tat, da der Vater dazu kommt. Und auch er begegnet nun dem Sone freundlich und aufmunternd, ſucht ſeinen Ehrgeiz von ſeiner Perſon auf das

gemeine Interesse des Hauses zu lenken, aber er findet ihn störrisch und hönisch. Das Wort entfärt dem Alten «Fluch dir, Guelfo, wenn du so siehst», und «du bist mein Sohn nicht»: Guelfo reimt es mit Grimaldis Verdacht zusammen, will ihnen abschwören, und wie er aus dem Ton des Grolles in den des Schmerzes übergeht, umarmen und segnen ihn die Eltern und er hält still dazu. Da bringt ein Diener dem Alten einen Brief: Guelfo hat den Pachter seines Apanagegutes gepeitscht, daß er auf dem Tode liegt. Der Mann hatte ihm ein Reh gestolen, seinen Hund erstochen. Guelfo will im Trotze die Abtretungsurkunde des Gutes zurückgeben, aber der Alte äußert sich nach der ersten Entrüstung auch jezt nachsichtig und will den Pachter entschädigen. «Guelfo: geben Sie mir den Zug Apfelschimmel zum Erbtheil; und ich gehe, der verfluchte, verlorne Sohn!» Die Schimmel hat sein Bruder schon: «er kömmt in einer halben Stunde mit seiner Braut; er gibt sie dir.» Damit entfernen sich die Eltern, und Guelfo bricht aus: «niederschießen will ich sie und ihn! Ich will sie nicht, ich mag sie nicht! Träumt ichs doch, wußt ichs doch! Es sind vortrefliche Pferde, und stampfen den Boden, blasen, werfen die Mähne, haben einen Blitz im Aug — Heyda! Ritter Guelfo! kauf dir einen Esel und reit zum Türken! Er hat sie, hat Segen, Liebe, Herzogthum — und Kamilla! Ha! ich werd rasend! O ich küßte die Fingerspitzen der Kamilla, und war wonnetrunken; legte meine Rauhigkeit nieder, wie der Tieger, der Orpheus Sang hörte. Sie sang — Kamilla! Hu, Caßius!»

Der zweite Act beginnt wieder mit einer Scene zwischen Guelfo und Grimaldi, in der zunächst des letztern rätselhaftes Wesen aufgeklärt wird. Er war in seiner Jugendblüte ein Liebling der Frauen gewesen, aber von seinem Vater mit 100 Ducaten in die Welt geschickt sein Glück zu machen, hatte er die bittern Erfarungen der Armut gemacht und war zum Menschenfeind geworden. Da kam ihm ein Sonnenblick des Schicksals: er liebte die Schwester der Zwillinge und ward von ihr geliebt. Aber die Verbindung scheiterte, nicht am Willen der Eltern, sondern an Ferdinandos Widerspruch, der sie des Hauses unwürdig fand. Juliette starb, und ihre blasse Totengestalt erscheint dem Unglücklichen jede Nacht und zieht ihn nach sich. Diese traurigen Erinnerungen regen in Guelfo die seiner eignen Liebe auf und er ergeht sich darin. «Gri-

MALDI. Und das Weib hat er? GUELFO. Und das Weib hat er! GRIMALDI. Vor deinen Augen feine Seligkeit, vor deinen Augen die herrliche Geftalt, vor deinen Augen den Himmel! Hölle in mir und dir! — Bruder, laß uns Einfiedler werden, laß uns der Welt abfagen, und uns treu fterben! — Wie kann ichs, wie kannft du's anfehen? Eine härene Kutte wär des armen Grimaldis Sache. GUELFO. Guelfos eine ftählerne Keule, zu zerbrechen damit das Haupt — GRIMALDI. Gebär den Gedanken nicht! — Ha! dort kommen fie gefahren!» Und fie fehen durchs Fenfter das Brautpar prächtig einfaren. Guelfo kniet nieder, fpricht in fich und fpringt auf: «ausgefprochen, und gefchehn! Feft in meinem Blut fitzts! fausts an den Wänden her, und kräufelt fichs in der Luft! Bey Guelfos Herz! es foll nicht zergehen, wie Grimaldis Seifenblafen». Es war das fchreckliche Gelöbnis das zu tun, was er gleich in der erften Erregung nach der Scene mit dem Arzt ausgefprochen: von Ferdinando Erftgeburt und Braut zu fordern, und wenn er beides weigre, ihn zu erfchlagen. Beide Freunde entfernen fich vor den Kommenden und es folgt eine Familienfcene voll Glück und Liebe zwifchen den Eltern und dem jungen Par, nur im Anfang durch den unheimlichen Bericht des letzteren getrübt, daß Ferdinando im Walde fein eigenes Gefpenft gefehen habe. Guelfos wird vom Vater mit Sorge, von den jungen Leuten mit aller Liebe gedacht. Grimaldi kommt fie zu begrüßen, findet die gütige Kamilla feiner Juliette änlich und verbreitet Schwermut um fich, von der der Alte nichts wiffen will: denn morgen foll die Hochzeit gefeiert werden. Guelfo, von dem man erfärt, daß er bis dahin die Ankömmlinge nur im Vorbeieilen gefehen und Ferdinandos Hand zurück geftoßen hat, fucht Kamilla allein auf. Die Scene beginnt von feiner Seite mit Wehmut und Demut und endigt mit gewaltfamen Küffen und Tränen. Auf Kamillas Gefchrei kommt Ferdinando hinzu. Er bewart vollkommene Faffung, behandelt die Küffe mit gröfter Nachficht und erntet für alle Freundlichkeit zurückftoßenden Trotz. Zuletzt ladet er den Bruder ein, morgen früh mit ihm auszureiten, und damit ift das verhängnisvolle Zufammentreffen, wo Guelfo feinen Entfchluß ausfüren wird, vorbereitet.

In der zwifchenliegenden Nacht fpielt der dritte Act. Guelfo kommt zu dem fchlafenden Grimaldi und weckt ihn. Es ift Sturm



in der Natur wie in Guelfos Seele: «o ich hab' ſie immer geliebt, dafür wüthet ſie jetzt dankbarlich mit mir. Habe Dank, gütige Mutter! Du biſt allein mir Vater und Mutter und — Ferdinando! Laß mich die Sonne nie wieder ſehen! Schwarze Donnerſchwangere Wolken hängen über der Erde, bis ich fertig bin. — — Entſchluß iſt da, Vollbringen iſt da! Alle guten Geiſter hüllten ihr Haupt ein, und weinten eine Zähre über den verdammten Guelfo. Ich muß, Grimaldi! wenn ich nicht müßte — im Sturm ſauſen böſe Geiſter: Guelfo, du mußt!» Den Abend hatte er noch einen Streit mit dem Vater gehabt; Ferdinando wies ihm die Türe, der Alte ſtieß ihn wirklich hinaus, ſchlug ihn, er fiel ſich die Stirne wund. Sie netzten Ferdinando mit Tränen, ſchrien: «einziger, rette uns!» Das alles, «weil ich einige Küſſe auf Kamillas Lippen drückte; die brannten den Buben». In Folge dieſer Scene, wie es ſcheint, iſt er bis auf einen Bettel gänzlich enterbt worden, und das Gut, das ihm die 500 Dukaten abwarf, noch an den Rand von Ferdinandos Heiratscontract geſchrieben worden. Grimaldi antwortet mit einem Ausbruch wilden Menſchenhaſſes, aber Guelfo will nun doch wieder Rettung von ihm vor ſeinem böſen Geiſte. Da ſchlägt ihm jener vor mit ihm zu ſterben und preiſt in ſchwärmenden Worten den Tod als den beſten Freund. Doch den Guelfo packt aufs neue der Haß an und er wült in ſeinen aufreizenden Erinnerungen. «Grimaldi. Guelfo, ſey arm, ſey elend! Nur mach, daß du von dieſer Leidenſchaft los kommſt, die dich verzehrt! Guelfo. Ha, Schwätzer! und haſt du dich nicht aufgerieben? — Ich bitt' dich, ſteig auf den Balkon, gebeut dem Sturm, er ſoll ſich legen. Faß ihn an der Scheitel und ruf: was ſoll das, daß du wider meinen Willen die Elemente erregſt und Verderben anrichtſt! — Der beleidigte Sturm wird fortbrauſen, dich hageres Geripp nach der Tiber tragen, dir ſeine Macht zu erkennen geben, und gerächt fortſauſen. Grimaldi. Verflucht! Eine ſolche Leidenſchaft zu unterdrücken gebieten, die die größte Triebfeder unſeres Weſens iſt — die alles aus uns heraus windet, was wir werden können! — Guelfo, verſuch alles! dring ihn, er ſoll dir Kamilla abtreten! Guelfo. Grimaldi, ich wollt ihm alles laſſen, alle meine andern Begierden ſollten ſchweigen. Aber glaubſt du wohl? — Ha! er müßte der größte Schurke ſeyn! und er ſolls! Ich ſchwör dir, er ſolls! Teufel und Hölle, er ſolls! — Zitterſt du? Und du ſollſt ihm nach! — Iſt er mein Bruder? Iſt er —

er soll! GRIMALDI. Denkst du das, so zieh deinen Degen, laß mich sterben! GUELFO. Zum Teufel mit dir! — horch! GRIMALDI. Leise Schritte und Seufzer durch den Gang her — GUELFO. Fort mit dir! Mein böser Geist kömmt wieder! — Fort mit dir! Ich will Niemand um mich sehen. Hinaus! GRIMALDI. Hörst Du nicht wimmern? GUELFO. Hinaus denn!» Statt des bösen Geistes erscheint die geängstete Mutter, die nach dem Auftritt des Abends auch jezt noch Friede stiften möchte. Es folgt eine Scene änlich der im ersten Acte, nur gesteigert. In ihrem Verlaufe stellt Guelfo das gleiche Verhör an wie mit dem Arzte. Amalia lebt in gutem Glauben, daß Ferdinando der erstgeborne sei, aber doch nur auf die Aussage ihres Gatten und auf unsichere Schlüsse hin. Guelfo entläßt sie zärtlich, mit dunkeln Worten des Mitleids über das, was er ihr den nächsten Morgen anzutun gedenkt. In einem Monolog ist alles, was von Weichheit in seinem Wesen liegt, entbunden: dennoch kommt er von dem gräßlichen Entschluß nicht los.

Im vierten Acte sind am folgenden Morgen die Frauen in Vorbereitungen zur Hochzeit, aber Kamilla in bangen Anungen. Auch der alte Guelfo, ob der fürchterlichen Zeichen, die in der Sturmnacht geschehen sind. Grimaldi hat Guelfo vermißt und argwönt, daß ihn der Alte ausgestoßen habe: er will voll Jammer, erkennend was geschehen, weg, als er hört daß beide Brüder früh ausgeritten sind. Da rennt Ferdinandos Pferd ledig in den Hof: der Alte reitet um Kunde einzuziehen. Guelfo kommt mit nervösem Kichern, gibt den Frauen keine Auskunft, sie eilen weg um selbst hinauszufaren. Guelfo sucht im Spiegel nach dem Kainszeichen auf seiner Stirne — «ha! ich kann mich nicht ansehen! Reiß dich aus dir, Guelfo! (zerschlägt den Spiegel) zerschlage dich, Guelfo! — Guelfo! Guelfo! geh aus dir! schaff dich um!» Die Leidenschaft ist gesättigt, der Nachlaß der Nerven da, der Rächer kündigt sich im Gewissen an. Er wirft sich auf den Boden und will schlafen. Grimaldi sucht ihn auf. Guelfo fragt ihn, wie vorher den Spiegel: «was steht auf meiner Stirne? GRIMALDI. Brudermord. GUELFO. Ha! so will ich dich zerstieben! Die Winde sollen deine Asche davon wehen! — Brudermord? Schändlicher Lügner! GRIMALDI. Gott sey Dank, wenns anders ist! GUELFO. Ha! Du Demüthiger! was denkst Du? Ich steh da, traue mein Haupt nicht zu heben zum Himmel. Die Sonne würde mich blen-

den, und der Rächer aus den Wolken Blitze ſenden, meine Seele zu vernichten, richtete ich meine Augen zu ſeinem Sitz. Stehts nicht auf meiner Stirne? GRIMALDI. Gefolterter Geiſt, Wuth und Verzweiflung. GUELFO. Schäme dich, Betrunkener. Süßer, ſanfter Schlaf hängt auf meinen Augenliedern, der mich einwiegte, wenn ihr alle gingt, die ihr ſo gräßlich um mich heult. Mir war nie ſo wohl. Und ich hab ihn doch ermordet, hab ihn erſchlagen, als er mir nicht geben wollte die Erſtgeburt, als er mir nicht geben wollte das Weiblein, als er ſagte: ich bin Herzog, auch Du ſollſt ſteigen!» In abgebrochnen Reden kommt der Hergang heraus, und immer wieder möchte er ſchlafen, «fünf Augenblicke nur! Einen Augenblick! o dann nur einen halben!»

Fünfter Act. Ferdinandos Leiche liegt auf einem Bette, die Frauen und der Vater klagen um ihn. Der letztere iſt überzeugt, daß Guelfo der Mörder, die Mutter wehrt den Verdacht ab. Er kommt ungerufen dazu, durch ihre Klagerufe an dem erſehnten Schlafe gehindert. Der Vater und Kamilla klagen ihn an, die Mutter: «Guelfo, flieh! Du biſt nicht Mörder! Deine Hand iſt nicht blutig! Ich häng' an deinen Knien, du biſt nicht Mörder! Du haſt ihn nicht erſchlagen, haſt nicht!» Er leugnet, antwortet mit Kains Worten auf die Frage, wo Ferdinando ſei? Aber er geſteht, da der Alte die Decke von dem Toten hebt; dann verſtummt er, verhüllt ſich und empfängt vom Vater den Todesſtreich.

Wenn die äußere Handlung, in deren Fülle ſich der Dichter im Otto ergeht, im Leidenden Weib durch Schilderung von Sitten und Charakteren überwachſen wird, ſo tritt ſie hier vor der ausfürlichſten pſychologiſchen Entwickelung in dem Maße zurück, daß ſogar die leidenſchaftliche Scene zwiſchen Vater und Son, die dem Conflict die letzte Schärfe gibt, nicht aufs Theater kommt, ſondern als geſchehen erzält wird, ſehr zum Nachteil der Bünenwirkung. Dagegen machen wir alle Zuckungen der Leidenſchaft im Gemüte der Hauptperſon bis zu ihrem verhängnisvollen Ausbruche mit durch, und die Phantaſie des Dichters iſt in deren Herbeifürung unerſchöpflich. Nur fehlt es in all dieſer Entwickelung wieder an einem rechten dramatiſchen Fortſchritt. Guelfo kommt ſchon im erſten Acte auf den Punct, von dem aus ein Weitergehn nur noch zur [illegible] denkbar iſt; und den Zwiſchenraum bis zu ihrer Vollendung [illegible]erten Acte füllt nur die Conſtatierung der Unwirkſamkeit alles

deſſen, was ſänftigend auf den Helden wirken könte, nebſt dem fortwärenden unheilvollen Einfluſſe Grimaldis. Man vermißt irgend eine glückverheißende Wendung, die uns aufatmen ließe, um durch den Schrecken der Kataſtrophe deſto völliger überwältigt zu werden. Ein Meiſterſtück dramatiſcher Wirkung iſt indes der vierte Act, und der kurze fünfte, mit der poetiſch gehobenen Sprache ſeiner an Oſſians Stil gemanenden Wehklagen löſt die Spannung woltuend, bis die Schlußwendung mit einer letzten ſtarken Erſchütterung die Reinigung unſeres Affectes vollendet. Das hervorbrechende Blut der Sage,· das ſich in Hebbels Nibelungen mit großem Erfolg verwertet findet, hätte hier die Wirkung kaum geſteigert: die Stimmung des Ganzen iſt dafür zu modern. Beſſer wird die Ueberfürung des leugnenden Verbrechers durch ein rein pſychologiſches Motiv, durch Grauen vor dem Toten bewirkt, auf den er ſeine Hände nicht legen mag um die Tat abzuſchwören.

Bürger ſchrieb am 6. Januar 1780 an einen unbekanten Adreſſaten *, offenbar aus Anlaß eines beabſichtigten Liebhabertheaters: «in den Zwillingen iſt keine Rolle für mich. Wie könt Ihr lieben Leute Euch von der übertriebenen Sprache hintergehen laſſen, das Stück ſchön zu finden. Ich weiß wol, es geſchieht mehreren geſcheidten Leuten. Aber beherzigt das Ding einmal recht! Es iſt kein einziger natürlicher Character drinn. Der Guelfo iſt eine Beſtie, die ich mit Wolgefallen für einen tollen Hund todtſchießen ſehen könnte. Von Lisboa bis zum kalten Oby, wie Ramler ſingt, iſt außer dem Tollhauſe kein ſolcher Character. Es giebt freilich noch boshaftere Buben, allein wenn ſie anfangen, ſo toll und raſend zu werden, als Guelfo, ſo ſorgt gewiß die Polizei, ſie an Ketten zu legen. Und der Grimaldi! Außer ſeinen Abgeſchmacktheiten iſt er auch eine höchſt überflüſſige Perſonnage. Kurz, bleibt mir mit den Zwillingen vom Leibe! Ich leugne damit nicht die ſtarken und ſchönen Stellen im Einzelnen» (Strodtmann, Br. v. u. a. Bürger Nr. 563). Mit dieſem Urteil ſcheint mir nichts anderes bewieſen, als daß man ein großer Lyriker ſein und doch alles Maßſtabes für das, was im Drama berechtigt iſt, entberen kann. Guelfo hat nichts gemein mit jener Gattung der unbedingten Böſewichter, die

* Nach Strodtmanns Vermutung an Lichtenberg, mir undenkbar, denn niemand war weniger in Gefar, durch die «übertriebene Sprache» ſein Urteil über das Stück beſtechen zu laſſen.

ebenſo untragiſch ſind wie die unbedingten Tugendhelden. Er iſt ein Menſch von edler Anlage und hohem Sinn, dem es ſogar an Weichheit nicht fehlt; ſein Verhängnis iſt ſeine Uebermännlichkeit, ein Kraftgefül, in dem er ſich über alles um ihn her erhebt, in dem er deſto wilder zu ſchwelgen ſich gewönt hat, je mehr es ſeinem Leben an äußerer Befriedigung fehlt, und das die Stimme des Gewiſſens übertäubt, obgleich ſie nicht verſtummt. Wir lernen die Umſtände kennen, unter welchen ſich ein ſolcher Charakter gerade ſo entwickeln konte; weil die Elemente, aus denen er gemiſcht iſt, doch nur allgemein menſchlicher Art ſind, verſtehn wir ihn und können Teil an ihm nehmen; es kann uns bangen vor dem Ende, wohin er gefürt wird, und wir können für Augenblicke hoffen, daß ſein beſſeres Selbſt über ihn Herr werde. Mitleid für ſeinen Träger, Furcht vor dem, was in gleicher Lage aus uns ſelbſt werden könte, muß uns ergreifen; und nur eine dürftige, hausbackene Alltagsmoralität wird ſich beidem entziehen. Das Gegenbild in Grimaldi läßt ihn noch lebendiger hervortreten. Ebenſo völlig ſeiner uncontrolierten Empfindung hingegeben, durch die Umſtände ebenſo unglücklich entwickelt, iſt der Schwächling zwar ſelbſt vor dem Verbrechen ſicher, bringt es aber in dem Starken zur Reife. Es war ein dramatiſcher Meiſterzug, dieſe beiden krankhaften Charaktere, zwei entgegengeſetzte Conſtitutionen mit verwanten Leiden, ſo nebeneinander zu ſtellen. Nebenbei iſt Grimaldis Rolle das Gefäß, in welchem der Dichter ein Teil ſubjectiven Elementes unbemerkt und one daß es ſtörend ward niederlegen konte. Nicht der ganze Klinger iſt freilich in ihm, nicht der tapfre Ringer mit einem widrigen Lebensloſe, nicht der Mann der Tat, der das Zeug zu einer bedeutenden Laufban in ſich trug: aber das Herzweh bittrer, mutloſer Stunden, die Enttäuſchung jugendlicher Hoffnungen, die Wunden, die einer ſtolzen Seele die Armut ſchlug, das alles, was auch in den Briefen an Schumann durchklingt, hat er hier unverkennbar aus ſich heraus geſetzt, und der bizarre Charakter gewinnt an Warheit und Leben, wenn man daran denkt.

In dem Schickſal Grimaldis liegt zugleich die tragiſche Schuld, die an Guelfos Vater und Bruder gerächt wird. Ferdinando iſt bei aller gewinnenden Sanftmut und Liebenswürdigkeit doch ein innerlich kalter Streber: er hat entſchloſſenen Mutes das Liebes-

glück einer Schwester den Planen des Ehrgeizes geopfert. Der alte Guelfo ist wol eine warmherzige Natur, aber der Einfluß, den er dem bevorzugten Sone gestattet, die Macht, die der Ehrgeiz in ihm selber besitzt, hat ihn dahin gebracht, in jenes Opfer einzuwilligen. Es war nicht die entschuldigende Macht des Vorurteiles, die beide bewog, Julietten dem Grimaldi zu versagen: denn dieser war Edelmann und sogar ihr Verwanter; aber er war arm; man konte durch eine Verbindung mit ihm nicht steigen. An Julietten verdienten sich Bruder und Vater einen unnatürlichen Bruder und Son. Dieses Motiv ist sehr gut angelegt; man muß aber zugestehn, daß es im Gange des Dramas nicht wirksam genug hervortritt. Die beiden Frauen sind typisch gehalten: edle, gemütvolle Weiblichkeit, nur nach den Rollen der Mutter und Braut verschieden abgetönt. Tragischer wäre es gewesen, der Mutter etwas von Mitschuld an der Opferung Juliettens, der Braut etwas von Untreue gegen Guelfo beizulegen. Ihr Schicksal hat jezt eine gewisse peinigende Härte; gleichwol ist ihr Auftreten ein milderndes Element in der Handlung, das man nicht entberen möchte.

Dieselbe Weise der Anschauung, die es Bürger unmöglich machte diesem Stücke gerecht zu werden, gibt sich in Karl Lessings Brief an seinen Bruder vom 2. Aug. 1776 (Lessings Briefwechsel III, Nr. 108) kund. «Das Trauerspiel, die Zwillinge, welchem der Preis vor dem Julius von Tarent zuerkannt worden, hat oft eine sehr kräftige Sprache, noch öfter aber Affectation und Schwulst. Der eine Zwilling scheint mir mehr scheußlich als schrecklich, und alle Charaktere so ziemlich nach dem Göthianischen, nicht Götheschen Leisten. Bey allem Guten des Stückes ist es doch im Ganzen weit unter dem Julius von Tarent, und die Gründe, warum die Hamburgischen Entscheider es diesem vorgezogen haben, sind nicht weit her.» Mit dem Schwulst, den Lessing, mit der übertriebenen Sprache, die Bürger rügt, hat es ja seine Richtigkeit. So sehr die Sprache im Vergleich mit dem Otto veredelt und ausgebildet erscheint, sie ist noch immer zu wild; die Tinten der Leidenschaft sind noch immer von vornherein zu tief genommen, so daß die Palette zu ihrer Vertiefung nicht ausreicht und der Ton des Ganzen zu schwarz wird. Aber Bürger gibt diese Sprache zugleich als Ursache des Reizes an, den das Stück auf viele Zeitgenossen übe; und in ihr liegt immerhin die Ueberlegen-

heit über den Julius von Tarent, die Schrœder erkante, mehr noch als in der größeren Schärfe des dramatischen Motives, die er als Grund seiner Entscheidung zwischen beiden Bearbeitungen des gleichen Stoffes angab. Der geistreiche, elegante, zugespitzte Dialog, den Leisewitz sich mit Glück von Lessing angeeignet und mit dem neuen Elemente der Sentimentalität zeitgemäß versetzt hatte, der die Zierde seines Stückes bildet, muste ja wol den Aesthetikern Lessingischer Schule sowie der gesamten älteren Generation besser zusagen. Auf den Sinn der Jugend wird im ganzen mächtiger der neue von Klinger angeschlagene Ton gewirkt haben; und dieser neue Ton war denn doch nur die Folge eines tieferen, energischeren Eingehens auf den Proceß der Leidenschaft. Hatte Lessing in der Emilia das Intriguenstück kunstvoll ausgebildet und mit gediegener Charakteristik fundiert, so brachte die Sturm- und Drangperiode neben dem pathologischen Roman nunmehr die pathologische Tragödie empor. Ihre Elemente liegen bereits in der um Weislingen gruppierten Nebenhandlung des wesentlich epischen Götz; sie tritt selbständig im Clavigo und der Stella auf. Klinger prägte sie, dem männlicheren Charakter seines Genius gemäß, schärfer und herber, mit größeren Motiven und größeren Leidenschaften, in den Zwillingen aus. Nicht als ob nicht auch Leisewitz sich in der gleichen Richtung bewegte: aber er tut es mit der Methode, mit dem Apparat der alten Schule. Er glänzt in der Exposition seines Stückes, wo der ruhigere Ton in der Natur der Sache liegt, wärend es bei Klinger hier bereits wettert und tobt; aber er wird matt wie er sich der Katastrophe nähert, wärend Klinger gegen den Schluß hin am gewaltigsten wirkt. Und Leisewitz hat, nach Gœthes Weise, die Hauptrolle einem Schwächling gegeben: Klinger entfaltet zum ersten Mal, nach dem unvollkommenen Versuch im Otto, vor den Augen eines aus der Zamheit sich aufraffenden Geschlechtes die Tragik der Uebermännlichkeit. Schrœder urteilte nicht als ästhetischer Theoretiker, sondern als Techniker der realistischen Schauspielkunst jener Tage. Versetzt man sich auf diesen seinen Standpunct, so begreift man, wie er begierig nach der neuen Aufgabe greifen konte, die ein Werk wie die Zwillinge stellte. Es ist in Warheit erstaunlich, in welchem Maße Klinger, der damals schwerlich schon ein Theater gesehen hatte, hier dem Schauspieler in die Hand gedichtet hat. Die Zwil-

linge werden dem Leser erst lebendig und verständlich, wenn seine Phantasie das, was er liest, fortwärend in Gehörtes und Gesehenes zu übersetzen vermag; dann aber wird es die gewaltigste Wirkung nicht verfehlen. Und das Stück würde auf dem Theater noch heute seine Wirkung tun, wenn es Schauspieler fände, die von conventioneller Manier völlig frei aus innerstem Gefül die Warheit des Lebens zu erzeugen vermöchten. Man prüfe darauf hin den Julius von Tarent, und man wird finden, daß seine wolgesetzten Reden durch ein geniales Spiel nicht sehr viel zu gewinnen und durch eine anständige Flauheit des Spiels nicht sehr viel zu verlieren versprechen. Da nun das Drama doch eigentlich nicht zum Lesen, sondern zum Spielen bestimmt ist, hätten wol die Literarhistoriker in dieser Sache über das Urteil des größten Bünenkünstlers der alten realistischen Schule nicht so leicht hinweg gehn sollen, wie es in der herkömmlichen Würdigung des Verdienstes beider Concurrenzstücke geschieht.

Gedenken wir schließlich noch der eigentümlichen, dem Julius von Tarent ganz fremden Poesie einer unheimlich anungsvollen Stimmung, die Klinger über sein Drama zu verbreiten gewust hat und von der man vielleicht sogar in der obigen Inhaltsangabe etwas verspüren kann, so wird der Vorzug, den Schrœder diesem Werke gab, und sein wenngleich geteilter, doch großer Erfolg in das Licht einer verständlichen Tatsache rücken. Der Zauber dieses Erfolges hielt auch nach fünf Jaren noch in dem Maße an, daß Bürger. dem obgedachten Briefe folgende Nachschrift anzufügen für gut fand: «Sie dürfen es keinem Menschen sagen, daß ich so von den Zwillingen urteile. Denn das Stück gefällt Vielen, und diesen Vielen würde es schlecht gefallen, daß ich so urteile. Ich urteile noch über manches andre hochbeliebte Musenproduct ebenso. Nur expectorire ich mich nicht gerade gegen Jeden. Also bleibt das entre nous.» Zu jenen «Vielen» gehörte unter andern Schlosser, der am 28. März 1778 an Boie schrieb: «Klingers Zwillinge sind ein Meisterstück, das ich den stärksten deutschen Compositionen an die Seite setze.» Das stärkste Zeugnis aber für die Wirkung des Stückes auf das gärende junge Gemüt, das zumal in den Enterbten des Zeitalters sich gegen eine hoffnungslos kümmerliche Enge des Daseins empörte, legt 1785 K. Ph. Moritz in dem autobiographischen Roman Anton Reiser ab. «Dieß schreckliche Stück machte

eine außerordentliche Wirkung auf Reisern — es griff gleichsam in alle seine Empfindungen ein. Guelfo glaubte sich von der Wiege an unterdrückt — das glaubte er von sich auch . . . . . Er vergaß den Fürstensohn und fand nur sich in dem unterdrückten Guelfo wieder. — Die bittre Lache, die Guelfo in der Verzweiflung über sich selbst aufschlug, grif in Reisers innerste Empfindungen ein — er erinnerte sich dabei der fürchterlichen Augenblicke, wo er wirklich am Rande der Verzweiflung stand und eben eine solche Lache über sich aufschlug — indem er sein eignes Leben mit Verachtung und Abscheu betrachtete und oft mit schrecklicher Wonne in ein lautschallendes Hohngelächter ausbrach. Der Abscheu vor sich selber, den Guelfo empfand, indem er den Spiegel entzweischlägt, worin er sich nach der Mordthat erblickt – und daß er nun nichts wünscht als zu schlafen — zu schlafen, das alles schien Reiser so wahr, so aus seiner eignen Seele, die beständig mit dergleichen schwarzen Phantasien schwanger ging, gehoben zu seyn, daß er sich ganz in die Rolle des Guelfo hineindachte und eine Zeitlang mit allen seinen Gedanken und Empfindungen darin lebte.»*

In der neueren Zeit hat ein origineller und bedeutender Dichter, Otto Ludwig, an die Zwillinge eine dramaturgische Betrachtung geknüpft, die beweisen kann, wie die Kraft des Stückes auch jezt noch den empfänglichen Sinn berürt, und der ich daher, obgleich ich sie keineswegs in allem unterschreibe, als Ergänzung meiner Analyse hier einen Platz gebe. «Das Stück ganz wie gemacht, die Gesetze der tragischen Stimmung daran zu lernen. Das Ende steckt schon in der ersten Scene und wird nur herausgewickelt. Eine Steigerung ist eigentlich nicht im Stücke, nur ein allmäliges Näherkommen des Befürchteten, das, wenn es kommt, nicht den Verstand und die Phantasie, nur das Gefühl überrascht, daß nun Thatsache ist, was so lange drohte eine zu werden. Dabei ist alles Gewaltsame in die Scene verlegt, die Mißhandlung durch den Alten, der Mord selbst. Guelfos Stimmung ist gleich im Anfange so, daß nur wenig Steigerung möglich ist. — Im Anfange weiß man nicht recht, was man denken soll; es fällt schwer, sich sogleich in einen so hohen Grad der Illusion zu versetzen, als die bereits hochgestiegene Leidenschaft Guelfos bedarf. Es wäre vielleicht

* E. Schmidt, Richardson, Rousseau u. Gœthe S. 295.

beſſer geweſen, die Expoſition durch weniger Betheiligte machen zu laſſen und uns auf den erſten Auftritt Guelfos dadurch beſſer vorzubereiten, wenn es nicht möglich war, den Guelfo erſt in einer ruhigeren Stimmung uns bekannt zu machen. Eine theatraliſche Handlung iſt kaum vorhanden. Man kann daraus lernen, was Virtuoſität in der Ausführung vermag, daß, iſt der Plan nur ohne Widerſprüche. er ſo einfach ſein kann als nur möglich. Charaktere und Situationen ſind lebendig, wahr und zwingend, obgleich blos im Dialoge entwickelt. Keine Scene will für ſich etwas gelten, ſie ſind alle nur des Ausgangs wegen da, dieſen möglich und nothwendig zu machen. Das Auftreten der Perſonen iſt ziemlich willkürlich. Das Stück hat nur einen Effect, und will ihn und erreicht ihn nur in ſeiner Totalität. Die Leidenſchaft iſt unendlich wahr, und doch künſtleriſch geſchildert. Nichts kann erſchrecken, weil jede Körperlichkeit des Schrecklichen ſeinen Schatten lange vor ſich her in die Stimmung wirft. So wird ſchon im erſten Akt und immer wieder der Mordentſchluß ausgeſprochen, ſo daß man an ihn gewöhnt iſt, ehe er wirklich zur That wird; desgleichen die That des alten Guelfo ſchon als Ahnung vorher. Wie nöthig das, lernt man an der Emilia Galotti. Odoardos That kommt uns immer noch zu unerwartet, und daraus entſtehen am Ende die Einwendungen gegen das Stück, wenn die Urſache auch von jedem wo anders geſucht wird. — Es iſt im Anfange ſchon Alles fertig, der Haß Guelfos, was ihn irgend zur That treiben kann, die Bevorzugung der Aeltern von Kindheit an; auch Camilla iſt ſchon Ferdinands Braut. — Es iſt auch kein Schimmer von Hoffnung, der die Stimmung ſtören könnte, nichts, was uns verleiten könnte, irgend einen andern Ausgang zu erwarten. — — Es iſt dasjenige Stück, in dem unter allen, die ich kenne, Shakeſpeare'ſche Charakterzeichnung, Malerei der Leidenſchaft, pſychologiſches Detail und tragiſche Stimmung mit der concentrirten Form der Neuzeit am ungezwungenſten und glücklichſten vereinigt iſt. Nur der Charakter des Grimaldi iſt trivial; die Sprache iſt theilweiſe zu ſchwülſtig und mit zu wenigem dramatiſchen Fortſchritt. Zu viel hin und her. Ob es für die Bühne nicht doch zu arm iſt an Handlung (Nachlaßſchriften O. Ludwigs, hsgeg. v. Heydrich 1, 30)?» Bei Beſprechung des Julius von Tarent kommt dann Ludwig nochmals auf Klingers Trauerſpiel zurück. «Die Zwillinge ſind unſtreitig

draſtiſcher und haben einen Vortheil vor dem Julius in der Stimmung und dem Phantaſieſchwunge; was die Sprache betrifft, ſtehen ſie weit dagegen zurück. In den Zwillingen glaubt man ſchon in der erſten Scene mehr an den tragiſchen Ausgang als hier eine Zeile vor dieſem ſelbſt. Dafür braucht man dort eine gute Zeit, um ſich in den Grad der Leidenſchaft hinein zu finden, mit dem der Anfang gleich den Zuſchauer überraſcht. Groſsartiger und gewaltiger ſind die Zwillinge jedenfalls (a. a. O. 75).»

Die empfänglichen Bewunderer der Zwillinge waren indes nicht in der Lage, den Ton in der öffentlichen Meinung anzugeben, und Julius von Tarent hatte ſowol auf der Büne wie vor dem Forum der Kritik einen ſo viel durchſchlagenderen Erfolg, daſs der Warſpruch Schrœders reichlich aufgewogen ward*. Nur kurze Zeit kann es unter dem Eindrucke des letzteren geſchienen haben, als machten die Zwillinge mehr Glück. So ſtellt es 1778 der Verfaſſer der «Fragmente eines dramatiſchen Miscellaneenbuches» (A—r) in Reichards Theater-Journal 8, 49 dar: «Julius von Tarent und die Zwillinge erſchienen zu gleicher Zeit; jener dem Alcides an Kraft und Schönheit, dieſe dem Anteus an Rauhigkeit und Plumpheit gleich. Und doch entſchieden geübte Richter für dieſe; Preiſe krönten ſie, und Kritiker ſtieſsen in die lobtönende Poſaune zu eben der Zeit, da ſie jenen tadelten und meiſtern wollten.» Wo dieſe Poſaunenklänge erſchallten weiſs ich nicht zu ſagen; vielleicht geht ihnen ein andrer nach, der über beſſere Hilſsmittel verfügt. Eine Recenſion in den Erfurtiſchen gelehrten Zeitungen (1776, 84. Stück, S. 675 ff.), die R. M. Werner in der Zſchr. f. deutſches Altertum 22, S. 86 anfürt, iſt mir nicht zugänglich. Ich kann auch nur nach Werner (L. Ph. Hahn, S. 136) berichten, daſs Wittenberg im Beytrag zum Reichs-Poſtreuter die Zwillinge, wie nachmals die neue Arria und Sturm und Drang, in die gleiche Verdammnis mit Gœthe und der ganzen neuen Schule warf (1776, 54. Stück). Die Allgem. deutſche Bibliothek und der Teutſche Merkur hüllten ſich diesmal in Schweigen.

Ueber die Auffürungen durch die Ackermanniſche Geſellſchaft gibt das «Hamburgiſche Theater» Auskunft. Das Stück wurde zum erſten Mal am 23. Februar 1776 in Hamburg gegeben, am

---

* S. Kutſchera v. Aichbergen, J. A. Leiſewitz S. 73 fgg.

19. März in Altona wiederholt. Schrœder selbst hatte sich die Rolle des Grimaldi gewält, den Guelfo spielte der kaum minder berümte Brockmann. Es folgte die Auffürung in Hannover, über welche Boie am 10. Juni an Gotter schrieb: «das merkwürdigste Stück, das sie gespielt haben, sind Klingers Zwillinge, die mit dem Julius von Tarent um den Preis gerungen und ihn erhalten haben. Ein Stück voll Kraft und, wie mirs scheint, Ueberkraft. Brockmann spielt so, daß ich über ihn den Gang des Stücks vergaß.» Im selben Jare verzeichnet Schrœder noch drei Auffürungen zu Hamburg, dann scheint er das Stück vorläufig zurückgelegt zu haben; 1777 brachte er den Julius von Tarent auf die Büne und wiederholte ihn in etwas mehr als Jaresfrist achtmal. Die Zwillinge aber hatte er mit den andern des Preises wert befundenen Stücken im ersten Bande seines Hamburgischen Theaters, unter Nennung des Verfassers in der Vorrede, im Juli 1776 herausgegeben. Nicht früher, obwol die Vorrede schon aus dem Mai datiert ist: denn am 2. August erwänte Karl Lessing in dem oben angefürten Briefe das Buch als Novität, und im vorhergehenden Briefe vom 4. Juli sagt er nichts davon, wärend er doch auf des Bruders Urteil über sein eignes darin enthaltenes Lustspiel gespannt war. Die Zwillinge giengen bereits 1776 auch über die Bretter des k. k. Nationaltheaters in Wien, und im folgenden Jare über die des Hoftheaters in München, wie aus den Nachdrucken zu ersehen ist, die an beiden Orten in den betreffenden Jaren erschienen. Auch für das Presburger Theater erschien ein solcher schon 1776, aber die Auffürung ward verboten (Zschr. f. d. A. 22, S. 86). Eine Auffürung auf dem Liebhabertheater des Weimarischen Hofes war für den October 1776 vorgesehen (Br. 23) und ist wol, nachdem Klinger, der mitspielen solte, abgereist war, nicht zu Stande gekommen. Im übrigen weiß ich von der theatralischen Laufban des Stückes nur zu sagen, daß es im August und September 1779 von der Gesellschaft der Madame Schuch zu Danzig gegeben wurde (Theater-Journ. 15, 125). Schrœder gab es, er selber jezt als Guelfo, vom 27. September 1780 an in einer neuen selbstgefertigten Bearbeitung; einerseits ein Beweis, daß ihm viel daran lag es zur Geltung zu bringen, andrerseits, daß es in seiner ursprünglichen Gestalt für nicht theatralisch genug oder für anstößig erachtet wurde. Doch hatte der anfängliche Erfolg Schrœdern bewe-

gen können, den Verfaſſer um ein neues Trauerſpiel zu bitten (Br. 22).

Die Herbſtferien, in welchen warſcheinlich die Zwillinge fertig wurden, brachte Klinger, wie er den 5. December an Boie berichtet, «wieder bei ſeinem beſten Gœthe zu». «Jetzt iſt er bei Gœthe», ſchreibt Miller den 24. September an Kayſer. Es iſt die Zeit des Glückes, der Sonnenblick des Lebens: vor- und nachher iſt Zeit der Sehnſucht und Erinnerung. Schleiermacher, der ſich auch in den Ferien nicht von ſeinem Freunde trennte, hatte durch ihn den Vorzug, im Gœthiſchen Hauſe eingefürt zu werden, wo er von der Frau Rat mit der ganzen heiteren Freundlichkeit ihres Weſens aufgenommen ward (Br. 9), indes der Dichter ſelbſt ihn zu «ſeinen liebſten Erſcheinungen» rechnete (Br. 13). Der wolſituierte Son des Darmſtädter Leibarztes war bei der armen Mutter in der Rittergaſſe mit eingekehrt. Sie ſchreibt den 9. November an Schumann: «Nun will ich Ihnen auch was neues ſagen, daß dieſe Meſſe mein Sohn mit einem Freund 17 Tage bey uns war, vielleicht kommen ſie die Weihnachten wieder. Es iſt ein ſehr guter Jung, heißt Schleiermacher.» Man ſpürt es aus den einfachen Worten, wie da Freude die dürftige Wonung erhellte und das Herz der bedrängten Witwe erweiterte; und wie mag die jugendliche Agnes vom Druck der Arbeit aufgeatmet und die genialiſche Atmoſphäre, die der Beſuch mitbrachte, durſtig eingeſogen haben! Das Gaſtrecht aber, das Schleiermacher hier genoß, wolte erwidert ſein, und auch in ſeinem Elternhauſe wartete eine begabte und liebenswürdige Schweſter auf genialiſche Anregungen. Dort verbrachte man alſo die andere Hälfte der Ferienzeit; dies iſt es, was mit unbeſtimmtem Ausdrucke den 16. October Miller an Kayſer aus einer Mitteilung Wagners berichtet: «Klinger ſoll in Frankfurt und Darmſtadt herumſchweifen» (Grenzb. 1870 II, 455).

Durch die Zwillinge hatte ſich Klinger, wie wir wiſſen, in der Arbeit am Pyrrhus unterbrochen, und er ſetzte ſie nach Vollendung der Zwillinge fort. Im September bereits ſchickte er wieder eine «außerordentliche» Scene aus ſeinem Pyrrhus an Miller. Am 13. Januar 76 ſchreibt er an Boie ſo, als liege das Stück fertig vor ihm; aber «da ich dieſe Art von Stüken erſt ſpät herausgeben werde, ſo war ich und bin ich noch willens ungefähr 10 Scenen

in Ihrem Musäo vorläufig drucken zu lassen». Am 5. December 1775 hatte er geschrieben: «Die Ursach warum ich dieses Stück so will drucken lassen ist: daß ich sehen möchte was es vorläufig für Effect aufs Publicum macht.» Die zwei damals an Boie gesanten Scenen erschienen wirklich im 76er Märzhefte des deutschen Museums; sieben andre, die Boie vermutlich nicht mehr angenommen hat, wol durch Gotters Vermittelung im ersten, zweiten und neunten Stück des Theater-Journals 1777 und 79, und eine nebst dem Verbannten Götterson als Anhang zum dritten Teile des Orpheus. Solte er auch noch mehr als diese zehen geschrieben und nachmals mit andern Manuscripten verbrant haben (Br. 55), fertig war das Werk gewis niemals, sonst hätten seine Teile nicht so verzettelt das Licht der Welt erblickt.

Klinger war sich, wie man sieht, bewust mit dem Pyrrhus, den er in dem letztangefürten Briefe eins seiner liebsten Stücke nennt, eine neue Gattung anzubauen, und er gedachte mehr Stücke dieser Gattung zu schreiben. Das bekant gewordene genügt, um von ihr einen Begriff zu geben. Es war auf dramatisierte Historie im strengsten Verstand des Wortes, auf eine Art Epos in der Form des Dramas abgesehen. Die Lectüre des Plutarch, von der auch die erste Scene der Zwillinge Zeugnis gibt, bot Stoff zu Tragödien in Menge dar; aber in dem Leben des abenteuernden Epiroten liegt auch nicht die Spur eines tragischen Motives. Ziel setzte ihm ein zufälliger Soldatentod, one den es sich noch eine geraume Zeit im selben bunten Glückswechsel hätte weiter spinnen können. Aber Pyrrhus war nicht nur Abkömmling Achills, sondern eine achilleische Natur an Leib und Seele: das war es was den kraftgenialischen Dichter zu ihm hinzog. Es reizte ihn, zur Abwechselung einmal Kraftmenschen in antikem Costüme auftreten zu lassen, und die Soldatennatur, die in ihm lag, schwoll einem Stoff entgegen, der lauter kriegerische Situationen und freudiges Heldenleben mit sich brachte. Wenn er in den Zwillingen der concreten geschichtlichen Wirklichkeit aus dem Wege gieng, schloß er sich hier mit Liebe eng an sie an.

Die erste der beiden Scenen im Museum spielt wärend des Feldzuges, der den Helden zum Herren von Macedonien machte. Es ist früher Morgen, er schläft im Zelte von seinen drei Sönen bewacht. Zwei derselben, Helenus und Alexander sind noch Knaben, Ptolemäus

ein junger Krieger. Zu ihrem Gefpräche gefellt fich eine erfundene Perfon, der Heerfürer Strabo. Der König erwacht und erzält den von Plutarch berichteten Traum, worin ihm Alexander der Große glückverheißend erfchienen war; man fieht dem Anmarfch des Demetrius zur Entfcheidungsfchlacht freudig entgegen. In der zweiten Scene verabfchiedet diefer ebenfo weichliche als kriegerifche König Macedoniens feine Flötenfpieler und Tänzerinnen und ruft die Seinen zum Kampfe gegen Lyfimachus auf. Ein vom Alter gebeugter Held Alcim jubelt und fült fich verjüngt ob feines Herren Ermannung. Da kommt die Nachricht, daß Pyrrhus bereits Berœa erobert habe, und der König befchließt, fich nun zuerft gegen den Epiroten zu wenden. Die zwei erften Scenen im Theater-Journal enthalten fodann die Defertion des macedonifchen Heeres zu Pyrrhus, der Demetrius felbft und dann der alte Alcim vergebens entgegen treten; zuletzt bricht diefer fterbend zufammen, indes der König im Gewand eines gemeinen Kriegers entflieht. In der dritten Scene hat fich das Glück gewendet, Pyrrhus ift von Lyfimachus in Edeffa eingefchloffen und ausgehungert und kündigt feinen Entfchluß an, morgen nach Epirus durchzubrechen; hier aber mifcht der Dichter eine bizarre Erfindung ein. Die beiden jüngern Prinzen treten mit Jagdhunden auf und Helen klagt, daß Machaon, des Königs Arzt, dem feinen ein Or abgebiffen, Machaon, der ihnen folgt, daß Helen ihm mit der Lanze ein Auge ausgeftoßen habe. Machaon wütet vor Schmerz und Rachfucht, Helen, der nach dem Hund geftoßen, um beide aus einander zu bringen, entfchuldigt fich vergeblich, der König befiehlt ihm feine Waffen abzugeben. In der vierten Scene fucht Strabo den Machaon in feinem Zelt auf, um fich den feltfamen Vorfall erklären zu laffen. Hier erfärt man, daß der Arzt, der als düfteres, menfchenfeindliches Gerippe gefchildert wird, ehmals in Aegypten als flüchtiger Bettler, vor Hunger halb wanfinnig, gelernt hat, fich mit den Hunden ums Brot herumzubeißen. Es folgt eine Scene, worin Alexander, der aus Mitleid gleichfalls feine Waffen abgelegt hat, feinen Bruder zu tröften kommt; diefer will, um dem Arzte Genugtuung zu geben, felbft ein Auge opfern; Pyrrhus aber kommt hinzu, hebt die Strafe auf und belont beide Söne für ihr braves Benehmen durch Verleihung von Bockshörnern, die fie, wie bei Plutarch er felbft, am Helm tragen follen. Die fechfte Scene zeigt den unheimlichen Arzt bei Nacht

an einem Tiegel, in dem er Gifte braut; ſein Weib ſucht ihn vergeblich von dieſem Geſchäfte, das ſeine eigne Geſundheit verzehrt, abzubringen. Hier kommt es denn heraus, daß er eigentlich ein epirotiſcher Kronprätendent Neoptolem iſt. Einen früheren Mitkönig dieſes Namens hatte Pyrrhus nach der Geſchichte längſt getötet, weil er ihm mit Gift nach dem Leben getrachtet hatte. Klinger läßt ihn nur vertrieben ſein: in der Maske des Arztes hat er ſich dem König genähert, um ihn zu vergiften und das Reich für ſich zu gewinnen. Die letzte nur kurze Scene im Theater-Journal gehört in einen weit ſpätern Zeitpunct, nach dem Kriege mit Rom: Pyrrhus iſt im Anmarſch gegen Sparta und bekommt von einem Geſanten dieſes States eine von Plutarch berichtete lakoniſche Antwort. Die Scene im Anhang des Orpheus endlich handelt zwiſchen der Gemalin des Pyrrhus und einer Dienerin Myce; jene, vom König zu Gunſten einer gewiſſen Bircenna verlaſſen, bringt der Hekate ein nächtliches Opfer mit zauberiſchen Gebräuchen nach der Angabe Machaons, um die Liebe ihres Gemals wieder zu gewinnen; die Klagen, die Gebete und Verwünſchungen der Liebeskranken wechſeln ab mit den heimlichen Bitten der Dienerin um Erhaltung ihres eignen Liebesglückes, und dieſer Contraſt, die Poeſie der Situation wie die heißen Farben, die der Leidenſchaft der Königin geliehen ſind, machen dieſe Scene zur bedeutendſten von allen.

Dieſe Inhaltsangabe zeigt wie hier zu einer wirklich dramatiſchen Anlage nichts weniger als alles fehlt. Auch bei dem Scheuſal Machaon kann doch von einem tragiſchen Conflicte mit Pyrrhus gar nicht die Rede ſein. Die Kriege in Italien und Sicilien konte der Dichter nicht übergehen oder ignorieren wollen; ſie muſten dann wieder ganz andre Gegner auf die Büne bringen und jeden Gedanken einer Einheit der Handlung ausſchließen.

Die Scenen ſind allerdings mit vieler Liebe, nur mit ganz undramatiſcher Breite ausgefürt. Die Form, die Klinger dafür wälte, iſt eine ideale, feierlich gehobene Heldenſprache, die von dem Genieſtil der andern Jugenddramen weit abliegt, obgleich es auch ihr an wilder übertriebener Rhetorik nicht fehlt. Auf dieſe Form, die den Einfluß Oſſianiſchen oder Macpherſoniſchen Bardenſtiles verrät, tat er ſich offenbar etwas zu gute, und ſie war geeignet, ſeinen Freunden von der Klopſtockiſchen Schule zu imponieren.

In viel ſpäterer Zeit griff er, mit der Ermäßigung eines gereifteren Geſchmackes, in ſeinen Dramen über antike Stoffe darauf zurück.

Ueber Klingers Beſchäftigungen im Winter 75 auf 76 findet ſich eine Nachricht in einem Briefe Kayſers an Lenz vom 3. März 1776, den ich durch Jegor von Sivers kenne: «Klinger dankt dir 1000mal für den Petrarch. Er hat an Petrarch dieſen Winter ſein ganzes Labſal gefunden und die Canzonett Sorelle überſetzt, die du einmal ſehen ſollſt.» Er hatte hienach von Lenz, mit dem er noch nicht in unmittelbarer Verbindung ſtand, durch Kayſers Vermittelung die poetiſche Erzälung «Petrarch, aus ſeinen Liedern gezogen», die jener eben herausgegeben, zum Geſchenk erhalten, und ſie hatte ihn um ſo mehr erfreut, als er ſelbſt gerade ſich in das Studium dieſes Dichters vertiefte. Schon die Dichter der Gleimiſchen Schule hatten ſich denſelben zum Liebling erkoren; die revolutionären Genies wurden wol noch mehr durch die vielen Citate in der neuen Heloiſe auf ihn aufmerkſam gemacht. Lenz ſelber hatte ſeinem Petrarch zwei Ueberſetzungsproben, eine in poetiſcher Proſa und eine in iambiſchen Reimparen, beigefügt. Wunderlich müſſen die drei Canzonen*, denen die Italiener unter der Bezeichnung *le tre sorelle* den Preis vor allen Gedichten Petrarcas reichen, ſich in Klingers Ueberſetzung ausgenommen haben; die Form, in die er ſie brachte, war ſicherlich die der freien reimloſen Rhythmen.

Ein früherer Brief Kayſers an Lenz, aus Ulm 13. November 1775, hat die Nachſchrift: «hab Order von Klingern dir ein Drama zu ſenden. Kommt nächſtens.» Wieder ſchreibt Klinger ſelbſt den 17. Februar an Agnes: «bald kriegſt du und Schweſter ein Drama gedrukt von mir.» Das Stück, das einen ſo langen Schatten vor ſich her warf, kann kein andres als die Neue Arria geweſen ſein, die auf der 76er Oſtermeſſe erſchien. Man ſieht alſo, daß ſie ſchon

* Es iſt die achte, neunte und zehente des erſten Teiles (*Perchè la vita è breve, Gentil mia donna, i' veggio, Poichè per mio destino*), alle drei nach derſelben Weite, alle drei zum Lobe von Lauras Augen; die Bezeichnung ſtammt aus dem Commiato der zweiten:

Canzon, l'una sorella è poco innanzi;
e l'altra sento in quel medesmo albergo
apparecchiarsi: ond' io più carta vergo.

Anfang November vom Verleger angenommen und das Manuſcript an ihn abgeſchickt war: ein neues Anzeichen, daß ſie mit Donna Viola identiſch iſt, denn für ein neues Stück wäre nach den Zwillingen und unter der Arbeit am Pyrrhus doch offenbar kein Raum geweſen. Nur die Nebenhandlung, in deren Mittelpunct eine für Petrarcas Gedichte ſchwärmende Laura ſteht, dürfte in Folge der Beſchäftigung mit dieſem Dichter im Laufe des Winters hinzugefügt ſein, was allerdings vorausſetzen würde, daß der Verfaſſer das Manuſcript zurückverlangt und nochmals überarbeitet hätte; und damit wäre erklärt, wie ſich das Erſcheinen des Stückes bis zur Oſtermeſſe hinausziehen konte.

Auch die neue Arria iſt aus der Begeiſterung für antike Charaktergröße hervorgegangen, die Klinger aus dem Plutarch eingeſogen und die ihn zum Pyrrhus hingefürt hatte. Daneben hat Emilia Galotti als Vorbild eingewirkt. Wie Leſſing die Geſchichte von Virginius und ſeiner Tochter im Coſtüme des Italiens der Renaiſſance als modern-höfiſches Intriguenſtück neu aufſpielte, ſo wolte es Klinger mit der Gemalin des Pætus machen. Der zeitliche Horizont, den er will angenommen haben, wird durch die Erwänung Raphaels und Arioſts als Zeitgenoſſen beſtimmt; im Italien des 16. Jarhunderts finden wir Charaktere und Vorgänge, wie ſie hier entwickelt werden, glaublich, und nicht minder das Leben edler Geiſter in Idealen der Antike; irre darf es aber nicht machen, daß mit Shakſperiſcher Ungeniertheit gelegentlich auch Metaſtaſio erwänt wird.

Herzog Aemilius, ein Fürſt von den herlichſten Eigenſchaften, iſt von ſeinem Vetter, dem ebenſo ruchloſen als blaſierten Prinzen Galbino durch Gift aus dem Wege geräumt worden. Er hat keinen Son, aber eine ſchwangere Witwe hinterlaſſen, und der Prinz, der von einem entſchloſſeneren Böſewicht, dem Grafen Drullo, geleitet wird, fürt die Regentſchaft für den ungeborenen Erben, natürlich mit der Abſicht, ihn nie aufkommen zu laſſen. Unter ſogetanen Umſtänden des States und Hofes begegnen ſich im erſten Acte zwei Hofleute im Vorzimmer der Donna Solina. Julio, ein armer Edelmann, der unter dem verſtorbenen Herzog geſtiegen war, jezt aber keine Ausſichten mehr hat, iſt das Kraftgenie des Stückes; ſein Charakter wird in der Unterhaltung mit ſeinem kalten und nüchternen Vetter Ludoviko, der in Folge eines Liebeshandels in

Rom das Schickſal Abälards erlitten hat, exponiert. Ludoviko tut ihm Vorhalt über ſein überſpanntes Weſen und Streben und prophezeit ihm, er werde zehn Hälſe brechen und tauſendmal ſcheitern auf der Fart, eh er einen ſeiner übertriebenen Wünſche befriedige, worauf Julio das Andenken ſeines Vaters ſegnet, der ihn, gut rouſſeauiſch, für den Notfall ein Handwerk hat lernen laſſen. Ludoviko hat ein Gedicht Julios bei ſich, über das man ſich bei Hofe luſtig mache, und Julio lieſt es ſich ſelber voll Begeiſterung vor; es iſt ein wilder, halsbrechender Verſuch in Gœthiſchen Accentverſen*. Der Gegenſtand dieſes Erguſſes iſt Solina, die Ludoviko im Auftrag des Prinzen aufſucht, nicht one merken zu laſſen, daß Julio dieſem im Weg ſtehe; er zieht ſich, als die Ankunft der Donna gemeldet wird, auf Julios Dringen zurück, mit der ſchlimmen Weiſſagung: Vetter, du endeſt hier! Die Donna tritt auf und der Liebesbund, um den Julio wirbt, wird wirklich geſchloſſen; aber Solina, deren Selbſtgefül der Größe ihres Sinnes entſpricht, verlangt als Preis ihrer Hand Mannesgröße und Mannestaten: er ſoll die Böſewichter, die ſich des States bemächtigt haben, ſtürzen und die Herzogin Witwe in ihr Recht einſetzen. Dazu weckt ſie auf jede Weiſe, durch Manung und Spott und Schmähung, den Geiſt des Geliebten auf, der, wenn man ihm ein Rom gäbe, zwar Kraft in ſich fült ein Cäſar zu werden, aber in der Einſchränkung der gegenwärtigen Welt keine Mittel und Wege erblickt. Er ſoll den Hof aufſuchen, «wachen und arbeiten, ſie einſchläfern und ſich nothwendig machen». Mit Verachtung ſpricht Solina von der Liebe zu der ſanften Laura, die vor der ihren ſein Herz erfüllt hat. Dieſes arme Geſchöpf hat man ſchon in der erſten Scene des Actes kennen gelernt. Sie iſt eines Malers Tochter, deſſen Lehrling Amante ſie ſchwärmeriſch, aber wunſchlos liebt und ſich ſogar zum Boten der liebeskranken an den untreuen Julio hergibt. In der dritten Scene iſt ihm dieſer in des Malers Wonung gefolgt. Er hört Laura hinter verſchloſſener Türe beten «Madonna, verzeih der heißen Liebe! wende mein Herz von dem ſüßen Betrüger,

* Zu viel ſagt E. Schmidt, wenn er ihn Anz. f. d. Altert. 4, 215 geradezu ſinnlos und wanwitzig nennt. Wenn man ſich vom verwirrenden Eindruck einer ſchlechten Interpunction befreit, und eine Situation feſthält, darin der Liebende und die Geliebte einander ſehen, aber nicht mit einander reden können, ſo wird man das Gedicht verſtehn und verſtändlich vortragen können.

daß ich ganz dein ſey!» Er ſpricht zu ihr, in Mitleid und Gewiſſensqualen; ſie tritt verſchleiert zu ihm ein, ſchenkt ihm zum Abſchied «ein betend Mädchen auf den Knien, die Thränen den Wangen herunter», das ſie ſelbſt gemalt hat. «Willſt du mir den Petrarca, meinen ehmaligen Liebling, laſſen, den du mir an jenem ſchönen Morgen ſchenkteſt? Ich les die Canzoni sorelle nicht mehr. Kein ſüßes Liebesliedchen mehr. Ich hab ſie alle mit Band verbunden, daß mir keins vor die Augen komme. Du weißt, wir laſen ſie; aber Julio, da war ein Band um uns gewunden, das der Himmel bindet, und ſeine Treue lieben. Es riß, und dir iſts gut. Jezo laß mir ihn bloß des Trionfo di Morte wegen. Willſt du?» Sie iſt in ihr Loß ergeben, ſie ſagt ihm Lebewol, ſegnet ihn und ſcheidet. Er geht mit den Worten: «So ſchwach und klein war ich nie. Wie ich in der Gegenwart dieſes Engels ganz erlag. Und kann ichs zurückrufen? kann ich mirs wiedergeben? Solina! — Die Stätte brennt unter mir, und jeder Gegenſtand ſenkt mich in Schwäche und Trauern. Ha! und Muth brauch ich». Amante kommt wieder um auf Lauras Schwelle zu wachen; er ſingt das Lied «Dumpf ruft die Glocke Mitternacht», das in Kayſers Geſängen «An Jenny» überſchrieben iſt.

Im zweiten Act iſt Julio von einer erfolgreichen diplomatiſchen Miſſion an «den König» zurück, ſchwelgt und glüht in Solinas Anerkennung. Beide ſind einverſtanden daß es nun Zeit zur Ausfürung ihres Planes gegen Galbino ſei. Solina eilt an Hof, um der Herzogin Witwe zur Seite zu ſtehn; Julio ſieht ein, daß ſie dieß müſſe, aber der Gedanke erfüllt ihn mit unbeſtimmtem Bangen: «denk ich dich dort, ſchwindet meine Stärke, und mich deucht, ich kann nur in deiner Gegenwart groß denken und unternehmend ſein. Ich fühl daß nur hier mein Muth und Stärke haftet» (auf ihre Stirne zeigend). Die Scene iſt hierauf in Galbinos Palaſt und deſſen Charakter entwickelt ſich zuerſt in einem Geſpräch mit Paſquino, dem redlichen Hofmarſchall des verſtorbenen Herzogs, der dem Prinzen das tätige Leben des letzteren als Mittel gegen ſeine Langeweile empfielt, ihn an ſeine kranke vernachläßigte Gemalin mant und ſich über Julios Perſönlichkeit und Verdienſt mit Begeiſterung ausläßt. Nachdem der Prinz dies alles aus ihm herausgelockt hat, enthebt er ihn unter dem Schein der Gnade und dem Vorwand, ihm eine wolverdiente Ruhe zu gönnen, ſeines

Amtes. «Nicht wahr, Sie kamen ja um Abſchied zu nehmen? Pasquino. Aufrichtig zu reden, nein! Ich hatte ſogar den Glauben, ich würde nie überflüſſig ſein. Prinz. Das eben nicht. Aber ich halts für gut. Und unterſuchen mag ich weiter nicht, laſſen Sie ſich das genug ſein. Ich ſeh, Sie machen ſich zu einer Rede geſchikt. Lieber Paſquino, ich hab viele, vielleicht zu viele Proben von Ihrer hinreißenden Beredſamkeit. Auch möchte die jetzige recht gut ſeyn, und zum Abſchied voller guter Vermahnungen. Aber eben hab ich keine Zeit drauf zu antworten. Auch möcht ich nicht ſo geſchikt ſeyn, aus dem Stegreif lange und angenehm zu reden. Uebrigens leben Sie wohl. Glauben Sie, ich verlöhr zu viel dabey, ſo ſchiken Sie mir Ihren Seneca und zeichnen Sie mir das Capitel, welches die Materie enthält, wovon Sie reden wollten. Adieu, lieber Paſquino». Er läßt dann Ludoviko kommen, der früher ſein Hofmeiſter und mit ihm gereiſt war. Er katechiſiert dieſen Mann der nüchternen Mittelmäßigkeit und gemachten Moralität; er ſtudiert ihn phyſiognomiſch, als wäre er bei Lavater in die Schule gegangen; er findet bei ihm für ſeinen eignen moraliſchen Nihilismus Verſtändnis genug, um ihn zu Paſquinos Nachfolger zu machen. Er wirft ihm in Andeutungen, die auf dieſes Verſtändnis berechnet ſind, hin, was er von ihm erwarte: Beſeitigung der Herzogin und Julios, Kupplerdienſte gegenüber Solina; Dinge, die ſich Ludoviko in einem kurzen Monolog ſehr ruhig überlegt. Nach dieſer Expoſition Galbinos werden wir mit der Herzogin Cornelia bekant gemacht, die des Prinzen kranke Gemalin Roſaline bei ſich hat und pflegt. Sie dürſtet Rache für ihren Gemal, deſſen Mörder ſie kennt; ſie martert die Kranke, die, eine weiche, zärtliche Natur, ſich um ihren treuloſen Gemal härmt und ihn dennoch liebt, indem ſie ſie mit Reden voll wilder Leidenſchaft zur Genoſſin ihrer Rachepläne zu werben ſtrebt. Es folgt eine Scene der Herzogin mit Solina, worin ſich beide einander gewachſene Naturen aufs innigſte verbinden; zwei Porträte des Aemilius und Galbino ſpielen dabei eine Rolle, die an die Bilder des vorigen und jezigen Königs im Hamlet erinnern. Endlich wird auch der überlegene Intrigant des Stückes, Graf Drullo, eingefürt im Geſpräche mit Ludoviko, das ſich um Julios Beſeitigung dreht. Dieſem Idealiſten gegenüber iſt Drullo ſeiner Sache ganz ſicher, [illegible]nd Ludoviko ſich reſerviert verhält und keinen Entſchluß findet:

denn ihm ſteht Drullo im Weg, er weiß daß dieſer und nicht er ſelbſt den Hauptvorteil von der Sache haben würde. Zu beiden kommt der Prinz, der inzwiſchen Solina geſehen und geſprochen hat. Er glüht für ſie und iſt ſeiner Maitreſſe überdrüſſig; Solinas ſittliche Größe ſelbſt, die ſeinen Wünſchen im Wege ſteht, erregt ihn mächtig. Drullo reizt ihn; wenn Julio ein Jupiter iſt — «nicht weit davon Ixions Geſchichte»; der Prinz: «ſie iſt mir zu groß, ich mags nicht zu denken wagen». Drullo ſieht durchs Fenſter Julio aus dem Cabinet gehn und ſchließt: «kommen Sie, wir wollen ihn hezen. Ich hab einen Einfall, gelingt der nicht, gelingt keiner». Eingeramt iſt der Act zwiſchen zwei ganz kurze Scenen in der Wonung des Malers: in der zweiten iſt Laura tot, Paulo über ihrem Porträt, das er malt, erblindet.

Dritter Act. Der Prinz, in vollem Liebeswanſinn, erzält ſeinem Vertrauten Drullo unter paſſiver Aſſiſtenz des ſtumpfen Ludoviko, wie er bei einem Hoffeſte ein Zuſammentreffen mit Solina gehabt, ja ſogar ein Zeichen der Gunſt von ihr erhalten hat, und wiederholt beſtimmter die Andeutung, daß er Julio beſeitigt wünſche; Drullo verrät dann in einem Monolog, wie er die Sache ſo zu lenken gedenkt, daß er ſelber Solina davon trage. Julio iſt durch jene Begegnung ſeiner Braut mit dem Prinzen, durch das Gerede und die Minen der Hofleute mit Eiferſucht erfüllt worden. Er tritt in Solinas Wonung allein auf, aller Hoffnung entſagend: er will ſein Unternehmen ausfüren und wenn Aemilius gerochen iſt freiwillig ſterben. Da kommt der blinde Paulo, von Amante geführt, und bringt ihm das Bild, das er von der toten Laura gemalt hat. Dieſer Anblick und was ihm von den Worten unvergänglicher Liebe erzält wird, mit denen Laura geſtorben iſt, fügt ſeiner Verzweiflung alle Qualen der Reue hinzu. Es folgt eine Scene gegenſeitiger Vorwürfe mit Solina. Die Donna endigt mit den Worten: «Julio, ich hab nun genug gehört, dich zu unterſcheiden. Du haſt mich verkannt, das vertrag ich nicht. Denke des Aemilius und was du zu thun hatteſt. Von heut dem Tag endet ſich alles. Ich will nichts mehr von dir hören. Mich zu verdienen mußt du von neuem anfangen, und daran zweifle ich. Du hörſt ich red leiſe und ſanft mit dir. So trennen wir uns. Du bleibſt der Phantaſt». Julio zeigt ihr das Bild: «ſieh hier das todte, treue Mädchen, deſſen Seele an mir hieng, und die ich verſtieß. Dies

Opfer bracht ich dir, Solina, um heut verdammt zu ſeyn auf ewig. Es iſt Laura, über die du ſo oft lachteſt. SOLINA. Die Liebe zu dir war ihr Tod? JULIO. Soll ich es noch einmal ſagen? SOLINA. Weg von mir! Alle Weiber ſollten ſich gegen dich verſchwören, und dich martern. So ein Geſchöpf! ein wahres Bild der Madonna an Güte und Unſchuld. Du ſenkſt das Haupt! Verzeih, du Engel, ich that dir Unrecht, ich verſündigte mich an dir. Hätt ich dich gekannt, ich wollte dieſe heiligen Lippen in ihrer Blüte geküßt haben; wollte dich ſchweſterlich an meine Bruſt gedrückt haben — JULIO. Stöhre ſie nicht! SOLINA. Ich thäts? Julio, ich mag dir nicht antworten. Aber wagſt dus anzuſehen oder gar anzurühren, ohne zu zittern und zu beben? Lächelt dir das unſchuldige Mädchen nicht Verdammung in die Seele — — Julio! Julio!»

Vor dem vierten Acte ſind neue Dinge vorgefallen, woraus die Leidenſchaft des Prinzen und Julios Eiferſucht Narung ziehen. Solina hat mit dem Prinzen getanzt, dieſer eine Feder, die ſie verloren, erbeutet und vor Julios Augen ihre Hand geküßt. Heute wird ſie zur Tafel erwartet. Wir finden ſie bei der Toilette: die Kammerfrau bittet vergeblich für Julio, ihre Herrin kann ihm den Mangel an Zutrauen nicht vergeben. Drullo erſcheint, ſchildert die Liebe des Prinzen und erklärt die ſeine. «Donna, mit Ihrem Geiſt, mit dieſen Empfindungen — wir wollten die Welt verkehren, was widerſtünde uns? Welchen Platz in der weiten Welt halten Sie ihrer Wünſche würdig?» Solina fingiert als Chiromantin in ſeiner Hand zu leſen und rückt ihm das finſtere Schickſal der drei Frauen vor, die er ſchon gehabt hat. Drullo bewundert ihren warſagenden Geiſt. «O daß du todt biſt, Aſtolphi! Nicht wahr, das iſt Ihr Genius geweſen? Lebteſt du noch, ich wollte die Welt durchreiſen dich aufzufinden. Donna, ich zog ihn aus dem Staub, und er verräth mich. Was die Menſchen undankbar ſind!» Hiemit aus dem Felde geſchlagen bereitet er die Donna darauf vor, daß der Prinz ſich nach der Tafel erklären werde und den Wunſch hege, ſie bis zu dem ſich hinausziehenden Tode ſeiner Gemalin einſtweilen als Maitreſſe zu beſitzen. Ihre Entrüſtung über dieſen Antrag iſt ihm überraſchend, da er ihr Ehrgeiz zutraut; er bittet um Vergebung und läßt merken, daß die Prinzeſſin ja vergiftet werden könne. Obgleich er damit nicht beſſer ankommt, wird er

doch mit der Verſicherung entlaſſen, daß Solina zur Tafel komme. Eine kurze Scene, worin ſie ſich von einem Diener auf der Laute vorſpielen läßt, offenbart ihren inneren Kampf mit der unerloſchenen Liebe zu Julio; da erſcheint dieſer, um ſie an Hof abzuholen — in wilder Erregung, da er dem von ihr kommenden Drullo begegnet war. Die Angriffe, die ſeine Eiferſucht auf ſie richtet, bringen ſie endlich dazu ihm vorzuhalten, wie ſie nur um ſeinetwillen — um die Gegner ſicher zu machen — eine ſo ſchmähliche Rolle ſpiele und in ſolchen Situationen ausharre. Indem wird eine beſtellte Galanteriehändlerin gemeldet und Solina kauft von ihr einen kleinen Dolch: «ha! ich denk ein Freund wie dieſer kann nichts ſchaden (verbirgt ihn in der Bruſt). Biſt du eiferſüchtig, Julio, auf dieſen Buſenfreund?» So wird Julios Mistrauen beſiegt, die Ausſönung herbeigefürt. Solinas Verdacht, daß Julio in ſeiner Verſtimmung bisher für ihr gemeinſames Vorhaben untätig geweſen ſei, wird von ihm widerlegt: «nein, Solina. Ich und Paſquino brachtens dahin, daß wir dieſen Abend ausfüren können». Solina rät, daß er die Rolle des Eiferſüchtigen bis dahin fortſpiele, beide brechen an Hof auf und man ſteht vor der Kataſtrophe des Stückes. Aber die zweite Scene zeigt, daß nicht Julio, ſondern Drullo deren Maſchiniſt ſein wird. Karlo, ſein geheimer Agent unter der Maske eines reiſenden Barons, berichtet ihm: «all unſre Leute haben ſich unter die Verſchwornen gegen den Prinzen und ſeine Partie aufnehmen laſſen. Sie ſizzen zuſammen und lügen ihnen Welten voll Treue und Tapferkeit vor. Paſquinos Zeichen zum Angriff iſt Julios Pettſchaft. Der Kerl (Paſquino) ſolls bringen, und wir laſſen uns anfüren. Merken Sie, Paſquinos Leute kommen ſpät nach. Das erſte Zeichen von Ihnen, und wir brechen ein.» Drullo befielt hierauf Donna Solina paſſieren zu laſſen, «denn auf ſie wird geſpielt»; nachdem ſie Julios Ende geſehen, ſoll ſie entfürt werden. Die Herzogin ſoll man gleichfalls durchlaſſen: «der Prinz ſoll durch ſie in die Patſche fallen, wie ers um uns verdient». Doch bekommt Drullo noch einen beſſeren Gedanken: «vielleicht daß ihr euch an der Türe ſtill halten könnt. Du weißt meine Art zu handeln, daß ich immer lieber untätig ſcheine, und daß mir das doppelte Freude iſt. Kleid dich um. Herrlich! — Ludoviko ſoll der Herzogin ein in einem Monat aufreibendes Gift geben. Sieh daß du vor der Tafel den Julio zu paken kriegſt, und liſpere ihm leiſe

und mit weinenden Augen ins Ohr: retten Sie die Herzogin. Derjenige, welcher ihr mit diesen Worten «Gemahlin des großen Aemilius» den Becher darbietet, reicht ihr Gift dar. Du wirst das andre schon zu machen wissen. Nur vor der Tafel! Sein rasches Blut wird das übrige vor uns thun, und sollte er träge sein, so will ich euch schon winken». Der Prinz tritt auf und der Agent wird verabschiedet; jener weiß von nichts als von dem Giftbecher für die Herzogin. Ludoviko, der diesen zu besorgen übernommen hat, erscheint in einem nervösen Galgenhumor, mit dem er seine Furcht vor der Tat vergebens bemäntelt. Nach einer kurzen Scene zwischen Solina und der Herzogin, worin jene ihr den Actionsplan mitteilt, finden wir Solina, die sich von der Tafel weggestolen hat, vom Prinzen verfolgt, sich seiner stürmischen Werbungen erwehrend — da stürzt die Herzogin herein, Julio mit bloßem Degen, Ludoviko an der Brust haltend, Drullo und Viele ihnen nach — und es spielt sich alles nach Drullos Veranstaltung ab; hinzu kommt nur, daß der Prinz, da er Ludoviko von Julio verwundet sieht, heimlich Drullo beauftragt: «werf den Rothkopf hinaus und gieb ihm noch einen».

Bis zum fünften Act ist wieder einige Zeit vergangen und hat sich die Lage der Dinge weiter entwickelt. Julio ist zwar eingekerkert, aber die mit Drullos Zulassung entflohene Herzogin, die vom «König» unterstützt wird, ist mit einem Heer im Anzug und im Volke gährt es zu ihren Gunsten bedenklich. Galbino ist von Leidenschaften und Sorgen zerwült, ratlos und niedergeschlagen; er spricht den Verdacht aus, daß Drullo seine Feindin habe entwischen lassen, kann doch nicht leugnen, daß er ihm seine Rettung verdanke, und erwartet von ihm allen weiteren Rat. Solina «hat um diesen einzigen Tag noch bitten lassen, und dann will sie sich geben»; einstweilen peinigt es den Prinzen, sie dem Gefangenen Gesellschaft leisten zu sehen — was er doch gestatten muß, wenn er «sie willig haben will». Drullo schlägt vor, Julio hinrichten zu lassen, aber der Prinz: «ist das Rache? und ich möchte ihn eine Ewigkeit quälen! Drullo. So überlassen Sie mirs, und ich will ihn diese Nacht noch fortschaffen. Ich sagte Ihnen immer, Julio ist ein Mensch der sich nichts aus dem Verlust des Lebens macht. Diese Leute haben den altrömischen Geist — was ist ihm das? Auf ein Schiff ist mein Rath. Da mag er sich die großen

Empfindungen mit tausendfacher Qual ausrudern. Wenn Sie das nun wollen, so machen Sie schnell. Ich hab Nachricht von einem Schiff, das bald nach Amerika ausläuft. Anders kann ich Ihnen nicht helfen». Dies leuchtet dem Prinzen ein: ist es geschehen, so will er «die Donna aufs Pferd nehmen, mit ihr davon reiten, wieder kommen und das Land in Brand stecken bis daß michs erkenne. Der Aufruhr zieht durch Stadt und Dorf, ich will flüchten um desto schneller über sie herzufallen». Da der Stallmeister meldet, daß der neapolitanische Hengst gefallen sei, will Galbino das Pferd von seinem Leben fordern, argwönt, daß man es vergiftet habe um ihn zu quälen. Es wird gemeldet, daß seine Gemalin im Sterben liege und ihn zu sehen verlange. Neue Qual: «wie kann ich iezt? soll sie erblassen sehen, hören wie sie weich und sanft mit mir spricht? Fluchte sie mir, ich folgt ihr in die Hölle. — — Drullo, ich kann nicht zu ihr, mich faßts mit glühender Hand an der Brust — daß dus ihn fühlen läßt, Drullo, was ich leide! (ab). DRULLO. Nun wollen wir Anstalten machen und ganz höflich unsern Abschied nehmen, und euchs alle zusammen fühlen lassen. Adieu mein schöner Prinz!»

In der zweiten und letzten Scene ist Solina bei Julio im Kerker. Sie hilft ihm die Marter seiner gezwungenen Ruhe ertragen und beklagen; wie Elisabeth den Götz ermuntert sie ihn: «schreib fort wo du stehn bliebst. JULIO. Was ist das? Leute handeln zu lassen und selbst unthätig seyn? Ists nicht so als wenn man einen tapferen kriegshungrigen Soldaten einkerkerte die Thaten seiner Nebenbuhler zu beschreiben.» Er bittet sie, nun Abschied zu nehmen und das Ende nicht zu erwarten: «du siehst sie wollen mich martern durch Aufschub». Darüber wird ihm die auf Drullos Vorschlag vom Prinzen getroffene Verfügung bekant gemacht; Solina, die dem Abgesanten folgen soll, hält sich noch eine letzte Stunde aus. Julio drängt sie abermals zu gehn: «ich hab mich aufgeopfert, durch meinen Eifer, meine Wärme. Ha ich möchte mit dem lezten Römer rufen: Unglückliche Tugend, wie ward ich in deinem Dienste betrogen. Ich glaubte du wärest ein würkliches Wesen, und in diesem Glauben verband ich mich mit dir; aber heute seh ich, daß du nur ein eitler Name, ein Schatten, Raub und Sklavin des Glücks bist*. — Donna! laß mich dich noch

* Worte des Brutus bei Dio Cassius XLVII, 49 aus einem griech. Trauerspiel.

einmal umarmen, und sie anbeten. Rette mich von diesem Zweifel, und dann geh — (geht auf und nieder). Ich hab noch zwey Stunden nach dem Ausspruch. Laß mich nun! laß mich! Solina. Willst dus abwarten? Julio. Abwarten? Donna, schau mir durch die Augen in die Seel! fühl was ich denk. Solina. Ha Julio! daß du das bist! daß ich dich hier habe! Sieh mich an, und fühl wie einig wir sind. Julio. Bey der Hoheit des Menschen! wir sind die einzigen Geschöpfe auf Gottes Boden. Solina. Julio, und eben deswegen die Erde unter unsre Füße! Wir sind würdig Gottes allmächtigen Athem in uns zu ziehen. Julio! mein Julio! Julio (faßt sie an der Hand). Was läuft dir durch die Adern? Du weinst — meine Solina! Solina. Für Freude, daß ich dich würdig seh mit mir zu sterben. Armer, lieber Narr, du glaubtest ich könnte dich lassen!» Er versucht nicht, ihr den Entschluß auszureden. «Wie könnte eins ohne das andre diesen Geist herumtragen? Laß uns enden! laß uns ihnen den Rück wenden und uns mit der Quelle unsers Wesens vereinigen. Ha wie alles an mir strebt aufzufliegen, und abzuwerfen! wie meine Seele zittert auf den Lippen voll des heißesten Verlangens!» In dieser Erhebung des Geistes, in einer Weihestimmung antik gedachter Religiosität genießen sie feiernd die letzten Augenblicke bis zu den Worten «mein Julio, er schmerzt nicht!» Es ist der selbe Dolch, den Solina kaufte, wärend er an ihr zweifelte, und der damals seine Zweifel zerriß.

Der Gedanke, Dramen für den Bünengebrauch zu verfassen, hatte unserm Dichter von Haus aus ferne gestanden, und wir maßen dem Schrœderischen Preisausschreiben das Verdienst bei, seine Phantasie in die Schranken verwiesen zu haben, die der Hinblick auf die Auffürbarkeit eines Stückes mit sich bringt. Auch die Neue Arria hält diese Schranken im wesentlichen ein, ob nun vom ersten Entwurf als Donna Viola an, worin sie älter war als die Zwillinge, oder erst in Folge einer Umarbeitung. Im zweiten Acte wechselt die Scene allerdings nicht weniger als fünfmal; aber die kurze Schlußscene, wo Laura tot erscheint und nur die Worte gesprochen werden «Amante, ich hab mich um meine Augen gemahlt», ist vor dem Fallen des Vorhanges denkbar, ja sie enthält einen starken Büneneffect. Manche Scenen sind dagegen zu breit gefürt, vor allen die erste, worin der Dichter lyrische Schwärme-

reien, wie ſie nur im Lied, nicht im dramatiſchen Dialoge genieſsbar ſind, in ungebürlicher Fülle dem Amante in den Mund legt. Dergleichen tut ſchon beim Leſen den ſchwerſten Schaden. Aber auch one ſolche Auswüchſe würde das Stück aus einem tiefern Grunde kein Glück auf der Büne gemacht haben.

Auch in den Zwillingen geſchieht nicht genug, das heiſst vor den Augen der Zuſchauer nicht; die entſcheidende, den Conflict unheilbar machende Scene zwiſchen Vater und Son wird nur erzält. Von gröſserem Belang als in einer reinen Leidenſchaftstragödie iſt aber dieſer Mangel in einem Intriguenſtück wie die Neue Arria. Dieſes büſst die Wirkung ein, wenn wir von allem was geſchieht fortwärend nur den Reflex in der Stimmung der handelnden Perſonen warnehmen. Die für das Stück notwendige Vorausſetzung, daſs Julio ein Mann von Talent und Energie ſei, wird zur Sache unſeres guten Willens, ſtatt uns aufgenötigt zu werden, weil wir von ſeinen Schritten zum Ziele gar nichts ſehen, ſondern nur, und das beinahe gelegentlich, von ihm erfaren, daſs nun alles zum Losſchlagen fertig ſei; er wird in unſern Augen von ſeinem Gegner bedenklich überwachſen, nur weil wir dieſen die Gegenmine, jenen nicht die Mine legen ſehen. Ebenſo gewinnt uns Julios eiferſüchtiger Zweifel an ſeiner Geliebten keine Teilname ab, weil wir die Urſachen dazu nur von Hörenſagen kennen und von den Einflüſterungen und Verhetzungen, die ſein Urteil trüben, niemals Zeugen ſind. Zu einer wirkſamen Entwickelung der äuſsern Handlung fehlte es dem Dichter wenn nicht an Erfindung, doch an Sorgfalt, Geduld, kurz an Intereſſe. Sein jugendlicher Subjectivismus verweilt ganz und ausſchlieſslich bei der Wirkung des Geſchehenden auf das Gefül der beteiligten Perſonen.

Die Stärke des Stückes müſte demzufolge in der Charakteriſtik und der inneren Motivierung liegen. Die Charakteriſtik iſt in der Tat kraftvoll, friſch und warm, die Gruppierung der Charaktere von natürlichem Geſchicke. Der fürſtliche Böſewicht iſt ein begerlicher Schwächling; ſeine Energie zum Guten iſt im Genuſſe verkommen; das Böſe macht ihm kein Bedenken, aber er iſt zu ſehr Fürſt, um nicht lieber mit Verbrechen bedient zu werden, als ſie zu begehn; und doch fehlt ihm der Sinn des Guten nicht ganz, denn ſittliche Hoheit im Weibe vermag ihm zu imponieren, wenn er ſie auch im Manne nur haſſen kann. Neben ihm auf der einen Seite der

Böſewicht aus Stumpfheit und Armſeligkeit, auf der andern der kraftvolle, der durch kalte Klugheit und Entſchloſſenheit in ſeiner Art Achtung einflößt. Neben der leidenſchaftlichen Herzogin die zärtliche Taubennatur der Prinzeſſin. Der edel angelegte, aber weiche Julio, der in der Liebe zu einem reinen, hochgeſinnten, männlich künen und doch weiblichen Weibe erſtarkt: beide ſich begegnend in enthuſiaſtiſcher Erfaſſung des antiken Charakterideales. Endlich Paſquino, der würdige Vertreter einer beſſern Vergangenheit des States; ſchade nur, daß er zu frühe im Hintergrunde verſchwindet, aus welchem dagegen die Heldengeſtalt des Aemilius, wie der Geiſt Hamlets zum Kampf gegen das Böſe aufrufend, wirkungsvoll in die Gegenwart hereinragt. Eine Welt, die mit der alltäglichen wenig Aenlichkeit hat, die jedoch aus einer poetiſchgeſteigerten Menſchlichkeit nicht heraustritt und in der das rechte Klima der Tragödie herſcht. Die Verwantſchaft der Gruppe Galbino Drullo Paſquino mit der Gruppe Ettore Gonzaga Marinelli Camillo Rota bei Leſſing iſt unverkennbar; ja Julio und Solina ſtehn als Opfer an der Stelle von Appiani und Emilia; aber alles einzle iſt bei Klinger ſo anders und ſo eigen, daß wol von einer Nachwirkung, aber nicht von Nachamung die Rede ſein kann. So wenig wie es Nachamung iſt, daß in der Arria wie in der Emilia Galotti ein Maler Jemand das Bild eines Mädchens bringt, denn nur das äußerliche und ſachliche des Motivs iſt wiederholt. Anders der Dolch, den Solina wie Emilia als Zuflucht ihrer Tugend zu ſich ſteckt; hier geht die Abhängigkeit bis zur Bezeichnung als «Freund».

Mangelhaft iſt jedoch die innere Motivierung des tragiſchen Ausganges nicht minder als die äußere. Dieſer Ausgang hat an ſich nichts die Geſetze der Tragödie Verletzendes. Wenn die Tragödie unter allen Umſtänden mit einem Triumphe der ſittlichen Weltordnung ſchließen muß, ſo muß doch nur das Gute, nicht auch der Gute ſiegen: fällt er, ſein inneres Selbſt bewarend, im Kampfe, ſo genügt der Sieg ſeiner Sache und das Gericht über das Böſe, ja nur die Ausſicht dieſes Sieges und Gerichtes um das teilnehmende Gefül zu verſönen. Ich möchte es kaum als Fehler bezeichnen, daß die troſtloſe Situation, in der ſich der Prinz im fünften Acte befindet, nicht ſowol von den Verſchwornen als von Drullo herbei gefürt iſt, der ſeinen Herrn verrät, indem er deſſen Feinde bekämpft; denn es iſt in der Ordnung, daß das Reich des

Bösen mit sich selbst uneins wird. Ich verurteile es nicht, daß Drullo selbst nur dadurch gerichtet wird, daß seine Rechnung sich falsch erweist und ihm der Preis, um den er spielt, entgeht; denn vielleicht trifft diese Wunde seines Selbstgefüls den überlegenen siegesgewissen Spieler härter, als es der physische Untergang tun würde. Fehlerhaft aber ist es, wenn eine Schuld in dem das gute Princip vertretenden Helden angelegt ist und diese Schuld in keinem ursächlichen Bezug zu seinem Falle steht; denn das sittliche Gefül des Zuschauers tut dann unwillkürlich eine Reflexion zu der Dichtung hinzu, die diese ihm nicht entgegen bringt: d. h. es vermißt sie in der Dichtung. Eine Schuld ist nun in Julio angelegt, einmal in seinem eifersüchtigen Mistrauen gegen Solina, das, wie verzeihlich auch, immerhin einen Abfall von dem Glauben, der ihn stark machte, bezeichnet; eine zweite schlimmere und mit den wirksamsten Farben dargestellte ist seine Untreue gegen Laura. Diese Schuld teilt Solina mit ihm, denn sie hat, von der eignen Geistesgröße trunken, jenes Bild aus seinem Herzen weggespottet. So hat man von vornherein das Gefül, daß auf ihrem Liebesbunde mit Julio kein Segen ruhen könne, und diesem Gefüle tut die Tragödie kein Genüge, denn die Schuld wird zwar bereut, aber nicht gebüßt. Ist sie mit der bloßen Reue bezalt, hat sie keinen Einfluß auf das Schicksal der Liebenden, wozu ist sie überhaupt in die Handlung aufgenommen? Wäre es dagegen durch das Bewußtsein der eignen Untreue motiviert, daß Julio eine Untreue Solinas für möglich halten kann; würde die Last seiner Reue zusammen mit der Last des Mistrauens zur Ursache, daß er mitten in den Vorbereitungen seines Unternehmens gegen den Prinzen erlamte, von den Gegenmaßregeln Drullos sich überholt und zu übereiltem, daher erfolglosem Durchhauen des Knotens genötigt sähe, so ist es klar, welch ein tieferer Zusammenhang, welch eine tragischere Wirkung in die Handlung käme.

Wenn gleich es dem hastig arbeitenden, nichts reifen lassenden Dichter auch früher begegnet ist, daß er gute Motive anlegte one sie genügend zu verwerten, so bestärkt mich doch dieses ganz äußerliche, rein episodische Verhältnis der früheren Liebesgeschichte Julios zum Ganzen in der Vermutung, daß sie eine nachträgliche durch die Beschäftigung mit Petrarca hervorgerufene Zutat des Winters 75 auf 76 sei. Durch diese Zutat konte das Stück außerordentlich

gewinnen, wenn ſie eine durchgreifende Umarbeitung zur Folge hatte; da dieſe ausblieb, wurde aus der Neuen Arria ein ſchwächeres Stück als die Zwillinge, im ſelben Maß als die Aufgabe dabei complicierter war. Gleichwol hatte ſie, um ſo eher, als ſie früher im Druck erſchien, auf die Geiſter, die überhaupt dem Genieſtile zugänglich waren, eine bedeutende Wirkung. So fand ſich nachmals der Verfaſſer durch ſie bei dem Herzog Karl Auguſt gut empfolen (Br. 10). Namenlos auftretend, wie Otto und das Leidende Weib, wurde ſie bald dem einen, bald dem andern der ſchon bekanteren Koryphäen zugeſchrieben.

Gleim ſchrieb den 2. Juni 1776 an Heinſe: «von der neuen Arria hat man mir Wunder erzält; — ich ſah hinein, und fand, nach der erſten Scene, ſo viel übertriebenes im Ausdruck, daß ich nicht fortleſen konnte. Gœthe kann unmöglich der Vater ſeyn, wie man es hoch und theuer verſichert»; worauf Heinse aus Düſſeldorf am 11. Juni: «die neue Arria iſt bey Gott! nicht von Gœthe, ſondern von Klinger, der das leidende Weib geſchrieben hat; ich habe noch nichts von ihm geleſen. Er ſoll ein wilder junger Menſch ſeyn, voll Unſinn und Geiſt» (Briefw. zw. Gleim, Heinſe und Müller 1, 236. 238). In Berlin hielt man die Arria, wie Karl Leſſings Brief (Briefw. III, Nr. 104) vom 1. Juni beweiſt, für ein Werk von Lenz.

Heinſe war über den waren Verfaſſer one Zweifel durch den ſelben Diehl in Frankfurt unterrichtet, von dem er auch wuſte daß der Prometheus von Wagner wäre (Briefw. 1, 213 f.), und der in Klingers Briefen als hilfreicher Freund neben Rieſe erwänt wird.

Der gute Vater Gleim würde wol, wenn er mehr als die erſte Scene geleſen hätte, gefunden haben, daß der Dichter den «übertriebenen Ausdruck» nicht ganz one Unterſcheidung anwendet. Er würde Scenen gefunden haben, worin kalte Charaktere ihren Dialog mit nüchternen Worten, in ſcharfen knappen Wendungen füren. Was er auch bei weiterm Leſen nicht gefunden hätte, iſt die Eroberung für den Ideenkreiß des deutſchen Dramas, die in der Arria liegt. Das Kraftgenie, das uns entweder als Hauptperſon oder doch mit beſondrer Liebe behandelt, in jedem von Klingers Jugendſtücken entgegen tritt und mehr oder weniger den Dichter ſelbſt vertritt, ſtürzt im Otto in blinder Leidenſchaft ſeine Freunde ins

Verderben und ſich in den Selbſtmord; in den Zwillingen wird es, noch gefärlicher geartet, durch folternden Neid zum Verbrechen Kains getrieben; im Leidenden Weib zieht es ſich, ſeinen Gefülen und Schwärmereien lebend, von der Welt zurück oder prallt in einzeln Aufwallungen wirkungslos mit ihr zuſammen. In der Arria dagegen erhebt ſich der Held, der im Anfang, wie ſeine Vorgänger, in die Ketten eines beengenden Schickſals knirſcht, an der Hand einer edeln Liebe zu männlich zielbewuſtem Handeln, zum Kampf gegen das herſchende Böſe und für das unterdrückte Recht. Und die Intereſſen, um die ſich der Kampf bewegt, ſind hier nicht privater oder perſönlicher Natur; es handelt ſich um den Stat. Das politiſche Pathos der tugendhaften Tyrannenmörder des Altertumes iſt in dem edeln Liebespar erwacht; mit mehr Unmittelbarkeit und Unbedingtheit in der Seele des Weibes, von der aus die zündende, zur Tat treibende Begeiſterung den Mann erfaßt. Solina und Julio ſind in der Tat Vorläufer von Eliſabeth und Carlos, nur daß bei dieſen das poſitive Programm der Aufklärung und humanitariſchen Völkerbeglückung hinzutritt. Dieſe Verquickung der Liebe mit tatkräftigem ſittlichem Wollen war ein neues dramatiſches Motiv, das allen Beifall verdiente, und war mit hohem Schwung und reinem Feuer durchgefürt; aber es verſchwand für die Kritik, ſo ziemlich ſamt allem was ſonſt gut und tüchtig an dem Stücke war, unter dem Eindruck des Maßloſen, ruhelos Aphoriſtiſchen in dem vom Dichter erſtrebten Ausdruck der Gefüle.

Karl Lessing ſchrieb ſeinem Bruder in dem angefürten Briefe vom 1. Juni: «haſt Du Lenzens neue Arria geleſen? Du kannſt daraus ſehen, was Deine Maler-Scene in der Emilia Galotti auf ihn für Wirkung gehabt. Man bat mich, meine Meynung darüber ſchriftlich aufzuſetzen. Ich that es, und man hat ſie gedruckt. Ich lege ſie Dir bey. Gœthe ärgert mich nicht, aber ſein Nachahmer!» Dieſe Recenſion iſt one Zweifel dieſelbe, die uns mit dem Datum Berlin den 18. Mai im Berliniſchen Litterariſchen Wochenblatt von 1776 I, S. 301—10 vorliegt. Es iſt der Mühe wert daraus die wichtigſten Stellen mitzuteilen. «Dieſe neue Arria that auf uns bei der erſten Durchleſung eine ganz neue beſondere Wirkung: wir wußten am Ende weder was wir geleſen, noch für welche Perſonen wir uns intereſſiren, noch was wir denken ſollten. Wir ſchwindelten, und ſahen doch nicht vor was wir ſchwindelten.

Wir waren ermüdet, und wußten nicht worüber. Was war also natürlicher als sie noch einmal zu lesen? Es geschah, und volles Licht gieng uns auf, in dieser neuen Arria ermüde weder die allzu heiße und reiche Imagination, noch der tiefe Scharfsinn und der Beurtheilungsgeist in Zusammensetzung der schrecklichsten und seltensten Bilder, noch weniger das Launige, das Eigenthümliche, das der Verf. aus sich selbst den Personen gegeben, sondern der leidige, izt ganz («gemein»? in meiner Abschrift fehlt ein Wort) werdende Kunstgriff, alles zu übertreten, was die erfahrensten und größten Köpfe zur Täuschung, Aufmerksamkeit, Erleichterung und Zufriedenheit des Zuhörers für das Zuträglichste gehalten. Dazu neologischer Stil für Gedanken, und Grimassen für Aktion! Erzählten wir alles das episodische, welches zwei Drittel mehr als die Hauptsache beträgt» (! die Laura-Episode nimmt noch nicht ein Fünftel des ganzen ein) «und sie mehr entkräftet, und unsre Antheilnehmung daran schwächt, so würden wir unsern Lesern die unverzeihlichste lange Weile machen.» Nachdem er hierauf einen Abriß der Haupthandlung gegeben, färt der Recensent fort: «man sieht wohl, aus diesem Inhalt wäre eine Tragödie zu machen: aber so wie er von diesem Verf. behandelt worden, ist er ein Chaos von Auftritten, wüste und leer. Allein es ist auch billig, daß man beweiset, was man gesagt hat. Ist das wohl starke Einbildungskraft, wenn drei Personen in einem Stücke einerlei Charakter haben? Prinz Galbino, Julio und der episodische Malerbursche Amante sind alles unsinnige Liebhaber nach einem Schlage: sie sehen und hören nichts, wenn dieser Trieb in ihnen erwacht; sie sind dann alles, so wie sie nichts sind, nichts können, wenn der geschwächt ist. Sie brausen und sausen, und unterscheiden sich von brünstigen Tieren durch einen Strudel ungereimter Reden, die dem denkenden Zuschauer Ekel und Langeweile machen». Folgen ausgehobene Stellen mit beißenden Bemerkungen eingeramt. Als ein weiteres «Pröbchen der magern Imagination des Verf.» wird angefürt, daß drei verschiedene Gemälde in dem Stücke vorkommen; seit dem des Malers Conti in der Emilia ist dieser Artikel offenbar im Drama nicht mehr zulässig. Ein großes Aergernis und Anlaß zu Sarkasmen gibt es, daß das Stück mit der Episode, statt mit der Haupthandlung beginnt. «Wie sinnreich auch der Verf. mit der Veränderung des Theaters ist, mag folgendes zur Probe dienen: in der dritten

Scene des vierten Actes zwischen der Herzogin und Solina geht letztere mit den Worten (*sic*) ab: Stille;· und die vierte, welche ein ander Zimmer vorstellt, wo sich der Prinz mit der Solina schon eine Weile unterredet haben muß, fängt sie gleich mit den Worten an: Sie werden zu laut mein Prinz. Ich muß weg. Lassen Sie mich. Aber genug von solchen Ungereimtheiten, wird der Leser sagen. Ist denn gar nichts darinn? Ein Tollhäußler redt ja mitunter vernünftig und gut. O ja, nur muß man allezeit das Neologische, die possierliche Nachahmungssucht, zugleich den Ton eines L. und G. zu treffen, aus Erbarmung übersehen. Die Scene S. 45 bis 50 mit dem Prinz Galbino und dem combabusirten Hofmarschall Pasquino (Verwechselung mit Ludoviko) hat manche sehr gute Züge; die folgende darauf noch mehrere S. 56—64 (es ist die zwischen der Herzogin und Rosaline) und die Unterredung des Drullo mit der Solina ist fast das beste im ganzen Stücke. Mit diesem wenigen Guten und dem übrigen Wirrwarr könnte dieses Stück den Stoff zu einem schöngeistischen Eulenspiegel hergeben. Denn da jetzt gewisse Schriftsteller nicht raisonnirt, sondern nur gefühlt haben wollen; da sie im Ernst behaupten, die Genies wüchsen wie die Bilze, und da nur anders machen, ihnen vortreflich machen heißt: so wäre ein solches Büchlein ein recht willkommenes Präservativ für die noch entstehende Nachahmer. Denn wirklich das Gesumse um die Parnaßpfütze wird zu arg. — Doch aus allem, was wir gesagt, mache man nicht die Consequenz, daß folglich der Verfasser ein schlechter Kopf sey. Er kann dem ohngeachtet ein sehr guter seyn: und ist er auch Verfasser von einem Menoza und dem Hofmeister, so bleibt es wohl außer allem Streit. Aber wenn er nicht bald in sich kehrt, und nur so nach einer gewissen Leyer fortschriftstellert, so kann er ein Beispiel werden, daß ein Genie der elendste Kopf wird, wenn er stets empfinden und nie denken will. Und es wäre zu beklagen, wenn um solcher zeitigen Grillen willen, Deutschland einen künftigen theatralischen Schriftsteller verlöhre.»

Nachdem der große Lessing dieses Muster einer einseitigen, ungerechten und kleinlichen Recension gelesen hatte, schrieb er ihrem Verfasser (a. a. O. Nr. 105): «Deine Kritik über die neue Arria ist recht gut. Aber wenn ich Dir rathen soll, gieb Dich nicht mehr mit diesen Leuten ab. Sie wollen nun nicht anders.»

So wird auch der hellſte Geiſt beſchränkt durch die Nähe des Augenpunctes. Für beide Brüder, den hoch- wie den mäßigbegabten, verſchwindet der für unſer Gefül ſchreiende Unterſchied zwiſchen der dichteriſchen Individualität eines Lenz und Klinger, und es drängt ſich ihnen lediglich die öde Kategorie einer neuen Richtung auf, «die nicht raiſonniert, ſondern nur gefült haben will»: einer Richtung, der nicht zu raten noch zu helfen iſt, von der nichts gutes kommen kann. Und der vermeintliche Lenz, der in der Tat Klinger iſt, wird für einen Nachamer Gœthes geſchätzt, der doch zugleich «den Ton eines Leſſings treffen» wolle, indes der wirkliche Lenz mit Gœthe nichts gemein hatte als die Negation, und die heterogenſte Eigenart trotzig neben ihm geltend machte; und Gœthe wiederum konte für den Dichter des Julius von Tarent angeſehen werden, nur weil man ihn bewundern muſte und den Julius bewundernswert ſand.

Da ſchrieb doch Boie, der freilich bei ſeiner Verbindung mit Klinger über den Autor der Arria unterrichtet ſein konte, offneren Sinnes den 10. Juni an Bürger: «Lenzens Soldaten und Philoſophen haben ihr gutes und ſonderbares wie alle Lenzens Stücke. Klingers neue Arria iſt vielleicht noch ſonderbarer, hat aber mehr Kraft.» Und doch auch hier hängt die Beurtheilung ſichtlich nur an der ſtiliſtiſchen Form: denn nur in dieſer Hinſicht konte Klingers Werk ſonderbarer als irgend eines von Lenz erſcheinen.

Wieland fülte ſich, nachdem er die Arria geleſen, am 13. Mai zu folgender Auslaſſung gegen Merck gedrungen: «Eurem Klinger ſollte nun, dächt ich, nachgerade doch auch allemal ein Wort der kritiſchen Ermahnung ans Herz gelegt werden — oder wollt ihr ihn lieber noch fort tollen laſſen? Das iſt nun auch wieder einer von den Leuten, die aus ihren Materialien nichts machen können» (Wagner II, 66). Das «auch» blickt aut Fr. H. Jacobi zurück, über deſſen Allwill er ſich vorher im ſelben Briefe ausläßt: «was dünkt Euch von dem Manne, der ſo herrliche Materialen roh verkauft, und ſo viel hätte daran gewinnen können, wenn er ſie verarbeitet hätte» u. ſ. w.

Wärend dieſes pädagogiſche Benehmen über Klinger gepflogen wurde, war er bereits in einer Weiſe weiter getollt, die dieſen Ausdruck mehr als irgend eine ſeiner bisherigen Schöpfungen recht-

fertigte. Als er die eben erſchienene Arria an Kayſer ſchickte, hatte ihn der GRISALDO ſo ſehr beſchäftigt, daſs er unterlieſs einen Brief beizufügen (Br. 10); indem er ſich dafür am 27. Mai entſchuldigt, ſcheint die Arbeit bereits hinter ihm zu liegen, wie auch der zweite weimariſche Brief an Schleiermacher auf ſie zurückblickt, als wäre ſie unter deſſen Augen geſchehen.

Aus dem Italien der Renaiſſance, in deſſen hiſtoriſch-geographiſchem Horizonte ſich die beiden letzten Stücke bewegt hatten, ſchweifte die Phantaſie des Dichters zur Abwechſelung nach dem mittelalterlichen Spanien, wo Caſtilianer, Aragoneſen und Mauren ſich mit einander herumſchlagen. Da die letztern dem König von Caſtilien bereits tributpflichtig geworden ſind, meint man ſich im 15. Jarhundert zu befinden; gleichwol iſt es noch vor kurzem vorgekommen, daſs ein caſtilianiſcher General ſich aus dem Schädel eines erſchlagenen Maurenprinzen, wie Alboin der Langobarde, eine Trinkſchale hat machen laſſen. Der Dichter hat mehr als früher darauf Bedacht genommen die Handlung an beſtimmte Oertlichkeiten anzuknüpfen: Granada und das Luſtſchloſs Xeneraliſe, Valladolid und Siguença, der Fluſs Piſuerga ſcheinen unſre Phantaſie auf den Boden der Wirklichkeit verweiſen zu wollen. Dennoch befinden wir uns nur im alten romantiſchen Land Arioſts, und die Handlung hat ganz deſſen phantaſtiſchen Zuſchnitt. Daſs Klinger ſich auch mit dieſem Dichter, wie mit Petrarca, in der letzten Zeit beſchäftigt hatte, läſst ſchon deſſen Erwänung in der Arria vermuten; im Griſaldo ergibt ſich ſeine Vertrautheit mit ihm hinlänglich durch den einen Zug, daſs ein Roſs nach dem Hengſt Orlandos Brigliador genant wird.

Der Griſaldo iſt im Grund eine rein epiſche Erfindung, denn mit jeder Spur von Entwickelung und Kriſe im Hauptcharakter fehlt ihm zum Drama das wichtigſte. Die Handlung beſteht nur in fortgeſetzten Triumphen dieſes Hauptcharakters und hat nur inſofern einen Abſchluſs, als man vorläufig keinen Kampf, alſo keine Gelegenheit zu neuen Triumphen vorausſieht.

Wir dürfen erwarten, den Grundtypus des Kraftgenies auch hier in irgend einer Varietät durchgefürt zu finden; und es iſt eine ganz neue und überraſchende, die wir finden. Erſchien das Kraftgenie, wie verſchieden auch im übrigen geartet, bisher jedesmal unbefriedigt, von Leidenſchaften zerriſſen, innerlich ſtrebend und

kämpfend, die Außenwelt ſchroff herausfordernd, hier begegnet es uns in voller Freudigkeit des Daſeins, in ruhig heiterem Genuſſe ſeiner ſelbſt, eben darum in höchſter Anſpruchloſigkeit, in unendlicher Duldſamkeit und Milde gegenüber der ſchlechten Welt, und in unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit für jeden, den nicht ein ganz leeres oder ein böſes Herz vor dieſer Wirkung ſichert. Das Motiv des Charakters hat diesmal das alte Teſtament hergegeben. Simſon, der halbmythiſche Nationalheld aus der Richterzeit, ſeine grotesken Kraftſtücke, ſeine göttliche Sorgloſigkeit, ſeine Liebesabenteuer mit Weibern der Feinde, ja zum Ueberfluß ſein Name, alles wiederholt ſich in Simſone Griſaldo, dem caſtilianiſchen General; auch das Schickſal ſeines Prototyps wird ihm bereitet, nur im entſcheidenden Augenblicke noch glücklich abgewant.

Griſaldo hat die Mauren beſiegt und tributpflichtig gemacht und weilt nun als Gaſt bei ihrem König. Sein Weſen wird in den erſten Scenen alsbald in draſtiſchſter Weiſe exponiert. Er erlaubt ſich alles in gröſter Ruhe, als müſſe es ſo ſein; er liebelt vor den Augen des Königs mit deſſen Tochter und zerbricht ihm Schwert und Lanze vor ſeinen Augen, um ihm das Pralen zu vertreiben. Gleichwol, und obgleich er Rache für einen erſchlagnen Bruder dürſtet, muß der arme Fürſt dieſen gebieteriſchen Sieger lieben, und ſein feuriger Son Ziſaldo bemüht ſich vergeblich, ihn zu einem Anſchlag gegen deſſen Leben zu bereden; ja er hat nichts dagegen, daß Griſaldo mit der Prinzeſſin Almerine vor dem Abſchied eine Liebesſtunde in den Gärten von Xeneraliſe feiert: «nun denn! läßt er mir einen Knaben zurück mit ſolchem Muth und rieſenmäßiger Stärke, ſo will ichs ihm danken. Hätt ich der Mädchen mehr, er ſollte ſie nach der Reihe liebhaben und ich weiß, er thäts.» Gleichzeitig haben die beim Weine ſitzen bleibenden Gefärten Griſaldos, die er morgen früh beim Heere wieder treffen will, Muße ihre Gedanken auszutauſchen, die ſich natürlich um den großen General drehen. Da erinnert Ballona der bucklichte, aber ein tapfrer Krieger und gutmütiger Humoriſt, an die alte Geſchichte, wie Griſaldo einmal mitten unter den feindlichen Aragoniern eine Nacht bei der ſchönen Iſabella zubrachte und der Bräutigam der Dame ihm mit dreißigen hinter der Stadtmauer aufpaßte, wie er da die ganze Geſellſchaft durch die Oren einfädelte und ſie von ſeinem Knaben, der voranritt, davon füren

ließ — ein Streich, um den ihn ſein altteſtamentlicher Namensvetter wirklich Urſache hat zu beneiden. Einer aus der Geſellſchaft iſt geneigt, die «Maidels» zu bedauern, mit deren Herzen der Held ſo grauſam ſpielt, aber die andern verweißen ihm das Moraliſieren: «er iſt der Mann darnach, und wer nahm dem Herkules was verkehrt?» «Kann er ihnen mehr ſeyn, wenn er euer Retter ſeyn will? Und bitten demohngeachtet nicht tauſend verbuhlte Augen um ſo einen Tag?» u. ſ. w. Man iſt einig ihm dieſe Vergnügungen zu gönnen, ſo viel Appetit man hätte an ſeiner Stelle zu ſein. Malvizino, der rauhe und treue, bringt die Sprache auf den Undank, den Griſaldo «bei ſeinem großen Sinn wie ein Engel» trägt, und wir lernen einen gewiſſen Sebaſtiano «mit dem reißenden Feueraug und der dunkeln Stirne» und einen gewiſſen «gelehrten» Curio, abgeſehen von den «Affen im Nachtrab», als ſeine Neider kennen.

Daheim in Valladolid wird demnächſt Curio vorgefürt. Er iſt Rat des Königs, aber mit einem ganz unſtatsmänniſchen Wanſinn in deſſen Schweſter verliebt, die im Verein mit der noch mutwilligeren Lilla ihren Spott mit ihm treibt; beide ſchwärmen für Griſaldo und beneiden mit aufrichtigen Seufzern die Heidin Almerine. Dieſe ihrerſeits muß ihn ſchweren Herzens ſcheiden laſſen; war ſie doch von Anfang durch ihn vorbereitet, daß ſeine Liebe nicht dauern könte. Man kann ihr nicht verdenken, daß ſie ihm wenigſtens den Abſchied ſo ſchwer wie möglich macht. Er ringt wankend um ſeine Freiheit: da ſchlingt ſie in verfüreriſchem Scherz aus ſeinen und ihren Locken einen Knoten: «hab ich dich, Unaufzuhaltender, und biſt du mein? Wind dich los, Stärkſter der Menſchen! Zerreiße die Liebesketten, du Mächtiger! Heere fliehen vor dir, trenne! Grisaldo (nach ſeinem Degen greifend). Almerine. So, Griſaldo! Trenne! Zerreiße! Grisaldo. Zauberin! brich mich zuſammen! brich meiner Stärke die Spitze ab! Ich athme ſchwach, ſchwächer, und bin ſchon nichts mehr (wirft den Degen weg). Ich wankte und bin ein Knabe worden vor dir, hier haſt du den Knaben. Mein Leben, meine Beſtimmung hört hier auf» u. ſ. w. Almerine (windt ſich ſchluchzend los. Nimmt ſeinen Degen, überreicht ihn ihm, und heitert ſich auf). «Sieger meines Volks, Sieger über mich und meinen Schmerz, nimm deinen Degen! Das Weib ſoll den Helden erhitzen und nicht ſchwächen. Du ſcheideſt: Griſaldo, kann die Liebe mit dir von mir ſcheiden? Du biſt und

wirſt ſeyn, wie meine Liebe. Dieſes Herz iſt geſtärkt auf ewig in Liebe, ſo fern du biſt. Grisaldo (an ihrem Hals). Griſaldos Geliebte unter deinem Geſchlecht!» — Eine Scene, die auf der Büne einer bedeutenden Wirkung ſicher wäre.

Im zweiten Acte lernen wir Baſtiano kennen. Er iſt der Son eines Kronprätendenten, der aus Mangel an Ehrgeiz entſagt hat; er ſelbſt iſt vor Ehrgeiz ſo wanſinnig, wie Curio vor Liebe. Er hat keine Ausſicht durch Verdienſte zu ſteigen, wie ihm ſein Vater vorhält: «in Krieg magſt du nicht, weil du niemand vor dir leiden kannſt. Lernen wollteſt du auch nie was, weiſst und kannſt nichts, womit du andere ausſtechen könnteſt»; worauf er die intereſſante Antwort gibt: «ich hab mit Vorſaz nichts gelernt, um vor meinen eignen Augen ganz zu werden». Er hat «alle Empfindungen, alle Sinne, die dem Menſchen zu Theil wurden, ſo lang durchgeritten, bis keine Nerve mehr ſpannte, klang und drang»: aber «ich glaubte nicht, daſs ich durch Wegräumung all der kleinen den Menſchen herunter ſetzenden Leidenſchaften dem Gott, der in mir auf den glücklichen Augenblik lauerte, noch mehr Kraft zuſtrömen lieſse. Er trat hervor, noch eins ſo feurig, noch eins ſo unternehmend, groſs und wild in Wollen und Fordern. Schüttelte mich zuſammen, daſs ich nach Luft rang, mich zu halten. Zehrte mich ab, brennend auf Herz, Nier, Leber und Geiſt, daſs ich meynte zu verſiegen, wie einer, dem in Buhlersbrunſt ein Spiel der Einbildung, der Gedanke des Genuſſes, für die wegwiſchende wirkliche Geſtalt des Mädchens bleibt.» Dieſer Charakter iſt, wie man ſieht, der Gegenpol zu Griſaldo: das Kraftgenie in der Misbildung, die anſpruchsvolle Holheit, die Leidenſchaft one Herz und der Neid one Verdienſt; die Caricatur des Otto, Franz, Guelfo und Julio. Natürlich haſst ein ſolcher Fanatiker der Selbſucht die Menſchen überhaupt und am glühendſten einen Griſaldo. Er verbündet ſich zu deſſen Untergang und zur Beſeitigung des edeln, gefülvollen, aber ſchwachen Königs mit dem albernen Schwächling Curio, der auf dieſe Weiſe ſeine Infantin davon zu tragen hofft. Vorgearbeitet iſt bereits durch ſyſtematiſche Erfüllung des Monarchen mit Mistrauen gegen den ihn verdunkelnden, allbewunderten Feldherrn, wobei der Sterndeuter Truffaldino, ein Emporkömmling von zweifelhafter Herkunft, Vertrauter und Beherſcher des Königs und luſtige Perſon, den wichtigſten Beiſtand leiht.

Griſaldo, vom Volke mit Jubel empfangen, von der Infantin und Lilla mit Blumen bekränzt, findet alſo bei dem König eine küle Aufname und nur halbe Anerkennung des geleiſteten. Er erträgt beides mit Würde und Gleichmut, ungeachtet der aufreizenden Reden des heftigen Malvizino; er begegnet Baſtiano und Curio ruhig und freundlich, und gibt ſich unbefangen den Huldigungen der Mädchen hin, die ihn in Beſchlag nehmen um ſich erzälen zu laſſen. Alsbald aber tritt eine neue Wendung ein: der König erhält die Nachricht, daß die Aragonier in Siguença eingefallen ſeien und muß, voll Reue und Beſchämung, den eben verabſchiedeten Griſaldo wieder kommen laſſen, der den neuen von ihm verlangten Dienſt wie eine ſelbſtverſtändliche Sache bereitwillig übernimmt.

Der dritte Act beginnt mit einem komiſchen Intermezzo, das an die luſtigen Weiber von Windſor erinnert: Curio, der nächtlicher Weile vor dem Schlafzimmer der Infantin herumſchnüffelt, wird von dieſer und ihren Zofen in der Vermummung von Nachtgeiſtern «gepfetzt, gekneipt, mit Ruthen geſtrichen, gekratzt». Wir werden darauf ins Lager nach Aragonien verſetzt, wo Griſaldos Denkart im Geſpräch mit dem ewig hadernden und hetzenden Malvizino ſich des breiteren aus einander ſetzt. «Ich arbeitete immer für andere ohne Sold und Nutzen für mich, das iſt wahr. Jeder durfte nur kommen und ſagen: Griſaldo, hilf mir hier, hilf mir da! Trag meine Berge! Nimm meine mir zu ſchwere Laſt auf deine Schultern! Räche die Unſchuld! Streite für mich! Keiner von ihnen rief mir vergebens. Ich konnte kein trauriges Geſicht von mir gehen ſehen. Um Mitternacht, zu allen Stunden, von Geliebten und guten Menſchen brach ich auf, hatte nicht Raſt, nicht Ruh, bis der Menſch zufrieden geſtellt war. Und wenn ichs nun kalt überdenk, hatt ich nicht den größten Nutzen dabey, indem ich andern mit nüzlich ward? Ich gewöhnte mich zu ertragen, nicht zu ſeufzen unter Hiz, Froſt und Laſt, baute mich zu dem, was ich jezt bin. — — Ich wollte, ich könnte dieſem undankbaren König, der mich im Grund noch liebt, ich wollt' ich könnte ihm ſeyn was ein fruchtbarer Regen einem dürren, von der Hitze geſpalteten Lande iſt. — — Und ich weiß ihm gehen noch die Augen auf, er öffnet mir wieder ſein Herz und liegt in meinen Armen beruhigt — MALVIZINO (an ſeinem Hals). Griſaldo, ich bin ein rauher,

ſchlechter Menſch. Aber Gott im Himmel ſey Dank, der mir einen Punkt in die Bruſt ſchrieb, worinn ich einen Strahl deines Weſens rein auffangen kann, mich dabey zu ſtärken und zu wärmen. — — GRISALDO. Es hält ſchwer, ſein Herz durchzubringen, und Liebe beyzuhalten. Und ich weiß nicht, ich möchte noch immer die ganze Welt mit Liebe umfaſſen. Ihr einhauchen Liebe, Dulden, Theilnehmung an einander, und treue, wechſelſeitige Hülfe in den vielen Elenden, die uns bedrücken. Man kann ſich vieles unter einander ſo leicht machen! MALVIZINO. Und du! Du ſelbſt vermagſt nicht, ſie zu Liebe gegen Dich zu bringen. GRISALDO. Wer weiß?» Daß ihm jezt aus dem Cabinete des Königs die Hände gebunden, die Schritte vorgeſchrieben werden ſollen ficht ihn wenig an: er richtet ſich nicht darnach. Erſt als Malvizino daran erinnert, daß «ſie nichts weniger vorhaben als wirklich König zu ſeyn und dieſes Schattenbild von Majeſtät in die Gruft zu jagen», regt ſich der Heldenzorn in ihm: «und wenn ich ſie am Ende nicht noch alle zuſammenkuppele, wie räudige Hunde ins Waſſer werf, um die Menſchheit von ihnen zu reinigen, ſo ſollen ſie mir die Augen ausſtechen, mir einen Strohkranz aufſetzen, und ich will im Lande herumziehen, der blinde Simſon, und dem Volk Stückchen auf meiner Geige kratzen».

Der herliche Mann befindet ſich hier in Aragonien in der Nähe der ſchon erwänten verlaſſenen Geliebten Iſabella; er iſt ganz ſelbſtverſtändlich bereit, ihr jezt wieder die bisher von Almerinen eingenommene Stelle an ſeinem großen Herzen einzuräumen, und hat ein mauriſches Pferd zum Geſchenke für ſie bei ſich, das er ihr vor zwei Jaren verſprochen, als er in den Maurenkrieg zog. Ballona kommt von einer Streife zurück, hat die Schöne aufgefunden, berichtet von ihr in einem Entzücken — denn der Bucklichte iſt nicht nur ſo gutmütig, ſondern auch ſo verliebter Complexion wie ſein General — und begleitet ihn zu dem Caſtell, wo ihn die einſt genoſſenen Freuden aufs neue erwarten. Die Dame bekennt ihm, daß ſie ſelbſt den Krieg angezettelt hat, um ihn wieder ins Land zu bringen; aber ſie iſt eine Delila und hat ihn in die Falle gelockt. Ihr Bräutigam Saluzzo — ein Individuum von ſeltener Geduld, denn er iſt derſelbe, der einſt von Griſaldo bei änlichem Anlaß durchs Or gekoppelt worden — er lauert mit hundert Mann auf, um ſeinen Nebenbuler mit dem Schloſſe zu verbrennen. Na-

türlich ſolte Iſabella gerettet werden, aber im entſcheidenden Augenblick iſt ſie von Liebe und Reue überwältigt und will mit Griſaldo ſterben. Er rettet ſie und ſich ſelbſt, indes Ballona von außen auf die Mordbrenner einhaut.

Vom ſiegreichen Feldzuge nach Valladolid zurückgekehrt liebelt Griſaldo zur Abwechſelung einmal mit Lilla; Iſabella, die er mitgebracht, weilt eiferſüchtiger Melancholie hingegeben in der Umgebung der Infantin. Unterdeſſen reift die Verſchwörung Baſtianos unter dem Beiſtand eines unverhofften Verbündeten. Die ſchöne Heidin Almerine iſt nämlich, von Sehnſucht nach Griſaldo getrieben, vom Hof ihres Vaters entflohen und unerkant in Männerkleidung nach Caſtilien gekommen; ihr Bruder Zifaldo iſt ihr, one Incognito, gefolgt, um ſie wieder zurück zu holen, kann ſie aber nicht ausfindig machen. Er wird von Baſtiano ins Vertrauen gezogen; er verſchmäht die Gelegenheit nicht, zu Griſaldos Untergange mitzuwirken und ſo ſein Volk vom gefärlichſten Feinde zu befreien; daneben jedoch lauft er allen ſchönen Frauen nach, die ihm in den Wurf kommen. Er tritt als wilder afrikaniſcher Naturburſche auf, der erſtaunlich kurze Umſtände macht: «ich hab geſtern ein Mädchen geſehen, wie eine Houri ſchön. Man ſagte mir, Baſtiano, es ſey Eure Schweſter, und ſo will ich dieſe Nacht bey ihr ſchlafen. Wo iſt ſie?» In derſelben Scene ſchwört er beim Propheten, dieſe Nacht noch bei der Infantin zu ſchlafen. Er kritiſiert den conventionellen Zuſchnitt des Lebens in Caſtilien im Sinne des Rouſſeauiſchen Naturdienſtes. «Es iſt doch ein verfluchtes Land, wo Ihr innen wohnt. Ich kann Euch nicht begreifen. Was für Ceremonie, was für Gewohnheit, was für Steifes, für Falten in den Geſichtern? Wie ſoll ich hier durchkommen mit meinem heißen Mauriſchen Blut? Das geht in unſerm Lande nicht, iſt die ewige Antwort. Ich will ja lieber unter wilden Thieren leben, da darf ich doch zugreifen, was ich unter mich bringen kann. Das iſt eine Anſtändigkeit, Sittlichkeit, womit hier alles überſchmiert iſt, es ſcheint, ihr habt Offenheit und Natur mit Fleiß aus und von euch gejagt.» «Immer Dunſt, immer heuchleriſcher Glanz, und in den Winklen ſeyd ihr Schweine, und nennt uns doch Barbaren.» «Wo ich nur eine ſeh, die mir gefällt, ſpring ich ihr nach, und ſie lauft wie vor wildem Feuer»: die reine Unnatur; bei den Saracenen dagegen beſteht das naturgemäße Verhältnis zwiſchen den Geſchlechtern:



«tret ich unter meine Mädchen, ſo neigen ſie ſich und laufen mir in die Arme, und jede ſtreitet mich zur Beute zu haben.» Der Dichter bringt, wie man ſieht, eine neue Sorte von neuem Menoza zum Vorſchein, als kraftgenialiſches Gegenbild der Hauptperſon, das er zwar nicht one eine gewiſſe Liebe, aber doch weſentlich ironiſch behandelt: denn wärend Griſaldo die Frauen im Triumphe hinter ſich herzieht, macht Ziſaldo — ſchon der Gleichklang der Namen drückt die Gegenbildlichkeit aus — das Gegenteil von Glück und wird von der mutwilligen Infantin und ihrer Lilla beinahe ſo ſchlimm geſchoren wie Curio. So begnügt er ſich denn, die ſeufzende Iſabella, auf die ihn Baſtiano hinzulenken ſucht, nach deſſen Landhaus zu entfüren. Dieſer hat dabei ſeine geheime Abſicht. Er baut auf Griſaldos Schwäche für die Frauen um ihn zu verderben, und ſieht ſich nach einer Delila um. Eigentlich wolte er ſeine Schweſter Lilla dazu benutzen, aber mit dieſer iſt nichts anzufangen. Nun kann Griſaldo auf das Landhaus zu Iſabellen gelockt werden; daß er ihr bei ſeiner Gutmütigkeit und ihrer Schönheit den ſchon geſpielten Verrat verziehen hat, iſt der Leſer ſchuldig vorauszuſetzen. In ihren Armen ſchlafend, indes ſie wie früher zwiſchen Rachſucht und Liebe kämpft, wird er überfallen, um geblendet zu werden; zu gleicher Zeit bemächtigen ſich die Verſchwornen des Königs und des Palaſtes. Die Sache geht aber ſchief; denn Almerine, die ſich ihren alten Bekanten Malvizino und Ballona vertraut hat, wacht mit ihnen über Griſaldos Leben. Sie haben Baſtianos letzte Verſammlung mit ſeinem Anhang belauſcht; ſie wecken Griſaldo im Augenblicke des Ueberfalles. Baſtiano glaubt ſeiner Sache inzwiſchen ſchon ſicher zu ſein, da machen ihm ſeine eignen Genoſſen den Preis ſtreitig. Curio, der in ſeiner Liebesglut ſchon ganz ſtumpf geworden ſchien, iſt nämlich durch Truffaldinos warſageriſche Einflüſterungen dahin gebracht worden ſelbſt nach der Krone zu ſtreben, wärend Baſtiano, der ſich neuerdings in die Infantin verliebt hat, nicht einmal dieſe ihm überlaſſen will; Truffaldino, bisher ſchon Beherſcher des Königs, denkt unter dieſem Streite die Krone ſelbſt in die Taſche ſchieben zu können; und Ziſaldo, der nach Griſaldos vermeintlicher Beſeitigung Niemand mehr in Caſtilien fürchtet, ſtellt plötzlich ſeine Bedingungen für Baſtianos Anerkennung: «Tribut, und noch einige Städte, die mir gefallen.» «Seht einen König Angſtſchweiß ſchwitzen» ſagt

Truffaldino: da tritt Griſaldo auf. Baſtiano, der einſieht, daß er ſich nun hängen muß, wird mit Curio feſtgenommen. Der Prinz aber gerät nicht im geringſten in Verlegenheit, da ihn Griſaldo zur Rede ſtellt: «für was würdet Ihr mich gehalten haben, wenn ich nicht die Zeit angewendet hätte, Euren Staat zu untergraben? Ich bin Prinz Ziſaldo, und wenn die Leute in Eurem Lande ſchlecht ſeyn wollen, ſo liegt mirs nicht auf, ſie davon abzuhalten. Ihr wart uns fürchterlich, und das war der Weg, von Euch loszukommen. — — Mich freut übrigens, Euch näher geſehen zu haben. Ihr ſeyd wirklich, was man einen Menſchen heißt.» Folgt die volle, herzliche Ausſönung des Königs mit ſeinem Helden: «fühl ich wieder ſchlagen dein Herz an meinem! Fühl ich wieder Leben und Liebe übergehen aus deiner Bruſt in meine!» u. ſ. w. Beide haben die beſten Vorſätze für die Zukunft, und der Leſer ſcheidet von Griſaldo ſogar mit einer leiſen Hoffnung, daß er die treue Almerine zu ſeiner ehrlichen Frau machen werde. Wenigſtens hat ihr Ballona ſchon vorgeſchwatzt, ſie müſſe jezt dem Mahomet entſagen und Frau Generalin werden, und Griſaldo ſich von ihrem Bruder mit den bedeutſamen Worten verabſchiedet: «bleibt noch einige Tage, ich hab Euch viel zu eröffnen. Eure Schweſter iſt da». Die ehelichen Anſprüche ſaraceniſcher Frauen ſind beſcheiden, und ſo mag man der guten Morin ſchon gratulieren. Den Beſchluß macht Truffaldino, im Begriffe ſich in einem ſchlechten Kittel davon zu ſchleichen, mit einem Monolog, worin er ſich mit dem Schickſal launig abfindet: «ich meyne, es wär doch gut in der Welt, wenn jeder ſo an ſeinem Pläzchen blieb, leben lernte, und hübſch um ſich bebaute; ſich nicht Begierden wachſen ließ, wos Herz nicht hinreichte, außer in Phantaſie. Ziehet Lehren draus! Das ſagt Truffaldino, der weiſe Mann, der nach einer Krone ſtrebte und jezt mit der Schellenkappe zufrieden wäre, um ungeſtraft Wahrheiten auszuſpenden. Ich denk ſo viel Gnade beim König zu erhalten, und will dann im Lande herumziehen und jedem zurufen, Menſch, baue dein Gärtchen, und bleib in der gezogenen Linie, außerhalb iſt Sturm und Wind».

Man wird unwillkürlich burlesk, indem man den Inhalt dieſes ſeltſamen Stückes berichtet; und dem Dichter ſelbſt fällt nicht bei es für Ernſt zu geben. Schon die von Gozzi entlehnte Charaktermaske des Truffaldino kann dem Leſer klar machen, was er zu

erwarten hat. Es ſind nicht nur, wie bei Shakſpere, einige komiſche Intermezzos und Nebencharaktere da: der Träger des böſen Princips, der den Conflict des Stückes hervorruft und wenigſtens die Fähigkeiten eines Intriganten beſitzt, er ſelbſt wird zum Schluſſe nicht tragiſch, ſondern komiſch gerichtet. Die ganze Handlung will unter dem Geſichtspuncte des Phantaſtiſchen und Märchenhaften betrachtet ſein; und in ſo fern war das Stück eine Erſcheinung ganz neuer Art in unſrer dramatiſchen Literatur, der es freilich nur der äußern Form nach angehört. Undramatiſch durch den Mangel innerer Entwickelung des Hauptcharakters, iſt es in der Anordnung der Scenen, im Aufbau der Handlung viel untheatraliſcher als die Arria. Der äußere Hergang und Zuſammenhang der Handlung iſt in den beiden letzten Acten, wo ſie ſich doch ſtark verwickelt, ſo leiſe und ſorglos, oft nur ganz gelegentlich angedeutet, daß es Mühe koſtet, ihn klar zu ſtellen und feſt zu halten. Und doch iſt reiche und gute Erfindung darin, wenn man von dem Misgriff abſieht, daß Iſabella den Delilaſtreich, der ihre Aufgabe im fünften Act iſt, in einer ganz unnötigen Epiſode vorausliefert und alſo verdoppelt.

Von dem übertriebenen Ausdrucke der Leidenſchaft, durch den ſich Klinger ſeine Erfolge verdarb, iſt die Hauptperſon dieſes Stückes vermöge ihres Charakters bis auf die obligaten Kraftausdrücke frei; er tritt im Anfang bei dem Maurenkönig und ſeinem Sone ſtark hervor, bei dem letzteren ſpäter auch nicht mehr. Die lyriſchen Exceſſe in der Sprache der Zärtlichkeit, durch welche die Rolle des Amante in der Arria ſo ſtörend wird, kehren bei Almerine doch nur ſehr gemildert wieder. Unglaubliches aber leiſten in beiden Beziehungen Curio und Baſtiano. Bei ihnen ſteigert ſich dieſes Uebel geradezu bis zum dithyrambiſchen Unſinn; ich nehme nur das erſte beſte Beiſpiel aus der elften Scene des zweiten Aufzuges, nachdem Griſaldo wegen des aragoniſchen Krieges vom König zurückgerufen worden. «Curio. O Baſtiano! — wie iſt das nun? Bastiano. Laß mich gehen und überdenken. Curio. Die Infantin, Baſtiano, oder die Hölle. Bastiano. Mir! Mir Unerſättlichen! Curio. So erklär dich! Bastiano. Komm fort in dunkle Gänge. Dieſer König hat ſich auf ewig vor meinen Augen proſtituirt. Ha! ich will ihm die Krone von ſeinem Haupte reiſſen, und auf ſeinem Herzen wild tanzen. Haben wir kein Herz und

Gefühl für dich, heiſſe anhängliche Seele? Sind das königliche Gedanken und Empfindungen? Es iſt aus! (ſtampft wild) es iſt aus! Wo ſind des Menſchen Kräfte? Wie ſteigen des Menſchen Kräfte? Wie ſinken des Menſchen Kräfte? Gegenwart und Zukunft, und wo durchbrechen, wo die Kette faſſen, und zuſammenbinden, und dann ſagen: Nun iſts! Verſteh ich mich? Komm fort, Träumer! He! (ſchüttelt ihn.) CURIO. Die Infantin! Ueber dem Himmel und hier der Wurm! Baſtiano! Reiſſe mich aus dieſem tauben Sinn! Ha! was ſpritzen deine Augen Funken? BASTIANO. Caſtilien! Arragonien! Leon! Deine ſchneeweiſſe Hand! Deine Lilienhand! Dein weiſſer gehobner Buſen! Dein elfenbeinerner Hals! Deine ſpielende Augen! Deine blonden ſchönen Bogen oben über! Die Röthe deiner Wangen! Deine Haare den Nacken herunter — biſt du auf meinen Lippen, Seele? Willſt du ausſpannen, Geiſt? Und ich athme und ziehe dich zurük, und geiſſle dich Unbändigen, ſchrey und tobe: Baſtiano über dir! CURIO. Deine Augen geiſſlen mich zuſammen, meine Seele blutet, Infantin! BASTIANO. Narr! Narr! Narr! — Tritt auf, du volles, liebes Bild! Ha! (ſtrekt die Arme auseinander) Feuer! Himmel! Hölle! Baſtiano! Schließ dich Welten auf, und umfaß!»

Man fragt ſich: ſollen wir eigentlich darüber lachen, oder ſollen wir ernſtlich mitempfinden was ſo ausgedrückt wird, und einen recht breiten Raum im Stücke einnimmt? Es iſt gewiß, daß wir in beiden Perſonen beabſichtigte Caricaturen vor uns haben; und zwar iſt Curio eine recht ſchwache, da um zu intereſſieren der Grundcharakter des Pedanten viel ſtärker in ihm muſte angelegt ſein. Dieſen Caricaturen, den hirnwütigen Schurken und ſchurkiſchen Narren ſeines Stückes überantwortet der Dichter diejenige Sprache, die er bis dahin alles Ernſtes zum Ausdruck der Leidenſchaft gebraucht hat, in einer ſtark carikierten Geſtalt. Er gibt damit offenbar zu erkennen, daß ſie ihm gegenſtändlich, daß er innerlich frei von ihr geworden; und doch bewegt er ſich in ihr auch wo er ſie karikiert mit dem Behagen, das ein vertrautes Element gewärt, und ſchafft dem Publicum, von dem er nicht erwarten kann, daß es ſich auf ſeinen Standpunct hiebei verſetzen werde, mutwillig ein Aergernis. Die Befreiung des Urteils, die ſich immerhin hiebei erweiſt, ſteht in engem Zuſammenhange mit der Reinigung des kraftgenialiſchen Charakter-Ideales, die poſitiv in der Rolle

Grifaldos, negativ in der Baftianos vollzogen wird; und fie wieder mit einer Aenderung im Sinne des Dichters felbft.

Er war bisher in allen feinen Helden felbft gewefen; er hatte fie nach feiner Vorftellung gefchaffen, wie er felbft unter gewiffen glücklichen oder unglücklichen Umftänden hätte werden können oder fein mögen. So ift er auch in Grifaldo, oder hat, wärend er ihn fchuf, gewünfcht Grifaldo zu fein, er hat nicht nur der Phantafie des Lefers, fondern feinem eigenen fittlichen Streben ein neues Ideal gefchaffen. Er gefällt fich nun nicht mehr in der Rolle des fich felbft aufreibenden, die Welt herausfordernden Stürmers und Drängers; das Genie foll jezt, mit fich in Frieden und mit aller Welt nach Vermögen Frieden haltend, feines innern Reichtums froh werden. Der zweite Weimarer Brief an Schleiermacher (Nr. 14) zeigt den Zufammenhang diefer neuen Sinnesart, die er dem Freunde gern einhauchen möchte, mit dem Grifaldo: «das wär ia eben eine von den großen Weltgeifter Eigenfchaften, in feinem Herzen die unendliche Morgenröthe zu haben, den ewigen Sang und Klang rein und treu, daß man nur braucht anzufchlagen, um Antwort zu hören die fort fährt. Und noch all das dazu, was ich in meinem Grifaldo fagte und fagen wollte». «Ich retirir mich fo viel als möglich, refignir fo viel als möglich, leb in der Grifaldifchen Demuth und Liebe die mir nun eigner ift als du glaubft.» Aber auch in den äußeren Attributen der Männlichkeit, welche die Grundlage des Heldencharakters bilden, wufte er fich feinem Grifaldo verwant. «Ich kann dir nicht zeigen», fchreibt er an Kayfer (Br. 10), «wie ich fo ganz anders worden bin an Körper und Geift. Durch Leibes Uebungen geftärkt und alles einen fichren Umriß hat — und all meine Stärke gewiß ift.» «Ernft lernt alles mit und wir fechten mit dem Fechtmeifter noch täglich. Wenn man fo feinen Degen zu führen weiß und fein Piftol und Gewähr und fein Roß gouverniren» u. f. w. Die ritterliche Freude am Roß kommt im Grifaldo (3, 7) in Worten zum Ausdrucke, denen man anmerkt, wie fie dem Autor von Herzen gehn. Unter folchen Uebungen gewann natürlich das von Haufe aus fchöne und ftattliche Aeußere, deffen er fich erfreute, die volle Ausbildung, und durch Frauengunft verwönt, wie er fchon war, muß er jezt begonnen haben, die fchönere Hälfte der Menfchheit mit dem Auge des Freibeuters zu betrachten. In den bisherigen Dramen hatte

eine ernfte und keufche Auffaffung der Liebe geherfcht, wie fie dem Son einer ehrbaren, religiöfen Bürgerfamilie jener Zeit ins Leben mitgegeben war, vereint mit der empfindfamen, wie fie dem Zögling Rouffeaus zukam. Das finnliche Element, das in der damaligen Literatur eine fo große Rolle fpielte, war in keinem diefer Stücke zu eigener Geltung gekommen, fondern nur in abfchreckender Geftalt erfchienen. Jezt erfcheint der zügellofe Hang jede Frauengunft auszubeuten auf einmal als Beigabe eines neuen Ideals, deffen übrige nur liebens- und bewundernswerte Eigenfchaften diefelbe durchaus nicht etwa pfychologifch bedingen; und fie erfcheint nicht als Schwäche oder Flecken an einem fonft edel gearteten Charakter, fondern wie Grifaldo felbft das befte Gewiffen dabei hat, wird fie von feiner Umgebung theoretifch gerechtfertigt und entgeht fie jeder Süne der poetifchen Gerechtigkeit. Auch in diefer Hinficht tritt uns alfo ein Umfchwung in der Sinnesart des Dichters entgegen. Der cholerifche Idealift, der vor einem Jare den Agathon gebrandmarkt hatte, vor einem halben Jare einen poetifchen Angriff gegen Wieland in Voffens Almanach hatte bringen wollen, hat felbft die Wandelung Agathons erfaren. Keine moralifche Kritik kann ihn mehr hindern Wieland «gut zu feyn» nachdem diefer Gœthes Freund geworden; ja ein moralifch fo faules Machwerk wie Lenzens Strephon kann ihm jezt erfreulich dünken (Br. 10).

Wie aus dem mehrfach angezogenen Brief an Kayfer hervorgeht hatte Klinger durch diefen ein Exemplar von Holbachs *Syftème de la Nature* bezogen, das durch Vermittelung des gemeinfamen Freundes Riefe bezalt werden folte. Hatte das Studium diefes Werkes in dem bisherigen Zögling Rouffeaus — alfo doch auch des favoyifchen Vicars — eine folche Sinnesänderung hervorgebracht?

Möglich, aber nicht notwendig. Sie lag auf dem Wege des Kraftgenies, und durfte nur aufgenommen werden. Die energifche, fich fülende Perfönlichkeit, die über die Schranken conventioneller Weltanfchauung in ihrem Bewuftfein hinauswächft one fich dabei auf eine neue, tiefere, mit ernfter Arbeit errungene Faffung der ethifchen Principien zu beziehen, läuft notwendig Gefar für erlaubt zu halten «was gefällt», für pedantifch und fchwachköpfig was davon abhält. Der Cultus der Kraft, dem eine folche Perfönlich-

keit huldigt, fürt gerades Weges dahin, jede Aeußerung der Kraft zu rechtfertigen und jeden Genuß, zu dem Kraft gehört, der Kraft als rechtmäßigen Preis zuzusprechen. Hatte doch Gœthe selbst diese Art Moral seinem Herkules in Götter Helden und Wieland in den Mund gelegt; und wenn man den Philister auslachte, der sich daran ärgerte, warum solte man nicht einen Schritt weiter gehn und selbst Herkules spielen dürfen — wenn man die Kraft dazu fülte?

Wir finden Klinger in dem Eisenacher Reise-Abenteuer, von dem Nr. 14 der Briefe Bericht gibt und das sich noch in Nr. 18 und 20 fortspinnt, wärend bereits neue Flammen in Weimar lodern, praktisch auf den Wegen seines Grisaldo, auf dem ihm freilich der Erfolg von den Almerinen und Isabellen jener Tage förmlich scheint an den Kopf geworfen zu werden.

Leider war der Jüngling «mit diesem Herzen, diesem Körper» (Br. 17), mit diesem Selbstgefül und diesen Idealen ein blutarmer Studiosus juris auf einer kleinen Universität, mit der Aussicht auf eine subalterne kümmerliche Laufban im Dienst einer altväterischen Reichsstadt. Diese Stadt hatte bis zum November 1775 die Sonne seines Lebens eingeschlossen, die jugendliche Lichtgestalt, die alle Herzen eroberte und ihm doch ein Herz voll Güte zeigte, den Freund, in dem er den herschenden Genius des Zeitalters erkante, bewunderte und dennoch lieben durfte. Solange hat er ein Loß, das ihn an diese Heimat zu binden schien, ihn vor der Hand in deren Nähe hielt und jede Zwischenzeit seiner Studien in ihr zu verbringen gestattete, kaum gehaßt. Die Gegenwart hatte Licht genug um seinen Blick nicht ins Dunkel der Zukunft schweifen zu lassen. Als Gœthe der Einladung des jungen Herzogs nach Weimar folgte, handelte es sich um einen Besuch von einiger Dauer, und Klinger konte noch den 13. Jenner 76 an Boie schreiben, er werde um Ostern «zu Gœthe» reisen, one damit etwas anderes, als die regelmäßige Ferienreise nach Frankfurt zu meinen. Im selben Briefe will er von Boies Rat, seine Studien in Göttingen fortzusetzen, nichts wissen. «Alles akademische Leben» ist ihm «verhaßt»; er will sich «gedulden» und seine «Erlösung» erwarten. Aber die Osterferien kamen, und Gœthe war noch in Weimar, und wenn seine Mutter für gut fand es zu sagen, konte Klinger von

ihr jezt bereits hören, daß eine ehrenvolle und einflußreiche Anftellung dort im Werke wäre. Gœthe felbft fchrieb ihm ja nicht; es lautet wie wehmütige Ergebung, wenn er fchreibt «Gœthes liebe Mutter, von der ich manchmal noch was von Gœthe erfahr» (Br. 10).

Nun kam hinter diefem her bereits Lenz gewandert, der Freund, Verbündete und heimliche Nebenbuler, um im Sonnenfchein der Weimarifchen Hofgunft gleichfalls zu erwarmen, bereit wie er war, an Wieland gut zu machen, was er je öffentlich und heimlich an ihm verbrochen hatte. Die Reife von Straßburg her fürte ihn über Frankfurt, wo das Gœthifche Haus ihm gaftlich offen ftand. Dort mufte Klinger von feiner bevorftehenden Ankunft aus Darmftadt, wo er Merck befucht hatte, unterrichtet werden; mit Lenz felbft hatte er fchwerlich unmittelbaren Verkehr. Er bereitete mit Schleiermacher dem berümten Fremdling eine Ovation im Genieftil und Werthercoftüm, worüber feine Schwefter Agnes in dem fchon erwänten Brief an Kayfer vom 19. Mai folgenden Bericht gab: «Lenz war hier und ich habe ihn nicht gefehen. Mein Bruder und Ernft find ihm entgegen geritten drei Stunden*. Nun, lieber Bruder, will ich Ihnen auch fagen wie die Jungen gekleidet waren. Einer wie der andre; fo weit geht ihre Gleichheit, daß fie fogar einerley Stöck, Hüt und Schnallen (Burckhardt: Schladern, was nichts ift; Orig.: Schlanlen) haben. Sie machten in Frankfurth groß Auffehens, ieder Kerl blieb ftehen und gaft fie an. Als fie Lenz entgegen ritten hatten fie ihre blauen Fräck und gelben Weften an, weiße Hüt mit gelben Bendern — und fo find fie Lenz in der Stadt vor der Kutfche her ritten. War das nicht herlich, fo einem Jungen wie Lenz ift vor zu reiten? (Randfchrift, von Burckhardt weggelaffen:) Herr Hofrath Merck hat Lenz von Darmftadt hier her begleit». Diefer abgefagte Feind phantaftifcher Streiche faß demnach, als Opfer, neben Lenz in der Kutfche.

Die jungen Leute genoffen ihre Ferien mit den beiderfeitigen Schweftern auch one Gœthe nach der Weife der Jugend. Agnes fchreibt weiter: «aber ich foll Ihnen fchreiben wie fie lebten. Wie kann ich das? Vergnügt, herlich und in Freuden lebten wir zufammen, ach wären Sie auch bey uns gewefen». «Auch machte

* Bis zu der Poftftation Langen.

ſich unſer Max in Frankfurth ſein Leben zu Nutz, er iſt oft, ſehr oft ſpazieren gegangen, nach Mainz» (zu Schumann) «gereiſt, und ſo lebt er.» Aber wie wehmütig mochte er doch dem abreiſenden Lenz nachblicken! Schreibt doch ſelbſt das beſcheiden mitgenießende Mädchen: «gewiß leben Sie beſſer wie ich. Dann ich muß mein Leben ohne Geſellſchaft durchbringen. Geſellſchaft könnt ich wol haben, aber nicht die ich wünſch. Frankfurth iſt ſo leer, ſie ſind fort, Gœthe und alle die gute Leut».

Die beiden Freunde kehrten am 28. April (laut des Briefes von Agnes) nach Gießen zurück. Im Höpfneriſchen Hauſe hatte ſich die Temperatur für Klingern im ſelben Maße wie er literariſche Bedeutung gewann verſchlechtert. Aus ſeinen Briefen geht deutlich eine gewiſſe Verſtimmung zwiſchen ihm und ſeinem Hauswirt hervor, die nicht erſt von ſeiner plötzlichen Abreiſe nach Weimar herrürte. Schleiermacher, der mit Klinger um die Wette ſtürmte und drängte, nam an dieſem Misverhältnis Teil. «Daß du dich über Höpfner ärgerſt iſt dumm. Wie können dieſe Menſchen anders ſeyn (Br. 29)?» In demſelben Brief erfärt man, daß Klinger von ihm ein Lehrbuch des römiſchen Rechtes zum Geſchenk erhalten hatte, das er jezt, nachdem Klinger ſich der Seyleriſchen Schauſpieler-Geſellſchaft angeſchloſſen, wieder zurück haben wolte. Der arme, talentvolle Student, dem er dieſe und andere Gunſt zugewant hatte, konte unter fortwärenden dramatiſchen Arbeiten ſeinem Lehrer weder Freude noch Ehre machen. Gleichwol wuchs ſein Selbſtgefül mit jeder Arbeit, indem es durch die Bewunderung jugendlicher Freunde für die Geringſchätzung der Recenſenten reich entſchädigt wurde; Höpfner aber ſtimmte der abſprechenden Kritik der herſchenden Schule bei und hätte nur ein völlig gebrochenes Selbſtgefül in der Ordnung finden können. Ein Brief von ihm an Nicolai vom 24. April 1776* gibt von der Spannung dieſes Gegenſatzes einen lebhaften Eindruck: «die Recenſionen» (Nicolai am Rand: in XXVII. 2) «von Gœthe und Lenz und Klinger ſind ſehr gut. H. Dz iſt ein braver Mann. Die Phyſiognomik hat ihn bey Kl. nicht betrogen. Kl. hat Genie, aber doch nicht den zehenden Theil deſſen das er zu haben glaubt. Ich muß doch fühlen was für Kraft in mir liegt, die Hundsfütter in d. Bibl. mögen ſagen

* Nicolais Nachlaß bei Parthey in Berlin.

was ſie wollen. So ungefehr redet er von ſich. Unerträglich ·iſt mirs oft zu hören, wie die Leutchen aus der Göthiſchen Schule von ſich und von andern urtheilen. Göthe, Lenz, Kayſer ſind Halbgötter. Leſſing iſt nur allein in der Compoſition etwas. Sein Fauſt wird gegen den Göthiſchen eine armſelige Figur machen. Gesner iſt nichts. Rabener ein langweiliger Schwätzer, Ramler ein kalter elender Menſch. Jeruſalem und Mendelſohn — *stupor vulgi hos fecit philosophos.* Nicolai hat gar keinen Verſtand.»* Milder als Höpfner dachte und nachſichtiger verhielt ſich, wie es ſcheint, ſeine liebenswürdige Gattin, der Klinger in Briefen aus Rußland ein herzlicheres Andenken als ihrem Manne bewart.

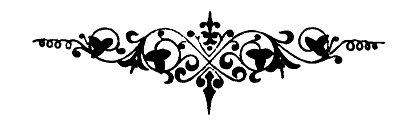
Inzwiſchen waren die Zwillinge von Schrœder mit dem Preiſe bedacht und auf der berümteſten Büne Deutſchlands mit Glück dargeſtellt worden. Der Erfolg ſchien für Klingers dramatiſchen Beruf zu entſcheiden; er ſah ſich jezt im Beſitz eines Namens, der neben Lenz genant werden konte. Damit waren denn ſchon Anſprüche an das Leben zu begründen, wenn es auch mit der ſeit zwei Jaren aufgeladenen Jurisprudenz zweifelhaft ausſah. «Ich weiß nicht wie das mit mir ſteht, ich laß mein Gewiſſen ſchweigen» ſchreibt er an Kayſer im Hinblick auf die am Ende des Sommerſemeſters bevorſtehende Abſolution. Mit dieſer war freilich in jener glücklicheren Zeit ein Facultätsexamen nicht verbunden; aber die Anſtellung war durch ein Examen vor den Behörden bedingt, und die Ausſicht auf dieſes vermehrte one Zweifel die Abneigung, die Klinger onedieß gegen eine juriſtiſche Laufban in ſeiner Vaterſtadt empfand. So richtete ſich denn ſein Blick verlangender auf die lichte Höhe, wo Gœthe wandelte. Dort erhielt man eben jezt von der Arria Kentnis, und bald muſten auch die Zwillinge im Druck erſcheinen; ſolte jener muſenfreundliche Hof für den Verfaſſer dieſer Stücke nicht etwas übrig haben? Wieland konte ihm ja nicht mehr zürnen, wenn er jezt Gœthen liebte; irgend etwas konte der berümte vielvermögende Freund gewiß für ihn tun; irgend ein ſeiner würdiger Weg muſte ſich dort, wenn irgend wo, finden. Was für einer, war freilich nicht leicht zu ſagen; aber die

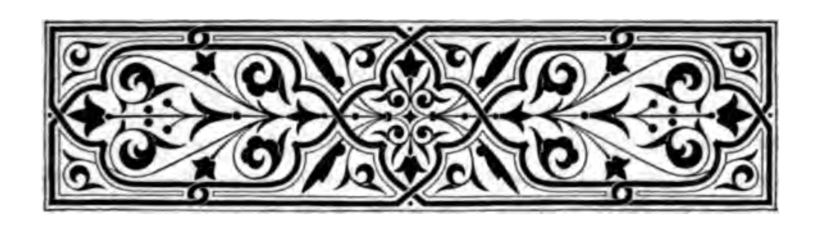
---

* Auf dieſen Brief antwortet offenbar, obgleich das Datum (23. April) nicht ſtimmt, der von Wagner III, 139 f. abgedruckte von Nicolai, worin er ſagt: «Klinger ſcheint mir ein ſehr mittelmäßiger Burſche zu ſeyn, der nur die Manier aufſchnappt und ſelbſt nicht viel in ſich hat».

Jugend, und gar die poetiſch geſtimmte, hat das Talent, auf ganz undefinierbare Möglichkeiten des Glückes zu hoffen.

Aus dem oft citierten Brief an Kayſer ſieht man, daß Klinger am erſten Pfingſttag, dem 26. Mai, an Gœthe geſchrieben hatte wie es mit ihm ſtünde; der Vorſatz ſein Brot keinesfalls in Frankfurt zu ſuchen war dabei ausgeſprochen, ſonſt weder Wunſch noch Bitte, nur leidende, unbeſtimmte Erwartung deſſen was kommen ſolte. Es ſcheint daß er ſeine Wünſche Lenzen in Frankfurt anvertraut, dieſer verſprochen hatte für ihn zu wirken; und von ihm hatte er jezt durch Kayſern den Wink bekommen, nur ruhig abzuwarten. Ja auch mit dem geliebten Kayſer konte er hoffen in Weimar wieder vereinigt zu werden; er ermant dieſen ſelbſt darauf zu treiben, biß daß er — Klinger — dort ſei, und alſo weiter treiben könne; und Lenz, der mit Kayſer eng verbunden war, ſich deſſen Vermittelung zur Herausgabe ſeines Petrarch, ſeiner Flüchtigen Aufſätze bediente, hatte offenbar Auftrag, auch für ihn in Weimar wo möglich eine Stätte zu bereiten. Wuſte ja der reizbare Muſiker bereits über ſeine Umgebung in Zürich zu klagen und überließ ſich eben jezt gegen Schubart den menſchenfeindlichſten Ausbrüchen (ſ. Schubart an Kayſer Grenzb. XXIX 2, 460). So träumte man von einem vereinten herlichen Genieleben an der Seite oder vielmehr unter den Fittichen des trauten Jugendgenoſſen, der nun nicht nur ein berümter, ſondern auch ein vornehmer Mann geworden war, und an deſſen Freundſchaft man glaubte wie an ſein eignes Ich.





DRITTES CAPITEL.

Weimar.

Vierzehn Tage, nachdem Klinger jenen ergebungsvollen Brief nach Zürich geſchrieben hatte, erſchien er Montag den 10. Juni des Abends* plötzlich in Weimar. Was war inzwiſchen

* Riemer gibt in ſeinen Mitteilungen über Gœthe den 24. Juni als Tag der Ankunft an. Wenn man von Klingers Briefe vom 6. Juli (Nr. 18) rückwärts die Chronologie des Weimarer Aufenthaltes berechnet, erkennt man die Unrichtigkeit dieſer Angabe und überzeugt ſich, daß der Montag der Ankunft auf keinen andern Tag des Juni als den 10. gefallen ſein kann. Der 6. Juli war ein Samſtag; der Sonntag im Juni, von welchem Nr. 17 datiert iſt, war der 30. dieſes Monats. Da hatte K. wieder einmal einen ruhigen Tag zum Schreiben; die vorhergegangene Woche über hatte er meiſt beim Prinzen gelegen, Dienſtag den 25. mit ihm und andern gebadet. Nr. 15 berichtet, daß er «Zeit über» in einem unendlichen Schwall von Leben geweſen und ſich ſeit Samſtag, alſo ſeit dem 22. in etwas zurückgezogen habe; der Brief muß vom 23. ſein. Nr. 14 blickt auf einen vorigen Donnerſtag zurück, womit unmöglich der 20., ſondern nur der 13. Juni gemeint ſein kann, und iſt offenbar Sonntag den 16. Juni geſchrieben; in Nr. 11 hatte ja K. vor, den nächſten Sonntag wieder zu ſchreiben. Riemer iſt auf den 24. durch Goethes Tagebuch (1875 von Keil veröffentlicht) gekommen, wo Klinger an dieſem Tage zuerſt erwänt wird. Aber es heißt nur «Nachts Klinger», kein Wort von ſeiner Ankunft. Am 25. heißt es: «Abends Wieland, Kalb, Lenz. Klinger», wärend Klinger angibt, daß am Tage nach ſeiner Ankunft ſie «alle vier», d. h. er ſelbſt, Wieland, Kalb und Gœthe in des letzteren Garten den Abend zugebracht hätten; in dem Tagebuch erſcheint Lenz in der Geſellſchaft, und Klinger, durch einen Punct von den übrigen getrennt, gehört offenbar gar nicht zu ihr. Eine auffallende Unterſtützung für Riemers

geſchehen, das ſeine Entſchlüſſe in ſolcher Weiſe umändern konte? Nichts offenbar, als daß ihn die Ungeduld überwältigt hatte. Gœthe wurde durch den Schritt völlig überraſcht, «denn er wußte kein Wort von meinem Kommen» (Br. 12); es kann auch kein durch Kayſer vermittelter Wink von Lenz dazu veranlaßt haben, ſonſt wäre jener nicht dadurch «frappiert» worden (Nr. 64 der Briefe) und würde ſich in Klingers Brief an ihn eine Beziehung darauf finden: aber «ich packte auf einmal auf und machte mich fort» iſt alles was er ihm zu ſagen hat. Von ſeinen Angehörigen hatte er (wie Agnes an Schumann ſchreibt) auf vier Wochen Abſchied genommen; die Mutter war krank, und es mag ihr ſchwer aufs Herz gefallen ſein, daß der Son ſo vieler Liebe und Sorge aus der vorgezeichneten Laufban ins ungewiſſe ausbog. Das erforderliche Geld hatte er von zwei Frankfurter Freunden zuſammen geliehen, von Rieſe zwei Carolin und von Diehl vier Louisdor: ſie waren auf das von Schröder zu erwartende Honorar für die Zwillinge vertröſtet, wie auch Höpfner, in deſſen Schuld ſich Klinger onedieß befand (Br. 14). Zur Beſorgung aller erdenklichen Aufträge und Angelegenheiten in der Heimat verließ er ſich auf den treuen Schleiermacher, der mit grimmigem Herzweh vereinſamt zurückblieb.

Die erſten Eindrücke in Weimar hätten nicht erfreuender und ermutigender ſein können. Gœthe, den er gleich am Abend ſeiner Ankunft aufſuchte, empfing ihn herzlich, ja zärtlich, wenn auch ſein «närriſcher Junge», «toller Junge» wie ein liebkoſender Vorwurf ob des übereilten, ſeiner Weiſung zuwider getanen Schrittes klingt. Den folgenden Tag gieng Klinger zu Wieland, und dieſer, der in der erſten Liebe mit Gœthe lebte, gab nach ſeiner leicht verſönlichen Art auch dem Verfaſſer des Leidenden Weibes alsbald volle Amneſtie, da er einen hübſchen, heitern und harmloſen

Anname findet ſich dagegen in dem Eintrag unterm 18.: «Vogelſchießen bey mir», verglichen mit dem Vogelſchießen, das nach Br. 11 «vor einigen Tagen» in Gœthes Garten war. Hier muß die Vermutung erlaubt werden, daß bereits einige Tage vor dem 10. Juni ein änliches Schießen ſtattgefunden hatte, one daß Gœthe es in ſeinem Tagebuche verzeichnete. Auch Klingers plötzliche Erſcheinung am 10. vermißt man, ſowie die Abendgeſellſchaft im Garten am 11.; und zweifelhaft bleibt am 14., nachdem der 12. und 13. ganz leer ausgegangen, die Notiz «Abermal mit K. und Wieland»: denn K. kann ſowol Klinger als Kalb bedeuten.

jungen Mann in ihm erkante. Klinger vergalt ſeine Liebenswürdigkeit mit rückhaltloſer, ſchwärmeriſcher Verehrung. Er wurde von ihm über Mittag behalten, und den Abend fanden ſich beide in Gœthes Garten ein zu Wein und Butterbrot. Der vierte in der Geſellſchaft war hier «noch ein großer Menſch», der neuerdings an ſeines Vaters Stelle zum Kammerpräſidenten erhobene frühere Kammerrat und Kammerjunker von Kalb, derſelbe der im Herbſt vorher Gœthen nach Weimar geleitet und ihm die erſte Herberge im Hauſe ſeines Vaters bereitet hatte. Er hatte in Frankfurt bereits mit ihm Bruderſchaft geſchloſſen, hatte die Einwilligung ſeiner Eltern zur Anſtellung in Weimar vermittelt* und es verſtanden, mit Gœthes Glücksſtern ſeinen eignen eng zu verbinden: denn ſeine Ernennung zum Kammerpräſidenten wurde vom Herzog zugleich mit jenes Aufname in das geheime Conſeil gegen den nachdrücklichen Widerſtand des Miniſters von Fritſch durchgeſetzt. Nach vier Jaren war er gründlich diskreditiert** und erhielt Gœthen zum Nachfolger; jezt aber lebte er dieſem offenbar eifrig zu Gefallen und beeilte ſich, dem von ihm gütig aufgenommenen Jugendfreunde Gefälligkeiten zu erweiſen. Er verſprach ihm, der in der Poſt*** abgeſtiegen war, eine billigere Wonung mit Penſion zu verſchaffen, die Klinger zehen oder elf Tage ſpäter wirklich bezog und ſehr zu ſeiner Zufriedenheit fand.

Die nächſte Geſellſchaft hatte er einſtweilen an Lenz, der in der Poſt, ein Stockwerk tiefer, ſein Hausgenoſſe war; aber beider Stimmung paßte zu wenig zu einander, um das Zuſammenſein erfreulich zu machen. Die Nachſchrift, die Lenz dem Briefe Klingers an Kayſer vom 12. Juni beifügte, gibt einen traurigen Eindruck von ſeinem Gemütszuſtande; Klinger braucht in zwei Briefen dieſes Tages von ihm die Redensart, daß er «in ewiger Dämmerung ſei» oder «herumgehe», und an Schleiermacher ſetzt er hinzu, daß er «dumme Streiche mache, wo er brav dafür geſchoren werde»: Ausdrücke widerholend, die er dort vernam und die Wieland damals in Briefen an Merck brauchte†. Im zweiten Brief an Schleier-

* S. Keil, Frau Rath 51.

** S. v. Beaulieu-Marconnay, Amalie, Karl Auguſt u. d. Min. v. Fritſch 165.

*** Identiſch mit dem jezt noch beſtehenden Gaſthaus zum Erbprinzen: ſ. Böttiger, Lit. Zuſt. 18.

† 13. und 27. Mai: Wagner II, 66—68.

macher, der Sonntag den 16. Juni gefchrieben fein muß, wird bereits gemeldet, daß Lenz aufs Land gezogen fei. Er wonte nun in Berka, einige Stunden füdlich von Weimar, gieng indeffen dafelbft ab und zu, fo daß fein Verkehr auch mit Klinger nicht ganz aufgehört haben wird. Er war diefem wie anderen ein Gegenftand des Mitleidens: «der arme Junge ift und lebt in Dämmerung und Druck»; doch hinderte dieß nicht in die Neckereien des Weimarer Kreifes einzuftimmen. «Ueber feinen garftigen Strephon hab ich ihn nicht wenig geplagt — und fie haben ihn geplagt eh ich kam.» Als er auf Pfingften an Kayfer fchrieb, war ihm noch keine Kritik des Strephon beigekommen. In der Tat war diefer, moralifch genommen, kaum bedenklicher als Gœthes Stella, über die Klinger im Februar voll Begeifterung an feine Schwefter fchrieb, als wäre ein objectiv Sittliches für das Genie und für die Leidenfchaft des genialifchen Subjectes nicht vorhanden. Aber das Lächerliche in dem fo ernfthaft gemeinten Ausgange des Lenzifchen Stückes war offenbar bei Gœthe und Wieland einem fcharfen Urteil begegnet, dem Klinger, abhängig wie das feine noch war, nicht zögerte fich anzufchließen.

Mit der Beurteilung feiner eignen Dramen in Weimar war er zufrieden. Er fchreibt nach der erften dort zugebrachten Woche: «auch liebt man meine Schriften fehr hier», und fchon am 12. hatte er, wol von Gœthe, gehört, daß der Herzog durch feine Arria eine gute Idee von ihm hätte. Wieland verftand es warfcheinlich, über diefen Punct mit Bonhommie hinwegzukommen. Mit dem einftweilen noch handfchriftlichen Grifaldo hatte er jedoch Unglück: denn auf ihn* muß man eine von Falk** berichtete Anekdote beziehen, der fich innere Glaubwürdigkeit wenigftens in der Hauptfache nicht abfprechen läßt. Eines Morgens, fo ließ fich Falk von «einem Freunde» erzälen, fei Klinger zu Gœthe gekommen, habe ein groß Packet mit Manufcripten aus der Tafche gezogen und ihm daraus vorgelefen. Eine Weile habe ers ausgehalten, dann aber fei er mit dem Ausruf: «was für verfluchtes Zeug ifts, was du da wieder einmal gefchrieben haft! Das halte der Teufel aus!» von feinem Stule aufgefprungen und davon ge-

* Nicht auf Sturm und Drang, woran Klinger erft im September fchrieb, als fein Verhältnis zu Gœthe bereits halb gelöft war.

** Gœthe aus perfönl. Umgang dargeft. S. 150.

Dadurch aber habe Klinger ſich nicht im geringſten aus ...ung bringen laſſen, ſondern nachdem er ganz ruhig auf... den und das Manuſcript in die Taſche geſteckt, habe er ...r nichts geſagt als: «curios! das iſt nun ſchon der zweite, ... dem mir das heute begegnet iſt.» Wieland verſicherte — offenbar als Falk die vernommene Geſchichte wieder erzälte — in ſolchem Falle würde er ſchwerlich ſo gleichgültig geblieben ſein. Gœthe ſagte: «ich auch nicht. Aber daraus ſeht Ihr eben, daß der Klinger durchaus zu einem Generale geboren iſt, weil er eine ſo verteufelte Contenance hat. Ich habe es Euch ſchon damals voraus geſagt.» Unter dem erſten Flüchtling vor Griſaldo mag man ſich etwa Lenz vorſtellen; denn in die erſten Weimarer Tage muß die Geſchichte gehören, da Klinger ſicherlich gebrant haben wird, den Eindruck ſeines neueſten Erzeugniſſes auf die Dichter, denen er nacheiferte, zu erfaren. Vielleicht war es auch Wieland, dem ſich wenigſtens eine Stelle aus der erſten Scene des Stückes «hab den Löwen bezwungen und ſein heißes Blut getrunken» ſo lebhaft einprägte, daß er nachmals Klingers nicht gedenken konte one auf ſie anzuſpielen (Wagner I, 109. II, 106).

Indes, wie man auch von Klingers Werken mag gedacht haben, Wieland wolte ihn nicht fort laſſen und Gœthe ſprach von Bleiben, dem Herzog ſolte er bald, «vielleicht heute noch» vorgeſtellt werden (Br. 11. 12. 13): das war für den Anfang genug, und der junge Abenteurer fülte ſich überglücklich in der Geſellſchaft der «Götter», am «Sitze des Großen»; er genoß zugleich den Triumph, die übeln Nachreden, welche die von Gœthe in den Schatten geſtellten Weimarer Hofgrößen geſchäftig verbreitet hatten, aus eigner Warnehmung widerlegen und ſagen zu können, wie er ſeinen Freund in Achtung und Anſehen, im Beginn einer ernſten, vielverſprechenden Wirkſamkeit gefunden habe. Neben den Göttern waren auch die Menſchen alle «ſo gut und treu»; ſie zeigten ihm ſo viel Güte, er liebte ſie alle und vertraute allen: wo gab es ein ſchöneres Leben?

Zwar den Herzog bekam er in der erſten Woche nicht, wie er gehofft hatte, zu ſprechen; aber zu Ende derſelben, am 15. Juni, geriet er ungeſucht in eine Beziehung zum Prinzen Constantin und deſſen Umgebung, die ſich für ihn ſehr angenehm geſtaltete. Er las Abends in Gœthes Garten auf einem Raſenſitze in «ſeinem»

Homer; da kam «ein Schwarm Prinzen und Herren». Der Capitän von Knebel, seit October 1774 als Gouverneur des Prinzen Constantin angestellt, damals in den ersten dreißig und weit von der einsiedlerischen Natur entfernt, zu der er sich später entwickelte, spürte den einsamen Leser auf, machte in liebenswürdiger Weise seine Bekantschaft und stellte ihn seinem Prinzen vor. Dieser, ein schöner, begabter, leichtgesinnter Jüngling von noch nicht achzehen Jaren, muß in dem sechs Jare älteren Klinger nach seiner Weise etwas änliches gefunden haben, wie es sein Bruder an Gœthe besaß: einen reiferen, geistig und körperlich überlegenen Kameraden, der doch bereit war, in demselben Element jugendlicher Lebensfreudigkeit mit ihm zu schwimmen. Er hatte eine eigne kleine Hofhaltung auf dem bescheidenen Landsitze Tiefurt, wo es unter Knebels Leitung bewegt und lustig hergieng*. Hier wurde nun Klinger ein so häufiger Gast, daß es ihm nach einer Woche selbst zu viel war und er das Bedürfnis fülte, sich in der angenehmen, schön gelegenen Wonung, die er eben jezt bezog, einige Tage einzuhalten, ehe der «unendliche große und vornehme Schwall von Leben» weiter gienge. Gesellschaft und Unterhaltung war übrigens sehr nach seinem Geschmacke. Der Herzog mit seinem Hofe gieng in Tiefurt ein und aus, und Klinger wurde in den heitersten Verkehr vertraulich hereingezogen. Der 23järige Erbprinz Ludwig von Darmstadt, Bruder der Herzogin Luise, der bei seinen neuen Verwanten zu Besuch war und auf das genialische Treiben, das hier herschte, besser als seine Schwester einzugehn verstand**, begegnete sich mit Klinger in dem Interesse für Schleiermacher und dessen Familie; er verkehrte gern und viel mit ihm und lud ihn zum Besuch nach Darmstadt ein. In beiden Prinzen fand Klinger «herrliche» Menschen; mit ihnen und dem ungenierten Forstmann

* Knebel machte den Hofstaat des Prinzen Constantin in Tieffurt sehr liberal, hatte wöchentlich mehrmals offne Tafel, bildete den Prinzen zum Dilettanten in den Musenkünsten, und reichte immer nicht mit dem Gelde des Prinzen aus: so Bœttiger (Lit. Zustände u. Zeitgen. I, 23) nach Herders Erzälung.

** «Wir haben ihn alle herzlich lieb gewonnen. Er ist, wie Sie sagen, ein selbständiger und im Grunde ein gutherziger Sterblicher, mit einer Ader von der seltsamsten Original-Laune»: Wieland an Merck 7. Oct. 1776 (Wagner II, S. 77). «Er ist eine große, feste, treue Natur, — — mit einer ungeheuern Imagination und einer graden tüchtigen Existenz. Wir sind die besten Freunde»: Gœthe an Merck 16. Sept. 1776 (Wagner I, 97).

von Wedel, der 1779 mit dem Herzog und Gœthe den bekanten Genieritt in die Schweiz tat, wurde geritten, gefchwommen, getollt nach Herzensluft. Im benachbarten Tennftädt wurde er bei dem dafelbft angefeffenen Confiftorialpräfidenten von Lynker, «einem von den treueften Kerls», und deffen Gemalin, «jung und fchön wie ein Engel», eingefürt, und hatte nun auch da abwechfelnd feine «Niederlage». Die Herzogin Amalie, die er bei einem feiner erften Ritte mit dem Prinzen begegnet hatte, zeigte ihm von da an befondere Aufmerkfamkeit und fprach bei jeder Gelegenheit mit ihm. Sonft hielt er fich für jezt von den Damen zurück, fo daß es der Herzogin Luife nicht gelang mit ihm ins Gefpräch zu kommen und fie ihn für menfchenfcheu hielt.

Bis zum 9. Juli läßt fich diefes luftige Leben zwifchen Weimar, Tiefurt und Tennftädt in den Briefen verfolgen; dann wird deren Reihe durch eine Lücke von vier Wochen getrennt. Aus dem erften der fehlenden Briefe, vom 11. Juli, hat Schleiermacher einen Satz aufbewart, daraus hervorgeht, daß Klinger die Abficht hatte, in der Woche zwifchen dem 14. und 20. Juli mit dem Gymnafial-Profeffor Musäus, dem Jünger Wielands, eine Fußreife nach Erfurt, Gotha und Eifenach zu machen; ob fie ausgefürt worden bleibt ungewiß. Um Anfang Auguft war Prinz Conftantin fehr krank; Klinger durfte ihn am 6. befuchen und fand ihn erft «etwas beffer». Jezt war das luftige Leben mit ihm natürlich zu Ende, und es wird feiner in den Briefen nicht mehr gedacht.

Ueber die Frage feiner Zukunft hatte Gœthe mit Klinger in der erften Woche «ein für allemal geredt»; aber den Inhalt diefer Unterredung bekam Schleiermacher nicht zu hören. Beweifes genug, daß fie keinerlei beftimmte Hoffnung erweckte. Aus den Worten «und ohne dies nehm ich immer und ewig hier keine Civil Dienfte» in Nr. 25 der Briefe muß man fchließen, daß von diefer Möglichkeit, die ja auch am nächften lag, vor der Abreife von Gießen zwifchen beiden Freunden die Rede gewefen war; und durch fie hatte wol auch Klinger feine Mutter mit der Reife nach Weimar zu verfönen gefucht. Warfcheinlich fagte ihm nun Gœthe «ein für allemal», daß es damit nichts wäre, und das kann man ihm warlich nicht verdenken: denn er hätte feine eigne Stellung, die fich kaum zu befeftigen begann, unheilbar verdorben,

wenn er es fofort unternommen hätte, feinen Anhang im herzoglichen Dienfte empor zu bringen. Alles was er verfprechen konte war alfo, die erfte Gelegenheit zu einer Empfehlung außerhalb des Herzogtumes warzunehmen. Damit war auch Klinger zufrieden: denn Gœthes Liebe für ihn fchien noch immer «unendlich groß und reich»; fein Schickfal hatte den Freund «gequält und gedrängt feit er hier ift»; er geftand ihm, «daß er ganze Tag vor feinem Geift geftanden». Wieland, der feine Freude an Klingers ritterlicher Erfcheinung hatte, meinte: «Ihr feyd für iede Civil Bedienung zu groß!» Militär war feine Idee: er hätte ihn als Lieutenant unter den Preußen fehen mögen.

Es war die gütige Frauenhand der Herzogin Amalie, die diefen Gedanken, vielleicht aus Wielands Eingebung, praktifch erfaßte. Sie fchrieb wegen Klingers Aufname in das preußifche Officiercorps noch vor Ablauf Junis an ihren Oheim, den großen Friedrich, fowie an einen ihr bekanten preußifchen General. Für den Fall, daß fich hier nichts erreichen ließe, war ins Auge gefaßt, daß der Prinz von Darmftadt verfuchen folte, ihn durch feinen Schwager, den Thronfolger von Rußland, in dortige Dienfte zu bringen — freilich eine ftarke Zumutung für den guten Prinzen, da diefer Schwager eben jezt, drei Monate nur nach dem Tode feiner Schwefter, im Begriffe war, ihm feine Braut zu rauben; und als dritte Möglichkeit hatte man noch kaiferliche Dienfte im Rückhalt. Klinger war auf den Plan, den er doch felbft nicht zu bilden gewagt hatte, wie man aus feinem Briefe vom 30. Juni fieht, mit flammender Begeifterung eingegangen; und die ruffifche Ausficht war ihm aus guten Gründen noch lockender als die preußifche.

Bei ihm hatte ja das kraftgenialifche Wefen eine fehr reale phyfifche und moralifche Unterlage; in ihm war wirklich etwas von der reckenhaften Natur, die er als Otto, als Guelfo und Grifaldo, in drei verfchiedenen Typen ausgefürt hatte. Seinen Körper hatte er in ritterlichen Uebungen mit weit mehr Liebe und Erfolg als feinen Geift in der Jurisprudenz ausgebildet. Seine Freude war das Roß zu tummeln, den Degen und die Piftole zu handhaben. Man kann faft fagen, daß ihm die Poefie bis dahin nicht viel mehr als ein Ventil war, um fein vom zamen Leben der Zeit unterdrücktes Heldenfeuer auszuftrömen; und wenn ihn das Schickfal frühzeitig unter die Waffen, auf die See, auf abenteuerliche Reifen

gefürt hätte, wer weiß, ob ſeine ſchriftſtelleriſche Ader vor der Reife ſeines Lebens zum Ausbruch gedrängt hätte! Jezt war ihm nach ſo viel Jaren des Druckes mit ſiegreicher Gewißheit, mit einem Rauſch der Freude klar geworden, worauf ſeine Natur eigentlich und einzig angelegt war. «Ich fühl daß ich dazu gemacht bin, mit dieſem Herzen, dieſem Körper». Der militäriſche Gehorſam hatte nichts, das ſeinen ſtolzen Freiheitsdrang ſchrecken konte; er erſchien nur als das notwendige Zubehör der eignen Autorität und Verantwortlichkeit in dem männlichſten aller Berufe, nicht zu vergleichen mit dem entnervenden Druck und der Schererei, die den Anfänger one Geburt und Vermögen in jedem Civildienſte bedrohte. Damit keine Zeit verloren gienge, war der freundliche Knebel bereit, den neuen Jünger des Mars in die Geheimniſſe der Taktik und des preußiſchen Exercier-Reglements einzuweihen, und er begann alsbald ſeine Lectionen.

Die Herzogin wird klug genug geweſen ſein, dem großen König nichts davon zu ſagen, daß es ein Genie und ein deutſcher Schriftſteller war, für den ſie bat; ſonſt wäre ihre Mühe von vorn herein verloren geweſen. Aber auch ſo verſagten ihr Umſtände, die man leicht errät, den Erfolg. Es war tiefer Friede, und die preußiſche Armee hatte gerade Raum genug, um den Nachwuchs des inländiſchen Adels aufzunehmen. Als Klinger am 19. Auguſt ſeinem Freunde ſchrieb, war der Plan für geſcheitert anzuſehen; aber die «edle Seele, die ſich treu dafür intereſſierte» (Br. 20), hatte ihm bereits eine neue Wendung gegeben, die noch vorzüglicher als die früher vorgeſehene erſchien. Sie wolte Klinger eine Officiersſtelle in einer der deutſchen Mietstruppen verſchaffen, die damals den Engländern für ihren Krieg gegen die empörten Colonien in Nordamerika überlaſſen wurden; ſie hatte ihm Hoffnung gemacht, bei der nächſten Recrutierung eintreten zu können. Da Amaliens Vater, der Herzog Karl von Braunſchweig, in dieſem Geſchäft machte, ſo lag der Gedanke nahe und verhieß Erfolg. Und das war doch nun eine ganz andere Ausſicht, ſich unmittelbar in den Krieg ſtürzen zu dürfen — und in welchen romantiſch abenteuerlichen — als die auf eine gar nicht abzuſehende Reihe von Jaren preußiſchen oder ruſſiſchen Gamaſchendienſtes. Von Lindau, jener Freund Lavaters, der im Sommer 1775 durch ihn auch Gœthes Freundſchaft gefunden hatte, war inzwiſchen in den

amerikaniſchen Krieg gezogen und ſchrieb von der erſten Bataille, die er mitgemacht: für Klinger doppelt entzündend, da er, nach der Art ſeiner Erwänung gegen Schleiermacher zu ſchließen, beiden perſönlich bekant geworden war.

Gœthe konte, wie man ſieht, jener fürſtlichen Frau die Sorge für ſeines Freundes Zukunft ruhig überlaſſen. Er war, laut ſeines Tagebuches, zwiſchen dem 17. Juli und 14. Auguſt von Weimar abweſend und in der Gegend von Ilmenau, mit dem Herzog in Angelegenheiten des Bergbaus beſchäftigt, nicht one ſich dazwiſchen mit Frau von Stein und anders ſehr gut zu unterhalten. Aber noch vor dieſer Abweſenheit hatte ſein Verhältnis zu Klinger eine Wendung genommen, die dieſer ſich nie hätte träumen laſſen. Wir erſehen ſie aus den Worten, die Gœthe am 24. Juli an Merck ſchrieb: «Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich; ich habs ihm geſagt, darüber er außer ſich war und es nicht verſtand und ichs nicht erklären konnte und mochte» (Wagner I, 94). An Kayſer ſchrieb er am Tage nach ſeiner Rückkehr mit unverkennbarer Beziehung auf Klinger: «bleib ruhig in Zürich. So ihr ſtille wäret würde euch geholfen — — —». (Burckhardt, G. u. K. 60). Ob Kayſer einen Wunſch, kommen zu dürfen hatte blicken laſſen oder nicht — der Gedanke ſchreckte ihn ſichtlich, daß auch noch dieſer Jugendfreund mit ihm wandeln wolte.

Man könte vermuten, daß über die Scene, die hier angedeutet wird, die Briefe Klingers, die wir zwiſchen dem 9. Juli und 7. Auguſt vermiſſen, Nachricht gaben und daß ſie deshalb der Empfänger, auf beſtimmtes Verlangen des Schreibers, vernichtet habe, obgleich er das gleiche Verlangen bezüglich des harmloſen Briefes, der unmittelbar vorher gieng, nicht erfüllte. Noch den 4. Juli hatte Klinger, wie er am 6. ſchreibt, bei Gœthe zugebracht, one daß etwas vorfiel, das ſeine Heiterkeit ſtören konte: es hätte ſonſt irgend welche Spur dem Briefe eingedrückt, der eine ruhige und glückliche Stimmung atmet und nur durch die Worte «mein Leben — fängt ſehr an unter einander wild und zerſtreut zu gehn» anen läßt, daß dem Schreiber wieder einmal der Geſelligkeit zu viel geworden war. In den ſpätern Briefen an Schleiermacher gedenkt er Gœthes nur noch einmal, und das in einer Weiſe, die nach Verdruß lautet: «die Offenbach. (wie es ſcheint ein Porträt oder Schattenriß des Offenbacher Mädchens) kann ich von Gœthe nicht

wiederkriegen weil fie vermuthlich verfchleudert ift» (7. Auguft). Der Mutter und den Schweftern fchreibt er zwar noch am 25. September: «Gœthes Liebe ift groß, aber die Umftände find gegen uns». Diefen Frauen gegenüber darf man jedoch nur berechnete Worte von ihm erwarten; fie folten ihn nicht mit Fragen beftürmen, ob denn Gœthe die auf ihn gefetzte Hoffnung getäufcht habe. Es ift ihm natürlich nicht gelungen, ihre Neugier von diefem Puncte abzulenken, und in der Familientradition ftand es nachmals feft, daß Gœthe fich in Weimar nicht fchön gegen Klinger benommen habe.

Mit Wieland war ein vertrauliches Verhältnis mindeftens noch am 7. Auguft, wie der Brief von diefem Tage zeigt, im Gange. Doch hatte er fchon am 5. Juli an Merck gefchrieben: «Klinger ift auch (d. i. nach Lenz) gekommen, leider! Er ift ein guter Kerl, ennuyirt uns aber herzlich und drückt Gœthen. Was ift mit folchen Leuten anzufangen?» (Keil, Frau Rath 66 f.) Gœthe hatte alfo damals fchon den Ausdruck, mit dem er Klingern kurz darauf von fich ftieß, gegen Wieland gebraucht. Er fah den alten Ton und Ideenkreis, in dem er fich mit Klinger verftanden hatte, weit hinter fich, diefer aber gebrauchte ihn unbefangen fort und übte alte Freundesrechte: das konte ja wol drücken. Klinger war unreif an Geift und Charakter und hatte folchen Männern wenig mehr zu geben als Liebe und begeifterte Verehrung; zudem war er ein müßiger Gaft, und die andern hatten zu tun: das mufte ennuyieren. Wieland entzog ihm darum nicht feine Teilname. Er fügte am 26. Juli einer Antwort an Kayfer, der ihm Gedichte für den Mercur gefchickt hatte, die nachfchriftlichen Worte bei: «Klinger ift ein edler, ftarker, guter junger Mann, deffen Schickfal mir fehr am Herzen liegt» . . . . von hier an ift Kayfers unglücklich fchwarze Tinte, womit er alle feine Nerven beunruhigenden Stellen der Briefe, die er aufbewarte, getilgt hat, über fünfthalb Zeilen hingegangen, von welchen bloß die Worte «Ob er fich der Zufammenfetzung» und «Man kann eine fehr gute Art von Menfchen fein» zu entziffern find (Burckhardt in den Grenzb. 1870. 2, 464). Wieland fagte hier genauer, was er an Klingers Wefen auszufetzen fand, und vielleicht würde er uns damit einen Wink zum Verftändniffe der Entfremdung Gœthens geben, den wir jezt mit aller pfychologifchen Reflexion nicht erfetzen können.

Klinger hatte trotz allem, was ungar und excentrisch an ihm mochte gefunden werden, bei einfacheren Naturen so überwiegend gefallen und sich so angenehm eingebürgert, daß er allenfalls auch one Gœthe wandeln konte, zumal solange dieser sich in Ilmenau vom Schauplatze zurückgezogen hielt. Am 7. August, wo die Briefe wieder anfangen, war ein neues Interesse im Gange, das, wärend er auf Entscheidung seines Schicksals wartete, zu seiner Unterhaltung dienen konte. Die Zwillinge, in Schröders Hamburgischem Theater erschienen, waren jezt in Weimar bekant geworden, und wurden für den October zur Auffürung bestimmt. Klinger gibt nicht an auf welcher Büne, das enthielt wol der vorhergegangne verlorne Brief; aber es kann nur eine in Frage kommen: das Liebhabertheater der Herzogin Amalie. Sich an ein solches Stück zu wagen war für damalige Liebhaber kein allzu küner Gedanke: geschah doch das gleiche in Meiningen mit dem Julius von Tarent. One Zweifel solte und wolte Klinger selbst mitspielen, wie er in der letzten Woche des August wirklich in der Rolle eines preußischen Majors aufgetreten ist; und diese theatralischen Unterhaltungen gaben ihm Gelegenheit, durch Entfaltung eines neuen Talentes einen Beifall zu erwecken, der nach einer neuen Richtung hin sein Selbstgefül stärkte. Bei Wieland wenigstens war der Beifall so entschieden, daß er mit dem präsumptiven preußischen Lieutenant alles Ernstes die Möglichkeit einer glücklichen und ehrenvollen Laufban als Schauspieler verhandelte. Nicht vom Eintritt in eine der damaligen farenden Truppen war die Rede; in fester geachteter Stellung an einem Hofe solte es sein, und Wieland wuste, daß an einem Hofe eben jezt eine Schauspieler-Gesellschaft zusammen gesucht würde. Er meinte das Mannheimer Unternehmen des Kurfürsten Karl Theodor. Klinger gieng auch auf diesen Gedanken lebhaft ein, doch nur als Auskunft für den Fall, daß sich seine militärischen Aussichten zerschlügen, und er verlangte darüber Schleiermachers vorurteilsfreie Meinung. Es war keine Rede mehr davon, sobald das greifbare amerikanische Project mit seiner Aussicht auf sofortigen wirklichen Kriegsdienst auftauchte.

Neben diesen Dingen verkürzte er sich die Zeit durch verliebte Scherze mit einem reizenden, mutwilligen Carolinchen, dem schönsten Mädel in Weimar, das die Camilla in den Zwillingen spielen solte und die seltene Beigabe einer noch lustigeren Mutter

hatte; und zugleich wurde das romanhafte Liebesſpiel mit der zuvorkommenden Emilie in Eiſenach brieflich immer weiter getrieben — alles «mit ſo weniger Paſſion als möglich». Er trieb ſich überhaupt, mit dem Glücke, das ſeiner ſchönen und imponierenden Männlichkeit hierin folgte, jezt ſtark in Damengeſellſchaft um, nachdem er dieſe, wol im Bewuſtſein geſellſchaftlicher Unſicherheit, Anfangs gemieden hatte; jezt heiſʒt es «mit den Adlichen Fräuleins und Weiber vertrag ich mich gut». Das Leben bot ihm keine andre gegenwärtige Aufgabe als die des Abwartens; ſo wurde das Bedürfnis nach Zerſtreuung und Aufregung täglich neu, und doch linderte ſie nicht die quälende Ungeduld einer unbeſtimmten Lage, ja ſie ward in den Zwiſchenpauſen ſelbſt als Qual empfunden. In den Briefen aus der letzten Weimarer Zeit ſpricht ſich daher eine wirre unbehagliche Stimmung aus, die unter dem jugendlich harmloſen Treiben mit dem Prinzen Conſtantin und ſeiner Umgebung kaum erſt angeklungen war. Weimar war ihm nun ſchon zu enge geworden. Ende Auguſt, nach Auffürung der Komödie worin er den Major ſpielte, reiſte er nach Gotha — zum zweiten Male, vorausgeſetzt daſʒ die Fuſʒreiſe mit Muſäus zur Ausfürung gekommen war. Er ſolte dort, nach brieflicher Verabredung, mit Emilie von Fiſcher zuſammentreffen; doch traf er auch ſeinen alten Bekanten Gotter, dem er ſeinen franzöſiſchen Geſchmack um ſeines guten Gemütes willen verzieh, und ward deſſen Gönner, dem ſchöngeiſtig angehauchten Prinzen Auguſt, Bruder des Herzogs Ernſt, vorgeſtellt. Am 2. September kam er nach Weimar zurück, aber mit der Abſicht nächſtens nochmals und für einige Zeit nach Gotha zu gehn, «weil hier iemand» — offenbar Carolinchen — «wegreiſʒt die ich nicht miſſen kann», nebenbei auch um dort den Prinzen näher kennen zu lernen «und viele Damen, die ich erſt kurz geſprochen hab». Die Ausfürung zog ſich indes hinaus, weil er «vieler Urſachen wegen», hauptſächlich um ſich «in einem paar ſchwarzen Augen und in einem paar blauen herum zu drehen» eine Redoute am 13. nicht verſäumen wolte. Und doch war ſein Humor «gallenbitter», als dieſer Tag heran kam, one daſʒ er dem Freunde mitteilen durfte warum; den Morgen nach dem Balle wolte er nach Gotha reiten.

Mitten in dieſem bewegten, zerſtreuten und unbefriedigten Leben fand Klinger dennoch Zeit und Stimmung eine Komödie

zu ſchreiben, der er bezeichnender Weiſe den Titel «der Wirrwarr» geben wolte. Es war dasſelbe Stück, das nachmals den ſo berümt oder berüchtigt gewordenen Namen Sturm und Drang erhielt. Eine Geſellſchaft der «tollſten Originalen» wurde darin auf dem Boden «zuſammen getrieben», wo jezt des Verfaſſers Wünſche und Hoffnungen weilten, und zu dem Kriege, der ihm ein Leben der Tat und Ehre oder einen ehrenvollen Tod bringen ſolte, in Beziehung geſetzt. Am 4. September hoffte er bald mit dieſem Werke zu Ende zu ſein, das tiefſtes tragiſches Gefül mit den komiſchſten Wirkungen verbinden ſolte; am 12., ehe er abermals nach Gotha ritt, war es indes noch nicht fertig. Schrœder, mit dem er vielleicht zwiſchen dem 16. und 20. Juli in Gotha zuſammen getroffen war (ſ. Meyer, Schrœders Leben I, 288), hatte ihn ſehr um ein neues Trauerſpiel gebeten; er ſolte ſtatt deſſen dieſe halbtragiſche Komödie haben und dafür 20 Karolin zalen, zu dem Honorar der Zwillinge, das er noch immer ſchuldig war. Denn zu dem andern, was den Dichter drückte, war nun durch das Ausbleiben dieſer Zalung auch die Geldnot gekommen, und er konte hoffen, deſto eher etwas zu bekommen, wenn er Schrœders Verbindlichkeit verdoppelte.

In Gotha, wo er ſeit dem 13. September wieder verweilte, begegnete Klinger einem Fremden, der die lebhafteſte Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Es war Chriſtoph KAUFMANN aus Winterthur, der Menſch, der die Krankheit der Geniezeit am reinſten ſowol in ſich ſelber darſtellte als an ſeinen Zeitgenoſſen zum Vorſchein brachte, indem er es unternam, one Fähigkeiten, one Leiſtungen, one Verdienſte irgend einer Art den groſsen Mann zu ſpielen, und dabei einen zwar vorübergehenden, aber völligen Erfolg davon trug. Seines Zeichens Apotheker, hatte er ſchon als Anfänger dieſer Kunſt in die Medicin gepfuſcht, dann in Straſsburg, wo er in Condition ſtand, mit einigen jungen Männern, die er ſeinem Einfluſſe zu unterwerfen verſtand, einen Bund zur Verwirklichung des Rouſſeauiſchen Erziehungsideales geſchloſſen. Wärend er hierauf zwei oder drei ſeiner redlichen Genoſſen bewog, bei Baſedow in dem um Weihnachten 1775 eröffneten Deſſauiſchen Philanthropin als Gehilfen zugleich und Lehrlinge einzutreten, zog er ſelbſt bei Lavater in Zürich, bei Iſelin in Baſel und bei Schloſſer in Emmendingen herum, gewann deren Vertrauen in die Gröſse ſeiner Natur und die Reinheit ſeines Wollens und bildete ſich aus

ihren Gedanken einen Vorrat von Redensarten. Seine Freunde in Deſſau und auf deren Antrieb Baſedow drangen in ihn, ſich ihnen dort anzuſchließen und die großen Mittel, die er, ein Son begüterter, rechtſchaffener Eltern, für die gute Sache in Ausſicht geſtellt hatte, nunmehr flüſſig zu machen. Statt deſſen warf er ſich auf Grund Schloſſeriſcher Ideen zum Richter des dortigen Syſtemes auf und ließ ſich, damit er nur ſelbſt einmal Augenſchein näme, aus den Mitteln des Philanthropins Reiſegelder ſchicken. Mit dieſen und mit Empfehlungen Lavaters und Schloſſers ausgerüſtet brach er, noch nicht drei und zwanzig Jare alt, im Mai 1776 wirklich auf, zog aber mit vielen Aufenthalten langſam heran, überall Verbindungen mit geniehaften Kreiſen und beſonders mit Höfen, die ſich den Zeitideen öffneten, aufſuchend. Er fürte ſich als Gottes Spürhund nach warhaften Menſchen ein, trug wallendes offenes Har und Bauernkleider, ſpielte den biedern, freien Schweizer, lebte als Vegetarianer, gab diätetiſche und mediciniſche Ratſchläge, verrichtete Wunderkuren, und deutete, wie Cagliostro, geheimnisvoll an, daß er ſchon vor dem jezigen Geſchlechte gelebt habe und nach ihm leben werde. Sein Walſpruch war «man kann was man will und man will was man kann»; er ließ merken, daß er über impoſante Geldmittel verfüge*, überall mächtige Verbindungen, überall Einfluß und eine weitverzweigte, auf Beförderung des manigfachſten Guten gerichtete Wirkſamkeit habe. Er redete in Orakeln, war ein ſchöner, ſehr kräftiger Menſch, und beſtrickte die Weiber. Sein Auftreten war bald kindlich einfach und durch reinſte Natürlichkeit einſchmeichelnd, bald polternd und herausfordernd; mit keinem Widerſpruche ſetzte er ſich aus einander — er hätte es nicht vermocht —, ſondern donnerte einen jeden mit hohen Worten

* In Leipzig erzälte er, daß er zwei Lehrer im deſſauiſchen Inſtitut beſolde: Brelocken ans Allerlei der Groß- und Kleinmänner (Leipz. 1778) S. 171. In demſelben Buche findet ſich S. 56 fgg. ein «Genierecept», das weſentlich aus Kaufmanniſchen Ingredienzien beſteht, z. B. «6. Mach ſtets Entwürfe und Plane für die Reformation in Sitten und Geſetzen; krame ſie aus; tobe, raſe, ſtampfe und klage über Thorheit und Neid, wenns nicht nach deinem Kopfe gehen will. 7. Hab eiſenfeſte Geſundheit, männlich ſchöne Figur, und laufe herum ohne Ziel und Zweck wie ein brüllender Löwe. 8. Denke ſelten, lies nichts, haſche auf, ſprich über alles ab: laß Wißenſchaften Wißenſchaften ſeyn und bleiben, und ſammle dir Einſichten und Kenntniße aus den Broſamen, die von des Reichen Tiſche fallen» u. ſ. w.

nieder. Wo er merkte daß er erkant wurde, machte er ſich bei Zeiten davon, aber es waren nicht die ſchlechteſten, die ſein Zauber am längſten gefangen hielt. Ob er ſich ſelbſt erkante? Schwerlich, er war zu wenig Mann der Reflexion, bei aller Schlauheit in praktiſchen Dingen, allem Hang zur Intrigue. Man bekommt den Eindruck, daß er Comœdiant auch vor ſich ſelbſt war, wie denn ſein Streben nicht auf Geldgewinn und flottes Leben gieng, ſondern auf den Genuß des Eindruckes, den er machte. Ein Schelm war er gleichwol, wenn auch einer nach kleinem Zuſchnitt, verglichen mit der glänzenden Gaunerrolle, die Caglioſtro bald nach ihm ſpielte.*

* Vgl. DÜNTZER, Chr. Kaufmann, der Kraftapoſtel der Geniezeit in Raumers Hiſt. Taſchenb. 1859. Lavater bringt und beſpricht im III. Bande ſeiner Phyſiogn. Fragmente S. 158—161, unter der Ueberſchrift «Ein Jüngling der Mann iſt», nicht weniger als vier Porträte Kaufmanns. «Ich kann mirs nicht möglich denken, daß ein Menſch dieſes Profil ohne Gefühl, ohne Hingeriſſenheit, ohne Intereſſe anſehe -- da nicht in dieſer Naſe wenigſtens, wenn in allem anderen nicht, innere, tiefe, ungelernte Größe und Urfeſtigkeit ahnde! „Ein Geſicht voll Blick, voll Drang und Kraft“ wird gewiß auch der allerſchwächſte Beurtheiler wenigſtens ſagen! Eherner Muth iſt ſo gewiß in der Stirn, als in den Lippen wahre Freundſchaft und feſte Treue. Von den Augen, weil ſie hier ſo verkleinlicht, obgleich in der Natur mit ſo viel Innigkeit geſalbt ſind, ſag ich nichts. — — In den Lippen iſt außerordentlich viel vorſtrebende entgegen ſchmachtende Empfindung. Viel Adel im Ganzen!» Dieſe phyſiognomiſche Diagnoſe erklärt viel. Wem wäre nicht ſchon ein Geſicht vorgekommen, das das gröſte Intereſſe hervorrief, bis es als Maske eines trivialen oder gemeinen Sinnes erkant ward? Aber Kaufmann wuſte ſein Geſicht auch zu repräſentieren. Ueberaus bezeichnend iſt was über ihn Miller am 5. Februar 1776 an Kayſer ſchrieb: «ich weiß gewiß, daß ſich wenige Menſchen ſo ſtark und ewig lieben, wie wir uns beyde. Er iſt Abgeſandter Gottes an die Menſchen; bevollmächtigter Erforſcher des Guten, Schönen, Großen, an jedem Ort und in jedem Stand. Soviel Warheit, Kraft ohne Affectation, tiefen Seherblick, der auf Einmal den ganzen Menſchen durchſchaut und verſteht, ſoviel Güte, Liebe, kurz alles, was ich mir aus einem Engel, der nicht fern vom Throne Gottes ſteht, denke, hab ich noch in keinem Menſchenbild vereint gefunden. Und ſeine Allgegenwart, um Gutes aufzuloken und zu würken, alles unvollkommne wegzufengen. Unglaublich war mirs, hätt ichs nicht ſelbſt geſehen und erfahren. Der Zuruf eines ſolchen Menſchen muntert auf wie unmittelbarer göttlicher Beruf. Geſegnet ſey ewig der Tag, da er in meine Arme ſank und mein ward! Wieviel hundertmal will ich mit ihm bethen, daß uns Gott noch oft zuſammen führe! Unter allen Prädicaten, die ich ſchon vom Maler Müller, Lavater u. a. auf Kaufmann hörte, finde ich keins ſo wahr als das was ihm Lavater in ſeiner Ankündigung an mich gab: der **Einzige**» (Grenzboten XXIX 2, 503).

Dieſer ſeltſame Gaſt war auf ſeinem Zuge gen Deſſau im September endlich bis Gotha gelangt. Sein Zuſammentreffen mit Klinger war «einzig, wie der Menſch ſelbſt». Klingers Vertrauen, ja ſeine Hingebung ward von dieſer «großen und ſtarken Seele» offenbar im Sturm erobert. Der «Wirrwarr» wurde vorgeleſen; Kaufmann wird den Autor dafür umarmt und verſichert haben, daß er ihn ganz verſtehe; aber den Titel verwarf er. Er war in der Tat nichtsſagend und geſchmacklos; Kaufmann ſetzte einen ebenſo nichts ſagenden, aber dunkel und gewaltig klingenden an die Stelle, «Sturm und Drang», und er verewigte mit dieſer einen Schöpfung ſeine Hand in unſrer Literaturgeſchichte.

In der Geſellſchaft des neuen Freundes kehrte Klinger wie es ſcheint am 21. September nach Weimar zurück. Wieland, den beide zuſammen «den zweiten Tag nach ſeiner — Kaufmanns — Ankunft» beſuchten, ſchreibt den 30. an Kayſer: «Herr Kaufmann iſt ſeit 8 Tagen hier» (Grenzb. XXIX 2, 501); am 22. früh iſt Kaufmanns erſter Beſuch in Gœthens Tagebuche verzeichnet. Mittwoch den 25. aber gab Klinger ſeinen Angehörigen und dem Freunde in Gießen die überraſchende Nachricht, daß er kommende Woche von Weimar ſcheiden würde um nicht wiederzukehren. Er wolte über Leipzig nach Deſſau reiſen und zwar, da er Schleiermachers Antwort gleich nach Deſſau beſtellte, ſich am erſteren Orte offenbar nur aufhalten, um Sturm und Drang zu verkaufen. Aus welcher Urſache er davon abgekommen war, dieſes Stück Schrœder zu überlaſſen bleibt unklar; vom Erlöſe desſelben, ſowie des Griſaldo, der im October bereits bei Mylius in Berlin erſchien*, hoffte er ſich bis zur Entſcheidung ſeines Schickſals erhalten zu können. In Deſſau wolte er dieſe abwarten, und zwar als Kaufmanns Gaſt im Philanthropin. Eine Möglichkeit ſchwebte ihm vor, dort durch den Gönner Baſedows und ſeiner Beſtrebungen, den vielgeprieſenen Fürſten Franz, etwas für ſich zu erreichen: nur den Gedanken einer Unterkunft als Lehrer am Philanthropin verbat er

* Als Wieland den 17. October an Merck ſchrieb (Wagner II, 80), war er erſchienen. Klingers Worte im 25. Br. «in Leipzig werd ich mit meinem alten und neuen Drama ſo viel zuſammenkriegen» u. ſ. w. lauten ſo, als wolle er beide Stücke dort erſt anbringen; aber ſie machen keine Schwierigkeit, wenn man annimmt, daß er von Mylius angewieſen war, ſein Guthaben in Leipzig zu erheben.

ſich bei Schleiermacher, und verbat ihn auch für Kaufmann; er lag zu tief unter ſeiner eigenen ritterlich-genialen wie unter Kaufmanns völlig incomenſurabler Perſönlichkeit. Seine Lage ſah er nun ſo an, daß er den Freund beauftragte, alle ſeine Sachen und Bücher bis auf Petrarch, Homer und Lucian ſowie die Leibwäſche, deren er bedurfte, zur Befriedigung ſeiner heimiſchen Gläubiger zu verwenden. Schon am 19. Auguſt hatte er dieſen Auftrag gegeben, Schleiermacher aber noch mit der Ausfürung gezögert. Wenn aus dem amerikaniſchen Project etwas ward, ſo konte er jene Beſitztümer nicht mehr brauchen; wenn nicht, ſo hatte er doch jezt keine andere Ausſicht ſeine Verbindlichkeiten erfüllen zu können.

Er hoffte indes, daß es ſich «mit dem Militär» nun bald entſcheiden würde. Am 11., zwei Tage vor der Abreiſe nach Gotha, war er bei der Herzogin Amalia geweſen und hatte dieſe ihm «große Hoffnung» gemacht, daß bald etwas für ihn kommen würde. Er konte ſich feſt auf eine ſo wolmeinende Gönnerin verlaſſen und daher finden, daß ſeine Gegenwart in Weimar nicht ferner nötig wäre: «würken kann ich weiter nichts, und was geſchehen kann, geſchieht auch wenn ich abweſend bin». Aber warum den Sitz der Götter mit Deſſau vertauſchen, ſelbſt an des großen, einzigen Kaufmanns Seite? Er ſagt wol, daß dieſer an dem Plane «ſchuld» ſei; aber auch es ſei «überhaupt nothwendig», daß er hier weggehe; er könne «auf keine Weiſe mehr in Weimar bleiben». Man könte vermuten, daß dieſe Notwendigkeit in ſeiner Geldnot beſtand, nach der ihn in Weimar niemand fragte und die er keinem klagen mochte, wärend ihr Kaufmanns Anerbieten, ihn in Deſſau zu beherbergen, großmütig und wirkſam entgegen kam. Zwar verfügte dieſer damit über ein fremdes Quartier; aber Kaufmann konte ja offenbar über alles verfügen. Klingers Beziehung zu Weimar hat ſich jedoch nicht ſo harmlos und einfach, ſondern mit einem herben Misklange gelöſt.

Am 16. September ſchrieb Gœthe an Merck: «Klinger iſt uns ein Splitter im Fleiſch, ſeine harte Heterogeneität ſchwürt mit uns, und er wird ſich herausſchwüren» (Wagner I, 98), und an Lavater: «Lenz iſt unter uns wie ein krankes Kind, und Klinger wie ein Splitter im Fleiſch, er ſchwürt, und wird ſich herausſchwüren leider». Hält man hiemit Klingers rätſelhaft verſtimmte

Nachschrift vom Nachmittag des dreizehenten zusammen, die er einem heiteren Briefe vom Tage vorher beifügte, so ist es schwer die Vermutung abzuweisen, daß zwischen Nachschrift und Brief abermals eine unliebsame Erörterung unter den schon erkälteten Freunden stattgefunden habe, die drei Tage später auch Gœthen noch so sehr im Sinne lag, daß er den Eindruck davon in zwei Briefen unter einem glücklichen Gleichnisse, das sich ihm dafür festgesetzt hatte, niederlegte. Jezt schon mochte Klinger mit dem Gefüle nach Gotha reiten, daß er nicht mehr am selben Ort mit einem Manne leben könne, dessen Freundschaft sein Glück, sein Stolz und seine Hoffnung gewesen war, an den ihn unzerreißbare Bande der Dankbarkeit fesselten, und mit dem er dennoch sich nicht mehr verstehn zu sollen schien. Er fand Kaufmann und warf sich ihm in der bittern Not seines Herzens um so eher in die Arme.

Lenz, der wunderliche, an Geist und Herzen angekränkelte, blieb einstweilen in Gœthes Freundschaft der glückliche Nebenbuler, bis er Ende November jene nie aufzuklärende «Eselei»* begieng, welche die Ungnade des Herzogs und seine plötzliche Verweisung aus Weimar zur Folge hatte. Gœthes Tagebuch zeigt, wie viel er teils in und um Berka, teils in Weimar mit ihm verkehrte. Beide Male, wo er an Merck über Klinger schreibt, äußert er sich vorher über Lenz mit warer Zärtlichkeit, am 24. Juli: «Lenz ward endlich gar lieb und gut in unserm Wesen, sitzt jezt in Wäldern und Bergen allein, so glücklich als er seyn kann»; am 16. September: «Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind, wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm von Spielzeug was er will. Er hat *Sublimiora* gefertigt. Kleine Schnitzel, die du auch haben sollst». So auch Wieland an Merck am 9. September, wie ein verstärkendes Echo Gœthes: «man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine seltsame Composition von Genie und Kindheit! So ein zartes Maulwurfsgefühl, und so ein neblichter Blick! Und der ganze Mensch so harmlos, so befangen, so liebevoll! Er lebt noch immer in seiner *Camera obscura* zu Berka, und macht nur alle 3 bis 4 Wochen eine kurze Erscheinung bei uns. Wir lieben ihn alle wie unser eigen Kind, und so lang er selbst

* Ausdruck Gœthes im Tagebuch.

gerne bleibt, ſoll ihn Nichts von uns ſcheiden» (Wagner I, 95 f.). Als ein kleines niedliches ſchüchternes Perſönchen legte Lenz es wolmeinenden Gönnern ſchon äußerlich nahe, ihn wie ein Kind zu behandeln. Im Anfang hatte er täglich dumme Streiche geliefert und war darüber «was rechtes geſchoren» worden. Böttiger ſagt nach Bertuchs Erzälung, er ſei bei allen Genieſtreichen als *plastron* gebraucht worden (Lit. Zuſt. u. Zeitgen. I, 19). Der arme Schelm verdiente alſo Mitleid, und Gœthe war mitleidig. Was er verübte konte nicht im Ernſte verletzen, denn es wäre grauſam geweſen, den Maßſtab voller Zurechnungsfähigkeit an ihn zu legen. Die einſame Wonung in Berka ſolte ihn wol vor ſeinen eigenen dummen Streichen und vor dem Uebermute der Weimarer Geſellſchaft in Sicherheit bringen; der Friede einer ſtillen Waldnatur auf ſeinen leidenden Körper, auf ſein Herz, das eine phantaſtiſche Liebe folterte, heilend wirken. Die Wirkung ſcheint gut geweſen und die liebenswürdige Seite ſeines Weſens rein hervorgetreten zu ſein. Sein ſchönes poetiſches Talent lieferte zugleich Erzeugniſſe, an denen Gœthe ware Freude haben konte.

Sehr viel anders war es mit Klinger bewant. Teilname forderte zwar ſeine äußere Lage, aber der jähe Abbruch der akademiſchen Ausbildung, auf die er ſo viel Zeit und Mittel verwant hatte, ſein eigenmächtiges Erſcheinen in Weimar konte nicht one einen Verdruß aufgenommen werden, der die Teilname ſchwächte. Und im übrigen war an ſeiner Perſönlichkeit ſo gar nichts, das ein die Kritik entwaffnendes Mitleid herausforderte. Er war beleidigend geſund, groß, ſchön und ſtark, von unendlicher Genußfähigkeit und Lebensluſt; er hatte eine elaſtiſche Leichtigkeit des Sinnes, jede Gunſt des Augenblickes zu erfaſſen und allen Druck des Lebens zu vergeſſen, ſobald es einen Reiz hervorkehrte. Das Glück, das er bei den Frauen machte, beutete er nach Belieben aus; aber je gefärlicher er ihnen war, deſto weniger ließ er die Liebe ſein Herz anfechten. Als Autor war er von einem naiven Selbſtgefül, das nur von ſeiner Zeugungskraft übertroffen wurde, das aber jedem gereiften Urteil als Uebermut und Leichtſinn erſcheinen muſte; und ſein letztes Product, das er in der Handſchrift mit nach Weimar brachte, war das zügelloſeſte von allen geweſen.

Er war entfernt nicht, was man ſich unter einem «rohen, ungeſchlachten Naturmenſchen» vorſtellt, wie ihn der läſternde Bertuch

dem laſterſüchtigen Böttiger bezeichnete (Lit. Zuſt. I, 14). Man kennt durch Gœthe die Sorgfalt, die er auf ſein Aeußeres wante, man erkennt ſie aus den Aufträgen, die ſeine Briefe enthalten. Man ſieht aus denſelben, wie ihm der « gute Ton » imponierte, den er in dem weimariſchen Hofkreiſe fand, wie er ſich in Acht nam, im Verkehr mit höher ſtehenden Perſonen nicht anzuſtoßen und ſich nicht anzudrängen, wie ernſthaft er ſich bewuſt war in Weimar eine Schule der Lebensart durchzumachen. Hier iſt keine Spur von dem Herabſehen des ſeinwollenden Naturmenſchen auf Förmlichkeit und feine Sitte; keine Spur von einer Verwantſchaft mit Kaufmanns Weiſe des Auftretens — die doch in Weimar unverkennbares Glück machte. Schon Klingers Neigung zum militäriſchen Berufe ſetzt einen Geſchmack an gemeſſenem Benehmen voraus; und es war eine natürlich vornehme Anlage in ihm, one die er nachmals am ruſſiſchen Hofe nicht hätte gefallen noch ſich erhalten können. Damit iſt aber nicht ausgeſchloſſen, daß er in Weimar wirklich manche Ungeſchlachtheit mag zum beſten gegeben haben. Von deren Stil gibt Böttiger eine bezeichnende Probe in der bekanten Erzälung, wie Klinger beim Rat Krauſe angeſichts der ausgehängten Schöpskeulen in einer gegenüberliegenden Fleiſchbude anfieng über die Ausartung des Menſchengeſchlechtes zu wehklagen und das Zeitalter zu preiſen, wo die Menſchen das Fleiſch noch roh verzehrt hätten. Krauſe fragte, ob er nicht Luſt habe, zur Ehre jener Heroen ein Stück rohes Fleiſch auf der Stelle zu verzehren. « Warum nicht » ſagt Klinger. Man wettet, Krauſe läßt ihm gleich ein Pfund holen und ſchraubt ihn bis er geſteht, er habe die Sache gar nicht ſo gemeint, es ſei bloß eine poetiſche Fantaſie geweſen*. Dieſe Geſchichte, an der die Weimarer Mediſance Wunder was zu haben glaubte, iſt warlich harmlos genug. Der Rat Krauſe, one Zweifel eine Perſon mit dem Maler Kraus, den Klinger unter ſeinen intereſſanten Weimarer Bekantſchaften nennt und der ihm eine Zeichnung verſprach**, dieſer heitere, gutherzige Künſtler, von deſſen Perſönlichkeit Gœthe im 20. Buche von Dichtung und Warheit die an-

* Lit. Zuſt. I, 14.

** Br. 18. 20; auch Klinger ſchreibt ihn einmal Krauſe, und ſo muß er den Namen auf thüringiſch gehört haben.

genehmſte Schilderung gibt, war gleichfalls ein Frankfurter und verſtand ſich auf den grellen Ton der «oberrheiniſchen Geſellen», zu dem es auch jezt wol noch gehört, einer halben Warheit, deren Schranken man ganz wol erkennt, einen herausfordernd übertriebenen oder verblüffend grotesken Ausdruck zu leihen. So tat es Klinger mit der Rouſſeauiſchen Lehre von der Verderbnis des Menſchen durch die Civiliſation. Einen ſolchen Ausdruck nimmt dann der andre, auch wenn er ihn in der Tat nicht misverſteht, mit Recht beim Worte und beutet ihn zu einer Quertreiberei aus; und ſo tat Kraus. In dieſem Tone übermütiger Derbheit und grobkörniger Neckerei hatte Klinger ehemals mit Gœthe verkehrt, und wenn man ſich nur des Doktors im Leidenden Weib erinnert, ſo weiß man, daß es an gewagten Kraftausdrücken in ihrer Unterhaltung nicht gefehlt hatte. Auch übte man bei deren Verwendung wenig Discretion. Die Jugend iſt an ſich unduldſam, die genialiſche muſte es doppelt ſein. Für ſie konte nichts in der Mitte liegen, nichts ſeine zwei Seiten haben; entweder war einer ein herlicher Junge oder ein Scheißkerl. Aus früheren Eindrücken von Klingers Manier ſchrieb Merck den 7. November 1778 an Wieland: «Mahler Müller hat ſich in Frankfurt bey der Auction (der Bögneriſchen Gemäldeſammlung) beynahe wie Klinger aufgeführt, iſt höchſt grob geweſen, hat genialiſch bey allen Leuten geſagt, deren Phyſiognomie ihm nicht anſtand, ich mögte dem Kerl den Kopf abſchlagen laſſen, es iſt ein Schurke» (Im neuen Reich 1877. I, 862). Wäre Klinger ein halbes Jar früher nach Weimar gekommen, ſo hätte er für dieſen Ton an Gœthe warſcheinlich noch immer einen Abnehmer gefunden; jezt erſchien derſelbe ſchon als «harte Heterogeneität». Jezt war der Doktor Geheimer Legationsrat und Mitglied des Conſeils geworden und hatte ſich in Kreiſen zu behaupten, die dieſen Ton durchaus nicht verſtanden. «Schon lange, ſchrieb Wieland den 24. Juli an Merck (Wagner II, 73), und von dem Augenblicke an, da er decidiert war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, hat er ſich mit untadelicher *sophrosyne* und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt.» War auch jener feierlich kalte Stil des Benehmens, der an ihm nachmals von vielen unliebſam bemerkt wurde, noch nicht ausgebildet, der junge Gœthe war doch bereits abgeſchafft, und es war nicht angenehm, wenn etwas an ihn erinnerte. Daher der Druck, den er in Klingers Geſell-

ſchaft empfand, und den dieſer wiederum unfähig war zu verſtehn. Der weimariſche Beſuch in Frankfurt hatte einſt «beinahe bewundert», daß es in Gœthens dortiger Geſellſchaft ſo ſchonungslos hergieng, und ſie den Flibuſtiern verglichen, deren Anfürer unter dem Gelagstiſche eine Piſtole losſchoß, damit es auch im Frieden nicht an Wunden und Schmerzen fehlen möchte. Jezt war Gœthe gegen Piſtolenſchüſſe empfindlich geworden; und das ſcheint er im ganz buchſtäblichen Sinne bewieſen zu haben.

Als Lerſe, Gœthes ſtraßburgiſcher Jugendgenoſſe, 1798 in Weimar war, ließ ſich Böttiger von deſſen Zuſammentreffen mit Klinger in Emmendingen erzälen. Auf Lerſens Frage, warum Klinger ſich nicht in Weimar eine Stelle verſchafft habe, wo ſein Landsmann für ihn ſorgen konte, hatte derſelbe erzält, «daß Gœthe eben ihn fortgebracht habe. Man habe damals im Gange des herzoglichen Wohnhauſes* ſich oft im Schießen nach dem Ziele geübt. Dabei ſei es Sitte geweſen, ſtatt der Zielſcheibe ein Portrait hinzuſetzen. Er habe einſt Gœthes Portrait hingeſetzt, wonach wirklich geſchoſſen worden. Dies habe ihm Gœthe nie verzeihen können» (Lit. Zuſt. I, 19 f.). Auch dieſe Geſchichte kann nicht erfunden ſein. Ein Porträt Gœthes *en médaillon*, nach einer Zeichnung von Kraus geſtochen von Chodowiecki, das als Titelkupfer im 29. Bande der Allgemeinen deutſchen Bibliothek erſchien, mag in jenem Sommer von Kraus oder von Gœthe ſelbſt an Bekante verſchenkt worden ſein, und irgend eine übermütige Anwandlung, der gewiß kein Tropfe Gehäſſigkeit beigemiſcht war, bewog Klingern, den leidenſchaftlichen Schützen, ſein Exemplar auf jene Art der Zerſtörung preis zu geben — eine Handlung, die dem Schützling des hochgeſtellten Mannes, deſſen Freundſchaft ihn bei Hofe eben erſt empfolen hatte, offenbar nicht zukam.

Der Ausdruck, daß Gœthe ihm dies «nie» habe verzeihen können, fürt darauf, das Ereignis in die frühere Zeit von Klingers Aufenthalt zu Weimar zu verlegen: denn bis zu ſeinem Abſchiede muß ſo viel Zeit verlaufen ſein, daß eine Verzeihung hätte erwartet werden können; und ſicherlich ſetzt die unbeſonnene Tat ein Maß von Argloſigkeit bei ihrem Urheber voraus, das nach der

* Des Fürſtenhauſes, das nach dem Schloßbrande von 1774 zur Reſidenz eingerichtet worden war.

erſten unangenehmen Erörterung mit Gœthe im Anfang Juli nicht mehr vorhanden ſein konte. In Gœthes Tagebuch findet ſich am 11. Juli der rätſelhafte Eintrag: «Erſter Tag des Vogelſchießens. Auffpannung über K.» Solte hier am Ende das Ereignis angedeutet ſein, das Lerſens Erzälung zu Grunde lag? Aus dem improviſierten Piſtolenſchießen im Corridor des Fürſtenhauſes würde freilich etwas ganz anderes. Eine «Auffpannung» über Jemand muß wol ſo viel ſein wie eine Gereiztheit; aber deren Gegenſtand kann freilich auch Kalb geweſen ſein.

Wer weiß was im einzeln noch hinzu kam, um am 16. September den Gaſt als Splitter im Fleiſch empfinden zu laſſen. Jedenfalls beſtand an dieſem Tage bei Gœthe noch nicht die Abſicht ihn «fortzubringen», ſondern er erwartete, daß der Splitter ſich, in einem allmäligen Prozeſſe, herausſchwären würde. Hat es aber mit dieſem Fortbringen überhaupt ſeine Richtigkeit? Hier wäre denkbar, daß Lerſe oder Böttiger ungenau aufgefaßt hätte.

Der letztere wuſte außerdem noch von Bertuch, daß Klinger «allerhand Klatſchereien zwiſchen hohen Damen gemacht hatte und als ein *tracassier* verabſchiedet wurde». Das deutet auf eine vom Landesherrn im ſtillen verfügte Ausweiſung, wie ſie nachmals Lenzen zu Teil wurde.

Wenn etwas nicht zu Klingers Charakter paßt, ſo iſt es dieſe Anklage der Klatſcherei; dennoch darf man es nicht für undenkbar erklären, daß er in der Naivetät eines argloſen Neulings etwas angerichtet habe, das übelwollend gedeutet und gegen ihn benutzt werden konte. Nur kann es nicht richtig ſein, daß Klinger aus einer ſolchen Urſache die Ungnade des Herzogs und eine ſchimpfliche Behandlung erfaren habe; wärend er allerdings an Bertuch und — an Wieland Erfarungen machte, die ihm nachmals jede fernere Beziehung zu beiden verleidete. Er ſchrieb nämlich den 29. Juli 1796 an die Baronin von der Recke, die damals in Karlsbad war und nach vollendeter Kur Weimar beſuchen wolte: «aus Weimar müſſen Sie mir viel ſchreiben und an Ort und Stelle ſehen, wie man ſich meiner erinnert. Nur gegen Wieland nichts, er iſt ein Schriftſteller wie wenige, aber als Menſch achte ich ihn nicht. Gegen Bertuch ſprechen Sie meinen Namen nicht aus»*.

* Der Brief liegt mir im Original vor.

Hier mufte er aber auch darauf gefaßt fein, daß die Baronin die Herfchaften fprechen würde, und wenn er fich einer Ungnade bei diefen bewuft war, mufte er fie auch darauf vorbereiten. Statt deffen färt er fort: «doch diefes alles find unbedeutende Dinge, und mir ift gleichviel wie man dorten über mich denkt; aber einer dorten könnte mir helfen, und das ift der Herr dorten felbft». Sein Streben und Verlangen war damals auf irgend eine auskömmliche Anftellung in Militär- oder Civildienften gerichtet, die ihn ins Vaterland zurückfüren könte, und er möchte offenbar, daß die Baronin den Herzog deshalb mit guter Art fondierte; ein ganz undenkbarer Wunfch, wenn er eine ärgerliche, feine Ehre beeinträchtigende Erinnerung bei diefem Fürften vorausfetzen mufte. Ebenfo ift es gewiß, daß er am 25. September 1776, als fein Weggehn bereits entfchieden war, Seitens der Herzogin Mutter keine Ungnade vermuten konte, da er fonft den amerikanifchen Militärplan in ihren Händen nicht ficher gewuft hätte. Endlich haben wir ein unzweideutiges Zeugnis, daß die Meinung von Klingers Charakter fich bei feinem Abfchied von Weimar nicht verfchlechtert hatte, fogar von Wieland, der ein Jar fpäter an Gœthens Mutter die Worte fchrieb: «nun ift mir Klinger als ein honnetter gutherziger Kerl lieb» (Fr. Rath v. Keil S. 82).

Was es auch war, das den Ausfchlag gab ihn von Weimar wegzutreiben, fein Abfchied von Gœthe fchloß jedenfalls einen Bruch in fich, und es wäre ihm unmöglich gewefen, länger an einem Orte mit diefem zu leben; diefer Bruch aber war das geheime Werk der Perfon, an die er foeben fein ganzes Vertrauen verfchwendet hatte. Darüber gibt ein Brief an Schleiermacher vom 29. Auguft a. St. 1789 die bündigfte Auskunft. Es war der zweite Brief, den er nach einer langen Unterbrechung des Verkehres wieder an feinen Jugendfreund fchrieb; er benutzte ihn fofort zu einem Auftrage, der feinem Herzen überaus wichtig war. «Ich möchte wiffen, was Gœthe für mich empfindet. Ein elender Menfch, deffen Herz fo fchlecht ift, als fein Verftand verwirrt, hat uns durch Tretfchereyen in Weimar, aus einander gefprengt. Er glaubte ihm erbärmliches Zeug, ich war zu ftolz mich über Plakereyen zu rechtfertigen, und die hohe Meinung, die ich von Gœthe habe, ließ es auch nicht zu, und fo reißt ich ab und warf mich ergrimmt und im tiefften Herzen verwund, in die Armen des Zufals. Mein

innrer Muth besiegte tausend Hindernisse, und ich liebte Gœthe mehr, erzürnt, als ich ihn im guten Verständniß liebte. Er hatte vergessen, daß ich ihm Verbindlichkeit(en) hatte, die mich seinem Herzen mehr empfehlen mußten, als mein eigner Werth. Wie sollt ich ihm schreiben, da ich nicht weiß, ob die Zeit mich in seinem Geist getödtet hat. Soll ich ihm sagen, es sey unbegreiflich, wie er jenem Phantasten Kaufmann, (so hieß der Bube) glauben konnte? Ich würde freylich von allem diesem nichts erwähnen, denn ich kenne Gœthe; aber wenn er mir nun nicht antwortet, wie ich's verdiene, um ihn verdiene, so würde ich einen düstren Firniß über meine heitren Tage ziehen! Kann ich doch jezt seiner nicht denken, ohne eine Melancholie, die mir die angenehmste Stunde verbittert. Er der mir schrieb und sagte: ich trage dein Schiksal in meinem Herzen, wie das meinige! So lang ich lebe, werd ich ihn und dieses nicht vergessen. — Ich wünschte, daß er dieses lesen, und in meinem Herzen lesen könnte, und wenn er ahnden sollte, was ich in meinem Geist empfand, da ich damals in Weimar abreiste, so würd' ich ihm für allen Menschen theuer seyn. Wenn es möglich ist, so laß ihn dieses erfahren und mit allen diesen Worten erfahren, und sag ihm wie ich stehe, aber nur nichts von meinem Wunsch, denn ihn kann ich vor der Hand dazu nicht auffordern und mögt es auch nie! Sollte Kayser in Weimar seyn, so könntest du dich an ihn wenden, wo nicht, an ihn selbst; aber du mußt schreiben, als flöße es aus deinem Sinn, daß du ihm diese Stelle zuschiktest»*.

---

* Der Wunsch, davon Gœthe nichts erfaren soll, ist natürlich der des Ueberganges in deutsche Dienste. Was er lesen solte, teilte ihm Schleiermacher bei Gelegenheit abschriftlich mit und wurde darauf am 11. December ersucht, «beygebogenes Blatt» an Herrn Klinger beyzulegen und ihn bestens zu grüßen. Was das Blatt enthielt entgeht uns für immer; aber in einem Brief an Schleiermacher vom 10. April 1790 zeigt sich Klinger davon befriedigt; er legt hier seinerseits ein Briefchen an Gœthe bei. Ob dieses beantwortet wurde, ist nicht zu ersehen. Ein eigentliches Verhältnis war jedenfalls nicht wieder hergestellt, und sieben Jare später lautet der angezogne Brief an die Baronin von der Recke ganz so als habe der Schreiber nie einen Gœthe in Weimar gekant. Die Verbindung, die somit nicht erreicht war, nam indes Gœthe selbst nachmals wieder auf. Er gab dem Regierungsrat von Voigt, der im Frühling 1801 in einer Sendung des weimarischen Hofes nach S. Petersburg gieng, ein Schreiben an Klinger mit, das dieser beantwortete. Es handelte sich darum, die Vermählung

Die Aufklärung, die wir hier erhalten, wird durch eine andere längſt bekant gewordene Briefſtelle ergänzt. Dieſelbe findet ſich in einem Schreiben an Gœthe ſelbſt vom 26. Mai 1814:* «das letztemal, da ich Sie ſah, war in Weimar, während des erſten Sommers Ihres dortigen Aufenthalts; zu jener Zeit, als ich hoffte, durch Vermittlung der unvergeßlichen Herzogin Amalie, in Amerika, meine militäriſche Laufbahn anzutreten. Ich ſchrieb damals im Drange nach Thätigkeit, ein neues Schauſpiel, dem der von Lavater (er ruhe ſanft) zur Bekehrung der Welt abgeſandte Geſandte oder Apoſtel, mit Gewalt, den Titel: Sturm und Drang, aufdrang, an dem ſpäter, mancher Halbkopf ſich ergötzte. Indeſſen verſuchte dieſer neue Simſon, da er weder den Bart mit dem Meſſer ſchor, noch Gegohrnes trank, auch an mir vergeblich** ſein Apoſtelamt. Er rächte ſich dafür. Hätt' ich mich, bey meiner Abreiſe, mehr als durch Blicke des Herzens, gegen Sie erklärt, ich wäre Ihnen gewiß werther, als je geworden, aber ich ſollte es nicht, vermöge deſſen, was Sie in mir erkannt hatten. Als ich 1779 in Zürch bey Lavatern war, erzählte er mir in ſeinem gewaltigen Grimme, ſolche Schurkenſtreiche, und ſolche unſaubere Dinge, von ſeinem ehemaligen Apoſtel, daß man einen Profanen damit erfreuen könnte.»

Dieſe zweite Stelle fügt alſo einen Beweggrund für Kaufmanns Verleumdungen hinzu. Es ſoll Rache dafür geweſen ſein, daß Klinger ſeinen Bekehrungsverſuchen widerſtand. Hier aber ſcheint, nach acht und dreißig Jaren, die Erinnerung des Gealterten nicht mehr treu geweſen zu ſein. Von einer auf Bekehrung abzielenden Apoſtelſchaft Kaufmanns iſt aus den von Düntzer benutzten Materialien zu ſeiner Geſchichte überhaupt nicht viel zu erſehen. Er

---

des weimariſchen Erbprinzen mit der Großfürſtin Maria Paulowna anzubanen, und da gebot Klingers freundſchaftliche Vertrauensſtellung bei der Kaiſerin Mutter Rückſichten, die nach dem Eintritte ſo naher verwantſchaftlicher Beziehungen zwiſchen beiden Höfen bis zu Ende wirklich ſind beobachtet worden.

* Nebſt dem vorausgegangenen Briefe Gœthes zuerſt in den Verhandlungen der Darmſtädter Philologenverſammlung von 1845, dann von J. W. Appell im Frankf. Muſ. von 1857 (S. 3 ff.) abgedruckt. Ich habe Morgenſterns Abſchrift vor mir.

** Morgenſtern las in ſeiner Vorlage vorgeblich; er vermutet, daß K. ſchreiben wolte vergeblich ſein vorgeblich Apoſtelamt. Jedenfalls fordert der Zuſammenhang vergeblich.

ſpielte den von Gott geſanten Spürhund nach waren Menſchen, und Lavater erkante in ihm «einen Seher Gottes und der Wahrheit», «der mit Kraft zeuget von dem Leben Jeſu»*, letzteres offenbar ſofern ſeine wunderbaren Heilungen, als objective Erſcheinung betrachtet, die von Jeſus berichteten glaubhaft machten; aber von einer Bezeugung beſtimmter Warheiten, davon, daß er die Menſchen zur chriſtlichen Warheit zu bekehren ausgegangen oder ausgeſant worden, hört man nichts, und der Gedanke des Chriſtentumes ſpielt in ſeinen Aeußerungen, wie ſie bis dahin vorliegen, noch keine Rolle. Ein halbes Jar ſpäter kommt allerdings in Königsberg etwas der Art zum Vorſchein. Der damals dreiundzwanzigjärige Chr. J. Kraus, ſpäter neben Kant eine Zierde der dortigen Univerſität, ſchrieb einem Freunde: «er (Kaufmann) iſt eigentlich Arzt, aber noch beſſer würde ich Ihnen ſagen, er iſt ein Apoſtel des 18. Jahrhunderts, auf dem Lavaters und Hamanns Geiſt ruht, ein liebenswürdiger Schwärmer, der in Maske alle Länder durchſtreicht, im Stillen Kranke heilt, Menſchen ſchüttelt, wie er ſich ausdrückt, und das Chriſtenthum, wie es zur Zeit ſeiner Stiftung war, in den Seelen derer, die dazu beſtimmt ſind, ſie mögen Fürſten oder Grafen ſein, zu errichten ſucht.» Man ſieht, daß er, der im Schoße der Brüdergemeine endigte, ſich damals bereits auf den waren Chriſten zu ſpielen verſtand, wo dieſe Rolle Effect verhieß. Das mag ſie im Hauſe des Grafen Keiſerling, wo Kraus ihn kennen lernte, getan haben; in Weimar und bei Klinger war damit nichts zu machen, und Kaufmann war klug genug dies zu erkennen. Der Gegenſtand der Miſſion, die er ſich ſelbſt gegeben, war ganz allein, ſich wichtig zu machen, und die Mittel dazu wuſte er der jedesmaligen Umgebung anzupaſſen. Man könte höchſtens denken, daß er verſucht habe, Klinger zum Vegetarianer und barbrüſtigen Mänenträger zu machen: aber wenn er dieſe Propaganda überhaupt betrieb, ſo muſte er ſo an Miserfolg gewönt ſein, daß ihn derſelbe kaum zur Rache reizen konte.

Es bliebe übrig, Klingers Worte ungenau zu verſtehn und ihnen den Sinn unterzuſchieben, daß er von ſeinem Glauben an Kaufmanns Größe ſchon in Weimar zurückgekommen und ihm entgegen getreten ſei, was freilich ein vollgültiger Grund zur Rache

* An Gaßner, bei Düntzer a. a. O. 158.

gewefen wäre. Aber man fieht aus dem 33. Briefe, daß er noch im April des folgenden Jares in Kaufmann den « großen, mächtigen Menfchen » fah, « der auf alles Einfluß hat in Deutfchland, was gut und groß ift; » daß er noch immer feinen Befuch annam, daß er auch damals noch eine günftige Wendung feines Schickfals durch Kaufmanns Einfluß, und zwar jezt in Rußland, zu hoffen bereit war. Er ift alfo in Weimar noch nicht entzaubert worden, hat Kaufmann keinen Anlaß zur Rache gegeben, hat auch dort noch keine Anung gehabt, wer Gœthen jenes « erbärmliche Zeug » über ihn hatte glauben machen. Wann und durch wen er davon unterrichtet wurde, läßt fich vielleicht an einem andern Orte vermuten.

Der wirkliche Beweggrund zu Kaufmanns fchlechtem Streiche kann entweder gewefen fein, Klingern durch eine völlige, unheilbare Trennung von Gœthen defto fefter an fich zu ketten, oder diefem, bei dem er eine ungünftige Stimmung gegen Klinger bemerkte, durch Zutragen von Befchwerdeftoff fich wichtig zu machen; und das letztere ift mir das warfcheinliche. Gleichzeitig fpielte er bei Klinger den hilfreichen Freund. Ob die letzte für diefen fo fchmerzliche Unterredung mit Gœthe ftatt fand bevor oder nachdem der Entfchluß, mit Kaufmann nach Deffau zu gehn, gefaßt war, bleibt ungewiß; doch lautet der Brief von 1789 fo, als habe fie erft die Entfcheidung bewirkt. Daß Klinger am 25. nichts hierüber an Schleiermacher fchrieb, daß er feine Angehörigen fogar verficherte, Gœthens Liebe fei groß, fpricht nicht dagegen: es entfpricht nur dem warhaft großmütigen Sinne, in welchem er auch jezt noch die Wunde feines Herzens mit feiner alten Verpflichtung gegen Gœthe zudeckte und zu allen Zeiten fich bitterer Aeußerungen über ihn enthielt. Auch daraus, daß er am 25. nicht befchloffen hatte auf der Stelle, fondern erft in der kommenden Woche abzureifen, läßt fich nicht fchließen, daß damals der Bruch noch nicht gefchehen war; er mufte ja auf Kaufmann warten, und diefer mufte doch in Weimar feine Rolle fo lange fpielen, bis er auf dem Gipfel des Effectes angekommen war.

Damit gieng es nicht fo fchnell. Vor allem konte er nicht abreifen, one Herdern gefehen zu haben. Diefer zog mit feiner Familie am 2. October ein, und es zeigte fich alsbald, wie fehr der Mühe wert es gewefen war, ihn zu erwarten. Er wurde mitfamt feiner Gattin von Kaufmann völlig eingenommen und gehörte

nachmals zu denen, die den Glauben an ihn am längften fefthielten. Aber auch Gœthe war, wie das Tagebuch zeigt, feinem Zauber ganz hingegeben: «den 22. Kaufmann früh. herrlicher Morgen. d. 24. Herrliche Nacht mit Kaufmann. d. 26. Nachts mit Kaufmann. d. 28. Mit dem Herzog, Kaufmann, Wedel zu Mittag. Nach Tifche zufammen im Garten. d. 30. Nach Schwanfee mit Lichtenberg und Kaufmann über Umpfferftädt u. f. w. nach Tennftädt.» Erft am 9. October heißt es: «Kaufmann weg.» Er war nun endlich nach Leipzig und Deffau gereift; aber er war nicht auf lange gefchieden, da Wieland am 1. November an Jacobi fchreibt: «Diefer Tag ift mir weggekommen, ich weiß felbft nicht wie, zwifchen Herder, der nun bei uns ift, und Kaufmann, einem wunderbaren, aber edeln guten und unbeweglich in feinem Centro ruhenden Menfchen»*. Hierauf gieng er abermals nach Deffau oder Wörlitz, wo er in feinem berufenen grünen Friescoftüm mit offener Bruft nicht nur bei der fchönfeligen Fürftin, fondern auch bei dem praktifch-verftändigen Fürften Franz die befte Aufname fand und vorläufig feften Fuß faßte. Gœthe, der mit feinem Herzog vom 4. bis 20. December in Wörlitz zu Befuch war, konte fich alfo auch hier feines Umganges erfreuen, der ihm demnächft wieder in Weimar das Chriftfeft verfchönerte, wie das Tagebuch am 24., 25. und 26. ausweift. Von dort gieng Kaufmann nach Darmftadt, wo ihn Claudius verlangend erwartete. Da fchrieb denn Wieland am 13. Januar noch ganz vorfichtig an Merck: «wie gefällt Ihnen Kaufmann? *Entre nous*», und erft auf eine kräftige Antwort Mercks wagte er feinem eignen Herzen über das Phänomen Luft zu machen (Wagner I, 101 f.). Kaufmann aber, der nun den Plan einer apoftolifchen Reife nach Rußland gefaßt hatte, konte im Februar nochmals wagen fich in Weimar zu zeigen, ward von Lynker in Tennftädt beherbergt und von Herder an Hamann empfolen. Im März trat er auch in Deffau wieder auf, und noch jezt bekam man dort nicht genug an ihm.

Durch feinen verlängerten Aufenthalt in Weimar war die Verabredung mit Klinger zerfallen, und diefer one Zweifel in der Woche, die den 29. September begann, allein nach Leipzig gereift. Von da fchrieb Nicolai den 12. October an Höpfner: «Hr. Klinger

---

* Jacobis Auserl. Briefw. I, 254.

ist hier. Erst wollte er in Geschwindigkeit die Artillerie lernen, um nach Amerika zu gehen und da mit Thatkraft die Freiheit zu verfechten. Er ändert aber kurz seinen Entschluß, bleibt bei Seilern und macht Trauerspiele oder Mordspiele *si Diis placet*» (Wagner III, 143). Fünf Tage später bekam Merck die gleiche Nachricht von Wieland, zugleich mit der vom Erscheinen des Grisaldo: «*à propos* von Dramen, wissen Sie schon, daß Klinger dato sich als Theaterdichter bey Seilern in Leipzig, pr. 500 Rth. jährlich engagiert hat? Und bewundern Sie nicht mit mir die täglich überraschender werdenden *mirabilia Dei* in unsern Tagen? Von diesem unerschöpflichen Genie ist schon wieder ein neues Schauspiel, ich weiß den Titel nicht mehr, voll Maurischer und Spanischer Könige herausgekommen, und alle Augenblicke haben wir noch Eins, das er hier in Weimar angefangen, zu erwarten! Das heiß ich Zeugungskraft!» (Wagner II, 80 f.)

Nicolais Gerede lautet, als habe Klinger sich in Leipzig zuerst mit einem neuen Militärprojecte getragen: denn bei dem in Weimar entstandenen handelte es sich ja um Bekämpfen, nicht um Verfechten der Freiheit. Aber aus seinem ersten Leipziger Briefe an Schleiermacher sieht man, daß das Engagement bei Seyler schon am dritten Tage seines dortigen Aufenthaltes vollendete Tatsache war; Nicolai hat also nur aus einer unbestimmten Kentnis jenes Planes der Herzogin Amalia gesprochen.

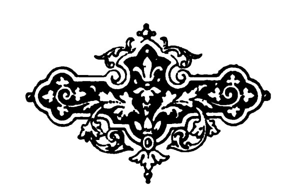
Warscheinlich gieng Klinger, nachdem er den Gedanken aufgegeben hatte, mit dem zalungssäumigen Schrœder ein zweites Geschäft zu machen, in Leipzig mit seinem neuen Stücke alsbald zu Seyler und bot es ihm für seine Büne an. Dieser fand Gefallen am Drama wie an der Person des Verfassers, fand es zum größeren Rume seiner Büne neben der Schrœderischen dienlich, den Dichter der Zwillinge für sie zu monopolisieren, und machte demselben das für jene Zeit sehr anständige Anerbieten einer dauernden Verbindung für 500 Taler järlich bei freiem Tisch und Logis, das von dem gekränkten Flüchtling sofort angenommen wurde. Es war ein ebenso jäher Entschluß wie jener, der ihn von Gießen nach Weimar gefürt hatte.

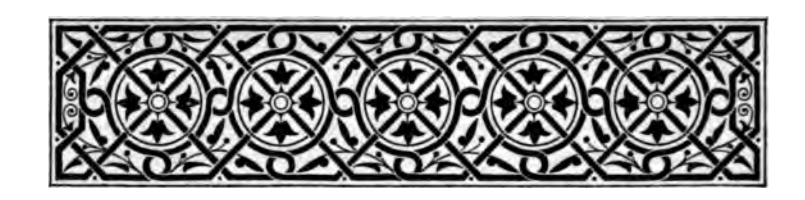
Den Schluß dieses Capitels mag Kaufmanns eigne Darstellung des Hergangs bilden in einem Brief an den Maler Müller, der für

ihn in jeder Weiſe bezeichnend iſt*: «Deſſau am 28 October 76. O Bruder! wie wohl mirs thut deine heilige Epiſtel an Gottes Spürhund — das kannſt du dir nicht vorſtellen. Wärſt du aber ferner mit mir über Berg und Thal, über Hügel und Felſen aus dem Lande Goſen in dieſe Sandwüſte gezogen, wäreſt Zuſchauer geweſen, wie ich Ehrmann ruffen ließ, wie er mir ein Pak Briefe bracht! Nichts vom Müller? Ja ich glaub. Nun da lies, ſchau friß dich auch ſatt an den Excrementen dieſes himmliſchen Jungen. — Bis jetzt liebſter Müller iſts das erſtemal ein wenig ruhig um mich, hab ihn alſo vor mir deinen lieben Brief, ſegne Gott dein Herz und deine Treue, gebe dir Gott was mein Herz für dich wünſcht einen baldigen Ruf durch den Apoſtel Hans Kaspar in das Land der Stärke und Freiheit, und aus demſelben einen freien Zug ins himmliſche Jeruſalem nach Italien. Heute ſchreibe ich noch ein Wort an Lavater von dir, mache dich alſo fertig und bereit einzuziehen in das Land wo dein Kaufmann geboren ward, und wo (die Abſchr.: wenn) er dich wiederſehen, (die Abſchr. ſetzt hinzu: wünſcht) dich umhalſen, mit dir meinem Vater L. Pf. K. H. S. (d. h. wol Lavater Pfenninger Kayſer Heß Saraſin) u. ſ. w. zu Tiſche ſitzen wird — Ja, ja — das wird geſchehen, wenn Ahndung Wahrheit iſt oder wird. Lenz wohnt auf dem Lande, Göthe den großen herrlichen, wirkſahmen, Herder den edlen ſtarken, Wieland den ſchwachen aber guten Bruder habe ich wochenlang zu himmliſch allgemeinem Gedeien genoßen. Klinger traf ich in Gotha, reiſte mit dem irrenden Ritter nach Eiſenach und hernach zurück nach Weimar, fandens gut daß er aus Weimar mit mir nach Leipzig ziehe. Wäre Seiler der warme ums deutſche Theater ſich verdient gemachte Mann nicht da geweſen, ſo wäre Klinger jetzt noch bey mir. Aber da dieſer Mann, eine der beſten edelſten Truppen, und eine herrliche Sängerin hat, da dieſer edle Direkteur Abſicht hat, den Geſchmack des Theaters zu erheben, da er glaubte, daß Klinger ihm behülflich ſeyn könnte, ſo entſchloße ſich Klinger mit ihm zu reiſen und wenigſtens ein Jahr bey ihm zu bleiben. Seit dieſer Zeit denke ich immer daß dieſe Truppe für Manheim paſſen würde, glaubſt dus nicht auch mit mir, willſt dich nicht

* Er liegt mir in einer Abſchrift Jegors von Sivers vor, die von einer für R. Köpke gefertigten Abſchrift des Originals genommen iſt; dieſes fand ſich in Tiecks Nachlaß und iſt verſchwunden.

erkundigen, und mir Nachricht geben vielleicht ließe sich dies herrlich rangiren? soviel ich weiß wird (die Abschr. setzt hinzu: er) in 2—3 Monaten ein neues Engagement getroffen am chursächsischen Hof. — Also Bruder mit erster Gelegenheit Nachricht über diesen mir wohlgefälligen Einfall — Mach, treib steure wie du kannst daß die Sache zu Stande komme, du wirst Freude daran haben Glaube.»





VIERTES CAPITEL.

Bei Seyler.

Erinnert man ſich, mit welcher hellen Begeiſterung Klinger die Ausſicht auf das Kriegshandwerk ergriffen und darin den einzigen ſeiner Natur entſprechenden Beruf erkant hatte, ſo muß es Wunder nehmen, wie leicht er dieſer Ausſicht entſagte, ſobald ſich ihm eine andre zwar auskömmliche, aber weder ſichere, noch äußerlich ehrenvolle Verſorgung darbot. Er bezeugt es ſelbſt (Br. 29), daß dieſes Engagement nicht notwendig war; er «ward geſucht von hier und da», von Kaufmann wie von Seyler, und jener hätte es ihm, ſo ſchien es wenigſtens, möglich gemacht, einige Zeit auf die von der Herzogin angebante Anſtellung in einer Mietstruppe für Amerika zu warten. «Bloß die Liebe zur Kunſt und meiner Mutter etwas zu geben rief mich hin.» Das erſte dieſer Motive tritt aber erſt hervor, nachdem er an dem Zuſammenleben mit der Seyleriſchen Geſellſchaft Gefallen gefunden; in dem erſten Briefe aus Leipzig iſt es lediglich das andere, das den Ausſchlag zu geben ſcheint. Er kann ſeiner Mutter järlich 200 Taler geben, die ſie in einem Monat zum erſten Mal empfängt. «Es macht mir unendliche Freude für ſie das thun zu können.» Als Soldat hätte er das im günſtigen Falle doch erſt in unſicherer Zukunft gekont; und ſo hat ihn damals ein Beweggrund reinſter Menſchlichkeit zu dem Schritte gefürt, den er ſelbſt nachmals als «Sottiſe» bezeichnete. Die Mutter war krank als er ſie verließ (Br. 13); ſie litt an Gicht, die ſie ſich durch ihrer Hände Arbeit an der Waſchbütte

zugezogen hatte, und ſie muſte dieſem Gewerbe entſagen; die Anſtrengung der Töchter, von denen die jüngere als Putzmacherin arbeitete, reichte nicht aus um ihren Verdienſt zu erſetzen, und es gieng knapper. Dabei fürte der Son in Weimar ein nobles Leben von geborgtem Geld und wartete auf die Erfüllung von Ausſichten, die nicht einmal mehr als eine Exiſtenz für ihn ſelber verſprachen. Kein Wunder, wenn er das am 23. Juni gegebene Verſprechen, jezt öfter nach Hauſe zu ſchreiben, nicht hielt: was hatte er zu ſchreiben, das nicht für ihn beſchämend und für die Seinen unbefriedigend war? Durch Schleiermacher verſchaffte er ſich Nachrichten von ihnen, deren Schickſal ihn «peinigte», und ließ ihnen das nötigſte mitteilen; ja er gab dieſem Freunde den ſtärkſten Beweis eines «unendlichen Vertrauens», indem er ihm, der Mittel hatte und eine geſicherte Zukunft vor ſich ſah, die Unterſtützung der Armen an ſeiner Statt bis auf weiteres anbefal (Br. 17). Von dem militäriſchen Projecte durften ſie vor der Hand gar nichts wiſſen, erſt vor der Ausfürung ſolte es ihnen «mit Zuker» eingegeben werden, und er fürchtete ſich vor der Qual, womit ſie es hinunter ſchlucken würden. Endlich ſah er ſich genötigt ihnen mitzuteilen, daß er Weimar unverrichteter Dinge verlaſſe, one daß er ſie auch nur mit einer neuen Ausſicht an einem andern Orte tröſten konte, und je liebevoller die Ausdrücke ſind, deſto deutlicher ſieht man, wie viel ihn der Brief koſtete. Welches Glück nun, ſo kurz darauf die Nachricht eines Engagements geben zu können, das zwar ſehr gegen den Geſchmack der Mutter war, aber bei den beſcheidenen Bedürfniſſen der Frauen all ihre Not zu ſtillen verſprach; ſchade daß der Brief ſich nicht erhalten hat, der ihnen dieſe Kunde brachte. Offenbar aber iſt es, wie ihm ein Zurückweiſen des Seyleriſchen Antrages, nicht nur den Angehörigen, ſondern auch dem Freunde gegenüber, moraliſch unmöglich war.

Abel Seyler gehört zu den Menſchen, die one eigne literariſche Verdienſte ihren Namen unverlöſchlich in die Geſchichte unſrer Literatur eingezeichnet haben. Er war ein herabgekommener hamburgiſcher Kaufmann; er hatte mit ſeinem Genoſſen Tillemann aus einem Bankrott von vier Millionen eine Silberraffinerie und etwa 30,000 Mark für jeden gerettet. Er war «ein Mann von Geſchmack, Kenntniſſen und Empfänglichkeit für die Freuden des

Lebens», gehörte zu den «Kennern» Hamburgs, welche die Leiſtungen der Ackermanniſchen Büne mit beſonderem Anteil verfolgten, und war neben dem Schriftſteller Lœwen der vornehmſte Träger jenes berümten Unternehmens einer Geſellſchaft hamburgiſcher Bürger, das unter dem Namen eines Nationaltheaters im April 1767 an die Stelle der Principalſchaft Ackermanns trat und deſſen Haus, Material und meiſte Schauſpieler übernam. Es handelte ſich dabei in Seylers wie in Lœwens Sinne one Zweifel um einen groſsgedachten Fortſchritt im deutſchen Bünenweſen: um die Beſeitigung aller der längſtbeklagten Uebelſtände, darunter die Büne litt, ſo lange ſie Privatunternehmen einzler Künſtler war; und man verband ſich mit Recht zur Ausfürung dieſes Gedankens mit dem Schöpfer des erſten warhaft nationalen Dramas, den man zuerſt zum Theaterdichter gewinnen wolte und, da er hierauf nicht eingieng, als Dramaturgen und Conſulenten anſtellte. Daſs mit Eröffnung des neuen Nationaltheaters Leſſings hamburgiſche Dramaturgie zu erſcheinen begann und die Vorſtellungen vom 1. Mai bis 28. Juli im Lauf eines Jares mit Erörterungen begleitete, die für immer zu Grundlagen unſrer Literaräſthetik geworden ſind, an dieſer folgenreichen Tatſache hatte Seyler ein Verdienſt, das ihm nicht vergeſſen werden darf.

Bei den Hergängen, die zu dieſem Verdienſte fürten, fehlte es jedoch nicht an Menſchlichkeiten niederer Art. Zu den hervorragendſten Mitgliedern der Ackermanniſchen Geſellſchaft hatte Friederike Sophie Sparmann, verehlichte Hensel, gehört, eine Dame nicht mehr in der erſten Jugendblüte — ſie war 1738 geboren — aber auf der Höhe der Kunſt und des Rumes; eine Perſon von Geiſt, die wie ſo viele ihrer männlichen Berufsgenoſſen dem Theater zugleich mit der Feder diente, und wegen ihrer Fähigkeit, jüngere Künſtlerinnen zu unterweiſen und heranzubilden, beſonders geſchätzt wurde. Man kennt das glänzende Lob, das ihr Leſſing im 4. und 13. Stücke der Dramaturgie in den Rollen der Clorinde und Sara Sampſon geſpendet hat; ſie war nach ſeiner Meinung «eine von den beſten Actricen, welche das deutſche Theater jemals gehabt hat»; er rümt ihre «ſehr richtige Declamation, durch welche der verworrenſte, holprichſte, dunkelſte Vers die deutlichſte Erklärung, den vollſtändigſten Commentar erhalte», und das damit verbundene «Raffinement, das entweder von einer ſehr glücklichen Empfindung,

oder von einer ſehr richtigen Beurteilung zeuge». Vielleicht noch mehr ſagt er 1772 in einem Brief an Gebler: «Wien hat jetzt die einzige Perſon, von welcher ich glaube, daß ſie die Orſina würde gut gemacht haben — — Ich bin kein perſönlicher Freund von Madame Hänſelinn; aber ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich noch keine Actrice gefunden, die das, was ſie zu ſagen hat, mehr verſteht, und es mehr empfinden läßt, daß ſie es verſteht» (Leſſings Schr. hsgeg. v. Maltzahn 12, 443). Sehr viel weniger günſtig beurteilte ſie Schrœder, der bei Ackermann ihr College war: ihm waren, nach Meyer (1, 96), ihre «Zittertöne», ihre «Ooo, Aaach, Thrääänen, Seeelenpein ein Gräuel, ohnerachtet der freilich ſparſame Gebrauch der achtbaren Schœnemannſchen Schule ſie halb und halb in Schutz nahm». Er hielt ſie indes «für trefflich in ſanften Rollen; bei heftigen kam ihr nur der ſtarke Körperbau zu Statten, die Zittertöne beleidigten darin noch mehr; gleichwol wurde ſie auch in ſolchen Rollen vom Publikum vergöttert und auch ihr Cothurngang bewundert, den Schrœder für einen Dragonerſchritt erklärte» (a. a. O. 141). Dieſes Urteil iſt, wie man ſieht, durch den entſchiedneren Realismus, den Schrœder zur Geltung brachte, bedingt, aber auch von einer Eingenommenheit nicht frei, die perſönliche Urſachen hatte. Sie hieng mit dem unbändigen Ehrgeiz und Rollenneide der talentvollen Frau zuſammen, an dem auch Leſſing bald ſeine Erfarung machen ſolte. Die Henſel mochte den Beifall nicht ertragen, den neben ihr Caroline Schulz erwarb; und ſie benutzte Seylern als Werkzeug, ſie von dieſer Nebenbulerin zu befreien. Sie lebte mit ihrem Mann, einem Schauſpieler, der in «ſchläfrigen dummen Bedienten und Alten ſehr brav war», in einem unbefriedigenden Verhältniſſe. Sie hatte ſich von ihm getrennt und war nach Wien gegangen; Ackermann vermittelte eine Ausſönung und engagierte ſie von neuem, aber nachdem am Abend ihrer Ankunft — 23. October 1765 — das Ehepaar bei ihm zuſammen geſpeiſt hatte, fürte Henſel die ſtolze Schöne in das für ſie gemietete Logis, um ſelbſt vor der Türe wieder umzukehren und in ſeinem bisherigen Quartier zu ſchlafen. Seyler wurde darauf vom Bewunderer ihrer Kunſt zu ihrem Anbeter und blieb nicht unerhört. Es kam zur Grühdung des Nationaltheaters, deſſen höheren Zielen es zu entſprechen ſchien, daß es dem Ballet entſagte; und ſo wurde Caroline Schulz, die von Haus aus Tän-

zerin war, ſamt ihrem Vater, dem bisherigen Ackermanniſchen Balletmeiſter, nicht engagiert. Schrœder, der ebenfalls gewont war, im Ballet nicht minder als im Schauſpiel zu glänzen, lehnte darauf das Engagement ab, bis er im Februar des folgenden Jares doch eintrat.

Leider zeigte ſich bald, daß man einen ſo bedeutenden Schritt, ob nun mehr der Henſel zu Gefallen oder mehr aus Grundſatz, ſehr voreilig getan hatte. Die Teilname des Publikums war one Ballet ſo ſchwach, daß man es nachträglich wieder einfüren, nun aber sich mit viel geringeren Kräften begnügen muſte, als diejenigen waren, die man von Ackermann hätte übernehmen können. Und die Henſel herſchte doch nicht ſo unbedingt als es ihr Bedürfnis und für die Ruhe ihrer Umgebung erforderlich war: denn jezt fand Madame Lœwen neben ihr zu viel Anerkennung, auch bei Leſſing. Nachdem dieſer gar gewagt hatte, ihr im 20. Stück der Dramaturgie eine kleine Lection zu geben, indem er bedauerte daß ſie eine Rolle geſpielt, für die ſie zu groß ſei, und die Worte hinzufügte: «ich möchte nicht alles machen was ich vortrefflich machen könnte», da fiel etwas vor, das ihn veranlaßte, dem urſprünglichen Plan der Dramaturgie zuwider von da an nur noch von den aufgefürten Stücken zu handeln und kein Wort mehr über die Vorſtellungen ſelbſt zu ſagen.

Trotz der Wiederaufname des Balletes war das Capital der Unternehmer ſchon nach einem halben Jare zugeſetzt, und um ſeine Tage zu friſten, muſte das neue Nationaltheater, wie die alten Principale, auf die Wanderſchaft gehn. Es ſpielte zwiſchen Advent und Faſten — denn in dieſen Zeiten gebot die kirchliche Sitte die Büne zu ſchließen — in Hannover, vom Mai 1768 an wieder in Hamburg, im folgenden Winter nochmals in Hannover. Es rang immer hoffnungsloſer mit ſeiner Finanznot, obgleich es nicht im mindeſten mehr wäleriſch in Reizmitteln für das Publikum war, und ſchloß mit den Faſten 1769 für immer. Der gutmütige Ackermann hatte ſich bereit gefunden, den Vertrag unter den billigſten Bedingungen rückgängig zu machen, trat noch im März ſeine Principalſchaft wieder an und fürte die Geſellſchaft nach Braunſchweig, indem er die tatſächliche Direction von nun an ſeinem Stiefſon Schrœder überließ.

Seyler aber hatte durch eine ſo herbe Erfarung entfernt nicht

die Luft an dem ergriffenen Berufe verloren, noch auch fich für den Gedanken erkältet, der Nation das Beifpiel einer ftehenden und in ihrem Beftande geficherten Büne zu geben. Mit dem Nationaltheater in Hamburg war es nicht gegangen, da galt es einmal die Probe mit einem Hoftheater in Hannover zu machen. Es gelang ihm bei dem dortigen Statthalter, Herzog Karl von Meklenburg, ein Privileg für die hannoverifchen Lande zu erwerben, mit welchem freie Benutzung des großen Schloßtheaters in der Hauptftadt famt Dekorationen, Garderobe und Orchefter fowie ein namhafter Geldzufchuß verbunden war. Die Henfel und einige unbedeutende Mitglieder der Ackermannifchen Gefellfchaft waren in Hannover zurückgeblieben und ftanden ihm zur Verfügung. Als er fein Privileg in der Tafche hatte, reifte er nach Braunfchweig und vergalt die von Ackermann erfarene Großmut damit, daß er ihm die tüchtigften Kräfte, die er außer feiner Familie befaß, abfpannte. Eckhof ftand an deren Spitze; der bis dahin gröfte und berümtefte Schaufpieler Deutfchlands vertrug sich nicht mit dem aufftrebenden und jugendlich übermütigen Schrœder. Madame Brandes, die Gattin des bekanten fruchtbaren Theaterdichters *, gieng der Rivalität der Dorothea Ackermann aus dem Wege und taufchte dafür die der Henfel ein.

Seyler ftand an der Spitze einer glänzenden Truppe, er erfreute fich der bedeutendften äußeren Vorteile, und das Hamburger Unternehmen fchien auf anderm Boden lebensfähiger wieder aufzuleben; dennoch war auch dies nur Schein. Die Teilname des Publikums in Hannover und den hannoverifchen Landftädten reichte nicht aus um das Unternehmen zu tragen, obgleich die Lieblingsgattung der Zeit, das Singfpiel, bevorzugt und dafür fogar ein eigner Theaterdichter in Michaelis, einem Genoffen des Gleimifchen Kreifes, angeftellt wurde. Die Henfel trug durch ihre geradezu krankhafte Empfindlichkeit bei das Publikum zu erkälten. Als in der Melanide von La Chauffée die Brandes mehr Beifall als fie erhalten hatte, befand fie fich in einer folchen Stimmung, daß fie das Kreifchen einer Logentüre für einen Pfiff nam, und mit den Worten «wenn ich den Zufchauern misfällig bin, will ich mich lieber entfernen» die Büne verließ, worauf die Vorftellung

* Deffen «Lebensgefchichte», Berlin 1800, von hier an als Quelle dient.

abgebrochen werden mufte. Seyler felbft ward in Hannover misliebig, wol wegen feines Verhältniffes zu der Henfel, da fonft keine Urfachen erfichtlich find, und er fich in feinem Beruf alle Mühe gab. Man wanderte bis Hamburg, bis Lübeck; aber die Wanderungen waren koftfpielig und verfchlangen die Zeit zum Einftudieren neuer Sachen. Endlich lieh ein Schwager Seylers, der ihm fchon öfter durch Vorfchüffe aus dem Gedränge geholfen hatte, nochmals Geld unter der Bedingung, daß die Direction und Kaffenverwaltung verfuchsweife auf Eckhof übertragen würde. In diefer neuen Verfaffung gieng die Gefellfchaft 1771 nach Wetzlar, wo fie fich wirklich finanziell erholte. Die Henfel aber gieng, um Eckhofs unparteiifche Direction nicht ertragen zu müffen, lieber wieder nach Wien; ihren Mann abermals zurück zu laffen, fiel ihr nicht fchwer.

Wärend des dreimonatlichen Aufenthaltes der Gefellfchaft zu Wetzlar verwirklichte fich die in Hannover unerfüllt gebliebene Hoffnung ganz ungefucht in der glücklichften Weife. Die Herzogin Regentin von Weimar bot, nach Abgang der Kochifchen Gefellfchaft von dort, der Seylerifchen unter fehr guten Bedingungen ein dauerhaftes Engagement an, auf das mit Freuden eingegangen wurde. Seyler übernam die Direction wieder felbft, und fein Glück ward vollkommen, als die Henfel von Wien zu ihm zurückkehrte und bald darauf, nachdem fie fich von ihrem Manne hatte fcheiden laffen, durch priefterliche Einfegnung Madame Seyler wurde.

Hier in Weimar hatte man die Stellung erreicht, darin allein das Theater feinem Berufe, Geift und Herz des Volkes auf eine veredelnde Weife zu vergnügen, one Wanken gerecht werden kann. Man war von den Launen und dem groben Gefchmacke des Haufens vollkommen unabhängig; man hatte fich allein nach den Anforderungen einer Autorität zu richten, die jenen edeln Beruf des Theaters felbft im Auge hatte; und auch diefe Autorität hieng von dem Haufen nicht ab, weil fie nicht darauf rechnete, daß er die Koften einbrächte. Die Herzogin Amalie gab nur unentgeltliche Billete zu dem Theater in ihrem Schloffe aus*.

Eine Vereinigung von Künftlern hätte fich mehr Teilname und Anerkennung und eine angenehmere gefellfchaftliche Stellung

* S. Diezmann, Weimar-Album 7.

nicht wünſchen können, als die Seyleriſchen auf dem empfänglichen und vorurteilsfreien Boden dieſes Hofes fanden. Wieland gibt hievon im erſten Jargange ſeines Merkurs (1773) das beſte Zeugnis: «wo ſollte es weniger von nöthen ſeyn das Theater gegen ungerechte Verurtheilungen zu vertheidigen als an dem Orte, wo ich dieſes ſchreibe? Der Schutz, den eine durch Geiſt und Herz erhabene Fürſtin dem deutſchen Theater in ihrer Reſidenzſtadt angedeihen läßt; die Talente und Sitten der hauptſächlichen Perſonen, aus welchen die hieſige Schauſpieler-Geſellſchaft beſteht; die gute Auswahl der Stücke, welche unter der Oberaufſicht des Hofes ſelbſt getroffen wird; der Eyfer, der den Unternehmer und die Glieder ſeiner Geſellſchaft beſeelt, das ganze Inſtitut der Vollkommenheit immer näher zu bringen; — alles dies macht den bloſen Gedanken unmöglich, daß jemand unter uns ſich ſollte einfallen laſſen, Blitze von Colofonium und Bärenlappen auf eine ſo beſchaffene Schaubühne loß zu ſchleudern. — — Nicht allein die Einwohner von Weimar und die Fremden, für welche auch das Schauſpiel ein Reiz mehr iſt, der ſie dahin zieht, genießen die Vortheile eines fortdauernden von dem Hofe ſelbſt unterhaltenen Theaters; die ganze Nation nimmt im gewiſſen Maße Antheil daran. Die Talente der Schauſpieler vervollkommnen ſich bei einem ſolchen Inſtitute ebenſo unvermerkt als der Geſchmack der Zuſchauer; nach und nach wird die Geſellſchaft um ſo auserleſener, je mehr jeder vorzügliche Schauſpieler ſich das Glück wünſchen muß derſelben einverleibt zu werden; die Dichter werden aufgemuntert» u. ſ. w. — — «Wenn die dermalen von dem hieſigen Hofe angeſtellte Schauſpieler-Geſellſchaft zu beſcheiden iſt, ſich ſelbſt einen Vorzug vor ihren deutſchen Mitſchweſtern zuzueignen: So können wir doch der Wahrheit das Zeugniß nicht verſagen, daß ſie in allen Betrachtungen eine der beſten iſt, die man noch in Deutſchland geſehen hat. Ihr Vorſteher, Herr Seiler, unterſcheidet ſich von den gewöhnlichen Prinzipalen gar ſehr zu ſeinem und des Theaters Vortheil. Er iſt ein Mann von Empfindung und Einſicht, beſitzt alle Kentniſſe, die ſein Poſten in deſſen ganzem Umfang erfodert, und empfiehlt ſich uns eben ſo ſehr durch ſeinen Umgang, als durch die gute Art, womit er ein Amt verwaltet, dem er ſich, da er ſelbſt kein Schauſpieler iſt, ganz widmen kan. Die Talente und der Ruhm der Madame Seiler (ehemaligen Mad. Henſel)

und des Hern Eckhofs, welche beyde an der Spitze unſrer Geſellſchaft ſtehen, ſind zu bekannt und entſchieden, als daß ich nöthig haben ſollte zu ſagen, wie groß der Vorzug des hieſigen Theaters dadurch wird, daß wir ſie beſitzen. Beyde ſind unſtreitig die einzigen in ihrer Art» u. ſ. w. — — «Die Achtung, womit hier den Gliedern der Theatraliſchen Geſellſchaft begegnet und der Beyfall, der ihren Beſtrebungen häuffig zugeklatſcht wird, läßt ihnen von dieſer Seite nichts zu wünſchen übrig» (1, 266 fgg.).

Wieland ſelbſt hatte den Vorteil, daß ſeine Alceſte in Schweitzers Compoſition von den ſtrebſamen, obwol im Stil der ernſten Oper ungeübten Kräften dieſer Geſellſchaft überraſchend gut auf die Büne gebracht wurde; und ſomit iſt auch der Urſprung der deutſchen *Opera seria*, deren erſtes Beiſpiel die Alceſte war, ehrenvoll mit Seylers Namen verbunden.

Dieſer glücklichſten und ſorgenfreieſten Epoche ſeiner Geſellſchaft bereitete der Brand des Weimarer Schloſſes am 6. Mai 1774 ein jähes Ende. Die Beſchränkung des Aufwandes, die dem Hofe nun zur Pflicht wurde, ſchloß jeden Gedanken an Erhaltung der ſo liebevoll gepflegten Kunſtanſtalt aus. Zwar konte Seyler ſich alsbald bei dem Herzog Ernſt von Gotha engagieren und fand auch in deſſen Reſidenz freundliche Aufname und empfänglichen Sinn; er fand dort Gotter, der für ihn zu arbeiten bereit war, und Benda, der das Melodram Ariadne auf Naxos von Brandes und Gotters Medea in Muſik ſetzte, jene eine Gelegenheit des Triumphes für Madame Brandes, dieſe für Madame Seyler. Aber einen feſten Aufenthalt, wie Weimar, gewärte Gotha nicht: man hatte ſich zur Aufbeſſerung des Engagements das Recht ausbedingen müſſen, regelmäßig die Leipziger Meſſe zu beziehen. Als man dort im Frühjar 1775 verweilte, kam ein Ruf nach Dresden, der wol wegen der dortigen größeren Verhältniſſe angenommen ward, obgleich die Notwendigkeit der Meßwanderungen nach Leipzig damit nicht weg fiel und der unerſetzliche Eckhof dadurch verloren gieng. Denn er blieb mit der Hälfte von Seylers Leuten in Gotha als Director des Hoftheaters, das nun der Herzog auf eigne Rechnung unternam. Seyler ergänzte ſeine Geſellſchaft, ſo daß ſie ihren Rum noch immer behaupten konte, und ſuchte ſie durch Anlage eines Penſionsfonds zu befeſtigen. Unter ihren männlichen Mitgliedern nam nunmehr der liederliche aber geniale Borchers den erſten Rang

ein; und dies war ihre Lage, als Klinger ſie auf der 76er Herbſtmeſſe in Leipzig fand.

Es konte wol einen dramatiſchen Dichter locken, dieſer Geſellſchaft, die in einer aufſtrebenden Zeit neben der Schrœderiſchen als vornehmſte Pflegerin unſeres Theaters erſchien, ſeine Dienſte zu widmen. Eine Stellung dieſer Art war nicht neu: Schrœder hielt von 1772 bis 78 einen Theaterdichter Bock, der viele ausländiſche Sachen bearbeitete und eigne lieferte; auch Seyler hatte bis 1771 ſeinen Michaelis gehabt. Unter ſeinen Schauſpielern waren dermalen zwei, die als Bünendichter Beifall fanden und bereits einen Namen hatten, Brandes und Groſsmann; der letztere hatte erſt jezt in Gotha ſeinen Beruf auf den Bretern geſucht, nachdem er vorher nur als Literat tätig geweſen war. Es iſt ein Beweis für Seylers Fähigkeit zu groſsen Auffaſſungen, daſs ihm keiner dieſer Männer, die er ohnedieſs im Sold hatte, genügte, um mit ihm als ſeinem Theaterdichter vor der Welt zu figurieren. Er verlangte danach, Novitäten von gröſserem Wurfe, von tieferer Eigenart auf ſeine Büne zu bringen, und fand one Zweifel, daſs Klinger der Kunſt des Schauſpielers neue dankbare Aufgaben ſtellte. Hatte dieſer Dichter in der Arria ein mangelhaftes Intriguenſtück geliefert, ſo bewieſen doch die Zwillinge, daſs er in der pathologiſchen Tragödie neue und gewaltige Wirkungen zu entfalten vermochte, und das Manuſcript von STURM UND DRANG, das er jezt vorlegte, ſchien eben ſolche zu verſprechen.

Es iſt Zeit, daſs wir von dieſem Werke, damit unſer Dichter ſich bei Seyler einkaufte, Kentnis nehmen.

Die phantaſtiſche Richtung, die ſein Geiſt mit dem Griſaldo eingeſchlagen hatte, beherſcht auch Sturm und Drang. Doch verweilt er hier nicht mehr in einer Welt nach dem Zuſchnitte Arioſts, wo man das Phantaſtiſche natürlich zu finden bereit iſt: er ſchiebt es one Umſtände in den Horizont der Gegenwart herein, und nur daſs der Ocean zwiſchen dem Zuſchauer und der Handlung liegt, dient zu einiger Milderung. Berkley und Buſhy, zwei Namen aus Shakſperes Richard II, bezeichnen hier einen nordengliſchen und einen ſchottiſchen Edelmann, unter welchen urſprünglich freundſchaftliche Verbindung, nachmals Rivalität beſtand. Berkleys Schloſs wurde in einer Nacht feindlich überfallen und zerſtört; die Lady

verlor dabei das Leben und der unerwachſene Son Harry verſchwand ſpurlos; der Lord blieb allein mit der dreizehnjärigen Tochter Jenny Caroline — ſie vereinigt die Namen der Darmſtädter Freundin und der luſtigen Schönen in Weimar — und erfur zu dem Verluſte von Weib, Kind und Haus auch noch das Loß der Verbannung. Er glaubte ſich genötigt anzunehmen, daß der Urheber des Ueberfalles und ſeines ganzen Unglückes Niemand anders als Buſhy in Verbindung mit einem gewiſſen Hubert war, über den wir nichts näheres erfaren; aber auch über den Grund dieſer Anname erhalten wir kaum am Schluſſe des Stückes eine Andeutung; noch weniger erfaren wir über die Urſache der Verbannung, und über die Möglichkeit einer mittelalterlichen Familienfehde im England des 18. Jarhunderts bleiben wir unſern Gedanken überlaſſen. Waren vielleicht Berkley und Buſhy urſprünglich beide Anhänger des Prätendenten und hatte Buſhy die ſiegreiche Partei des Hauſes Hannover ergriffen? Auf dieſe Weiſe wäre ja die Sache warſcheinlich zu machen geweſen; aber hier wie in früheren Fällen lag dem Verfaſſer an der ſachlichen Motivierung nichts, gab er ſich keine Rechenſchaft darüber, daß dieſelbe unerläßlich iſt, um den Zuſchauer wirklich für die Handlung zu intereſſieren. Genug, Berkley wanderte mit ſeiner Jenny nach Nordamerika aus.

Zehen Jare ſind vergangen, die Empörung der Colonien iſt ausgebrochen und der ſechzigjärige, noch immer rüſtige und feurige Berkley hat ſich den Verteidigern ſeines neuen Vaterlandes angeſchloſſen. Sein Charakter iſt der des im Grunde gutherzigen und gefülvollen Polterers. Er brütet über ſeinem Unglück und ſeinem Haſſe gegen deſſen angenommenen Urheber, und dieſe Leidenſchaft beherſcht ihn bis zum krankhaften Trübſinn, darin er bald geiſtesabweſend, bald kindiſch erſcheint; wir finden ihn zuerſt mit dem Bau eines Kartenhauſes beſchäftigt, das ihm ſein ehemaliges Schloß vergegenwärtigt und in dem er den alten Freund Buſhy mit ſich will wonen laſſen, bis er es in ausbrechendem Zorne umwirft und ſich in Verwünſchungen ergießt. Die gute empfindſame Jenny leidet unter ſeiner wilden Unverſönlichkeit; ſie närt eine geheime Liebe zu ihrem einſtigen Geſpielen Karl, dem Sone Buſhys. Auch mit dieſem iſt die Liebe zu Jenny in der Trennung herangewachſen; ſie zu ſuchen, die ihm Tag und Nacht vor Augen ſchwebt, iſt er mit ſeines Vaters Erlaubnis in die Welt gegangen,

und weil er ihre Spur nicht fand, in ein zwecklofes, verzweifeltes Treiben verfallen. Er nennt fich Wild. Er ift das Kraftgenie des Stückes, das fich in feiner Leidenfchaft zerreibt und doch vor quellender Kraftfülle nicht aufreiben kann; natürlich der Repräfentant des Verfaffers felbft, dem jezt längft die «Grifaldifche Sanftmut» wieder vergangen ift. Es werden diefer Perfon Worte in den Mund gelegt, die ganz eigentlich Klingers Stimmungen in der letzten Weimarer Zeit ausdrücken: «es ift mir wieder fo taub vorm Sinn. So gar dumpf. Ich will mich über eine Trommel fpannen laffen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Mir ift fo weh wieder. O könnte ich in dem Raum diefer Piftole exiftiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte. O Unbeftimmtheit! wie weit, wie fchief führft du den Menfchen! — — Um aus der gräßlichen Unbehaglichkeit und Unbeftimmtheit zu kommen, mußt ich fliehen. Ich meinte die Erde wankte unter mir, fo ungewiß waren meine Tritte. Alle gute Menfchen, die fich für mich intereffirten, hab ich durch meine Gegenwart geplagt, weil fie mir nicht helfen konnten. Blasius. Sag lieber, nicht wollten. Wild. Ja, fie wollten». Und nun wird ausgemalt wie es mit Klinger hätte werden können one Seylers Antrag: «ich mußte überall die Flucht ergreifen. Bin alles gewefen. Ward Handlanger um was zu feyn. Lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerm Feuer gebrannt. Nirgends Ruh, nirgends Raft. — — Seht, fo ftrotze ich voll Kraft und Gefundheit, und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne hier mitmachen, als Volontair, da kann fich meine Seele ausrecken, und thun fie mir den Dienft, und fchießen mich nieder, gut dann!» Ein bemerkenswerter Unterfchied Wilds von Klinger ift übrigens, daß er in guten Verhältniffen lebt. Er fürt daher den rettenden Gedanken des amerikanifchen Kriegsdienftes, der jenem nur tantalifch vorgegaukelt ward, wirklich aus; und nicht als Mietling, fondern als Freiwilliger; auch will er nicht, wie Klinger, dem König von England, der doch fein König ift, fondern den Colonien dienen. Wie er dazu kommt wird nicht gefagt: der Dichter braucht es eben fo, damit er mit Jenny zufammen kommen kann, und doch liegt das natürlichfte Motiv auf der Hand, da man nachher erfärt, daß auch fein Vater Bufhy ein Verbannter geworden ift. Nahe hätte es überdies hier gelegen,

Wilds Charakter mit einer tüchtigen Dosis Rousseauischen Freiheitschwindels zu versetzen, unausweichlich war es, wenn der Dichter selbst nur eine Spur davon besaß; aber dieser hatte ja nicht nur mit Seelenruhe, sondern mit Begeisterung sich in den Gedanken gefunden, gegen die Freiheit als Landsknecht zu Felde zu ziehen. Vielleicht kante er bis dahin nicht mehr von Rousseau als den Emil und die Heloise, und sein Geist neigte weder jezt noch später zu politischer Schwärmerei.

Wild also ist in demselben Gasthaus eingekehrt, wo Berkley mit seiner Tochter wont, und findet die letztere, indem er aus Versehen ein falsches Zimmer betritt. Man erkennt einander, aber man kann seines Glückes nicht froh werden: der racheschnaubende Alte darf nicht einmal wissen wer Wild ist. Dieser, von ihm bei Jenny überrascht, gibt vor, daß er ihn habe besuchen wollen, um durch seine Vermittelung bei den Truppen enroliert zu werden; er kann ihm die Kunde geben, daß auch Bushy in des Königs Ungnade gefallen und mit einem bescheidenen Reste seines Vermögens unsichtbar geworden sei; aber er gefällt ihm nur halb, weil ihn sein Gesicht und sein Wesen an die Bushys erinnert. Nun verwickelt sich die Handlung stärker durch die Ankunft des jungen Berkley, aus dem unter dem angenommenen Namen Boyer ein Seecapitän geworden ist, der einen Caper der Colonien fürt und mit einer englischen Prise eben jezt in den Hafen einläuft. Dieser junge Mann ist längst ein Bekanter Wilds; drei Mal sind sie an verschiedenen Orten zusammen getroffen, jedesmal hat ihn der Capitän aus einem grundlosen, unerklärlichen Hasse, den er keineswegs erwidert, zum Zweikampfe gefordert, und einer hat dem andern Wunden beigebracht. Wieder treffen sie nun im Gasthaus zusammen und es kommt one weiteres zu einer neuen Ausforderung; sie wird aber vertagt, weil morgen eine Bataille bevorsteht, die nicht nur Wild, sondern auch der Capitän mitmachen will. Inzwischen besucht der letztere aus Höflichkeit den im selben Hause wonenden alten Berkley, und dieser erkennt seinen vor zehen Jaren verschwundenen Son. Der Capitän erfärt hier erst den Tod seiner Mutter, der Bushys Schuld vermehrt: und doch hat er die Rache bereits vollzogen, hat Bushy und Hubert, die auf seinem Schiffe furen, allein in einem Bote dem wildesten Sturme preisgegeben. Mit dieser Geschichte wird Wild, der von Berkley zu Tische ge-

beten war, empfangen, nachdem ihm der Capitän als Son ſeines Wirtes vorgeſtellt iſt. Mitten in dem Affecte, darein ihn eine ſo ſchreckliche Nachricht verſetzt und der bereits zu bloßen Degen fürt, wird durch die Zudringlichkeit einer Perſon, die der nachher zu beſchreibenden Nebenhandlung angehört, auch noch verraten wer Wild iſt; und wenn es möglich war ihn noch wilder zu machen, ſo geſchieht es durch ein Bild ſeiner Mutter, das ihm ein freundlicher dem Capitän angehörender Negerknabe mitten in dieſer Situation übergibt. Der alte Berkley ſetzt jedoch die Verſchiebung des Zweikampfes bis nach der Bataille durch, und damit ſchließt der vierte Act in der denkbar ſtraffeſten Spannung.

Im fünften Acte kommt man aus der ſiegreichen Schlacht zurück, der Capitän mit einem Schuß in der Wade, der ihm Sorge für ſeine Reputation macht, bis ſich zeigt, daß er neben eingegangen iſt. Wild aber hat «mit ſeinen Freiwilligen» — die ſich erſt wärend der Action zu ihm gefunden haben müſſen — das Beſte gegen den Feind getan, wodurch der alte Berkley «Ehrfurcht für ihn kriegt hat» und der Capitän nur zu wilderem Haſſe entflammt iſt. «Die verdammte Gegenwart, Feſtigkeit und Starrheit im Menſchen.» Wild dringt auf den Zweikampf, trotz der Wunde, die ſeinen Gegner am Gehn hindert, trotz den Schmerzen die es ihm ſelber macht, Jennys Bruder feindlich gegenüber treten und ſie, wie auch der Ausgang falle, verlieren zu müſſen. Jenny geſteht ſelbſt, daß er nicht vergeben könne; die Kräfte verlaſſen ſie und ſie möchte ſterben: «laß mirs nur noch dunkler werden vor den Augen, und ſchwerer hier. Ich geh zu Ende, ſo gern zu Ende — du zerſtörſt ſo gewaltig». Da kommt der Mor, der Wild längſt vergeblich geſucht hat, und verrät daß der alte Buſhy nicht tot iſt. Er ſelbſt im Bunde mit dem Schiffslieutenant hat ihn und Hubert gerettet. «Ich bettelte ſo lange zu ſeinen Füßen, bis er einwilligte. Wir belogen den Capitän, als wären ſie in die Barke geſetzt, und die Barke ſchwamm doch leer weg. Ha! ha! ha! — — Wir verſteckten die Alten in einen kleinen, kleinen Winkel, und ich ſtahl ihnen Zwiback und Waſſers ſatt. Aber nur verrath dem Capitän nichts, und auch du nicht, Miß! er würde mich fortjagen, oder todtpeitſchen.» Kaum haben die Liebenden Zeit ihre Freude über dieſe Enthüllung auszudrücken, ſo erſcheint

der alte Buſhy ſelbſt, und fürt in einer Schlußſcene, zu der ſich beide Berkleys einfinden, die vollkommene Löſung des Knotens herbei. Er iſt ein ſchwacher Greis, aber ein Sieger über ſeine Leidenſchaften, und tritt den andern aufgeregten Charakteren mit überlegener Ruhe und Sanftmut gegenüber. Wild möchte mit ſeinem Vater und ſeiner Geliebten fliehen und die Berkleys ihrem Haß überlaſſen; aber der Vater hat ſeinen Feind geſucht um ihn zu verſönen. «Friede und Ruhe iſt in meine Seele gekehrt, ſie wird auch zu Berkley einkehren. Ich hab nichts gefunden in all meinen Verirrungen, als dies, und habe alles gefunden.» Die Berkleys wollen ſich in ihrer Feindſchaft verſteifen; der alte iſt jedoch beim Anblicke Buſhys, beim Ton ſeiner Stimme alsbald ſeiner Haltung nicht mehr ſicher. Und nun hört er von dieſem, daß ſein ganzer Rachedurſt von Anfang grundlos geweſen iſt. «Sieh ich ſtehe am Rande des Grabes. Gedanken der ewigen Ruhe haben längſt meine Seele gefüllt, und geben mir Stärke, jemehr mein ſchwacher Körper zuſammenſinkt. Berkley, da lügt man nicht, und ich thats nie. Hier, wo Wahres vom Falſchen getrennt wird, ſag ich Dir, daß ich unſchuldig bin am Verheeren Deines Hauſes, an Deiner Verbannung. Der es that, liegt längſt im Thale des Todes verſchloſſen. Ruhe ſeiner Aſche! ſein Name und ſeine Triebfedern ſollen nicht über dieſes Herz kommen. Berkley. Du hätteſt das nicht gethan? — alter Heuchler! Bushy. Es ist hart, Berkley! mein Angeſicht ſpricht für mich, und meine Offenheit, die mich viel gekoſtet hat. Unſer Unglück war Mißverſtändniß, daß wir nach einem Ziele trieben, unſere Intereſſen ſich an einander ſtieſſen, meine zu haſtigen Leidenſchaften, und Deine noch feurigere. O Mylord! was erhielten wir, was wurden wir Beyde? Laß uns alles gut machen, laß uns in Liebe leben!» Der Capitän gibt die Fehde unwillig verloren: «es iſt ſchändlich, ſich vertragen wie Weibsleute am Ende». Der Alte wendet ſich mit einem letzten Verſuch ab: «ich kann Dich nicht lieb haben» — um ſich gleich darauf mit den Worten «bleibe hier!» zu ergeben. Indeſ-ſein Son ſich zurück zieht um erſt mit ſich ſelbſt einig zu werden, eh ers mit andern werden kann, ſchließt er: «komm Buſhy, die Allee hinab, ich will verſuchen, ob ich mich mit Dir vertragen kann. Ich kann Dir noch über keine meiner Empfindungen Wort geben, haß Dich noch, und — es fällt mir ſo vieles ein — Komm

nur!» Ueber einer ſtummen Umarmung des zurückbleibenden Liebespares fällt der Vorhang.

Es iſt, wie wir früher zu bemerken Gelegenheit hatten, ein altbewärtes wolfeiles Mittel, eine auf tragiſchen Ausgang angelegte Handlung dadurch zu glücklichem Ende zu bringen, daß man die Vorausſetzung, darauf die tragiſche Verwickelung beruht, ſich als irrig herausſtellen läßt. Auch wenn man dieſe Methode an und für ſich nicht beanſtandet, wird man doch finden, daß ſie hier einen ſittlich befriedigenden Ausgang nicht herbei zu füren vermocht hat. Eine abſcheuliche Handlung kalter Rachſucht iſt begangen; ihr Urheber, der Capitän, rümt ſich ihrer; der alte Berkley hat für ſie höchſtens ein Wort des Schauders, keines der Misbilligung. Das verlangt Süne an beiden, und daß der Erfolg des Verbrechens durch die Gutherzigkeit eines dritten heimlich vereitelt worden, kann daran nichts ändern. Hätte der Dichter dem alten Berkley Unwillen über die Tat ſeines Sones, dieſem ſelbſt Reue geliehen, ſo mochte die Enthüllung des Moren und das edle Auftreten Lord Buſhys alles verſönen, ſo aber endigt das Stück mit einem ſittlichen Misklang, wie er in keinem früheren Drama Klingers vorgekommen war. Was ihn mildert iſt nur die phantaſtiſche Natur der Handlung und der Charaktere, die uns, wie in manchen Luſtſpielen Shakſperes, hindert den Maßſtab des vollen ſittlichen Ernſtes anzulegen.

Dieſer Eindruck des Phantaſtiſchen wird durch die eingeflochtene Nebenhandlung ſehr erhöht. Wild hat ſich bei ſeinen früheren Kreuz- und Querzügen mit zwei wunderlichen Freunden zuſammen gefunden, über deren bunte, leidenvolle Vergangenheit nur unzuſammenhängende Andeutungen gemacht werden. La Feu — ein Name aus Shakſperes Ende gut Alles gut — iſt ein ſanguiniſcher Phantaſt, der von bewuſten Illuſionen lebt, jede Lage und Umgebung ins Feen- oder Schäferhafte umzudichten und zu einer Quelle eingebildeter Freuden zu machen verſteht, und das eingeſtandner Maßen, um ſich für die herben Erfarungen des Lebens zu entſchädigen. «Träumen muß der Menſch, lieber, lieber Blaſius, wenn er glücklich ſein will, und nicht denken, nicht philoſophiren. Sieh, Blaſius, in meiner Jugend war ich ein Poet, hatte glühende, ſchweifende Phantaſie, das haben ſie mir ſo lange mit ihrem eiſkalten Waßer begoßen, bis der letzte Funke verloſch. Und die

häßliche Erfahrung, die scheußliche Larven von Menschengesichtern all, wenn man alles mit Liebe umfassen will! Da ein Hohngelächter! da ein Satan! — Ich stund da wie ein ausgebrannter Berg; gieng durch Zauber-Oerter, kalt und ohne empfangendes Gefühl. Das schönste Mädel rührte mich eben so wenig, wie die Fliege die um den Thurm schwirrt. Um des Elends loß zu werden, bestimmte sich meine Seele anders zu fühlen, und zu sehen (lies: glühen) wo ihr kalt bleibt. Alles ist nun gut, alles lieblich und schön!» Blasius seinerseits ist verrückt vor Blasiertheit. «Nein, ich lieb nichts. Ich habs so weit gebracht, nichts zu lieben, und im Augenblick alles zu lieben, und im Augenblick alles zu vergessen. Ich betrüg alle Weiber, dafür betrügen und betrogen mich alle Weiber. Sie haben mich geschunden und zusammengedrückt, daß Gott erbarm! Ich hab alle Figuren angenommen. Dort war ich Stutzer, dort Wildfang, dort tölpisch, dort empfindsam, dort Engelländer, und meine größte Conquete machte ich, da ich nichts war.» Eben darum scheint er gerade dieser Eroberung nachzutrauern. Sonst rürt ihn nichts mehr an, langweilt ihn alles, sein Sinn ist stumpf und sein Kopf schläfrig. Er will nichts und ist nichts, wie La Feu alles will und alles zu sein glaubt. Diese zwei curiosen Heiligen hat Wild mit Gewalt zuerst aus Rußland nach Spanien geschleppt, indem er sie in der Kutsche festband, mit der Pistole bedrohte, für Rasende ausgab; nach Spanien, weil er geglaubt hatte, der dortige König «fange mit dem Mogol Krieg an». Als dies nicht geschah, packte er sie wieder auf und schleppte sie nach Amerika, was sie erst erfaren da sie angekommen sind; Blasius will sich darüber mit ihm schießen, aber Wild geht nicht darauf ein: «sey gescheid Freund! Ich brauch und lieb euch, und ihr mich vielleicht auch. Der Teufel konnte keine größere Narren und Unglücks-Vögel zusammen führen, als uns. Deßwegen müssen wir zusammen bleiben, und auch des Spaßes halben. Unser Unglück kommt aus unserer eignen Stimmung des Herzens, die Welt hat dabey gethan, aber weniger als wir». Er setzt beide zu Erben ein für den Fall, daß er im Kriege das Leben verliert. Sie bekommen dadurch in dem Stücke zu tun, daß sie mit des alten Berkleys Schwester und Nichte, die man bei ihm lebend zu denken hat, zusammengefürt werden. Lady Kathrin ist eine girrende alte Coquette, ihre Nichte Louise eine mutwillige junge; jene wird von La Feu mit schwärmerischer An-

betung beglückt, diese strebt vergeblich Funken aus Blasius zu schlagen und steht Qualen des Neides aus, indes die Tante schwelgt. Dieses Motiv gibt die komischen Scenen des Stückes ab. Eine derselben ist zwischen beiden Paren im Garten des Gasthauses bei Mondschein: hier belauschen sie Wild, der in den Aesten eines Baumes bis vor Jennys Fenster geklettert ist und dort mit ihr kost — eine Reminiscenz an das Leidende Weib und an Romeo und Julia. So kommen die Damen dahinter wer Wild ist, und durch Lady Kathrin erfaren es die Berkleys: dies der einzige Punct wo die Nebenhandlung wesentlich eingreift. Sie schließt damit, daß La Feu und die Lady sich als Damon und Phyllis zu einem Schäferleben in rein geistiger Liebe verbinden: so will es wenigstens Damon, Phillis stichelt aufs Heiraten; indes Blasius, der sich mit dem Gedanken des Todes neu versönt hat, dem in einer schönen Nacht «Himmel und Erde, die ganze Natur Freund geworden ist», sich mit seinem «noch übrigen Gefühl» als Einsiedler in einer Höle niederlassen will, ganz unangesehen, daß nun die arme Louise allein übrig bleibt.

Klinger schrieb den 4. September bezüglich des damals so genannten Wirrwarrs an Schleiermacher die Worte: «wo du einen Herrn Wild, Blasius und La Feu sehr lieb kriegen wirst». Damit können nicht die Charaktere der Fabel als solche gemeint sein, denn La Feu wenigstens ist lediglich zum Lachen und Blasius kaum zu etwas mehr behandelt. Da nun Wild ganz deutlich die Maske des Autors selbst ist, so kommt man auf den Gedanken, daß hinter den beiden andern zwei gemeinschaftliche Freunde Klingers und Schleiermachers stecken, die man auch in der Caricatur lieben wird, sobald man sie erkennt. Aber welche? Kayser hat vielleicht etwas von Blasius, aber wer wäre der andere? Man rät vergeblich. Bei näherem Zusehen überzeugt man sich, daß nicht Wild allein, sondern alle drei Masken des Autors sind. Wie er in den Zwillingen die Rolle des Grimaldi dazu bestimmt hatte, einer gewissen Art von Stimmungen, die neben den starken und wilden durch seine Seele giengen, zum Ausdrucke zu helfen, so hat er hier sogar zwei Nebenpersonen benutzt, um die Seiten seines Wesens darzulegen, die in Wilds Charakter keinen Platz fanden. Da es Seiten waren, die Klinger in sich selbst nicht wolte zur Geltung kommen lassen, weil sie zu dem männlichen Charakter-Ideal, das ihm vorschwebte,

nicht paßten, ſo hat es nichts auffallendes, daß er ihre Träger im Drama in ein lächerliches Licht ſtellte oder fratzenhaft ausmalte. Aber man ſehe nur die vorhin ausgehobenen Stellen darauf an, ob ſie ſich der aller ſubjectivſten Auffaſſung entziehen können, wenn auch alles, auf den Autor ſelbſt bezogen, poetiſch geſteigert erſcheint. Und gar was Wild von den drei Narren und Unglücksvögeln ſagt, deren Elend noch mehr aus ihrem Herzen als von der äußern Welt kommt — ſo ſprach Klinger in Briefen zu ſeinen jüngern Freunden, und ſo muſte er zu ſich ſelbſt ſprechen, wenn er ſich über den Blaſius und La Feu, die in ihm ſelbſt waren, erhob: über das mutloſe, naturſelige, toderſehnende Schwelgen in der Reſignation und über das phantaſtiſche Schwelgen in der Illuſion; über die Gefülsweichlichkeit, daraus beides in ſeinen ſchlimmen Stunden ihn anwandelte. Und nun wird es klar was die wunderliche Erfindung bedeutet, daß Wild ſeine Freunde gebunden wie Irrſinnige ſeines Weges mit ſich fortſchleppt, daß dieſe ſeltſamen Toren überhaupt ſeine Freunde ſind und daß er meinen kann, ſie müſſen zuſammen bleiben, «auch des Spaßes halber»: es iſt eine Allegorie über des Dichters eigne, wunderlich zuſammengeſetzte Natur, darin doch das tatkräftige, kampfdürſtende Element das herſchende und beſtimmende, auf die andern humoriſtiſch herabblickende iſt. Um keinen Zweifel darüber zu laſſen, daß des Dichters eignes Herz auch durch den Mund des Blaſius ſpricht, ſei noch folgende Stelle hieher geſetzt: «Liebe, Unglückliche alle die ich verlaſſen hab, weinet nicht nach mir, vergeßt mich! Ich konte Euch nicht geben, keine Ruhe, keine Hülfe, ich hatte nie. Vergebt mir!» Wer verkennt hier die ſchmerzliche Erinnerung an eine leidende Mutter, an zwei hart arbeitende, ihre Jugend verkümmernde Schweſtern, die er um eine Hoffnung nach der andern betrogen hatte und deren Bild auch ſeine heitern Stunden vorwurfsvoll verfolgte.

Fünfzehen Tage nach Klingers Ankunft in Leipzig ſolte die Seyleriſche Geſellſchaft nach Dresden zurückkehren (Br. 26), und im erſten Briefe, den er von Dresden an Schleiermacher ſchrieb, erwartete er die Auffürung von Sturm und Drang bereits «kommende Woche». Auf der Oſtermeſſe zu Leipzig, am Dienſtag nach Oſtern, dem 1. April, wurde die Büne damit eröffnet (Br.

33. Theaterjourn. 2, 167); dürfen wir dem Verfaſſer glauben, ſo ſchlug das Stück, ſo fremdartig es dem Publikum vorkam, immerhin ein. Das Theaterjournal verrät in der Correſpondenz vom 7. Mai (a. a. O.) was den Haupteindruck machte: «der Mohrenjunge und der wahnwitzige Lord ſind herrliche Karaktere». Am 2. Juni folgte die Vorſtellung, über die Wagner in ſeinen «Briefen die Seyleriſche Schauſpielergeſellſchaft und ihre Vorſtellungen zu Frankfurt am Mayn betreffend» handelt. Hier erfärt man die Beſetzung einiger Rollen: «zu Wilds Rolle hat Herr Opitz all das glühende Jugendfeuer, das ſie erfodert, und ſpielte von Anfang bis ans Ende herrlich. Herr Borchers als Lord Berkley, war ganz in ſeinem Fach unnachahmlich». Lady Kathrin war die Seyler. Opitz war nach der «Kurzen Karakteriſtik der Seyler'ſchen Schauſpieler-Geſellſchaft» im ſiebenten Stück des Theater-Journals «ein hübſcher, wohlgebildeter, junger Mann, blond ohne fad zu ſeyn»; der Verfaſſer will «manchen ſich wundergroß dünkenden Schauſpieler auffordern, den Wild in Sturm und Drang ſo zu ſpielen, wie er ihn geſpielt hat». Seyler hatte ihn, wie Brandes angibt, im Herbſt vorher zu Leipzig von ſeinen Studien weg engagiert. Meine Mutter wuſte, daß er als Wild Klingers Perſönlichkeit ſo teuſchend auf die Büne gebracht habe, daß in Frankfurt die Sage gieng, Klinger hätte die Rolle unter falſchem Namen ſelbſt geſpielt. Das Haus war übrigens ſchwach beſetzt (Wagner S. 206), das Frankfurter Publikum hatte kein Intereſſe an ſeinem, wenn nicht berümten, doch bereits vielberufenen Landsmann gezeigt, und der befreundete Wagner glaubte denſelben über dieſen Erfolg mit den Worten tröſten zu ſollen: «daß ſein Stück, bey der erſten Vorſtellung wenigſtens, an keinem Ort — es müßte denn allenfalls in Hamburg ſeyn — diejenige Wirkung thun würde, die jedes andre mit mehr Spektakel, Sentenzen, Exklamationen und Theaterſtreichen angefüllte Marionettenſpiel gewiß thun muß, konnte der Verfaſſer, wenn er das hörende und richtende Publikum kennt, ſchon zum Voraus an den Fingern abzählen». Ueber weitere Vorſtellungen des Stückes finde ich im einzeln keine Nachricht; aber es wurde one Zweifel überall gegeben, wo die Geſellſchaft in der nächſten Zeit ihren Thespiskarren aufſchlug. Eine unter dem 17. September 1777 in das Theater-Journal (3, 176) eingerückte «Antwort, die Herr Abel Seyler auf ein an ihn abgelaſſenes Schreiben

hätte ergehn lassen können; an seiner Statt aufgesetzt von F . .», gibt folgende wärend jenes Sommers von der Gesellschaft aufgefürte deutsche Originalstücke an: Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, der Freygeist von Lessing; der geadelte Kaufmann und die Hochzeitfeyer von Brandes; Henriette und die Feuersbrunst von Großmann; der dankbare Sohn und der Edelknabe von Engel; der glückliche Geburtstag von Schletter; Sturm und Drang von Klinger; das Duell von Jestern; die Subordination (oder der Graf von Walltron) und Sophie von Möller; der Tadler nach der Mode von Stephanie. Von diesen Verfassern gehörte der Gesellschaft außer Großmann — denn Brandes war abgegangen — jezt auch Möller als Schauspieler und Schletter als Souffleur an.

Im Drucke war Sturm und Drang am 3. April 1777, wo Klinger seinem Freunde das Manuscript in einiger Zeit zu schicken versprach, noch nicht erschienen und stand auch noch nicht in Aussicht; bei der Ausgabe unter dem Titel: «Sturm und Drang. Ein Schauspiel von Klinger. 1776», one Angabe des Ortes und Verlags, bezieht sich also die Jarzal auf die Zeit der Abfassung. Doch ist sie noch 1777 erschienen; und demnächst wurde das Stück nachgedruckt im ersten Bande der «Sammlung neuer Original-Stücke für das deutsche Theater. Berlin und Leipzig bey Decker, 1777», zusammen mit dem Schauspiel «Besser getrennt als ungeliebt» von d'Arien und den Lustspielen «Der glückliche Geburtstag» und «Das Goldstück oder der kleine Menschenfreund» von Schletter.

Der im October erschienene Grisaldo hatte begreiflicher Weise das Kopfschütteln der Kritik, das der Arria gefolgt war, gesteigert. Im Vergleich mit ihm muste die Arria noch edel und maßvoll erscheinen. Lessing schrieb am 8. Januar 1777 seinem Bruder, daß er Klingers letztes Stück unmöglieh habe auslesen können, und findet, daß Lenz — den er für den Verfasser der Kindesmörderin hält — «immer noch ein ganz anderer Kopf» als jener sei (Maltzahn 12, 575). Boie, der dem Verfasser ja persönlich wol wolte, schrieb den 13. December 1776, ihn mit Phil. Ludw. Hahn in einen Topf werfend, ganz entsetzt an Bürger: «hast du zwey Trauerspiele gesehen die Weygand verlegt, Adelsberg und Marie von Wahlburg, und Klingers Simsone Grisaldo? Wohin will das noch kommen mit unsern deutschen Dramatikern?» Und zwei Tage

darauf an Gotter: «was will aber Seiler mit Klingern? doch ihn nicht mehr Stücke schreiben machen wie den Simsone? Welch eine Menge verschwendeter Kraft darin und in der Arria! Ich weiß sehr wohl was in Klinger steckt, aber heraus ist es wahrlich noch nicht»*. Man mag sich vorstellen, wie Christ. H. Schmidt im Almanach der deutschen Musen auf 1778 (S. 56), Eschenburg in der Allgemeinen deutschen Bibliothek (Anh. zum 25—36 B. S. 759) und ein dritter Recensent vom Handwerk im 48. Stück der Erfurtischen gelehrten Zeitungen von 1776** mit dem unglücklichen Helden umgiengen. Der Autor wird sich mit dem Spruche «Philister über dir, Simson» getröstet haben; leider waren hier die Philister mehr denn je vorher gegen ihn im Rechte. Ihre Auslassungen würden indes die Mühe sie mitzuteilen nicht verlonen.

Interessanter sind die über Sturm und Drang. Schmidt zwar gibt in seiner Weise nur ein kurzes Aperçu, das sich in dem Bedauern zuspitzt, «daß die Geniefunken nur sprühen, und nicht in eine helle Flamme aufschlagen» (Alm. d. d. M. auf 1779, S. 83). Im Berlinischen Litterarischen Wochenblatt von 1777 (S. 660 fgg.) findet sich dagegen eine verhältnismäßig gehaltreiche Kritik, die hier, bis auf den unwesentlichen Schluß, mitgeteilt werden mag. «Seit Leßing Orsina und Göthe Werthern schuf, seitdem sind die wahnwitzigen Damen und die überspannten Kerle so gäng und gebe geworden, daß man aufm Theater nichts anders zu sehn bekömmt, als Weiber die rasen, und Männer die schwindeln. Wer da Lust hat eine Portion Narrheiten vom ersten Range sich voragiren zu lassen, der lese diesen Sturm und Drang! Was auch in dem Schreckenstücke spricht und handelt, scheint dem Tollhause entsprungen zu seyn — Jung und Alt, Greiß und Jüngling, Mann und Weib — jedes hat seine Portion Niesenwurz nöthig, um sich zu Verstande zu prusten. Wahrlich uns ist es unbegreiflich, wie Lavater im dritten Bande seiner physiognomischen Fragmente, wo Klingers Profil abgedruckt ist, in diesem Sturm und Drang den poetischen Mann hat erkennen können. Wir erkennen ihn nicht darin, ob wir gleich weit entfernt sind, Klingers dramatsches Genie

* Mitteilung Weinholds.

** Diese ziemlich eingehende und gleichwol oberflächliche Recension ist als besonders wertvoll ins Allgemeine kritische Archiv von 1777, S. 444 fgg. aufgenommen worden.

überhaupt zu verkennen. In feinem leidenden Weibe, in feinem Otto und feinen Zwillingen ftrahlt immer der Geift von That und Kraft hervor, immer der Mann, von dem unfer Theater viel zu erwarten hat! Nur wünfchten wir Herrn Klinger mehr kühles Blut — wünfchten mehr feinen Verftand über feine Einbildungskraft Meifter — denn diefe rennt nur gar zu oft mit feinem Verftande davon. Auf dem Theater wollen wir doch einmal Menfchen fehn, Wefen, wie fie auf unfrer fublunarifchen Erde Mode find. Aber man lefe feine neue Arria, feinen Simfone Grifaldo und diefen Sturm und Drang — find das wohl Menfchen, die in diefen Dingern auftreten? -- Menfchen, gebohren unter der Mittagslinie, am Gehirn und Herzen verfengt — können kaum fo unfinnig reden und handeln. Was nützen nun folche Schaufpiele? wer kann die fehen? und wer will die fehen? Wer vermag mit folchen Menfchen zu fympathifiren? Leute, die fo viel Sommer im Kopf haben, daß fie fich des Sonnenmeeres, wie eines kühlenden Bades bedienen — folche Leute find nicht für die Theater unfrer fublunarifchen Erde! Fährt Herr Klinger fo fort in feinen Dramen zu rafen, fo ift er mit allen feinen Dichtertalenten für uns verlohren — und Kunftrichter die in folchem Unfinn noch Denkmähler feiner Vergötterung finden, und ihn mit Lob und Bewunderung auspofaunen, jemehr er Menfch und Menfchennatur untergräbt, die mögen denn mit ihm eine Reife nach der Sonne antreten. Vielleicht — wenn fie bewohnt ift und ein Theater hat — intereßiren da die Klingerfchen Karikaturen mehr, denn wir vermögen nicht mit ihnen zu fympathifiren, und danken den heiligen neun Mufen, daß wirs nicht vermögen, weil uns gefunder Menfchenverftand lieb ift!» Um alles dies richtig zu würdigen muß man hinzunehmen, daß der Recenfent das in der Deckerifchen Sammlung auf Sturm und Drang folgende Schaufpiel von d'Arien im ganzen fehr vorteilhaft beurteilt: «zugegeben, daß Klingers dramatfcher Genius nicht auf Hrn. d'Arien ruht; daß er nicht die volle männliche Kraft hat auf die menfchliche Seele zu wirken, wie fie Klinger hat: fo hat doch Hr. d'Arien einen mächtgen Vorfprung vor Klingern, wenn es auf Sprache der Empfindung, auf wahre Sprache der Natur ankömmt» u. f. w. Mit folchen hohen Titeln wird die conventionelle Flauheit der damaligen dramatifchen Dutzendware beehrt! Diefer Schlag Aefthetiker hatte warlich nicht viel Beruf über die Fehler eines Dichters zu richten,

der gerade nach einer Sprache der Natur ſtrebte, die mächtig genug wäre, neuen Charakteren von größerem Stil, eigentümlicheren pſychologiſchen Problemen, wilderen Leidenſchaften gerecht zu werden, der in jeder Weiſe eine neue Epoche des deutſchen Dramas bezeichnete, wenn er auch weder Reife noch Maß noch Formtalent genug beſaß um ſie durchzufüren.

Wärend der Recenſent des Berliner Wochenblattes Sturm und Drang in eine Claſſe mit dem Griſaldo und der Arria ſetzt und mit dieſen eher als einen Rückſchritt denn als Fortſchritt nach den früheren Dramen des Verfaſſers will gelten laſſen, ſprach Eſchenburg in der Allgemeinen deutſchen Bibliothek (S. 760) die entgegengeſetzte Meinung aus: «das beſte Schauſpiel von dieſem Verf.; und da es ſein neueſtes iſt, ſo ſteht zu hoffen, daß ſich ſeine zu wilde, überſpannte Phantaſie, noch etwas mehr abkühlen, und ſich zu gemäßigtern Scenen, zum menſchlichern Tone des Inhalts und Dialogs herabſtimmen werde. Dieß wird die Wirkung ſeiner Schauſpiele, und ihre Fähigkeit zur Vorſtellung unſtreitig befördern. — — Freylich fehlt es auch dieſem Schauſpiele nicht an wilden Auswüchſen; wir rechnen vornehmlich dahin die epiſodiſchen Scenen und Charaktere des La Feu und Blaſius: beſonders war der erſtere in einem Stücke, das ſchon ohnehin ſo viel leidenſchaftlichen Sturm und Drang hatte, entbehrlich. Aber die meiſten Scenen, Charaktere, und Reden der Hauptperſonen ſind beſſer, als man ſonſt bey dieſem Verfaſſer gewohnt iſt; vornehmlich die Scenen der Erkennung und des Kampfes zwiſchen Pflicht und Neigung. In dieſen ſind die Situationen meiſtens glücklich angelegt, und auf eine geſchickte Art benutzt und gut ausgeführt».

Das Stück verdiente hinſichtlich der dramatiſchen Oekonomie in der Tat alles Lob, wenn auch die alten Unarten des Stils, der zerhackte, mitunter dunkle Satzbau, das Uebermaß der Ausrufungen und Apoſiopeſen und Anadiploſen, das Ueberſchlagen des leidenſchaftlichen Ausdruckes in Roheit, keineswegs abgelegt ſind. Auch die Nebenhandlung iſt geſchickt eingefügt und das Stück fällt durch ſie nicht auseinander. Eſchenburg behauptet kaum mit Recht, daß La Feu die Zal der leidenſchaftlichen Charaktere ungebürlich vermehre, denn er iſt ein harmloſer Phantaſt, der ſich ſelber künſtlich aufregt; die Haupthandlung ſelbſt hat ihre mildernden Elemente in den ruhigen Charakteren der Jenny, des Morenknaben und

des alten Bufhy. Es war nach dem zügellofen Grifaldo eine glückliche Wendung, daß Klinger überhaupt nur wider mit feftem Hinblick auf das Theater fchrieb. Im Puncte der Bünengemäßheit hatte das Stück die zuverläffigften Richter in der Seylerifchen Gefellfchaft, und es hat die Probe beftanden. Es ift meines Wiffens das einzige von Klinger, das in der Zeit, darin wir leben, fich einer Auffürung rümen darf; und diefer Rum wird dadurch nicht gefchmälert, daß die Auffürung von Dilettanten in einer gefchloffenen Gefellfchaft gefchah. Es war die Gefellfchaft Litteraria in Halle a. d. Sale, die fich 1877 auf ihrem Winterfefte am 25. Februar — zufällig am Todestage Klingers — mit beftem Erfolg auf Seiten der Zufchauer jenes Verdienft erwarb*.

Ehe wir Sturm und Drang verlaffen dünkt es mir gelegen ein neuerdings als Klingerifch erkantes Gedicht zu erwänen, das vielleicht dem Wild in den Mund gelegt werden folte, aber aus irgend einem äußern Grunde geftrichen ward. Es paßt für ihn vortrefflich, und fo würde fich die Ueberfchrift «Schottifches Lied» einfach erklären. Eine Compofition desfelben von Kayfer hat Burkhardt mit anderm Material aus Zürich erhalten (S. 78 feiner Schrift «Gœthe und Kayfer») und mir den Text mitgeteilt. Unter der Aufzeichnung fteht: Klinger 29. Sept. 1777, ein Datum, das fich gewiß nicht auf die Abfaffung — warum hätte der im Schreiben fo flüchtige Dichter fie angemerkt? — fondern auf die Mitteilung an Kayfer bezieht. Das Gedicht lautet:

Mir ift als müßt ich dir was fagen,
Als wollte dir mein Herz was klagen.
Mein Innerftes beweget fich,
Mit jeder Regung lieb ich dich.

Mir ift als müßt ich zu dir wallen,
Als Pilger dir zu Füßen fallen,
Von mancher Regung heilen mich
Und ach nur fehn und lieben dich.

Mein Herz den Banden will enteilen,
Mein Auge möcht an deinem weilen,
Und Herz und Aug ergießen fich,
Mit vielen Thränen lieb ich dich.

---

* Hallifche Zeitung vom 27. Febr. 1877, zweite Beilage. Die Mitteilung verdanke ich Herrn Prof. Zacher.

Es ift zarter und inniger als etwas, das wir in lyrifcher Form von Klinger kennen, aber es hat ganz feinen Liederftil. In Wilds Munde hätte es ein fchottifches Nationallied vorgeftellt; im Sinne des Dichters war es vermutlich, aus dem wirren Leben in Weimar heraus, eine wehmütige Erinnerung an die Darmftädter Jenny, der er einft in harmlofen Tagen feine Lieder gewidmet hatte. In Weimar hat es fich abfchriftlich erhalten und wurde von Herder in den 80er Jaren in eine Sammlung Gœthifcher Gedichte, die er fich anlegte, aufgenommen; noch 1807 bekam es Spohr dort in die Hand, fetzte es in Mufik und gab es, one Namen eines Dichters, unter den «Sechs deutfchen Liedern» (Op. 25) heraus, die er damals zu einem gewiffen Zwecke der Maitreffe Karl Augufts widmete; worauf es denn 1836 von Erlach in die «Volkslieder der Deutfchen» (5, 495) aufgenommen wurde*. Jezt findet man es mit Spohrs fchönem Tonfatz in dem bei Peters erfchienenen «Liederfchatze».

Klingers neuer Beruf als Theaterdichter war mit Sturm und Drang nicht unglücklich inauguriert. Er felbft hatte wie es fcheint an dem Stücke mehr Freude als an irgend einem früheren. Er nennt es feine Lieblingsarbeit (Br. 33); «das liebfte und wunderbarfte was aus meinem Herzen gefloffen ift» (29); «mit Feuer-Ströhmen», fagt er, «braußt mein Genius in Sturm und Drang» (30). War das allein weil er darin fo viel fubjectives, fein Herz erleichterndes niedergelegt hatte, und er immer die neuefte feiner Schöpfungen am höchften fchätzte; oder machte ihn auch das Gefül glücklich, wider etwas auf der Büne lebensfähiges geliefert zu haben, und fich damit auf dem rechten, erfolgverheißenden Wege zu befinden? Man folte es denken, und daß damit, unter dér äußern Anforderung feiner Stellung, in der anregenden Gefellfchaft eines für feinen Beruf begeifterten Principals und mehrer der bedeutendften Bünenkünftler, eine neue Epoche eifrigen, fortfchreitenden Schaffens auf dem eingefchlagenen Wege hätte anbrechen müffen. Wäre er der deutfche Shakfpere gewefen, als

* S. Suphan, Gœthifche Gedichte in älterer Geftalt. Zfch. f. d. Phil. 7, 232. 455 fgg. Der obige Text ift nach Suphan. Die Varianten der Burckhardtifchen Abfchrift find folgende: 1, 1. 2, 1 ift's. müß. 1, 3 Inneres. 2, 4 Und ganz nur. 3, 3 ergießet.

den ihn Schubart einſt verkündet hatte, welches günſtigere Lebensverhältnis für die Entwickelung ſeines Genius hätte ihm werden können? Leider hatte er jene Verkündigung ſo wenig durch eine auſſteigende Kunſtentwickelung war gemacht, daß auch Schubart ihn jezt einem andern Genie, dem Maler Müller, zum warnenden Beiſpiel auſſtellen konte. Er ſchrieb dieſem am 27. November 1776*: «Du ſiehſts jezo klar wie unſere Nation aus dem Traume erwacht und die von einigen Genies verurſachte Anarchie verdammt. Schau, Müller, Gott iſts größte Genie und hat doch Alles nach Maß, Zahl und Gewicht ſo weißlich geordnet. Genies und ſichtbare Gottheiten, ſollen ſie alſo nicht auch dem Gott nachahmen, der der Gott der Ordnung iſt? wie viel herrliche Gedanken hat Klinger ohne Wirkung verkrizt, da liegen ſie nun im Miſt und kannſt lange warten biß Aeſops Hahn kommt und das Edelgeſtein ausſcharrt».

Es war ganz natürlich, daß die nächſte Arbeit, die er im Laufe des Winters in Dresden zu Stande brachte, in einer bünenmäßigen Umarbeitung des Leidenden Weibes beſtand. Es konte ihm ſowenig wie dem erfarenen Seyler entgehn, welch vielverheißender Stoff für das Theater hier der Geſtaltung wartete, und er verſprach ſich «die größte Würkung» davon (Br. 29). Aber nie mehr verlautet etwas von dieſer neuen Bearbeitung. Sie befand ſich, wie man oben geſehen hat, wärend des 77er Sommers nicht auf dem Repertoire der Geſellſchaft und war demnach noch nicht einſtudiert; ob Seyler nachmals von ihr Gebrauch gemacht hat weiß ich nicht zu ermitteln. Ein zweites Stück, das eine beſonnene Umarbeitung für die Büne wol verlont hätte, war die neue Arria. In der Seyler hatte Klinger «ein Weib wie Solina» gefunden (Br. 28), daher ſie in ſeinem Briefwechſel mit Heinſe im Winter 77 auf 78 ſtets als die Donna bezeichnet wird; wie muſte es ihn verlangen, dieſe Rolle durch eine ſo geiſtesverwante Vertreterin auf die Büne gebracht zu ſehen; aber es findet ſich keine Spur davon, daß er die nötige Arbeit dafür geliefert oder daß dieſelbe Benutzung gefunden hätte.

Dagegen war im Frühjar 1777 ein neues Trauerſpiel begonnen. Die ſchon angefürte Leipziger Correſpondenz des Theaterjournales

* Abſchrift des Briefes (aus Tiecks Nachlaß) beſitze ich durch Jegor v. Sivers.

vom 7. Mai ſagt am Schluſſe: «die Familie des STILPO iſt jetzt das neueſte, was Klinger arbeitet». Die Arbeit dauerte weit länger als man es bei ihm gewont iſt; erſt gegen Ende des Jares war das Stück vollendet: «der Stilpo iſt zu aller Befriedigung da und vielleicht zu der deinigen» ſchrieb damals der Autor an Heinſe (B. 42). Dieſe Befriedigung beſtätigt der Verfaſſer der gleichfalls angefürten «Kurzen Karakteriſtik» der Seyleriſchen Geſellſchaft, der über deren Theaterdichter folgendes zu ſagen hat: «ein noch junges, feuriges, bisweilen nur zu ſehr brauſendes, Genie; ſeine erſten Stücke waren nicht nach der bisher bey uns hergebrachten Theater-Convenienz zugeſchnitten, und folglich nicht wohl brauchbar: nach und nach lernt er aus Ueberlegung Das thun, worauf ſo viele andre, die ihm aus Schwäche nicht nachfliegen konnten, ſtolz ſich brüſteten, ſeinen Ton nehmlich herabſtimmen, für den größern Haufen arbeiten. Ein noch ungedrucktes Stück von ihm, Stilpo und ſeine Kinder, ſoll, wie ich gehört habe, ganz in Rückſicht auf Zuſchauer und Vorſtellung geſchrieben ſeyn». Aber von einer Auffürung des Stückes gibt das Theaterjournal (13, 14) erſt geraume Zeit ſpäter Kunde, als Klinger ſich ſchon längſt von der Geſellſchaft getrennt hatte: ſie geſchah zwiſchen dem 23. Februar und 9. Mai 1779 zu Mannheim; doch läßt nichts darauf ſchließen, daß es gerade die erſte war.

Der Inhalt des Trauerſpieles iſt wie in der Arria eine erdichtete italiäniſche Statsaction; der Held trägt ſeltſamer Weiſe den Namen eines alten griechiſchen Philoſophen. Als Schauplatz iſt Florenz angenommen; der zeitliche Horizont wird durch nichts angedeutet, nur daß man ſich eben in der Ritterzeit befindet. Fürſt Hilario übt im Bunde mit der Partei der «Edlen» eine drückende Herſchaft aus; an der Spitze der Volkspartei ſteht Stilpo, ein alter rumgekrönter General. Deſſen Bruder Rinaldo iſt durch die Ränke des Pandolfo, eines tapfern aber durch Stilpo verdunkelten Kriegers, das Opfer eines Juſtizmordes geworden; der junge Rinaldo, ſein Son, dürſtet Rache und drängt ſeinen Oheim zu einem Unternehmen gegen den Fürſten. Dieſem zur Seite ſteht der ungeſtüme, von Neid gegen Stilpo gefolterte Pandolfo und der fette, träge, aber argliſtige Statsrat Pomponius. Beide hetzen ihn, ſich Stilpo vom Halſe zu ſchaffen bevor es zu ſpät iſt; Pandolfo zürnt daß es nicht ſchon geſchehen: «freylich machten Sie ſich

doppelte Arbeit. Ich hatte ihn geliefert nebſt ſeinem Bruder, und das auf eine brave Art; aber meinen Muth konnte ich Ihnen nicht geben. Sie ſollten gewußt haben, daß man nie einen wichtigen Mann im Staate beleidigen muß, ohne ihm zugleich alle Mittel zur Rache abzuſchneiden». Pomponius hat einen friſchen Grund ſich an Stilpo zu rächen, den uns dieſer ſelbſt in ſeiner erſten Scene mit Rinaldo mitteilt: «ich ritt im Wald — traf den Fürſten mit ſeinem Gefolge auf der Jagd, und all unſre Feinde — Rinaldo. Onkel! Stilpo. Geduld! Ich ſprengte durch, durch ſie durch und rief: Rinaldo, mein Bruder, noch iſt die Sonne am Himmel! Noch ſieht dein Bruder Stilpo die Sonne! Rinaldo. Ha Onkel, das lezte Wort, das du ihm zurieſſt, als ſein Auge uns Lebewohl ſagte! Stilpo. Und ſie höhnten mich, recht bitter höhnten ſie mich. Der fette Pomponius ſprengte mir vor und rief: Huyſa! Ich hatte ſchon den Degen gezogen; aber Stilpos Degen hat einen Abſcheu vor allen Leuten die bloß Wanſt ſind. Ich rief auch Huyſa! jagte an ihm vorbey, hub ihn aus dem Sattel, daß der Berg Fleiſch in das Dikkig ſank, wie in die Tiefe des Meers!» Der Fürſt haßt und fürchtet den Pandolfo, den er unter dem Vorwand, ſeine Verdienſte mit einer ehrenvollen Muße zu belohnen, aus dem Kriege gegen die Franzoſen an ſeine Seite gerufen hat; er verachtet und verſpottet den Pomponius; aber er verlangt Beiſtand von beiden gegen die Rächer Rinaldos. Er will Herr ſein, Ruhe haben im Stat; er kann nicht ſchlafen noch wachen «bis ich dieſer gefährlichen Leute loß bin. Aber daß es ruhig und ſtille geſchehe — hierüber denkt!» Wieder wolte er, er könte dieſe Leute zu Freunden haben; es wird ihm kalt und heiß bei dem Gedanken an Rinaldos Blut und das übrige, das noch fließen muß, weil jenes gefloſſen iſt. «Ich fürchte, Pandolfo machts mit zu viel Geräuſch»: das fürchtet Pomponius auch. Er hat einen zuverläßigen, ſtillen Plan. «O ich habe eine Seite gefunden, verwunden wir ihn da, ſo verblutet er in ſich ſelbſt. Und das ſind ſeine Kinder, Prinz» — man erfärt daß Stilpos Son Horazio des Pomponius Tochter Seraphine liebt. Seinen Eltern fehlt er, ſie wiſſen nicht wo er iſt. Den andern Son Pietro hat man bereits kennen gelernt. Er iſt ein entarteter Sproſſe des Heldenſtammes: furchtſamen, lauernden Temperamentes, kalt von Herzen, niedrig von Sinn. Er bewegt ſich in der Umgebung des Fürſten; der Vetter Rinaldo begegnet

ihm mit Verachtung, der Vater mit Härte, die Mutter Antonia bemüht ſich vergebens, durch liebevolle Fürſprache und Zuſprache ſein Gemüt aufzutauen. Sie bleibt mit ihm allein, nachdem ſich Stilpo und Rinaldo zürnend entfernt haben: «Piedro! ſtehſt du noch da? PIEDRO. Ich weiß ja nicht — ich that ja nichts — Man ſchimpft mich ja immer fort, ohne daß ich Urſache gebe. ANTONIA. Wie konnt ich dich an dieſem Herzen tragen? PIEDRO. Auch Ihr, Mutter? ANTONIA. Sprich dies Wort nicht! Ich bin ſtark, und doch könnte mich dieſer Laut betrügen. PIEDRO. Mutter! ANTONIA. Still! gieng dein Vater nicht weinend weg? PIEDRO. Mutter, ich konnte nicht reden. ANTONIA. Piedro! des Menſchen Angeſicht iſt ein Dollmetſcher des Herzens, den keine Sprache, kein Laut erreicht. Es drükt ganz aus, was Worte bloß andeuten. PIEDRO. Ich fürchtete mich für meinem Vater und dem tollen Rinaldo. ANTONIA. Fürchten! Hätteſt du Reinheit der Seele, wen hätteſt du zu fürchten? PIEDRO. Ich gehe, Mutter — ich gehe — Auch Ihr? ANTONIA. Wirkt es ſo? Nun! nimm auch meine Thränen mit — aber fühle, daß es die lezten ſind. PIEDRO. Ich liebe Euch! ANTONIA. Ja Piedro, du liebſt uns — du ſagſt es ja. Wo gehſt du hin? PIEDRO (ohne Antwort). ANTONIA. Verrathe deinen Vater nicht! Verrathe deine Mutter nicht! Geh nur! Du ſollſt deinen Vater nicht verrathen und deine Mutter nicht!» (ab). In dies Etwas, das es zu verraten gibt, hatte Antonia, die in ſich die Kraft einer Porcia fült, vergeblich einzudringen verſucht. Mit dem Schluſſe des erſten Actes weiß man, daß von der einen wie von der andern Seite die Entſcheidung, die den Fürſten mit ſeinem Anhange oder das Haus Stilpos verderben muß, vorbereitet iſt.

Im zweiten Act enthüllt Horazio ſeine Liebe dem forſchenden Freund Anſelmo. Dieſer nimmt ſein Geſtändnis mit Schrecken auf: «Seraphine? hier in dieſem Garten? die Tochter des falſchen Höflings? des Sklaven des Fürſten? Wie? der freye Sohn Stilpos? Und der Fürſt, der Todtfeind deines Hauſes? HORAZIO. Feind! Kann man ſich denn Feind ſeyn? Ich weiß das nicht mehr, Anſelmo!» Dieſer Scene folgt eine des Horazio mit Seraphine; der Schauplatz iſt vor des Pomponius Garten, ſie tritt mit der Laute daraus hervor, geſteht daß ſie Horazio mit den Tönen des Inſtrumentes herbei locken wolte, und läßt ſich zögernd zum Geſtänd-

nis der Gegenliebe drängen. Das Getändel der Liebenden wird durch Pomponius, der mit Piedro kommt, unterbrochen; er ſpielt die Rolle des ſtrengen Vaters und fürt die Tochter ins Haus, hinterläßt aber dem Piedro heimlich die Weiſung, ſeinen Bruder mitzubringen; Piedro lockt ihn wirklich mit ſich, obgleich er ſelbſt für Seraphine Feuer gefangen hat und Anſelmo zurückkommt, den Son zu ſeinen Eltern zu holen. Antonia drückt die Bangigkeit um ihre Kinder in einer Scene mit der Amme Piedros und mit ihrem Gärtner aus; dieſer hatte zwei junge Bäumchen mit den Namen der Söne Stilpos genannt, dem einen hat der Wurm die Wurzel abgefreſſen, den andern der Sturm geknickt, da er eben Blüten trug. Da bringt Anſelmo die Nachricht, wo er Horazio gefunden und bei wem er ihn laſſen müſſen. Nach ſeinem Abgang tritt Stilpo auf, niedergeſchmettert durch das, was auch er von Horazio bereits weiß; er will allein ſein; er klagt one ſich auszuſprechen, und das Weib muß ihn erraten. «Antonia. Sahſt du ihn? Stilpo. Hätt ich! was würd ich angſtvoll ſeyn? Pandolfo! Pomponius! fürchtet ihr Stilpos Rache nicht, ſo ſollt ihr des Vaters Rache fürchten! Antonia. Und der Mutter Rache, die das Weib verwandelt, die, wenn du glauben kannſt, das Weib dem Manne gleich macht. Stilpo. Meine Antonia! wie? was? Antonia (lächlend). Wie? was? Weil ich weiß — weil ich erfahren hab — Iſt es das, was dich ſo ſtimmt, wohlan! Ich bin ſanft und gut, und habe dieſe Leidenſchaften nie in meiner Bruſt Raum nehmen laſſen. Vielleicht daß ſie jezt mit größerer Gewalt einkehren. Thun ſie das, Stilpo, ha dann glaube, daß das Weib den Mann übertrift. Fühle das, überdenke das! Fühle es nicht, nur wiſſe, daß die Mutter dieſer Kinder ſpricht. Unter den Bäumen wart ich deiner. Stilpo. Was iſt das, Antonia? Ich könnte mich ergözen an dir, wenn ich des Ergözens fähig wär. Es war, ſo wie du ſprachſt, als habe die Allmacht der Natur aus deinen Augen geleuchtet, und dieſes Herz mit nie gefühlter Wärme erfüllt. Gutes herrliches Weib, ſo herzlich und lieb! — Nein, überlaß die Rache uns! Nur gieb meiner Seele dieſes Licht wieder, wenn ich ſchwach werde. Geh! (ihre Hand drükkend.) Ich fühle deinen Werth.» Rinaldo kommt in einem Hamletiſchen Humor und rüttelt den Stilpo aus ſeinem brütenden Gram empor, durch die Nachricht, daß der Anſchlag reif ſei, durch die Einladung zu einer nächtlichen

Verſammlung auf dem Markte und die Verheißung, ihm Horazio aus der Mitte der Feinde zurückzufüren. «Führ mich zu Antonia, daß mein Blut in Ruhe komme. Dann, beym Himmel, nur vor ihren Augen wird mir wohl. Das Ding iſt ſo, daß nur Leben an Leben aushelfen kann, und ſo möcht ich mir wohl ſeyn laſſen.»

Der dritte Act zeigt den Piedro in Pomponius Händen, der ſeine ſchüchterne Seele durch Schmeichelei und Wein aus ſich heraus treibt, daß er ſich einbildet Mut zu haben und zu großen Dingen berufen zu ſein. Ein Zwiſchenauftritt, dadurch ermöglicht, daß Piedro ins Freie geht um Külung zu ſuchen, fürt den Fürſten und Pandolfo herbei; ihnen teilt Pomponius mit, daß jener bereits verraten hat, wie weit es mit der Verſchwörung voran gekommen iſt. Pandolfo verlangt drein zu ſchlagen, der Fürſt möchte immer noch one Streit und Tumult durchkommen, und Pomponius macht ihm Hoffnung, daß es gelingen werde, den Stilpo durch Entfernung ſeiner Söne moraliſch zu brechen. «Pandolfo. O des feinen Hofmanns! — Wer braucht Muth, wo ſolche Menſchen ſind? Fürst. Was ſagſt du Pandolfo? Pandolfo. Nichts! nichts! (ab.) Pomponius. Laſſen Sie den Wilden. Sie brauchen ihn nicht eher als bis das Volk laut wird. Vielleicht daß wir es ſo im Stillen durchſetzen. Geht es nicht — ha auf ſeinen Haß und Eiferſucht iſt zu bauen. Er haßt die Florentiner zuſammen, ich ſag Ihnen er haßt ſie. Es iſt Intereſſe ſeines Bluts, und Vertilgen war ohnedies immer ſeine Freude. Alſo haben Sie ihn, wenn Sie wollen. Fürst. Es ſoll auch die meinige werden. Ich ſeh, es iſt mit dem Volke nicht anders auszukommen, als ſie ſo zu beſchneiden, daß ihnen weiter nichts übrig bleibt, als das bißchen Licht und Leben. Es iſt die Schlange, die man zu ſeinem Verderben mäſtet. In Behaglichkeit wiſſen ſie nicht was ſie thun ſollen — und ich will dafür ſorgen, daß ſie mager werden. Wenn ausgezehrt werden ſoll, ſo will ichs thun, Pomponius.» Er begibt ſich in den Garten, um bei dem weiteren Verlauf in der Nähe zu ſein, und die Bearbeitung des Piedro beginnt von neuem; ſeine Exaltation wird durch die Erſcheinung Seraphinens, die ihren Horazio ſucht — denn ſie iſt ihm nun anverlobt — auf die Spitze getrieben und er erhebt wilde Wünſche zu ihr; Pomponius macht ihm Hoffnung: «laß deinen Bruder im Wahn und ſuch ſie zu verdienen». Die Scene wechſelt nun und iſt im Garten. Rinaldo und Stilpo treten

auf; ersterer will sein Versprechen lösen und Horazio aus dem Feindeshause zurückholen, Stilpo läßt sich mit Mühe bewegen außen zu warten. Rinaldo selbst erwartet im Garten das Liebespar. Seraphine zeigt sich beunruhigt, nachdem sie die Feindschaft zwischen beiden Häusern in Erfarung gebracht hat. «Horazio. Ich fühle das nicht, ich fühlte das nie. Seraphine. Wies werde, Horazio, ich bin dein, bin wo du bist — Könntest du mich verlassen um einer Ursach in der Welt willen? Horazio. Dich verlassen, da mein Leben in dir besteht, das eben anfieng zu blühen. Seraphine. Mein Vater legte meine Hand in die deinige, schwur du solltest heute der meinige werden. Horazio. Seraphine, nichts in der Welt vermag mich von dir zu trennen. Rinaldo (hervortretend). Horazio! Horazio. Rinaldo, du hier! Rinaldo. Stilpos Sohn, du hier!» Aber Rinaldo richtet mit Schärfe nichts aus; erst die Weichheit des hinzutretenden Stilpo hat endlich Erfolg. «Seraphine. Du verläßt mich! Du mußt mich verlassen! Horazio. Ich sehe dich wieder. Stilpo. Gewiß, Fräulein, das thut er.» Pomponius kommt dem Stilpo, wie er seinen Son entfürt, entgegen. «Stilpo. Ha Ha Pomponius! Platz hier, sonst möchtest du wieder aus dem Sattel fahren. Dort steht ein Mann, der dich sprechen kann (ab mit Horazio). Pomponius. Sieh da Rinaldo! Viel Ehre für mein Haus — viel Ehre in Wahrheit — wollt Ihr Euch nicht aufhalten? Rinaldo (ab).» Pomponius verlangt nun von Piedro, der aus dem Gebüsche hervortritt, darin er sich vor seinem Vater versteckt hat, den Horazio wieder zu bringen. «Piedro. Den Tod lieber. Was? weißt du nicht wies in meinem Sinn ist? Pomponius. Eben darum. Laß dich leiten! Ich war nie so sicher als jezt. Du sollst sie haben, Piedro, aber Muth! Muth! Piedro. Ha! laß mich zu Seraphine, und ich will Gift aus ihren Augen trinken. Wilde Trunkenheit von ihren Lippen küssen. Ich bin dazu aufgelegt, und es wüthet so recht stehend (lies: stechend) hier. Ha Ha!»

So weit ist das Drama gut aufgebaut. In Horazios Leidenschaft für die Tochter des Feindes, der dieser arglistig entgegen kommt, in des zurückgestoßenen Schwächlings Piedro Einverständnis mit dem Feinde hat sich ein zwiefach tragisches Verhängnis über dem Hause Stilpos zusammengezogen. Man vermißt nur ein wenig Licht in der Zeichnung Piedros; man möchte etwas deut-

licher anen können, daß er in den Schranken der Kindespflicht geblieben wäre, wenn der rauhe heldenhafte Vater ihn den Ekel an ſeinem unmännlichen Weſen nicht zu ſchwer hätte empfinden laſſen. Die Kindespflicht hat bei Horazio im letzten Augenblick den Sieg gewonnen; aber man darf dieſem Siege bei einer ſo weichen leidenſchaftlichen Natur nicht trauen. Immerhin ſcheint eine Löſung dieſes Conflictes nicht undenkbar: denn Pomponius muß nicht notwendig geopfert werden, da er den Verſchwornen nicht als Combattant gegenüber treten wird. Wenn aber Rinaldo darauf beſteht, auch ihn dem Rache fordernden Geiſte ſeines Vaters zu opfern, und Horazio ihm dann entgegen tritt, ſo muß wol einer von beiden fallen. Und damit nicht genug: in dem feigen Piedro iſt nun auch eine wilde Leidenſchaft entbrant, die ihn zum Nebenbuler ſeines Bruders macht; wird er ihm nicht eine Falle zu ſtellen wiſſen, die ihn ins Verderben reißt? Auf jedem dieſer beiden Wege konte der Dichter die Kataſtrophe herbeifüren; er konte es auch durch eine Verſchlingung beider, und er konte dann den Stilpo, von ſeiner Antonia geſtützt, den Untergang ſeiner Kinder hochſinnig überdauern, als Vater des befreiten Volkes Troſt finden laſſen. Er verzichtete ganz auf die Herbeifürung des Conflictes zwiſchen Horazio und Rinaldo und bewirkte des erſteren Untergang durch ſeinen Bruder auf eine überaus ungenügende Weiſe. Im vierten Acte bricht Stilpo mit Rinaldo und Anſelmo zum Kampfe auf; Horazio folgt ihnen, nachdem er in einer Unterredung mit der Mutter ſeine ganze Entſchloſſenheit wieder gewonnen hat; Piedro aber, der ſich lauſchend im Hauſe verſteckt hatte, holt ihn ein, und fürt ihn, des Pomponius Auftrag befolgend, in deſſen Haus zurück. Wie er dazu kommt, da es ganz gegen ſein Intereſſe iſt, wie und unter welchem Vorwand es ihm gelingt, darüber fehlt jede Andeutung, und Horazio, an dem wir jezt gerade den größten Anteil nehmen müſten, erſcheint als ein ganz rätſelhafter Schwachkopf. Er fült ſich elend, kann der Geliebten nicht froh werden und will wieder fort, erſcheint aber, nach einigen Zwiſchenſcenen, mit Seraphinen, die ihm nachgeeilt war, abermals, ſagt uns, daß ihm der Ausgang durch Bewaffnete geſperrt worden ſei, die, wie man annehmen muß, Pandolfo aufgeſtellt hat, und beſchließt ſich durchzuſchlagen. Warum hat er es nicht gleich getan, als er auf die Bewaffneten ſtieß? Bei dieſem Verſuche ver-

liert er, wie wir nachmals erfaren, das Leben. Nun folgen Kampfscenen auf dem Markte. Pomponius hatte den Kopf verloren, als Piedro die Nachricht brachte, daſs es nun losgienge, aber Pandolfo die Gegenwehr durch die Edeln und die Leibwache vorbereitet. Daher kämpft das Volk unter Stilpo mit Nachteil, und wärend Rinaldo den Pandolfo erschlägt, wird jener gefangen und in Pomponius Haus gebracht. Der fünfte Act beginnt mit einer Scene zwischen Rinaldo und Antonia, worin jener die Wiederaufname des Kampfes ankündigt, diese zum Fürsten zu gehn beschlieſst um Stilpos Leben zu retten. Im Hause des Pomponius hat sie zuerst eine Scene mit Seraphinen, darin die beraubten Herzen beider einander finden, dann verlangt sie allein mit dem Fürsten zu sprechen und ersticht ihn, da er ihr Stilpos Leben nicht schenken will. Indem ist dieser bereits von dem siegreichen Rinaldo befreit und beide vereinigen sich, indes Pomponius entkommt, mit Antonia an der Leiche des Fürsten. «ANTONIA. Stilpo, wir sind gerochen! STILPO. Herrliches Weib! liegt er da? — — O meine Antonia!» — Was aus Piedro wird, den Pomponius nach Horazios Fall hatte festnehmen lassen, erfärt man nicht.

So verderben die beiden letzten Acte das Stück gründlich. Man könte sich denken, daſs sie nach einer längeren Arbeitspause hinzu gekommen wären, dadurch der Verfasser den Faden verloren hätte. Die Tragödie von Stilpo und seinen Kindern, auf die wir gespannt waren, wird auf die Seite geschoben und in dem Raume, den sie leer läſst, eine ganz überflüssige Heldentat der Antonia in rein epischer Weise herbeigefürt. Eine überflüssige Tat für die äuſsere wie für die innere Oekonomie des Stückes: für jene weil Stilpo durch den siegenden Rinaldo ja rechtzeitig befreit wird, für diese weil Antoniens Charakter einer solchen Leistung nicht bedarf, um seinen Platz in dem Stücke zu verdienen, und weil die sittliche Weltordnung, die irgendwie gerechtfertigt aus jeder Tragödie hervorgehn muſs, die Abschlachtung dieses Opfers durch einen besondern Kraftaufwand nicht erfordert.

Klinger wünschte den Stilpo, wie man aus Nr. 40 der Briefe sieht, sobald er fertig wäre durch Müller an Schwan in Mannheim zu verkaufen; aber es ward nichts daraus. Später bemühte sich Boie auf Schlossers Ersuchen ihn unterzubringen*, auch er vergeblich,

* Boie an Voſs 29. Jan. 79: Mitteilung Weinholds.

und man ſieht wie Klingers literariſcher Credit durch die Häufung wilder Erzeugniſſe bereits geſunken war. Endlich erſchien das Stück 1780 bei Thurneyſen in Baſel, der inzwiſchen auch den Orpheus verlegt hatte, one des Dichters Namen, aber mit folgender Vorrede: «dieſes Stück ward vor einigen Jahren bloß allein fürs Theater geſchrieben. Daher alles das, was dem heutigen Theater gebührt, was Acteur und Zuſchauer fordert, nicht mehr; denen ich den Wink geben wollte, hab' ich mich verſtändlich gemacht. Da Abſchriften davon herumgingen, ſah ſich der Verfaſſer genöthigt, es ſelbſt denen Dillettanten des Theaters zu präſentiren, das heißt: dem unberechtigten vorzukommen». Noch am 21. Februar 1780 hatte er an Schleiermacher geſchrieben: «den Stilpo laß ich nie drucken. Er war bloß fürs Theater». Man ſieht, daß das Stück dem Dichter, als es ihm zwei Jare nach der Abfaſſung wieder zu Geſichte kam, wenig Intereſſe mehr abgewann. Und doch war es ein großer Irrtum, wenn er meinte nicht mehr geliefert zu haben als ein Bünenſtück für den herſchenden Geſchmack. Um das zu erkennen muß man nach dem Stilpo etwa die 1776 erſchienenen, einen änlichen Stoff behandelnden Medicäer von Brandes leſen. Dieſer erfolgreiche Bünenſchriftſteller, ein Jünger und Nachamer Leſſings, macht aus der Verſchwörung der Pazzi, unter wildeſter Veränderung des geſchichtlichen Sachverhaltes, ein grobes Rürſtück, das durch gehörige Anwendung des auf dem Theater ſo billigen armsdicken Edelmutes zu einem glücklichen, die Zuſchauer innig befriedigenden Ende gefürt wird; ſein Ausdruck iſt von einer conventionellen Correctheit und macht bei gänzlichem Mangel an Innerlichkeit, an concretem pſychologiſchem Leben der Auffaſſung nicht die geringſte Beſchwerde. Ein ſolches Stück hätte Klinger gar nicht ſchreiben können, und ein ſolches muß man vergleichen um zu ermeſſen, was bei allen Mängeln ſein Auftreten für das deutſche Theater bedeutete. Sichtlich war aber der Stilpo geſchrieben um einer übernommenen Pflicht zu genügen, und nicht, wie die früheren Stücke, um ſich von gärenden inneren Zuſtänden zu befreien. Auch nicht etwa, um leidenſchaftlich gehegten politiſchen Ideen Luft zu machen. Zwar iſt der Dichter mit Stilpo und Rinaldo Verfechter der Volksrechte und ſtellt die Herſchaft des von den Edeln geſtützten Fürſten — ſonſt operieren Tyrannen vielmehr mit der Menge gegen die Edeln — in gehäſſigem Lichte

dar: aber darin folgt er nur der gemeinen Zeitströmung, denn das sachlich politische Interesse wird nirgends detailliert und in den Vordergrund gezogen. Unter allen Charakteren des Stückes findet sich keiner, den wir, wie in den früheren Fällen, als Vertreter des Autors selbst verstehn dürften. Der Held ist ein Greis und schon darum nicht dazu geeignet; die äußerlich an Hamlet erinnernde Rolle des Rinaldo wird vom Pathos der Rache, Pandolfo, ein Art wiedergeborner Guelfo, von dem des Neides bewegt, die beide im Gemüte des Autors nicht lebten; auch der Widerstreit zwischen Heldensinn und Liebe im Horazio ist ihm nur etwas Objectives, und darüber die Darstellung des Heldensinnes zu kurz gekommen. Das ist aber seine Schwäche, daß ihm Lust und Sinn für die rein poetische Ausbildung des Objectiven zu wenig gegeben war, und darum war er nicht der Mann, den Seyler in ihm gesucht hatte, nicht der Mann um durch die Stellung als Theaterdichter zu immer höheren Leistungen angeregt zu werden.

Gewissenhaft ist im Stilpo die Bünenfähigkeit gewart; aber es zeigt sich leider zu deutlich, wie diese Rücksicht den Dichter beengt. Die Aufgabe war durch die Natur der Fabel nicht so leicht zu lösen wie in Sturm und Drang oder den Zwillingen. Die Personen treten daher mehrfach unmotiviert auf, nur weil man sie braucht, und treten ab nur um andern, mit denen sie nicht zusammentreffen dürfen, Platz zu machen. Um Scenenwechsel zu sparen, die sich in der Tat höchstens zweimal in einem Acte finden, muß sich in den beiden letzten Acten der Fürst one Ursache beständig in Pomponius Hause aufhalten. Der äußere Verlauf der Handlung gelangt dabei, mit aller Rücksicht auf die Büne, so wenig wie in der Arria zur rechten sinnlichen Wirkung; die Verschwörung selbst, Piedros Verrat, Pandolfos Gegenmaßregeln, endlich die Wiederaufname des Kampfes durch Rinaldo, alles wird nur als geschehen oder geschehen sollend erwänt und kann nicht die Ueberzeugung geben, als wenn es vor unsern Augen geschähe. War in diesem Puncte dem Dichter noch keine Erkentnis aufgegangen, so hat er sich wenigstens mit Erfolg bemüht seine Sprache zu veredeln. Die geniehafte Nachlässigkeit und Dunkelheit ist aus ihr verschwunden, die Wildheit und gelegentliche Roheit hat einem gehaltnerem Tone Platz gemacht, die Leidenschaft kommt kraftvoll zum Ausdruck, aber sie rast nicht mehr; und in dieser Beziehung

wenigstens gibt sich im Stilpo ein erfreulicher Fortschritt kund. Gleichwol fand eine kurze Recension in der Allg. deutschen Bibliothek (48, 439) von Knigge (G.), die einzige, die ich kenne, auch dieses Werk in stilistischer Hinsicht ungenießbar: «Stilpo ist ein noch schlechteres Product (als Franziska Montenegro). Die Sprache ist verschroben, abgebrochen, schwache Nachahmung von Shakespears Manier. Aber nur leerer Wortprunk, nichts ausgezeichnet. Ueberhaupt ohne Kraft und Interesse».

Dieses Stück blieb das einzige, das Klinger in nahezu anderthalb Jaren für seinen Brotherren schrieb. Nach dem Maßstabe seiner bisherigen Fruchtbarkeit hätte man gut und gerne jedes halbe Jar eines erwarten dürfen; aber sie hatte naturgemäß ihren Höhepunct überschritten, und es war gut, daß sie sich nicht gebieten ließ. Auch machte ja Seyler von dem, was ihm Klinger wirklich gab, nur einen zögernden Gebrauch.

Man darf, wie sich nachher zeigen wird, voraussetzen, daß er noch andre Dienste leistete als die, welche der Name eines Theaterdichters ausdrückt: daß er den Principal, als Mann seines vollen Vertrauens, in den Geschäften, die zur Leitung der Gesellschaft gehörten, zu unterstützen hatte.

Denn das Verhältnis zu Seyler, einem Manne von offenem Herzen und freundlichem Sinne, gestaltete sich sehr angenehm. Klingers erster Brief aus Dresden ist voll Lobes über ihn, und noch nach einem halben Jare (Br. 33) nennt er ihn einen Mann nach seinem Herzen. Die Persönlichkeit der Madame Seyler begeisterte ihn geradezu: «ein Weib wie Solina, zur Herscherin von Völkern geboren»; trotz allem, was man von ihrem Vorleben weiß und auch er wissen muste, hatte er «so viel Achtung noch für kein Weib». Nach der Genie-Moral achtet man eben was man irgendwie bewundern muß. Es wurde ihm mit der größten Rücksicht und Zuvorkommenheit begegnet; er lebte «frei und ungebunden», und seine Situation war «äußerst behaglich», sein Leben mit Seyler «lieb gut und geehrt» (Br. 33). Wenn im Sommer 77 ein Brief an Müller (Nr. 38) auf vorgekommene Spannungen zurück blickt, so waren sie doch vorübergehender Natur, und Klinger scheint die Schuld davon auf sich zu nehmen. In der späteren Zeit und bei seiner Trennung von der Gesellschaft wird wenigstens kein Misver-

hältnis angedeutet. Bei alle dem — verbat er ſich (Br. 29) die Bezeichnung Theaterdichter auf der Adreſſe ſeiner Briefe, warf den Gedanken gar Comödiant zu werden weit weg und betrachtete ſeine Stellung nur als ein Proviſorium, darin er «an der Eſſenz ſeiner Subſtanz kochen» könte. Der Gedanke einer höheren ehrenvollen Beſtimmung im tätigen Leben wich nicht aus ſeiner Seele und machte ihn für die Vorſpiegelung einer Carriere in Rußland empfänglich, mit der ſich ihm Kaufmann, in Geſellſchaft eines vornehmen Ruſſen, in Dresden abermals näherte (Br. 33).

Neue und ſtarke Reize begannen auf ſeinen empfänglichen Sinn zu wirken, als die Geſellſchaft, nachdem ſie die Meſſe in Leipzig ausgedauert hatte, noch im October nach Dresden überzog. Die Lieblichkeit des Elbtales und das groteske Sandſteingebirge, dem damals noch nicht der abgeſchmackte Name der ſächſiſchen Schweiz angehängt war, verſetzte ihn abwechſelnd mit den Meiſterwerken der Gemälde-Galerie in ein ſchwärmeriſches Entzücken, das in den ſtärkſten Worten ſich ſelbſt bezeugt, aber jede Möglichkeit über ſeine Gegenſtände zu reden ablehnt. Nicht weſentlich anders verhielt er ſich nachmals zu den Eindrücken Italiens. Seine Seele ſchlug Wellen, wenn das Schöne ſie berürte; der reine tiefe und ſtille Spiegel, der die Dinge aufnimmt und widergibt, durch welchen Heinſe in Düſſeldorf ſo ſchön ſehen und beſchreiben lernte, war ihm verſagt, und der kunſtſinnige Schleiermacher muſte darauf verzichten, etwas von den Dingen, die ſein Freund ſah, mitzugenießen.

Eine Bekantſchaft, die dieſem beſondere Freude machte, war der alte Lippert, Aufſeher der Dresdener Antikenſammlung und Erfinder einer Paſte, dadurch er zalloſe antike Gemmen, in der bekanten Daktyliothek vereinigt, glücklich nachbildete. Klinger wurde von ihm mit einem Exemplar einer ſolchen Nachbildung beſchenkt, deren Gegenſtand eine Pſyche war; es war die Sitte des alten Herrn bei Fremden von Auszeichnung, die ihn beſuchten*. Im übrigen fand ſich Klinger von den Eingeborenen des Landes nicht angeſprochen; ſie waren ihm zu «cultivirt», die noch jezt in Oberdeutſchland berufene ſächſiſche Höflichkeit erſchien ihm als ein «ſtumpfes, niedergeducktes» Weſen, dem «Nerven mangeln»,

* So bekam Leſſing einen Schmetterling über einem Totengerippe: ſ. Wagner I, 63.

und er freute ſich darauf, dieſes Land mit der derberen Pfalz zu vertauſchen (Br. 28. 33).

Dafür konte der nächſte Kreis, auf den er angewieſen war, die muſikaliſchen und ſceniſchen Genüſſe, das erregte, prickelnde Leben in einer bunten Geſellſchaft von Bünenkünſtlern, reichlich entſchädigten. Sorgte ſein eigenes Inneres für «Drang und Sturm», ſo lieferte ihm jene «das gelinde Säuſslen unter Muſik, Comödie und Spiel, Muſen u. ſ. w.» (Br. 33). Was ihn äuſserlich drückte war höchſtens «das allzugut Eſſen und Trinken» (Br. 29), das über ſeine Gewonheit und das Bedürfnis ſeiner Conſtitution hinaus gieng, aber doch one Zweifel zu den erträglicheren Uebeln gehörte; zumal nun auch, um die angenehme Situation zu vollenden, die Liebe ihre Freuden vor ihm ausſchüttete. Wir kennen zur Genüge aus dem von Meyer ſo genau beſchriebenen Jugend-Leben Schrœders die lockeren Sitten in jenen wandernden Schauſpieler-Geſellſchaften; und ſo vorteilhaft ſich die Seyleriſche, nach Wielands Zeugnis, durch äuſserliche Warung des Anſtandes auszeichnen mochte, ſo war doch gewiſs der ehemalige Nebenbuler und jezige Nachfolger des armen Henſel kein Cato gegen ſeine Untergebenen. So kann es nicht überraſchen, wenn wir jezt in Dresden den Dichter der Geſellſchaft in einem Verhältniſſe zu einer ihrer Schönen erblicken, das er ſelbſt als eine «Connexion» bezeichnet. Es war die Zeit, wo Wieland und Heinſe die Verherlichung der griechiſchen Hetären als Prieſterinnen ſchöner Menſchlichkeit betrieben; und der Name, den Klinger jener Geliebten gab, Pſyche oder Pſycharion, iſt von Wieland geborgt.

Er gibt ſeinem Schleiermacher eine Liebeserklärung in Verſen zum Beſten, damit er ſie angeſchmachtet, vielleicht die Erhörung herbeigefürt hatte; er verſpricht ihm ihre Bekantſchaft: ja er empfielt dem guten Jungen one Scham, ſein Leben in änlicher Weiſe zu verſchönern (Br. 33). Es ſcheint nicht daſs er damit Glück machte, denn Schleiermacher hat die Stelle dick mit Tinte überſtrichen. Klinger ſelbſt wäre zwei Jare früher unfähig geweſen einen ſolchen Rat anzunehmen, geſchweige zu geben; aber ſchon als er den Griſaldo ſchrieb, hatte Aufklärung und Genieweſen das den Lebensgenuſs einengende chriſtliche Vorurteil, das ihm durch Erziehung beigebracht war, entwurzelt, und das weitere hieng nur von Zufall und Gelegenheit ab. Denn lediglich ein Erzeugnis des

Christentums ist die an den Mann sich richtende Forderung geschlechtlicher Enthaltsamkeit, und sie verliert ihren Halt, wo das wesentliche der christlichen Weltanschauung aufgegeben wird. Wie entschieden dies bei Klinger schon damals der Fall war, solte sehr bald sein Verbannter Götterson der Welt beweisen, indes der Orpheus sein Bedürfnis bewies, die praktisch bereits eingeschlagene Richtung Wielands mit der ihm eigenen Energie auch literarisch zu verfolgen. Das Verhältnis zu Psyche muß übrigens gedauert haben so lange er bei Seyler war, da Heinse noch um Neujar 1778 an ihn schreiben konte: «großer König der Thiere! Schüttle deine Mähne nicht, und brülle! und sey einmal wieder Amor im Schooße deiner Psyche».

Wärend er sich als Lebemann so wol gebettet hatte, fehlte es doch nicht an Stunden tiefer Niedergeschlagenheit, wo ihm all sein Wesen im trübsten Lichte erschien. In einer solchen Stunde schrieb er an Schleiermacher, der ihn durch langes Schweigen auch am Troste der Freundschaft hatte darben lassen: «meine Situation ist drang- und leidensvoll und wars, seitdem ich dich verließ, von allen Seiten, an allen Orten». (Br. 32).

Einer der schönsten Züge seines Charakters ist der warme und treue, Zeit und Raum immer neu besiegende Freundschaftssinn. Dennoch kommt gegen Ende des Jares 76 in sein Verhältnis zu dem Liebling seiner Jugend eine Trübung, daran er, soviel man sieht, schuldiger als der andere Teil ist. Er gehörte nicht zu den regelmäßigen oder gewissenhaften Briefschreibern; seine Briefe entsprangen einem pulsierenden Bedürfnisse der Mitteilung, das naturgemäß nach Zeiten und Personen verschieden war. Nachdem er Schleiermachers Freund geworden, hatte es ihn gedrängt, diesen als dritten in seinen Bund mit Kayser einzufüren, und da für beide keine Aussicht war sich sehen zu können, hatte er sie in Briefwechsel mit einander gebracht. Narung für denselben gab das Tagesinteresse für Physiognomik, das in Kayser durch seinen Verkehr mit Lavater entwickelt war und dem andern durch sein Zeichentalent nahe lag; den übrigen Stoff lieferte der gemeinsame Freund und daneben Schleiermachers rebellische Gemütsstimmungen, für die er an Kayser einen zweiten, schriftlichen Hofmeister gewann: denn die Weisheit, die dieser bisher von Klinger hatte an-

nehmen müffen, konte er wiederum bei Schleiermacher an den Mann bringen, und er tat es in Briefen, die bis auf den Stil und die einzeln Wendungen ein Widerhall Klingers find — fofern man nicht Lavater aus ihnen hört. Schon in dem erften derfelben bittet er nun: «o nimm meine Briefe und beantwort fie ftatt Klingern. Denn mit dem ift nichts rechts anzufangen». Damals fchon war alfo feine Freundfchaft auf knappere Koft gefetzt als fie verlangte. Der eifrige Schleiermacher ließ fich nicht umfonft bitten, und Klinger war es wol zufrieden, auf diefe Art feine feltnen Briefe durch mittelbare Mitteilungen an den entfernten Freund zu ergänzen. So hielt er es auch von Weimar und nachher von Leipzig und Dresden aus. Dadurch fcheint denn endlich Kayfer zu Aeußerungen der Ungeduld gereizt worden zu fein, die Klinger, an Unterwürfigkeit auf Seiten der jüngeren Freunde gewönt, fo ungnädig aufnam, daß er ihm nun erft recht nicht fchrieb und gegen Schleiermacher die harten Worte fallen ließ: «er ift hingefaren durch Prätenfion und Eitelkeit» — Worte, die er um fo eher hätte fparen dürfen, als er dem Freund in Zürich eine geliehene Sache vorenthielt, die diefer nicht miffen mochte. Es war der in Wagners erfter Sammlung S. 58 ff. abgedruckte an Lavater gerichtete Brief Heinrich Füßlis des Malers über Klopftock, den Kayfer ihm, fei es im Original oder in Abfchrift, mitgeteilt hatte (Nr. 68 der Briefe). Die Tatfache diefer Mitteilung ift bemerkenswert, weil fie beweift, welchen Eindruck jene derbe, ja ungewafchene Auslaffung über den bis dahin verehrteften deutfchen Dichter in Geniekreifen machte — um fo mehr machte, als die Stimmung gegen Wieland unter den nächften Jüngern Gœthes jezt völlig umgefchlagen war. Die Art, wie Kayfer jene Ungnade feines teuerften Freundes ertrug, ift rürend und macht feinem Herzen Ehre. Noch im folgenden Sommer hat er zu klagen, daß jener «fein liebendes Herz nicht nähre»; aber das Verhältnis ift doch wieder geklärt und wird vor Klingers Abfchied aus Deutfchland durch längeres Wiederfehen neu befeftigt.

In das Capitel feines Verhaltens zu Freunden gehört auch der vielberufene Brief an den Buchhändler Reich, aus Dresden vom 6. März 1777, darin Klinger die Autorfchaft der im Jare vorher erfchienenen Lenzifchen «Soldaten» für fich in Anfpruch nam.

Diese Sache, die einen Literarhistoriker wie Koberstein irre füren konte, hat der Freiherr von Beaulieu-Marconnay im 2. Bande des Archivs für Literaturgeschichte und nach ihm Urlichs in der D. Rundschau XI, 261 zur Genüge aufgeklärt. Lenz war aus Thüringen nach dem Oberrhein zurückgekehrt, befand sich als Schlossers Gast in der Nähe Straßburgs und fürchtete von neuem die persönlichen Empfindlichkeiten, die sein Stück erwecken konte. Mit Klinger stand er seit seiner Durchreise durch Frankfurt und ihrem Zusammenwonen in Weimar wenn auch nicht intim, doch vertraulich; nun rief er, der auch one Not schon mit seinen Stücken Versteckens gespielt hatte, in seiner Angst jenen an, dem es, wie er ihn kante, unter Umständen eine Kleinigkeit sein muste, sich mit einigen französischen Officieren wegen der «Soldaten» zu schießen — abgesehen davon, daß er ja einstweilen weit vom Schusse war; und Klinger war gutmütig und leichtsinnig genug, sich in das Abenteuer zu stürzen. Reich gab sich indessen zu der ihm angesonnenen Förderung der Maskerade nicht her. Vor der Oeffentlichkeit tat er nichts und schrieb von der Sache seinem Freunde Zimmermann, der ihm am 30. März 1777 antwortete: «was Sie mir von Gœthe schreiben, ist wie gewöhnlich, und was Sie von Lenz sagen, zum todt lachen. Ich denke, Klinger wird Sie wohl deswegen auf dem Theater nicht foltern und schreyen lassen» — wie den Ritter von Hungen im Otto — «ob Sie ihm gleich kein Certificat geben wollen, daß er Verfasser der Soldaten und des Engländers sey». Der «Engländer» wird in Klingers Brief an Reich nicht erwänt; aber offenbar glaubte Lenz auch wegen dieses Stückes und seiner persönlichen Beziehungen Verfolgung fürchten und die Verleugnung seiner Autorschaft bei Reich erwirken zu müssen.

Ich kann nun, durch eine Mitteilung Jegors von Sivers, für den geschilderten Hergang der Sache zum Ueberfluß ein Zeugnis Klingers selbst beibringen, das dem Freiherrn von Beaulieu nicht bekant war. Klinger schrieb am 17. October 1819 an den durch seine Beschäftigung mit Lenz bekant gewordnen Doctor Dumpf: «Ihr geehrtes Schreiben mit den beiden Briefen an Lenz von mir, habe ich erhalten; ich sehe die Uebersendung derselben als eine besondere Gefälligkeit von Ihnen an, wofür ich Ihnen dankbar bin. Natürlich machten diese beiden Papiere aus der Jugendzeit einen besonderen Eindruk auf mich. Das aus Dresden finde ich nöthig,

Ihnen zu erklären und Ihnen allein weil der Inhalt dunkel ist. Lenz war in Straßburg und hatte die Soldaten, ein Lustspiel geschrieben. Auf einmal glaubte er wirklich Ursache zu haben oder bildete es sich nur ein, er habe durch seine Comedie das französische Militair sehr beleidigt, und dieses ginge mit dem Gedanken um, Rache dafür an ihm zu nehmen. Er schrieb mir sehr ängstlich und bat mich dringend, seinem Verleger zu schreiben, ich sey der Autor des Stüks und er habe schon ohne meine Erlaubniß in Straßburg dasselbe ausgebreitet. Weil ich nun glaubte, ihn am beßten von seiner Angst zu heilen, wenn ich seinen Wunsch erfüllte, so schrieb ich an seinen Verleger, und meine Antwort zeigt Lenzen das Mißtrauen, welches mir von seiner Seite diese Erfüllung einflößte. Indessen der Verleger that nichts davon, das Militair dachte nicht an Lenz, und er hielt sich für sicher». Der Ausdruck des Mistrauens in dem untergegangenen Briefe wird sich auf die Möglichkeit einer späteren Bloßstellung des Usurpators durch den wirklichen Autor bezogen haben.

Ein drückenderes «Weh», als jenes von Kayser seinem Herzen verursachte, gieng für Klinger aus seiner finanziellen Lage bei Seyler hervor. Dieser hatte als leichtsinniger Geschäftsmann, der er war, seinem Theaterdichter einen flotten Gehalt bewilligt, one sich zu fragen, ob er ihn auch zalen könte, und Klinger hatte wesentlich auf die Aussicht hin, seiner Mutter etwas auskömmliches davon abgeben zu können, vertrauensvoll mit ihm abgeschlossen. Nun bekam er nicht einmal so viel bares Geld zu sehen, daß er seine Schulden in Frankfurt und Gießen bezalen konte. Er muste es ertragen, daß Höpfner seine Habseligkeiten, seine geliebten Bücher als Pfand zurück hielt; und doch war dies noch weniger peinlich, als daß er an Diehl und Riese, deren Ehrenschuldner er war, dem Freunde, der die Verbindung unterhielt, immer neue Vertröstungen auftragen muste. Mehr als peinlich aber muste es ihm sein, mit der gleichen Kost auch die «Unglücklichen in Frankfurt» abzuspeisen. Die Lebensstellung, die er gewält hatte, wurde für die Begriffe der Mutter entschuldbar, wenn sie ihm die Möglichkeit verschaffte, seine Kindespflicht an ihr in unverhofftem Maße zu erfüllen; aber in welchem Lichte stand er da, wenn dies auf eine Täuschung heraus kam.

Er wäre berechtigt geweſen, einen Principal, der die eben erſt übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfüllte, alsbald wieder zu verlaſſen, wenn ſich nur ein anderes Unterkommen dargeboten hätte. So aber muſte er Seylers Vertröſtung ſich ſelbſt gefallen laſſen, und hätte es gemuſt auch one das perſönliche Verhältnis zu ihm, das eine Trennung erſchwerte. Indes hatte ſich eine Ausſicht eröffnet, die Seylern von ſeinen chroniſchen Verlegenheiten für immer zu befreien verſprach.

Wir erinnern uns, daſs im verwichenen Sommer Klinger von Wieland mit dem Gedanken verſucht worden war, in ehrenhafter feſter Anſtellung bei dem neuen deutſchen Nationaltheater, deſſen Gründung zu Mannheim im Werke war, ſein Glück als Schauſpieler zu machen. Der Kurfürſt Karl Theodor rechnete im Sinne des groſsen Fürſtenvorbildes Ludwig XIV. auch die Pflege der Wiſſenſchaften und Künſte zu den Gattungen des Luxus, deren Entfaltung in ſeinem Berufe läge, und die neue Bewegung der Geiſter in Deutſchland hatte ſich ſeiner Umgebung ſo weit mitgeteilt, daſs es ihm zum Lieblingsgedanken werden konte, neben der welſchen Oper auch der deutſchen und dem deutſchen Schauſpiel eine Stätte der Blüte zu bereiten. Ein neu errichtetes Gebäude harrte zu dieſem Zwecke der Benutzung. So klug wie Kaufmann, der am 28. October dem Maler Müller den Einfall hinwarf, daſs Seylers Truppe für Mannheim paſſen würde, war nun dieſer letztere ſelbſt, und er beſchloſs ſich um die Uebername dieſes neuen deutſchen Nationaltheaters zu bewerben. Im December verweilte bereits Groſsmann in Frankfurt, um von da in ſeinem Auftrage nach Mannheim zu gehn und die Sache perſönlich zu betreiben. Zugleich hatte er ſich an ſeinen alten Bekanten Leſſing um Empfehlungsbriefe für Groſsmann gewant, die dieſem am 17. December wirklich zugeſant wurden, obgleich die Angelegenheit des Mannheimer Theaters für Leſſing «nicht mehr ſo völlig *res integra*» war (Leſſings Schr. hsgeg. v. Maltzahn XII, 571).

Der kurpfälziſche Hof hatte ihn zum beſoldeten Mitgliede ſeiner Akademie der Wiſſenſchaften gewonnen, mit der mäſsigen Verpflichtung, järlich einmal zu einer Sitzung zu kommen und eine Abhandlung zu liefern. Man hatte aber dabei den Hintergedanken, ſobald einmal eine feſte Beziehung zu ihm hergeſtellt wäre, ſich ſeiner Sachkentnis und Autorität zur Gründung des beabſichtigten

Nationaltheaters zu bedienen; und Leſſing konte das nicht von ſich weiſen, ſo ungern er ſich nach den früheren Hamburger Erfarungen abermals mit der Bünenwelt befaßte. Noch im September trug er ſeinem Bruder in Berlin auf, für Mannheim Schauſpieler anzuwerben; aber es war noch nichts feſtes oder ganzes daraus geworden, und er konte Seylers Wünſchen entgegen kommen. Im Januar 77 gieng er ſelbſt nach Mannheim, ſtudierte ſechs Wochen lang die Verhältniſſe und den Boden des Unternehmens und machte dann beſtimmte ausfürliche Vorſchläge dafür. Einer der Hauptpuncte war, daß der Kern der Seyleriſchen Geſellſchaft mit Penſionsanſpruch in feſten Dienſt genommen werden ſolte, um durch ihn die einheimiſchen Kräfte, auf deren Entwickelung es hauptſächlich abgeſehen war, für die Büne heranzubilden. Die politiſch bürgerliche Aufſicht des neuen Inſtitutes ſolte ein Organ des Hofes, die ökonomiſche Verwaltung Seyler, die Aufſicht von Seiten der Kunſt und Moral die vor kurzem gegründete deutſche Geſellſchaft in Mannheim übernehmen.

Unter dieſen Umſtänden wagte Klinger ſchon im erſten Brief aus Dresden ſeinem Freunde Schleiermacher ein baldiges Wiederſehen in Ausſicht zu ſtellen; das Nähere darüber muſte ihm noch Geheimnis bleiben: «anders kann ich dir noch nicht reden». Aus dem folgenden Briefe geht hervor, daß damals ſchon ein Beſuch bei Leſſing vor dem Ueberzuge nach Mannheim im Plan war: «kommenden Sommer komm ich dir nach, wenn du nach Göttingen gehſt». Im dritten Brief endlich kann er in vollem Jubel die bis dahin geheim gehaltene Sache zur Mitteilung auch an Mutter und Freunde offenbaren. Alles iſt nun gut, der bisherige Druck durch die neue ſicher gewordene Ausſicht von ihm genommen, und in dieſe Freude miſcht ſich die andre um der Sache willen, daß man nun hoffen darf «die vatterländiſche Bühne auf teutſcherem Boden zu einer Vollkommenheit zu bringen». Am 17. März ſodann, am 3. April noch rechnet man darauf, im Mai nach Mannheim überzuſiedeln; die Reiſe nach Wolfenbüttel ſcheint jezt nur in unſichere Ausſicht genommen. Das Engagement in Dresden war natürlich bereits gelöſt und das zu Mannheim nach Leſſings Vorſchlägen, wenn auch nicht formell, doch in moraliſch bindender Weiſe abgeſchloſſen. Das Publikum las im Theaterjournal: «die Seyleriſche Geſellſchaft hat am 13. Merz 77 die

letzte Vorſtellung in Dresden gegeben und geht, nachdem ſie die Leipziger Meſſe abgewartet, nach Mannheim, wohin ſie der Churfürſt berufen».

Aber das Ufer, an dem man ankern wolte, erwies sich eben jezt als ein trügeriſches Nebelbild. Ein am Mannheimer Hofe mächtiger Einfluß — der jeſuitiſche, wie man vermuten muß — arbeitete gegen Leſſing und alſo auch gegen das, was auf ſeinen Rat geſchehen ſolte. Der Miniſter von Hompeſch ſah ſich veranlaßt ihn fallen zu laſſen und gab ihm dies in einem Briefe vom 7. April in der Weiſe zu verſtehn, daß er fingierte, als habe Leſſing die Penſion als Akademiker, mit Verbindlichkeit järlich einmal nach Mannheim zu reiſen, ausgeſchlagen, wärend er doch nur den neuerdings gemachten Antrag, ganz in pfälziſche Dienſte zu treten, ausgeſchlagen hatte. Gleichzeitig war auch die Abſicht Seylern mit den Seinen anzuſtellen wieder aufgegeben worden. Man ließ Leſſing nichts mehr darüber hören. Er begann den entrüſteten Brief an Hompeſch (Leſſings Leben v. K. Leſſing I, 517), darin er alle Beziehungen zu Mannheim abbrach, mit folgenden Worten: «ich darf Ew. Exc. meine Antwort auf Dero letztes vom 7 Apr. nicht länger ſchuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seyleriſche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte». Inzwiſchen hatte auch Seyler von der ſchlimmen Wendung der Sache Kunde erhalten und hielt ein perſönliches Benehmen mit Leſſing vor jedem weiteren Schritt in Mannheim für nötig. So brach er mitten aus der Leipziger Meſſe mit Klinger — wobei ſich der Theaterdichter deutlich als Adlatus des Direktors zu erkennen gibt — nach Wolfenbüttel auf. Dort finden wir Beide (Br. 34) am 15. April; am ſelben Tage ſah der Wildfang der Sturm- und Drangperiode den großen Leſſing. Die Begegnung kann nicht unbefriedigend abgelaufen ſein, da ihn dieſer ſpäter durch Müller grüßen ließ (Maltzahn XII, 583); die Perſönlichkeit des jungen Mannes, der ſich mit warmer Verehrung nahte, wurde one Zweifel erfreulicher als ſein Dichten befunden. Man gewann die niederſchlagende Gewißheit, daß man an Leſſing keine Stütze mehr in Mannheim hatte. Man nam von ihm einen Brief an Müller* mit, durch deſſen Vermittelung der Miniſter Hompeſch nach-

* Den Maler, nicht den Wiener Schauſpieler dieſes Namens, wie Maltzahn

träglich doch wieder um gutes Wetter bei Leſſing gebeten hatte; einen Brief, der jedes Einlenken als unmöglich bezeichnete und nur Seylern aufs wärmſte empfal: «und was ſagen Sie nun vollends dazu, was man mit dem ehrlichen Manne machen will, der Ihnen dies übergiebt? Ich empfehle ihn Ihnen, wenn ein ehrlicher Mann von einem ehrlichen Manne empfohlen zu ſeyn braucht». Man reiſte von Wolfenbüttel unmittelbar nach Mannheim; unterwegs konte Klinger in Göttingen mit dem dahin übergeſiedelten Schleiermacher ein kurzes Wiederſehen feiern.

In Karl Theodors Reſidenz fand man das Spiel verloren und den Platz, den man gehofft hatte einzunehmen, durch die viel geringere Geſellſchaft Marchands, die jezt dort angenommen wurde, warſcheinlich ſchon beſetzt. Müller verſuchte noch einmal Leſſing wenigſtens zu einem Einſchreiten zu Gunſten Seylers zu beſtimmen und fand ihn bereitwillig. Was er am 6. Mai antwortete, bezeichnet die Situation und ſei daher mitgeteilt: «ſehr gern, mein lieber Müller, will ich thun, was Sie verlangen. Ich will an den Churfürſten ſchreiben, und der Churfürſt ſoll wahrlich noch wenig Briefe von der Art erhalten haben. — Aber wird er meinen auch wirklich erhalten? — Da wir eine ſo groſse Kabale wider uns haben: wird man den Brief nicht unterſchlagen? Er iſt ja wohl der Mann nicht, gegen den man ſo etwas nicht wagen dürfte! — Alſo auf freyer Poſt darf ich es doch nicht thun? — Soll ich Ihnen oder Seylern den Brief ſchicken? Doch wenn Seyler ſein Memorial nicht einmal anbringen können, wie will er einen Brief von mir anbringen? Ihnen aber die Uebergebung deſſelben zuzumuthen wäre unfreundſchaftlich. — Folglich ein Wort über dieſe Schwierigkeit, und mein Brief iſt fertig. *In integrum* wird er Seylern freylich nicht reſtituiren, wenn er auch noch ſo gute Wirkung hat. Aber vielleicht hilft er doch eine Schadloshaltung für ihn auspreſſen, welches ihm bei ſothaner Lage der Dinge angenehmer ſeyn muſs, als die völlige Haltung des Contracts».

Man erſieht nicht ob daraufhin der angebotene Brief wirklich geſchrieben worden iſt; es ſcheint kaum. Karl Leſſing, in der

unbegreiflicher Weiſe meint, obgleich Leſſing in dem Briefe vom 6. Mai den Adreſſaten einen gebornen Pfälzer nennt, und Maltzahn in der Anmerkung zu dem vom 15. April angibt, daſs der Schauſpieler Müller zu Aderſtädt im Halberſtädtiſchen geboren war.

Lebensgeschichte seines Bruders, weiß nichts von einem Brief an den Kurfürsten; dagegen citiert er (I, 389 f.) aus einem an Hompesch folgende Stelle: «ich könnte meines Theils mit einem kleinen Desappointement (das ist der gelindeste Name, den ich dem Betragen gegen mich geben kann) schon vorlieb nehmen; aber ich möchte nicht gern auch noch so wenig beygetragen haben, wenn es auch nur durch eine bloße Empfehlung gewesen wäre, daß ehrliche Leute in Verlegenheit gesetzt würden, wovon sich die Großen freylich keinen Begriff machen können». Daß Lessing Seylers Sache so sehr zu der seinen machte, mag diesem immerhin zu gute gekommen sein. In die schon angefürte Antwort auf des Ministers Brief vom 7. April hatte er folgende Drohung einfließen lassen: «auf die erste Sylbe, die sich jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entstellen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publico alles rein heraus». Wenn nun Seyler mit einer Veröffentlichung drohte, one dieselbe von einem ersten Schritte des Gegners abhängig zu machen, so war es unmöglich dieser entgegen zu treten one Lessings Sache mit zu berüren, und dann war dieser zu einer Polemik heraus gefordert, die man Ursache hatte zu den unerwünschtesten Dingen zu rechnen*. Das Ende war, daß Seyler mit einer Entschädigung von 1000 Reichstalern abgefunden und damit jedem öffentlichen Auffehen zuvorgekommen ward.

Die Gesellschaft versammelte sich nun statt in Mannheim in Frankfurt und begann dort am 14. Mai die Reihe von Vorstellungen, über die Wagner seine Briefe geschrieben hat. Die überstandene Krise hatte sie mehrere namhafte Kräfte gekostet, mit welchen der Contract ja hatte gelöst werden müssen, wenn nach Lessings Vorschlag in Mannheim nicht alle solten übernommen werden. Es kam aber hinzu, daß Brandes von dem sächsischen Hof als Director einer

* Ueberdies war Lessing bereits provociert und glühte vor Kampflust, wie aus seinem Briefe an Müller vom 6. Mai hervorgeht: «das Düsseldorfer Blatt habe ich noch nicht gelesen: aber warum legen Sie mir es nicht sogleich bey? Ich bitte Sie recht sehr, schicken Sie mir es ja mit erster Post. — Dahin wollte [illegible]che nur erst gern haben, daß die Herren Pfälzer zuerst gedruckt [illegible] Da er in der Tat nicht auf dem Kampfplatz erschien, könte man [illegible]ß er angeboten habe, auch jezt noch zu schweigen, wenn etwas [illegible]hadloshaltung getan würde.

nun zu gründenden eignen deutſchen Büne gewonnen worden war und für dieſe verſchiedene Glieder des Seyleriſchen Theaters alsbald gewonnen hatte (ſeine Lebensgeſchichte II, 218). So lag dem geteuſchten Seyler auch noch die Sorge ob, ſeine Truppe ſo raſch als möglich zu ergänzen und neu zu befeſtigen. Auf dieſes Geſchäft blickt Klinger im 38. Briefe mit den Worten zurück: «du kanſt leicht denken was ich in den bedrohenden Neuerungen all gelitten habe. Hellmutts haben nun zweyjährigen Contract». Worte, die uns von neuem zeigen wie er die Sorgen und Arbeiten des Prinzipals teilte, und zugleich wie ernſt er es damit nam.

Dem mehrwöchigen erfolgloſen Aufenthalt in Mannheim hatte er immerhin die Kentnis eines neuen Stückes Welt, eines neuen Hofes und einiger ſeinem Streben verwanter Menſchen zu verdanken. Mit ſolchen Trägern des dortigen Anteils an der literariſchen Bewegung wie Heribert von Dalberg und dem Buchhändler Schwan iſt er one Zweifel in Berürung gekommen; auch wol mit Otto von Gemmingen, der einige Jare ſpäter mit ſeinem «deutſchen Hausvater» einen Erfolg auf der Büne davon tragen ſolte, wie Klinger nie einen errang. Allen dieſen Männern ſtand Friedrich Müller nahe, mit dem Klinger nach der Weiſe der Genies ſchnelle Freund- und Bruderſchaft ſchloß. Er war, etwas älter als Gœthe, damals bereits ein Mann von Bedeutung in der Literatur, da er durch ſeine Idyllen einen kräftigen Schritt zur realiſtiſchen Lebenserfaſſung in einer Gattung getan hatte, die bis dahin in abſtracten Sphären und conventionellem Stil verweilte. Er hatte die Künheit ſich neben Gœthen mit einer Dramatiſierung des Doctor Fauſt zu tragen, davon eine Probe unter dem Titel «Situation aus Fauſts Leben» bereits veröffentlicht war; eine Farce «Fauſts Spazierfahrt», die daher ihr Motiv nam und gegen Merck, den Recenſenten der Situation, gerichtet war, hatte er eben jezt vollendet. Er hatte ſich für die theatraliſchen Plane in Mannheim lebhaft intereſſiert und dafür «Gedanken über Errichtung eines deutſchen Nationaltheaters» und «Gedanken über Errichtung und Einrichtung einer Theater-Schule» ausgearbeitet, one Zweifel auch eingereicht. Eine kräftige und reichbegabte, aber ungebildete und im ſinnlichen Trachten befangene Natur; ein Mann des Sturms und Dranges, der ſich mit Klinger in Geſchmack und Richtung für jezt begegnete, aber von

zu weniger Consistenz des Charakters und Tiefe des Gemütes, als daß ein dauerndes Verhältnis sich hätte gestalten können. Müller kam indes im Laufe des Sommers und Herbstes einige Male nach Frankfurt und gab dadurch Gelegenheit zu erneuten persönlichem Verkehre. Einstweilen helfen Klingers Briefe an ihn einigermaßen die großen Zwischenräume ausfüllen, die nun zwischen denen an Schleiermacher entstehn. Denn der briefliche Verkehr mit diesem waren Herzensfreunde litt allgemach unter den unausbleiblichen Wirkungen der Trennung. Wenn man sich auch im Anfang vieles sagt, man kann sich unmöglich alles sagen: so wächst die Summe des nichtgesagten immer mehr an, bis endlich im Vergleich mit dem, worin man sich nicht berürt, der Berürungspuncte so wenig geworden ist, daß das Bedürfnis der Mitteilung nur noch langsam pulsiert. Daß es so gekommen war stellt Klinger im 36. und 45. Briefe ausdrücklich fest; das Wiedersehen in Göttingen war zu kurz und rasch gewesen, um hierin etwas ändern zu können.

Frankfurt war unter den jezigen Umständen gewiß der letzte Ort, wo Klinger zu verweilen gewünscht hätte. Der oft vertrösteten Mutter trat er mit leeren Händen entgegen, und für das übereilte Engagement bei Seyler fehlte nun in ihren Augen alle Entschuldigung. So natürlich auch bei allen dortigen Freunden. Am wenigsten konte er sich mit denen, die noch immer seine Gläubiger waren, des Wiedersehens freuen, und auch mit der alten Gönnerin, Gœthes Mutter, war nach seinem Zerwürfnis mit dem Sone das Wiedersehen peinlich. Um seinen Humor vollends zu verderben fehlte nur noch das leere Haus, vor dem am 2. Juni Sturm und Drang gespielt wurde und das ihm, gewiß gegen seine Erwartung, bewies, wie wenig er noch immer für seine Vaterstadt als Autor existierte.

Den 15. Juni zog die Gesellschaft nach Mainz und im Juli nach Cöln. Dort fürte sich Seyler mit einer Handlung ein, die ebenso sein grossartig generöses Wesen wie seinen Leichtsinn als Geschäftsmann bezeichnet. Die Doblerische Gesellschaft, deren Platz er einzunehmen kam, hatte soeben Bankerott gemacht; Seyler, der selbst die grösten Verlegenheiten erst notdürftig konte überwunden haben, machte gleich bei seinem Eintritte dem verunglückten Collegen Dobler ein Geschenk von 100 Ducaten, erwies

ich woltätig gegen die Glieder der zertrennten Geſellſchaft und zwang ſeinen Feinden Thränen der Dankbarkeit ab» (Theaterjourn. 3, 96). Ob er ſeinem Theaterdichter gleichzeitig etwas von dem ſchuldigen Gehalte zalte, darüber ſchweigt die Geſchichte; viel kann es nach allem was wir ſonſt wiſſen nicht geweſen ſein.

Nach Cöln kamen von Düſſeldorf, wol um die berümte Geſellſchaft ſpielen zu ſehen, Friedrich Heinrich Jacobi und Heinſe (Br. 35). Den erſteren hatte Klinger bereits in Frankfurt im Januar 1775 kennen gelernt; die erneute Berürung fürte jezt, wie man ſchließen muß, zu einer freundlichen Einladung nach Düſſeldorf oder vielmehr auf den nahgelegenen Sommerſitz Pempelford. Hier verlebte der farende Mann ſonnige Tage, ſeinem «zerknirſchten Herzen zu warem Balſam und Forthelf». Er wurde in das harmoniſche, innig befriedigte Daſein eines Kreiſes guter Menſchen in glücklichen Verhältniſſen hereingezogen und durfte ſein inneres und äußeres Elend auf Tage oder Stunden darüber vergeſſen. Welchen Eindruck er in dieſem Kreiſe machte ergibt der Beiname Löwe, den er bekam: der gefangene, gegen ſich ſelbſt wütende Löwe war damit gemeint. Neben Fritz Jacobis eigentlichen Familiengliedern, der geliebten und liebenswerten Hausfrau Betty, den Kindern, den beiden Schweſtern gehörte Georg der Anakreontiker zum Hauſe, der in ſeinem guten Gemüte die Nadelſtiche des leidenden Weibes gewiß nicht nachtrug; und Johanna Fahlmer, die zarte und reine Seele, war von Frankfurt zu Beſuch da. Nach der Art, wie Klinger ihrer gegen Müller gedenkt, hat er ſie hier zuerſt näher erkant, obwol er ſie früher im Goethiſchen Hauſe mag geſehen haben. Fritz, der jüngere Bruder und als Autor erſt von beginnendem Rufe — Allwills Papiere waren bereits erſchienen und Woldemar, unter dem erſten Titel «Liebe und Freundſchaft», wurde eben im Merkur veröffentlicht — muſte nach Tiefe und Kraft der Perſönlichkeit dem Fremdling als das unbeſtreitbare geiſtige Haupt des Kreiſes erſcheinen. Auch das muſte ihn in deſſen Augen erheben, daß bei ihm der Cultus der Muſen und des Gefülslebens, ſo ganz er ſein Element ſchien, doch nicht das Leben ausfüllte, ſondern nur ſoviel davon einnam als dem in anſehnlicher Stellung wirkſamen Geſchäftsmanne übrig blieb. Klinger hat ihm die damals genoſſene Güte nie vergeſſen, ihm lebenslang eine achtungsvolle Freundſchaft bewart und noch

in feinen fpäten philofophifchen Kämpfen als Freund für ihn Partei genommen.

Naturgemäß war es gleichwol, daß er fich für jezt näher an Heinfen anfchloß und von ihm ftärkeren Einfluß aufnam. Wilhelm HEINSE war Wielands Zögling, hatte in feiner Laidion mit Wielandifchem Apparate die Philofophie der Grazien verkündigt, und hatte infofern mit der Schule der Genies und mit Klingers früheftem Streben nichts gemein. Aber er war zugleich ein Zögling der Not; er lebte zur Zeit von der Güte der Jakobis, die ihm in der Form fehr reichlichen Honorars für das, was er in die Iris und den Merkur lieferte, zukam; er war one Ausfichten*, eine fuchende, unfertige Exiftenz, wie Klinger felbft. Er war wie diefer ein begeifterter Jünger Rouffeaus und vermittelte mit der Philofophie der Grazien das Evangelium der Natur. Sein Denken und Trachten gieng über die behagliche finnlich-äfthetifche Geftaltung des privaten Dafeins hinaus: er rüttelte mit ausgedachten Projekten an den Formen des Gemeinfchaftslebens, und ihm gebürt ein Platz unter den Patriarchen des Socialismus. Schon in der Laidion (Cap. 32. Von den Quellen des menfchlichen Elends) war das Thema, das nachmals im Ardinghello ausgefürt wurde, deutlich angefchlagen: die Herftellung eines glücklichen Zuftandes der Menfchheit durch Begründung des States auf Gütergemeinfchaft und freie Liebe. Bei diefen gärenden Ungeheuerlichkeiten in feinem Kopfe war Heinfe perfönlich ein harmlofer Gefelle, deffen «Charakter» auch Jacobi fchätzte, obwol er ihm das «Herz» abfprach und meinte, «feine Seele fei in feinem Blute, fein Feuer bloße Glut der Sinne» (Briefw. zw. Gœthe u. J. S. 42). Klinger, der ihn an phyfifcher und moralifcher Kraft wie an Wuchs überragte, mufte bei ihm durch überlegene geiftige Ausbildung, vor allem aber durch das betroffen werden, was er «feine wirkliche wahre poetifche Phantafie» nennt; womit Angefichts der Düffeldorfer Gemäldefammlung zunächft feine Fähigkeit gemeint fein wird, das Schöne der bildenden Kunft rein und treu in fich aufzunehmen und in glücklichen Worten wieder zu geben. Hierin fülte fich Klinger ja arm, der für das was ihn am tiefften berürte Worte nicht zu finden wufte; in deffen Seele die Bilder der Kunft wie der Natur nur wirbelndes Gefül, aber kein Bild zu erzeugen ver-

* F. Jacobi an Wieland 29. Oct. 77 (Jacobis auserl. Briefw.).

mochten; wärend Heinse unter dem Titel «Ueber einige Gemälde der Düsseldorfer Galerie» im Merkur jene glänzenden Aufsätze veröffentlichte, deren Wert nie veralten wird und die durch klares, festes Erfassen des Nationalen in der Kunst, neben Gœthes Dithyrambus über das Straßburger Münster, eine neue Epoche der Kunstanschauung bezeichnen.

Klinger trug sich jezt mit der Idee eines Werkes nach Art der Göttergespräche Lucians, der einer seiner Lieblinge unter den Alten war; und sein Verkehr mit Heinse trug ohne Zweifel bei, diese Idee zu entwickeln. Er verwart sich gegen denselben (Br. 42) daß das was in seinem Göttersohn dastehe vom Wandel des Genies auf Erden «mit den einst unter uns verabredeten Ideen» keine Aenlichkeit habe, sondern schon im Göttersohn lag, und auf ganz andre Weise: «also kein Eingriff in deine Idee». Zeugnis genug, daß unter den beiderseitigen Ideen Berürung und Verwantschaft muß gewesen sein. Heinse, der zwar damals an seiner Uebersetzung des rasenden Rolands arbeitete, aber, nach Jacobis Mitteilung an Wieland (s. oben), zugleich von ein par Romanen sprach, muß davon auch mit Klinger gesprochen haben. One Zweifel lagen diese Entwürfe bereits in der Richtung des Ardinghello, der ja in seiner eignen Weise vom «Wandel des Genies» auf Erden handelt. Heinses Gedankenwelt stand mindestens seit der Laidion fest; sie bereicherte sich wol, aber sie ward nicht mehr umgebaut.

Die hedonische Philosophie ward von dem entschlossenen Geiste des Jüngers in Consequenzen verfolgt, zu denen sich der Meister Wieland freilich nicht bekennen mochte. Dazu gehörte die Leugnung einer göttlichen Weltregierung; denn wenn der Zweck des Menschendaseins im Vergnügen besteht, so ist es klar, daß diesem Zweck im erfarungsmäßigen Weltlaufe zu vieles entgegenwirkt, als daß man ein planvolles Walten der Gottheit anerkennen könte. «Wahrscheinlich ist es im höchsten Grade, daß das ganze menschliche Geschlecht zugleich glückselig seyn kann; und folglich müßt' es auch gegenwärtig glückselig seyn, wenn eine Fürsehung der Götter dafür wachte: denn ich sehe nicht ein, warum man außerdem eine Fürsehung der Götter glauben sollte? Alle Einwendungen dawider sind, wenn sie die Weisen machen müssen, Sophisteryen, und wenn sie Schwärmer machen, ärgerlicher Unsinn und

[illegible] so läßt sich die ebenso weise als schöne Laidion aus dem Elysium vernehmen (S. 161). Klinger war jezt bereits unter den [illegible], dem manigfachen moralischen Druck und dem innerlich aufreibenden Müßiggange des Jares, das seit seiner Flucht aus Gießen verflossen, einem so leidenschaftlichen Pessimismus verfallen, daß ihm jene epikuraische Vorstellung einer unwirksamen, um die Welt unbekümmerten Gottheit nicht genügte. Wieland hatte in seinen Komischen Erzälungen das Treiben der Götter in niedrig burleskem Sinne behandelt, one eine andre Absicht, als damit die Lachlust und die Sinnlichkeit zu reizen. Klinger gieng in dem VERBANNTEN GÖTTERSOHNE auf diese burleske Manier ein, aber er machte aus seinem Jupiter zugleich einen herzlosen blasierten Weltdespoten, der die elende Wirtschaft auf Erden zu seiner Unterhaltung selbst angestiftet hat. «Treib ich sie nicht wie Wirbelwind wider einander und unter einander! Hab ich ihr Sinn und Herz nicht so geformt, ihren Glauben an mich so gestimmt, und ihnen die fatalen Begriffe vom Schicksal und Verhängnis, die ihre Größe und Stärke zerknicken müssen, ins Herz gelegt? Hab ich sie nicht aus Muthwillen und Spott so kurzsichtig, schwach, lächerlich, dumm, verzerrt, verschoben, verzwittert, halbganz (so wird für «halb, ganz» zu lesen sein) und widersinnig gemacht?» So elend ist ihr Loß, daß sie ihr Geschlecht notwendig würden aussterben lassen, wenn Jupiter ihnen nicht «den verfluchten Streich» gespielt hätte, das Zeugungswerk mit so viel Reiz zu verbinden, daß sie ihm «in dieser Sinnesverwirrung immer neues Spielzeug daherstaten». Und wie ernsthaft das gemeint ist, sieht man, wenn der Verfasser brieflich an Schleiermacher die Worte seines Jupiters in eigner Person wiederholt (Br. 36).

Das Thema des Stückes, das diese Ansicht von Gott und Welt zur Voraussetzung hat, ist «der Wandel des Genies auf Erden». Daß Klinger was hievon gesagt ist auf sich selbst bezieht, erweist derselbe Brief: «Ich leb wie ewig, und jeder von Prometheus wahren Söhnen im innern Krieg der Kräfte und Thätigkeit mit den Grenzen die die Menschen den halb Göttern gelegt haben [illegible] weil sie sonst ewig [illegible] Triebe der Menschen Seele sind zwey: Schaffen und Zerstören [illegible] Befriedigung seines Geists [illegible] Werk.

die an eine Stelle des Stilpo (I, 10) anklingen, wo Pandolfo, ſonſt nicht des Dichters Repräſentant, ſagt: «es iſt eine verfluchte Art von Müßiggang, wenn die beſten Triebe unter einander im Menſchen ſelbſt kämpfen! — — Der Menſch lebt nur in zwey Empfindungen glücklich, er muß ſchaffen oder zerſtöhren». Nimmt man die Auslaſſungen des Briefes und die im Götterſon ſelbſt zuſammen, ſo iſt vielleicht nirgend ſonſt die Selbſtüberhebung des Genietums ſo raſend emporgetrieben worden. Man würde ſie titaniſch nennen, wenn ſie von einem Spieler auf dem Theater der Weltgeſchichte ſtatt von einem unreifen Theaterdichter ausgienge.

Der Urheber des Genies iſt, wie uns Jupiter ſelber ſagt, nicht er, ſondern Prometheus. «Um die verwirrte, verzerrte Creatur zu vollenden, mußte Prometheus den geſtohlenen Strahl der Gottheit einigen in die Seele gieſſen, und dieſe zugleich zu den ſeeligſten und unſeeligſten Geſchöpfen machen, da ſie auf dem Leimenklumpen von den ſchwachen und ſchiefen Geſchöpfen entweder gekreuzigt werden, oder ſich ſelbſt in ihrem Feuer aufbrennen müſſen. Und die, deren Geiſt den Feuerſtrahl ganz auffaßte, und in voller Glut erhalten konnte, ſchleppen, gleich uns, die übrigen nach ſich, und erhalten den vollen Stempel der Gottheit in der Vollendung. Dieſe brauchen keinen Jupiter.» Die Hauptperſon, die das Genie in ſeinem Erdenwandel vertreten ſoll, iſt Dios, aus dem Geſchlechte Inos; mit Ino iſt offenbar Io gemeint, da Dios ſonſt nicht Götterſon wäre. Er hat im Olymp bei den Göttern gelebt, war aber hier dem alten Weltdeſpoten durch ſeine Stärke und ſeine Gewalt über die Weiberherzen ſchrecklich geworden. Er hat Junos Liebe gewonnen. Jupiter hat ihn auf die Erde verbannt, da ſoll er «aufdorren», «der mächtige Götterſinn ſtumpf werden!» «Dann wollen wir ihn wieder herauf nehmen, und der geſchwächte Geiſt ſoll uns zum Geſpötte dienen». Merkur berichtet auch ſchon von ihm: «der Götterſohn fängt an ſich zu zehren, da er jezo weder zu ſchaffen noch zu zernichten Macht hat». «Brav, Schwager!» ſagt Jupiter: «kein Herz hat ſich gefunden, für das er, und das für ihn volles Intereſſe fühlen könnte. Nicht wahr?» In dem zweiten Geſpräche finden wir Dios ſelbſt in einem Hain am Geſtade des ägäiſchen Meers (wo nachmals Ardinghello in Freuden lebte!) die Morgenſonne begrüßend. Er gibt ihr Aufträge an die geliebte Juno und labt ſich mit Worten pro-

metheiſchen Trotzes gegen den Göttervater. Er ſcheint die ihm von dieſem zugedachten Erfarungen doch noch nicht zur Genüge gemacht zu haben, denn er ſpricht noch die flotteſten Vorſätze aus: «ſiehe, was ich vermag! auf der niedrigen Erde will ich dein Reich zerſtören. Die Menſchen, deine Sklaven unterrichten, wer du biſt, was du biſt, und wie du biſt. Will ihren Geiſt von der Kette entfeßlen, die du ihnen angelegt haſt, wie man dem edlen Roß den Zaum anlegt, um es in ſeinen Dienſt zu zwingen. Die Starken und Großen will ich mit meiner Allmacht anzünden, und die Schwachen dahin bringen, daß ſie deine Bildſäulen mit Ruthen peitſchen». Juno erſcheint auf ihrem Pfauenwagen ihn zu beſuchen und wechſelt mit ihm überſchwengliche Liebesworte. Er fühlt ſich in ihrer Umarmung offenbar als den eigentlich berufenen Schöpfer einer Welt wie ſie ſein ſolte: «ich habe noch dieſe Empfindung, wie dort auf dem Olymp, wo Himmel, Erde und alles vor uns ward, in uns ward, durch uns ward, und wir ſchaften aus Nichts, und bereiteten aus Ungeſtalten die herrlichſten Geſtalten, und lockten aus Diſſonanzen die lieblichſten Harmonien, und alles war einfach und groß wie unſre Liebe».

Soweit das Product, das in der anregenden Berürung mit Heinſe Geſtalt gewann. Die Seyler, das königliche Weib, erſcheint in den Briefen an Müller mehrfach unter dem Namen Juno: ſolte gar in dem Götterſon nebenher an ſie eine Huldigung beabſichtigt ſein?

Das Seyleriſche Ehepar nam übrigens in einzeln Beſuchen ſeinen Teil an dem angenehmen Verkehr in Düſſeldorf. Es hatte noch mehr davon: der allezeit geldbedürftige Theaterdirector bekam «durch die lieben Jacobis viel Zuwachs zu ſeiner Exiſtenz» (Br. 35), d. h. doch wol ein Darlehen; die großartige Weiſe, mit der Fritz Jacobi ſeine Glücksgüter zum Beſten anderer gebrauchte, iſt ja bekant. Obgleich Seylers Abſicht, auf die Meſſe wieder in Frankfurt zu ſein, von vorn herein feſt ſtand, nam ſich Klinger vor, falls Müller ſeinen Plan einer Reiſe nach Düſſeldorf zeitig genug ausfürte, bei ihm bis zum November dort zu bleiben; man ſieht, daß Seyler ihn nicht ſo notwendig brauchte um ihm einen Urlaub zu verweigern, und zugleich, wie gern er den Düſſeldorfer Freunden noch länger nahe geblieben wäre. Die Meinung war wol, daß er [illegible]en Gaſtfreundſchaft nicht ferner in Anſpruch nehmen, ſondern

mit Müller zuſammen logieren wolte. Daraus ward indes nichts, weil Müller nicht kam, und Klinger zog mit der Geſellſchaft gegen Ende Auguſt wieder nach Frankfurt, wo ſie am 26. eine neue Reihe Vorſtellungen eröffnete.

Von hier wurden am 5. September die erſten zwei Scenen oder Geſpräche des Verbannten Götterſohns dem befreundeten Gotter nach Gotha geſchickt, damit er ſie, one Namen und Druckort, zum Druck beförderte. «Die Suite davon iſt bereits auch fertig, ich will aber erſt die Geſichter hierüber ſehen» (Br. 37). «Den erſten Wiſch vom Götterſohn», ſchreibt er im December an Heinſe (Br. 42), «hab ich drukken laſſen um zu probiren wie mans verdaut.» Es war die gleiche Ungeduld, die ihn auch die Scenen des Pyrrhus einzeln ans Licht fördern ließ. Unter der Ueberſchrift «Idee» war dieſem Drucke folgender Wink zum Verſtändnis für das Publicum vorausgeſchickt: «Die Hauptidee iſt: der Triumph der Offenbarung über das blinde Heidenthum, *vid.* letzte Unterhaltungen. Die Nebenidee ſtellt vor: den Wandel des Genies auf Erden; oder Contrebande des Großen und Erhabenen. *vid.* die Folge». Die irrefürende «Hauptidee» ſolte offenbar dem Werke den Weg banen, indem ſie den Widerſpruch vorläufig entwaffnete. Als Perſonen waren außer den in den beiden «erſten Unterhaltungen» wirklich auftretenden angegeben: Dio — wol eine Schweſter des Dios? — und «die Weißagung Prometheus in dem Trauerſpiel dieſes Namens von Aeſchilus». Das Geheimnis des äſchyleiſchen Prometheus, der Liebesbund, deſſen Sprößling den Zeus einſt ſtürzen wird, ſolte alſo zum Schluſſe des Ganzen eine Rolle ſpielen.

Die zwölf Seiten, die von dieſem Werke gedruckt wurden, ſind mit wirklicher Kraft geſchrieben, und es trug unſtreitig eine bedeutende Anlage in ſich; aber es war kein Wunder, daß der anonyme «Wiſch» one Wirkung verflog. Der buchhändleriſche Erfolg war one Zweifel nicht dazu angetan, daß mehr auf dieſe Weiſe veröffentlicht werden konte; der Autor verlor die Luſt an ſeiner Conception, und die ſchon geſchriebene Fortſetzung wird zu den Manuſcripten gehört haben, die er nachmals verbrannte, als er das erſehnte Ziel der Anſtellung im Kriegsdienſt erreicht hatte.

Eine vorübergehende Erſcheinung in Klingers Lebensgeſchichte

ist um diese Zeit der Schauspieler und nachmalige Bünenschriftsteller Johann David Beil, von dem die Briefe an Müller handeln. Er war später in Mannheim und spielte am 13. Januar 1782 den Schweizer in den Räubern; schrieb «die Spieler» und war ein Spieler; übrigens eine glücklich ausgestattete Natur, damals drei und zwanzig Jare alt und, wie man aus seinem Briefe (zu Br. 40) sieht, ganz auf den Genieton eingeschossen. Er hatte wie es scheint in Mainz Klingers Bekantschaft gesucht, um durch ihn bei Seyler anzukommen, aber es war, gegen Klingers Wunsch, nichts daraus geworden. Er war dann, one Zweifel von Klinger an Müller empfolen, nach Mannheim gegangen um an der dortigen Büne sein Glück zu versuchen. Da sich auch das nicht machte, ließ er sich von Müller, mit dem er rasche Freundschaft geschlossen, dem großen Doctor Bahrdt zuweisen, dessen Weizen damals in Mannheims Nähe zu blühen versprach. Dieser seine Zeitgenossen viel beschäftigende Aufklärungsprophet war von Marschlins und dem dortigen Philanthropin des Freiherrn von Salis hinweg einem Rufe des Grafen von Leiningen-Dachsburg nach Dürkheim an der Hard gefolgt und dort zur Abwechselung Superintendent geworden. Da dieser Beruf seinen Geist nicht ausfüllte, hatte er seit 1777, unter großem Vorschub von Seiten des Landesherren, auf einem leerstehenden gräflichen Schlosse Heidesheim unweit Worms ein eignes Philanthropin eröffnet. Hier solte der vacierende Schauspieler Beil in die Zal der Lehrer eintreten, warscheinlich mit so viel und so wenig Beruf wie die anderen, deren Persönlichkeiten Bahrdt in seiner Autobiographie in grellster Beleuchtung schildert. Das Ding stand ihm aber nicht an; er konte, was seinem Verstand zur Ehre gereicht, zu Bahrdt kein Vertrauen fassen, und trennte sich bereits nach acht Tagen von ihm. Er reiste, one sich nochmals in Mannheim zu zeigen, den nächsten Weg nach Frankfurt; Bahrdt aber rächte sich durch einen ihn bloß stellenden Artikel entweder in dem pädagogischen Wochenblatte oder in dem Litterarischen Correspondenzblatte, die er beide in Verbindung mit dem Philanthropin gegründet hatte. Jezt lag Beil in Frankfurt krank, und wärend sich dort Klinger seiner annam, verhandelte Müller mit Bahrdt wegen einer öffentlichen Genugtuung für ihn. Der Doctor unternam in diesem Herbste eine Reise nach Holland und England, um dort reiche Zöglinge anzuwerben, die seiner Anstalt besser auf die Beine

hülfen. Er war fort, ehe Müller etwas bestimmtes erreicht hatte; aber er kam durch Frankfurt. Er erzält aus seinem dortigen Aufenthalte nur eine romanhafte Geschichte, wie ihm, der mit zwei Gulden und fünfzig Kreuzern von Mannheim will ausgezogen sein, ein Jude, den er von früher her kante, zufällig begegnete und die Mittel zur Reise ungebeten darreichte. Er gedenkt überhaupt Beils mit keinem Worte. Aber wärend seines Aufenthaltes in Frankfurt ist ihm Klinger auf die Stube gerückt, um Beils Sache da aufzunehmen, wo Müller sie hatte aufgeben müssen. Bahrdt verpflichtete sich wenigstens zu einem Besuche bei dem ans Zimmer gefesselten Beil, damit in Klingers Gegenwart eine Verständigung angestrebt würde; aber er blieb zweimal aus, und dann war er abgereist. Klinger berichtete den Hergang an Müller um ihm begreiflich zu machen, daß man nun one weitere Rücksicht auf Bahrdts Interesse Beil selbst vor der Oeffentlichkeit seine Sache müste ausfechten lassen. Müller war offenbar ein Verehrer des Doctors geworden und wolte ihn möglichst geschont haben; aber Klinger «kante den Kerl», natürlich von Gießen her, wo er bis 1775 Professor gewesen war.

Beil scheint nach seiner ersten Berürung mit Klinger nicht one Verdruß von ihm geschieden zu sein und auch Müllern gegen ihn eingenommen zu haben. Es ist menschlich, einem Unrecht zu tun, von dem man etwas vergeblich erwartet hat. Zu Klinger drang von diesen Misstimmungen etwas durch und er trat ihnen mit einigen Worten an Müller entgegen (Br. 38). Nachdem aber Beil von Heidesheim nach Frankfurt gekommen, war sofort alles zwischen ihm und Klinger aufgeklärt, und er legte davon gegen Müller redlich Zeugnis ab.

Klingers Gemütszustand, der auch in äußerlich beglückten Tagen die Düsseldorfer an einen gegen sich selbst wütenden Löwen erinnert hatte, wurde durch den abermaligen Aufenthalt in Frankfurt schwer gedrückt. Er lebt «einsam und meistens in fatalem Humor». Er sehnt sich an Müllers Brust «ausweinen zu können». Er spricht die traurigen Worte aus: «meine Lage ist hier von Seiten meiner Mutter erschrecklich». Die Lage der Mutter und der Schwestern war für ihn, der mit Seylers auf einem nobeln Fuß im Schwanen logierte (Br. 36), ein stiller Vorwurf; und auch an lauten Vorwürfen kann es von dieser Seite nicht gefehlt haben.

Die Mutter war keine enge oder mürrifche Natur; die wenigen Briefe, die mir von ihr vorliegen, zeugen von guter Laune, und dem genialifchen Verkehr des Sones hatte fie ihre ärmliche Wonung gerne geöffnet. Aber daß diefer nun mit allen feinen Fähigkeiten, ftatt im hoffnungsreichen Anfang irgend einer ehr- und arbeitfamen Laufban zu ftehn, als Genoffe eines mit dem Bankerott ringenden Schaufpieldirectors herumlungerte, one ihr und feinen Schweftern die Laft des Lebens irgend erleichtern zu können, das war für fie warlich mehr als man ihr hätte zumuten dürfen zu verhalten. Und wenn fie gar von dem Verhältnis zu Pfyche etwas gewar wurde, fo verftand fie in diefem Puncte als eine Bürgersfrau von altem Schrot und Korn nicht den geringften Spaß. Von Haus aus ein guter Son und zärtlicher Bruder knirfchte denn Klinger jezt, als wären es unwürdige Ketten, fogar in die heiligften Familienbande. So muß man ja offenbar die Worte an Müller verftehn «ich wollte daß mich nichts an die Erde feffelte, und auf die Erde geworfen wäre vom Mond herab». Mögen gemeine Sterbliche Mütter und Schweftern haben, was follen fie dem echten Prometheusfone, dem ringenden Halbgotte?

Solte er um ihretwillen gar die ruffifche Hofmeifterftelle annehmen, mit der ihn Kaufmann von neuem verfucht hatte? Da wäre ja wol Hoffnung gewefen, bares Geld zum Heimfenden erübrigen zu können. Es war ihm «ein fchrecklicher Gedanke». Seit Lenzens Schaufpiel galt diefer Beruf für die fchlimmfte Art von Sklaverei und tieffte Demütigung, der ein Genie verfallen konte. Er verftand fich noch eher zu einem andern fauern Schritte. Die mir zugekommene Ueberlieferung fagt mit großer Beftimmtheit, daß er fich einmal auf Wunfch und dringendes Zureden feiner Mutter um eine ftädtifche Anftellung in Frankfurt beworben, aber, one einflußreiche Verbindungen wie er war, eine verletzend froftige Aufname bei den Hochmögenden gefunden habe. Man glaubte fogar eine verfteckte Rache dafür in den Streichen zu finden, die fein Fauft den Autoritäten einer gewiffen Reichsftadt fpielt. Meine Mutter verlegte diefe Bewerbung vor feine Reife nach Weimar, wo fie fich, bei den Hoffnungen, die ihn damals erfüllten, und nach plötzlich abgebrochenem Univerfitätsftudium, kaum denken läßt; aber fie paßt in die gedrückten Umftände der Zeit, von der wir jezt handeln.

Sehr ernftlich war fie wol nicht gemeint. Noch mufte man

ja, auch one dieſes äußerſte, Hilfsmittel im eignen Geiſte haben, um auf dem literariſchen Markte zur Erfüllung von Pflichten, die das Gewiſſen einmal nicht erließ, Geld zu verdienen.

Kaum war in dem Verbannten Götterſohn der peſſimiſtiſche Unmut erleichtert, ſo ſehen wir Klingern wirklich an eine neue, gewinnverheißende Art der Schriftſtellerei Hand anlegen. Er fragt Müllern (Br. 38), ob dieſer ihm nicht von Schwan Vorſchuß auf einen Roman verſchaffen könne, «und wärens nur 6 Carolin für meine Mutter». Den Winter durch will er ihn ſchreiben; über den Anfang kann Beil bereits Auskunft geben. Müller verlangte begreiflicher Weiſe erſt eine Probe um ſie dem Buchhändler vorzulegen; dieſe verſpricht Klinger im folgenden Briefe zu ſchicken ſobald er in Mainz ſei, und fügt noch das Anerbieten hinzu, auch ſeinen Stilpo nach Neujar, wo vermutlich Seylers ausſchließlicher Anſpruch an das Stück zu Ende gieng, an Schwan zu verkaufen.

Dieſe Briefe müſſen aus dem October ſtammen, bis zum November wolte man ja in Frankfurt bleiben. Eh er ſie ſchrieb hatte Klinger bereits einen andern Verſuch gemacht den Roman anzubringen; einen Verſuch, der ihn Ueberwindung muß gekoſtet haben. Er hatte ſich an Wieland gewant, ungeachtet der enttеuſchenden Erfarung, die er an deſſen Charakter in Weimar, wie wir oben ſahen, gemacht hatte. Am 30. September ſchrieb dieſer an Gœthes Mutter: «liebe Mutter Aja — dieſen Augenblick bekomm ich einen Brief von Klinger, der mich in einige Verlegenheit ſezt. Er bietet mir ein Werklein an, Apologie der Damen oder Der Neue Orpheus, eine tragiſche Geſchichte — er hab's zum Behuf ſeiner Mutter geſchrieben, ſagt er, und es ſtehe dem Merkur nach und nach zu Dienſte, vorausgeſetzt, daß ich ihm, zum Profit ſeiner Mutter, ſoviel dafür gebe als ich jedem andern honnetten Kerl bezahlen würde. Nun iſt mir Klinger als ein honnetter gutherziger Kerl lieb, und ſeiner armen Mutter möcht' ichs auch wohl gönnen, wenn der Neue Orpheus ihres Sohns etwas dazu beytrüge, daß ſie deſto beſſer durch den bevorſtehenden Winter käme. Allein — Sie ſehen ſelbſt, liebſte Frau Aja, daß es damit allein noch nicht ausgerichtet iſt. Wenn dies neue Werklein von dem Schlage der bisherigen tragiſchen Explo-

ſionen unſers Freunds Klinger ſeyn ſollte, ſo kann ichs für den Merkur nicht brauchen. Ich ſollte alſo, um keine Katze im Sack zu kaufen, vorher wiſſen was es iſt. Sie haben ſich ſonſt des guten Klingers angenommen, liebe Mutter. Ich weiß nicht wie es izt ſteht, und ob er indeſſen nichts gethan hat, das ihm Schaden bey Ihnen gethan hat. Hat er aber, wie ich vermuthe, noch Zutritt bey Ihnen, ſo möcht' ich Sie wohl bitten, daß Sie Sich das beſagte Mſcpt. von ihm geben ließen, und mir dann unverhohlen Ihre Meynung davon ſagten. Iſt Ihnen aber dieſe Commiſſion nur im mindeſten unangenehm und läſtig, ſo nehmen Sie, ich habe Nichts geſagt. Klinger mag mir dann ſein Mſcpt. ſelbſt ſchicken, und es darauf ankommen laſſen, ob ichs brauchen kann oder nicht» (Keil, Frau Rath S. 82 f.). Obgleich Wieland hier die Anfrage von Klinger «dieſen Augenblick» bekommen haben will, hatte er doch ſchon den Tag vorher auch an Merck davon geſchrieben: «haben Sie Klingern lang nicht geſehen? Beſſert ſichs mit dem jungen Mann, — oder ſäuft er noch Löwenblut? Ich hab' eine Urſache nach ihm zu fragen; denn er hat mir (um die Gebühr) ein Manuſcript, Der neue Orpheus oder Apologie der Frauen, eine tragiſche Geſchichte genannt, für den Merkur angeboten. Ich habe aber eine ſtarke Ahnung, daß ich's nicht werde brauchen können» (Wagner, Br. an u. von M. S. 106).

Ob nun Wielands Entſchluß durch einen Bericht der Frau Aja oder durch eigne Einſicht des Manuſcriptes beſtimmt worden iſt, es wurde nicht angenommen, und der Verdruß darüber iſt wol nicht one Einwirkung auf den bittern Spott geblieben, womit der Verfaſſer ſich wenige Monate ſpäter (Br. 43) gegen Heinſe über Wielands verunglückte *tour de vanitat* ausließ: die Reiſe nach Mannheim zur Aufführung ſeiner von Schweizer componierten Oper Roſamunde, die durch die Hoftrauer um den Kurfürſten von Baiern und Karl Theodors raſche Abreiſe nach München vereitelt wurde. Aber Klinger hätte ſich das Schickſal ſeines Antrages leicht voraus ſagen können. Der Merkur war eine ehrbare Zeitſchrift, die ſich gröberer Anſtößigkeiten grundſätzlich enthielt; Wieland ſelbſt war vorſichtig geworden und von der fauniſchen Tonart, darin er ſich früher gefallen hatte, abgekommen; und der Orpheus war ein Feenmärchen in der Manier des jüngeren Crebillon.

In die franzöſiſche Dichtung unter Ludwig XIV. war einſt ein

friſcher Hauch gekommen, als Perrault die Fundgrube des Volksmärchens eröffnete und daraus ſeine *Contes de ma mère l'Oye* ſchöpfte; aber in der neuen Literaturgattung, die damit begründet war und raſch in die Mode kam, konte ſich der reine Geiſt ihres Urſprunges unmöglich behaupten. Schon die Gräfin d'Aulnoy bot in ihrer Sammlung von Feenmärchen erfundenes neben dem gefundenen, und die Erfindung wucherte dann aufs üppigſte weiter. Der Apparat, damit ſie arbeitete, wurde bereichert als man 1704 durch Gallands Ueberſetzung die Märchen der tauſend und einen Nacht kennen lernte; zu den einheimiſchen Rieſen, Zwergen und Feen bekam man nun noch perſiſche Dſchinnen oder Genien nebſt Sultanen, Favoritinnen, Weſſiren und Bonzen mit fremdklingenden Namen. Fügte man dazu noch Ritter und Zauberer aus der Welt Arioſts, Salamander, Undinen, Sylphen und Gnomen aus dem Syſteme des Paracelſus, wie es im *Conte de Gabalis* des Abbe von Villars ironiſch ausgebildet war, endlich Nymphen und Faune aus der claſſiſchen Sagenwelt, ſo hatte man ſo verſchiedenartige, von Haus aus einander weltfremde Elemente vereinigt, daß bei deren Verwendung notwendig alle nationale und poetiſche Eigentümlichkeit, jedes Gepräge des überlieferten abgeſtreift wurde und eine fantaſtiſch willkürliche Vorſtellungswelt entſtand, in die nur dadurch Einheit kam, daß ſie im Sinne des Rococo ſtiliſiert wurde. So hatte die Aufname des Volksmärchens in die Literatur zu deſſen äußerſtem Gegenſatze gefürt, zu einer prickelnden Unterhaltungslectüre für die excluſiven Kreiſe. Dieſe Lectüre muſte, um ihren Zweck zu erfüllen, dem Geiſte des Zeitalters gemäß deſſen Sittenverderbnis einerſeits in vollem Maße in ſich aufnehmen, andrerſeits ſie ſatiriſch beleuchten. Die ſchikſalwebende weiſe Frau des alten Volksglaubens, die Verwante der nordiſchen Norne, der die romaniſche Zunge aus dem unperſönlichen Fatum den Namen *Fata* oder *Fée* geprägt hatte, nam nun die Züge einer gealterten, darum nicht weniger lüſternen, aber deſto boshafteren Coquette vom Hofe Philipps von Orleans oder Ludwigs des XV. an, und das ganze Gewirre der Abenteuer und Zaubereien, die man zu erfinden hatte, drehte ſich nur um den einen Punct des zuchtloſen Geſchlechtsgenuſſes. Der Koryphäe dieſes Literaturzweiges war Crebillon, der Son jenes Tragikers, den Frankreich durch den Beinamen des Schrecklichen auszeichnet. Er hatte ſeine Laufban in eben dem

Jare, darin wir mit unserer Lebensgeschichte stehn, siebenzigjärig beschlossen.

Keine literarische Speculation kann bei dem großen Haufen aller Völker ihres Erfolges sichrer sein als die, welche sich auf die geschlechtliche Lüsternheit gründet; und war eine solche Schriftstellerei einmal in Frankreich guter Ton geworden, so konte es ja nicht ausbleiben, daß sie es auch in Deutschland ward. Wieland war es, der sich das Verdienst erwarb, sie mit dem Nachdruck eines fruchtbaren und glänzenden Talentes unserer Literatur einzuimpfen. Unter den manigfaltigen ausländischen Elementen, die er in seinen Schöpfungen verarbeitete, nam Crebillon gleich von vorn herein eine hervorragende Stelle ein. Zwar gab sich Wieland in seinem Don Silvio de Rosalva die Mine, diesen Autor oder dessen Gattung zum Gegenstand der Satire zu machen, indem er einen Helden vorfürte, der die Feenmärchen, wie Don Quixote die Ritterromane, für Ernst nimmt; aber das eingeflochtene Märchen vom Prinzen Biribinker, das angeblich den Crebillon ironisch überbieten soll, wirkt eben doch aufs stärkste mit dessen Mitteln, und darauf kam es dem Dichter eigentlich an. Wenn Wieland nachmals im Idris und neuen Amadis vom Roman zum romantischen Epos des Ariost übergieng, so nam er doch auch hiezu das Colorit wesentlich von Crebillon, sowie er im Goldnen Spiegel umgekehrt den Ramen von ihm entnam. Es versteht sich daß er ihm selbst, indem er in seiner Manier arbeitete, in Deutschland nur um so mehr die Wege bante; und er lehrte auch, als Popularphilosoph, den heuchlerischen Vorwand, darunter man sich dieser Lectüre mit scheinbar gutem Gewissen hingeben konte, nämlich daß man auch aus ihr Weisheit lernen könne. Unter diesem Vorwande hebt Heinse in der apologetischen Vorrede seines Enkolps (1773. S. 22) den pikanten Franzosen, nach andern Schriftstellern verwanten Geistes, wie seinen eigentlichen Liebling hervor: «wie viel gute Lehren kann man aus den Erzählungen des Boccaz und der Margarethe von Navarra und des Hanns la Fontaine und Rosts und Wielands lernen? Wie sehr kann man sich auch darüber erbauen und sich freuen? Welch eine seelige Wonne kann man bey dem Sopha des Crebillon und seinem beliebten Schaumlöffel empfinden? Wenige unter uns Weibeskindern verstehen freylich die Kunst, wie die Bienen, das Honig zu suchen!» Das merkwürdigste bleibt für

uns immer — da heutzutage die Corruptionsliteratur, wenigſtens die unverhüllte, im ganzen «nur für Herren» da iſt — daß damals auch die Frauen unſres Volkes ungeſcheut daran zur Weide giengen; ein Umſtand, one den die ganze Manier eben niemals hätte guter Ton werden und eine Bedeutung in der Tagesliteratur gewinnen können. Im März 1782 ſchrieb Fräulein von Göchhauſen, die bekante Thusnelda des weimariſchen Kreiſes, an Knebel: «vor einiger Zeit las ich *Ah quel conte* von *Crébillon*. Ich war davon ſo eingenommen, daß ich viel davon ſchwatzte; der Herzog, die Stein und andere laſens auf meine Recommandation; Wieland erzählte die Geſchichte den Weib- und Mägdlein»*.

Heinſe fürte, wie man aus Fritz Jacobis, Gœthes und Klingers Briefen ſieht, in dem Düſſeldorfer Kreiſe den Spitznamen «Roſt». Er war einem ältern Verfaſſer von «Schäfererzählungen» entlehnt, der durch Frechheit alles dagewefene überboten und in deſſen Manier ſich Heinſe zuerſt in die Literatur eingefürt hatte. Er hatte daneben den klaſſiſchen Schmutz Petrons unter dem Titel «Begebenheiten des Enkolp» behaglich vor dem Publikum ausgebreitet, worauf die idealiſierte Hetärenmoral ſeiner Laidion immerhin von einer Veredelung des Sinnes oder doch des Geſchmackes Zeugnis gab. Der Aufenthalt in Düſſeldorf konte nicht anders als günſtig auf ihn wirken, und was er dort ſchrieb war ja aller Ehren wert. Aber ſeines alten Geſchmackes an Crebillon und deſſen Manier hatte er ſich darum noch nicht entäußert, und es liegt ſehr nahe zu vermuten, daß er damit auf Klingern und deſſen empfängliche, jetzt ſinnlich erregte Natur wärend des Verkehrs in Düſſeldorf einwirkte. Von einem Roman in Crebillons Manier konte man ſich wol am erſten den namhaften klingenden Verdienſt verſprechen, danach man aus guten Gründen ungeduldig verlangte; nur hätte man ſich natürlich auf jene Manier niemals eingelaſſen one einen Reiz daran zu finden.

Crebillon hatte in ſeinem vielgeleſenen *Ecumoire* das von einer boshaften Fee verhängte geſchlechtliche Unvermögen des Helden zum Motiv der Handlung gemacht. Der ſchöne Prinz und Gemal der ſchönſten Prinzeſſin, den dieſes Misgeſchick betrifft, wird nur dadurch entzaubert, daß er in eine geſchlechtliche Un-

* Diezmann, Gœthe u. d. luſtige Zeit in Weimar S. 115.

treue an ſeiner Gemalin zu Gunſten der geilen alten Concombre, der Urheberin ſeines Schadens, willigt. Eben jenes Motiv griff Klinger für ſeinen Roman auf, indem er ihm eine pikantere Wendung im Sinne der Satire gab. Bambino, der ſchönſte und liebenswürdigſte Jüngling der Welt, entbehrt durch den Zorn der Fee Brillante, deren Gunſt von ſeinem ebenſo ſchönen Vater verſchmäht worden war, den Hauptgegenſtand der männlichen Geſchlechtsausſtattung. Die Bedingung aber, an welche die Fee die Heilung des Schadens geknüpft hat, beſteht darin, daß ein Weib dem Unglücklichen ſeine Liebe ſchenke, one das ihm verſagte zu vermiſſen. Bambino, ganz gemacht um ſinnliche Liebe zu entfachen, iſt alſo dazu verurteilt, die Welt nach einer rein geiſtigen Liebe zu durchſuchen, und die Entteuſchungen, die er hiebei nicht nur erfärt, ſondern verſchuldet, weil er ſeines Zuſtandes vergeſſend ſich nicht enthalten kann, die Sinnlichkeit der Frauen überall auf Proben zu ſtellen, bilden das Salz des Romans. Die noch kränkenderen Entteuſchungen, die er den bis auf einen gewiſſen Punct getriebenen Frauen durch ſeine plötzlichen Rückzüge bereitet, ſolten nach dem urſprünglichen Plane, wie der Verfaſſer ſich über dieſen gegen Heinſe (Br. 42) äußert, zu dem Ausgange füren, daß Bambino, wie der Gemal der Eurydice, von den entteuſchten zerriſſen würde, und das ſolte offenbar ein gerechtes Gericht über eine der Natur zuwider laufende Zumutung an die weiblichen Gefüle darſtellen, womit denn das Werk ſich Wielands ſo dankbarem Kampfe gegen den Platonismus in der Liebe angeſchloſſen hätte. Nach dem December 1877 jedoch, wo Klinger jene Mitteilung an Heinſe machte, fand er ſich zu einer Umbildung dieſes Ausganges bewogen, die ihm ermöglichte den Faden noch weiter zu ſpinnen. Wärend die Schönen des letzten Schauplatzes von Bambinos unvorſichtigen Eroberungen, unter dem man ſich offenbar Paris denken ſoll, zur Ausfürung ihrer Rache über ihn herfallen, eilt die jungfräuliche Canzane in ſeine Arme, um aus Liebe mit ihm zu ſterben. Sie war ihm längſt vorher begegnet und er hatte gehofft in ihr die Erlöſerin gefunden zu haben: aber auch in ihr hatte er ein ſinnliches Feuer entzündet, das ſie bewog, ſich ihm raſch zu entziehen. Doch hatte die Liebe zu dem ſchönen Unbekanten in ihr gehaftet, und als ſie ihn wieder fand, hatte ſie ihn geliebt, obgleich er zwiſchen anderen hin und herflatterte. Nun beſtand

ihre Liebe im Angesichte des Todes die Probe, die sie im Leben nicht bestanden haben würde: sie gab sie zweifellos kund unter völligem Ausschluß irdischer Wünsche. Die Fee muß Wort halten, indem sie zugleich durch ihr Dazwischentreten Bambinos Leben rettet; aber bei der Lösung des Zaubers ist noch immer eine Bedingung: «so lang du ihrer Liebe würdig bleibst, sollst du haben was du nicht hast». Mit dieser Wendung schloß nun nicht der Roman, sondern sein zweiter Teil, der mit dem ersten zusammen in der 78er Herbstmesse wirklich erschien, nicht unter dem ursprünglich beabsichtigten Titel «der neue Orpheus», sondern als «Orpheus» kurzweg, weil jezt eine minder bestimmte Anspielung erforderlich war.

Die angegebene Fabel mit dem was notwendig und unmittelbar zu ihr gehörte reichte natürlich nicht hin, um des Verfassers Interesse an dem Buche zwei Teile hindurch auszufüllen. Er gab daher dem sinnlich übersinnlichen Freier Bambino einen Mephistophelesartigen Gesellen zu, dessen Kunst und Zweck es ist, aus der Torheit der Welt durch eine kluge, von sittlichen Erwägungen nicht beengte Behandlung der Menschen und Dinge äußere Glücksgüter für sich herauszuschlagen. Ali ist so arm und häßlich, wie Bambino reich und schön, so roh von Herzen, wie jener gefülvoll und verfeinert; aber er steht in drückender Ueberlegenheit neben ihm, weil er das was er ist ganz ist. Von Bambinos Verwünschung und seinem dadurch bedingten Zustande hat er keine Kunde; er hat ihn bestimmt, die Heimat Ormus zu verlassen um einen größeren Schauplatz für seine Gaben und Triumphe aufzusuchen, wärend Bambino darauf eingieng, um sich den gefärlichen Annäherungen der Damen von Ormus zu entziehen und in der Ferne vielleicht zu finden was ihn erlösen könte. Das Ziel der gemeinsamen Reise ist der Hof des «großen Königs», in dessen Schilderung des Verfassers satirische Laune sich nun behaglich ergeht.

Nachdem das 17. Jarhundert die Kritik gegen das despotische Königtum herausgefordert hatte, war es im achzehnten zum Gegenstande des Spottes geworden. Crebillon hatte jenen Typus des abgeschmackten, selbstgefälligen, in Weichlichkeit verkommenen Sultans in die Mode gebracht, den Wieland im Goldenen Spiegel und in Stücken wie der Schah Lolo weiter ausbildete und variierte.

Man brauchte nicht die Königs-Throne Europas zu mustern um zu diesen Gestalten Modelle zu finden; man fand auf Deutschlands Fürstenstülen, neben so mancher kräftigen und würdigen Gestalt, Nachamer der französischen Ludwige bis in die kleinste Dimension; und die Nachamung des fünfzehnten gelang um so besser, je leichter sie war. Vor kurzem erst hatte Klinger den Hof von Mannheim kennen gelernt; er hatte gesehen und sich schildern lassen, wie ein von der Natur gesegnetes Land und ein begabtes, aber geknechtetes und knechtisch gesinntes Volk darnieder lag unter einem schwachen, eiteln und sinnlichen Fürsten, dessen Anläufe zum Guten wenig Wirkung hatten, weil sie nur aus Liebe zum Rum hervorgiengen, indes das Böse durch seine Nachgiebigkeit gedich, weil seine Neigungen sich dabei wol befanden. Gewiß waren diese Eindrücke nicht unbeteiligt bei der tollen Caricatur, die er von dem großen König und dessen Treiben entwarf; aber er nam die Züge zu seinem Gemälde wo er sie fand, und Kenner wären vielleicht im Stande manchen heimzuweisen. Offenbar ist daß er, mit unsagbarem Hone, das berümte Versönungsmanifest des Herzogs Karl von Würtemberg zu seinem fünfzigsten Geburtstage — dem 15. Februar 1778 — zu verwerten sich beeilte (1, 194). Die gröste Angelegenheit des Hofes und ganzen Volkes ist des großen Königs tägliche Verdauung, zu deren Behuf er in feierlichem Zuge ausgetragen wird; er selbst ist groß in kindischen Anschlägen und in der Meinung von sich selbst; seine stärkste Leidenschaft ist die Neugierde, seine gröste Tugend der Mangel an Eifersucht; seine Gesellschaft besteht aus einem Bonzen, einem Poeten und einem Projectenmacher; die Stelle einer schönen und klugen Gemalin, die er nicht leiden kann, hat eine geschminkte Mätresse eingenommen; und die Königin trägt mit einem tüchtigen Kanzler die Sorgen der Regierung, von denen ihr Gemal so wenig wie möglich erfärt und erfaren will. Ali fürt sich an diesem Hofe mit einem modisch stilisierten *Eloge du Roi* ein und macht solches Glück, daß er alsbald zum Sprecher und Geschichtschreiber des Königs ernant wird. Er verdunkelt die alten Günstlinge indem er den König aufs beste unterhält, der nicht merkt, wie er ihn mit jedem Worte zum besten hat. Die Mätresse hat natürlich, wie alle Damen, ein Auge auf Bambino geworfen; da sie von ihm nicht befriedigt werden kann, nimmt sie, einmal erhitzt, diesen Dienst von dem

häßlichen Ali an und wird damit dessen Verbündete. Es fehlt nur daß sein Freund als Liebhaber eine feste Herschaft über die Königin gewinnt, um Alis Stellung auch von dieser Seite völlig zu decken. Bambinos Unwiderstehlichkeit hat sich allerdings bei der von der Liebe noch nie berürten Frau bewärt; sie irrt mit ihm in den Gärten und Hainen ihres Lustschlosses umher, lauscht seinem Gesange, gestattet seine Zärtlichkeiten, schwelgt mit ihm in Gefülen, die der ärmste für platonisch nimmt. Aber zu seinem Schrecken wird er plötzlich entteuscht und muß aus der Nähe der angebeteten fliehen, die den ihm vergebens angebotenen Schatz demnächst einem unschönen und blöden, aber heldenhaften Prinzen schenkt. Daß sie hiemit nur tut was in der Ordnung ist, versteht sich im Sinne des Verfassers von selbst, Rücksichten ehelicher Treue gegenüber einem Gemal wie der große König kommen nicht in Frage. Dem Starken gehört die Schönheit — und jede Schönheit: diese Grisaldo-Moral gilt auch hier.

Vom Hofe des großen Königs versetzt der Dichter seinen Helden in «die große Stadt», und kann nunmehr sein Buch durch Streiflichter auf die gesellschaftlichen Zustände in Paris beleben. Bambinos erste Bekantschaft ist dort eine sanfte, einfache, unschuldige Blondine, mit der er das bei der Königin verlorne Spiel von neuem beginnt. Der abgeschmackte Ehemann, der die tugendhafte Schöne nur zur Weide seiner Eitelkeit benutzt, bant ihm selbst die Wege. Schon glaubt er hier gefunden zu haben was er sucht, als er die Entdeckung machen muß, daß die vermeintliche Platonistin heimlich auf Ehescheidung geklagt hat — wegen physischen Unvermögens ihres Gatten. Er bricht in Vorwürfe gegen sie aus: «du betrogst mich, daß du in all meine geheiligte Empfindungen eintratst, da es nichts war als Werk deiner Einbildungskraft — bey dir sind alle Seelenkräfte gleich — du kennst den Unterschied nicht zwischen den untern und obern Seelenkräften, die allein heilig, unserer werth. — Belly. Gütiger Himmel! was soll ich von oberer und unterer Seele — ich bin so grade wie mein Herz will und liebe dich nach all seinen Kräften». Um seinen Kummer zu vergessen läßt sich nun Bambino in die große Welt einfüren und lernt alsbald seine Rolle auf dieser Büne spielen. «Sanfte Canzane! o Belly! o Königin Alma! hättet ihr euren Liebling jezt gesehen, den ihr in Macht des größten Gefühls wieder eure liebende heiße

Bruſt drücktet! wie jezt Schaalheit und Unvermögen aus ſeinem eitlen Blick leuchtet, da doch in eurer Gegenwart, an eurem Hals jedes herrliche, was die Natur in ihn gelegt hatte, lebendig ward. Ach jezt ſchift er mit ſo leichtem, dünnem Wind dahin, als wär er bloß für dieß und nichts anders gebohren, und der Unglückliche ſchmeichelt ſein edles Herz ſo weit ein, daß er ihm eine Glückſeeligkeit aufbürdet, wobey es ganz zu Grunde gehen muß. Doch er iſt ſchuldlos, und wer wird die ſchönfarbigte, augenergözende Tulpe anklagen und darum verachten, daß ſie keinen ſüßen Geruch duftet wie die ſüße Roſe oder die Nerven ergreifende Lilie.» Eine Reihe von verſchiedenartig charakteriſierten Coquetten ſtellt ihm Netze, zwiſchen denen er ſich mit glücklicher Impertinenz bewegt. «Er nahm zu an Liſt, Verſchlagenheit, Bosheit und Großſprechen. Machte den guten Damen ſo viel von ſich weiß, daß ſie auf tauſend wunderliche Grillen verfielen, wenn ſie den Knoten auflöſen wollten, warum das immer beym Reden bliebe.» Elend ſind nur ſeine ſtillen Stunden; um darüber hinaus zu kommen legt er ſich aufs Verſemachen, das ihm neue Triumphe bereitet; und hier findet der Verfaſſer Gelegenheit zu folgendem, in eine Anmerkung verwieſenen literariſch-politiſchen Ausfalle: «viele ſeiner kleinen Gedichten, an Miene, Chloe u. ſ. w. nebſt einigen ſchauerlichen Balladen ſind von unſern Dichtern aufgefunden worden, und paradieren in Allmanachs und periodiſchen Schriften. Ihr Stempel iſt leicht zu erkennen. Sie tragen die *Castratio cordis et mentis* an der Stirne. Meiſtens ſind ſie artig und fein, thun dem Herzen auch gar nicht weh noch wohl. Auch haben ſie einige Trauerſpiele in dieſer Art an den Tag gegeben, worin ſie die Leidenſchaften völlig nach dem Ton der Welſchen Capaunen, die in Kirchen und Opernhäuſern die Ohren der Großen kizlen, geſtimmt haben. Die ganze Welt lieſt und ſieht das Ding gern, denn das Blut bleibt ſo ruhig, die Lebensgeiſter ſo kalt, und die Dinge (? ſoll wol Dinger heißen) von Menſchen ſehen den entnervten Kerls ſo gleich — daß es *salus publica* worden iſt, es müſſe und dürfe nicht anders gehen als *via castrationis cordis et naturae,* daß es uns wohl behage, und keiner die Sporen empfinde, die die Gewaltigen der Erde in die Rippen uns ſezen. Laß ſie reiten, ſagte ein Mann, ich hab noch keinen muckſen gehört. *Vid.* Theorien, Journalen und Bibliotheken». Mitten in dieſem der Eitelkeit ge-

reihten Leben findet der Held die selbstlos liebende Canzane ieder, die alles verlassen hat um ihn zu suchen. Er genießt an rer Seite selige Stunden, one darum dem Geflatter in der großen Velt zu entsagen. Die Enthüllung, die die Katastrophe herbeirt, bewirkt ein Professor, der Experimente mit der Elektrisiermahine macht*; der Umstand, daß Bambino den elektrischen Schlag icht fült, fürt ihn auf eine Hypothese, die das rechte trifft. Die orher entzweiten Anbeterinnen des Helden vereinen sich zur Erhärıng des Sachverhaltes und demnächst zur Rache im Stil der racischen Mänaden.

Die Intermezzos, die Ali und dem großen Könige gewidmet nd, enthalten mehr Dialog als Erzälung. Ali trägt die Geschichte es Königs vor, die er zu schreiben begonnen, obgleich es an llem Stoff dafür fehlt; der König liefert seine Beiträge dazu und ibt sonstige geistreiche Einfälle zum besten, z. B. wie man auf arhaft königliche Weise Schach spielen könne: auf einem quarierten Hofe, mit lebendigen Würdenträgern statt der Figuren. lier erscheint der Kanzler um zu melden, daß von einem gefärchen Nachbarn der Krieg erklärt worden sei. Der König mag en Krieg nicht und will nicht zugeben daß Krieg gefürt werde, is der Kanzler ihn nach den Raritäten des feindlichen Monarchen istern macht und ihm selbst einfällt, daß dessen Gefangennehmung elegenheit geben würde, das projectierte Schachspiel mit einer ichtigen Figur zu bereichern. Nun gibt er Erlaubnis, wo mögch zwei Könige zu bekriegen und sie ihm zu bringen samt ihren öniginnen. Ali findet geeignet zu raten, daß der große König it zu Felde ziehe: «ich weiß du hast unendlich viel Wissenschaft n Kriegswesen. — König. Bist du toll, Ali? Ich in Krieg — ich friert bey diesem Gedanken. Ein König der in Krieg geht, li, meint es schlecht mit sich selbst, und ein König solls gut mit ch meinen oder er ist ein schlechter König. Ist der König da ch für seine Unterthanen todt schlagen zu lassen, oder sind seine Interthanen da, sich für ihn todt schlagen zu lassen? Nein! Laßt ns das Schachspiel auf königlichen Fuß setzen, uns in die Berge erschließen und die auslachen, die sich für uns todt schlagen lassen,

* Man erinnert sich wie damals in Paris Franklin mit seinen elektrischen xperimenten Mode war.

weil wir ihnen Brod geben. Dann ich ſag dir, Ali, todtſchlagen und ſich todt ſchlagen laſſen, ſind die ſchändlichſten und unvernünftigſten Gewohnheiten in der Welt, die ich ſo gerne durch eine allgemeine Verordnung abſchaffen möchte als ich lebe. Wir wollen darauf denken!» Hiemit nimmt der zweite Teil auch von Ali und dem großen König Abſchied.

So hatte denn Klinger mit der Kunſtgattung begonnen, die ihm nachmals den meiſten Rum eintragen ſolte. Das phantaſtiſche Element, das auch ſpäter noch in ſeinen Romanen mit dem ſatiriſchen und philoſophiſchen verbunden bleibt, bis es zuletzt abfällt, iſt für jezt noch das hauptſächliche; es macht vielmehr die Erzälung weſentlich aus. Es ſchwebt in einer unreinen Region, und es geht, wie bei Crebillon, auf eine niedrige Art der Wirkung aus. Doch ruht die Satire, die bei jenem nur die Abſicht hat, mit Behagen zu erhärten, daß wirklich das Schlechte und Gemeine das allein Wirkliche iſt, bei Klinger noch immer auf einem Grunde des Glaubens an das Gute und hat eine Beimiſchung von verachtendem Zorn gegen Lüge, Heuchelei und Willensſchwäche, die dem entnervten Geiſte des Franzoſen fremd iſt. Sie bewegt ſich in der doppelten Richtung gegen den verrotteten Zuſtand der abſoluten Monarchie und gegen die verlogene Schönſeligkeit des Zeitalters. Dieſer gegenüber pflanzt ſich freilich jener im Griſaldo zuerſt hervorgetretene brutale Naturalismus auf, der im Verhältnis der Geſchlechter zu einander alles auf den Naturtrieb und das Recht des Stärkeren zurückfürt und für den ein reines Weſen wie Canzane eigentlich etwas ſo unmögliches und unwares, wie ein ſich ſelbſt beherſchender, Zucht und Sitte heilig haltender Mann ſein müſte; ein renommiſtiſcher Cultus der Manneskraft, wie ihn auch Schiller in einem bekanten Jugendgedichte getrieben hat. Eigens ihm gewidmet iſt im zweiten Teil die Epiſode von der[illegible] blonden Prinzeſſin und dem ſtarken Prinzen, wo die Jammergeſtal[illegible] Bambinos neben Ali ein zweites drückendes Gegenbild erhält. Di[illegible] Erfindung des Romans iſt keck und kraftvoll, ebenſo die Sprache[illegible] die bereits jenen wuchtigen Schritt und Metallklang der ſpäter[illegible] Werke dieſer Gattung hören läßt und nur in einer Neigung zu[illegible] haſtigen Fortſchreiten in neben einander geordneten kurzen Sat[illegible] gliedern und zu ſchwülſtigen Häufungen einen Nachklang der ſt[illegible] liſtiſchen Unarten des Anfängers verrät.

Ich habe mit dieſer Betrachtung des Orpheus der Lebensgeſchichte Klingers vorgegriffen, die vor Vollendung der beiden erſten Teile einen bedeutungsvollen Wendepunct überſchritt.

Als er im December an Heinſe von ſeiner zeitherigen Arbeit am neuen Orpheus ſchrieb, war er in Mainz, wohin die Seyleriſche Geſellſchaft zu Anfang Novembers von Frankfurt abermals übergeſiedelt war. Hier verkehrte er mit dem im 49. Brief erwänten Canonicus Molitor, von dem mir nichts in Erfarung zu bringen gelungen iſt, als daß ihn Bahrdt auf ſeiner Durchreiſe im Herbſt aufſuchte: genug um zu ſchließen, daß ihm der Ruf eines aufgeklärten Mannes und eine gewiſſe geiſtige Bedeutung zugekommen ſein muß. Klingers Verhältnis zu ihm geſtaltete ſich nahe genug, um die örtliche Nähe in der Form des Briefwechſels zu überdauern, ja ſein brieflicher Verkehr mit ſeinen Angehörigen wurde nun eine Zeit lang durch Molitors Einſchluß vermittelt, indem dieſer durch den noch immer in Mainz verweilenden Schumann die Briefe an Klinger empfieng und die von ihm kommenden beförderte. Und noch ein wichtigerer Vorteil entſtand den Klingeriſchen durch dieſes Mannes freundſchaftliche oder doch menſchenfreundliche Teilname. Er wirkte ihnen eine kleine Penſion bei dem Statthalter von Dalberg aus; wie es ſcheint, waren es järlich zweimal fünfzig Gulden; und er bekümmerte ſich auch darum daß die Auszalung nicht vergeſſen wurde. Die Beweiſe für alles dies finde ich in Agneſens Briefen an Schumann, die häufig Aufträge und Worte des Dankes an «unſern lieben Freund Molitor» enthalten. In einem Briefe vom 29. Auguſt 1789 ſpricht Klinger von dem Coadjutor, «den ich ſehr gut kenne, und von dem ich manchmal Briefe bekomme». Daraus muß man wohl ſchließen, daß Dalberg ſelbſt gleichzeitig mit der Seyleriſchen Geſellſchaft, ſei es im Sommer oder im Herbſt, einige Zeit in Mainz war, da eine von Weimar aus gemachte Aufwartung in Erfurt jene gute Bekantſchaft noch nicht wol begründet haben kann. Jedenfalls wird es durch ein perſönliches Intereſſe für Klinger um ſo erklärlicher, daß der hochgeſtellte Prieſter ſich durch Molitor zu jener Unterſtützung beſtimmen ließ, die den Son in einer drückend empfundenen Verpflichtung namhaft und auf die Dauer erleichterte.

Ende Februar 1778 verließ Klinger Mainz und die Seyleriſche Geſellſchaft aus einer Urſache, die uns dunkel bleibt. Seinem

Wenn es im December heißt «längſt hätt ich dir geſchrieben wenn mich der Teufel nicht immer am Schopf hätte und mich zuſammenreiten wollte», ſo darf man nur an melancholiſche Anwandlungen denken, die dem ärmſten ſein verirrter ausſichtsloſer Lebensgang warlich nahe genug legte, wenn ihm Aufregung der Sinne und der Phantaſie gerade Ruhe ließ. Ganz heiter war noch der letzte Brief an Heinſe im Januar geweſen. Es iſt ſichtlich eine ganz neue Phaſe ſeiner wechſelreichen Herzensgeſchichte raſch eingetreten, und diesmal eine mit ungewönlich ſtarker Beteiligung des Herzens, ſofern wir uns des bewuſten Leichtſinnes erinnern, damit er bereits in Weimar das Verhältnis zum ſchönen Geſchlechte behandelte und darüber an Schleiermacher berichtete. Spätere Briefe kommen natürlich auf das, was jezt kaum angedeutet wird, nicht im beſonderen zurück; aber ſie geben zur Genüge zu verſtehn, daß er wärend ſeiner Verbindung mit Seyler, neben dem, was er bei Pſyche fand, noch eine reiche Erfarung im Fach der Frauengunſt geſammelt hat, wozu die freien Sitten der Zeit — man ſtudiere ſie nur in dem tugendhaften Siegwart — Gelegenheit gaben, one daß man zu den Verworfenen des Geſchlechtes hinabſteigen durfte. «Wenn du nur etwas von den teufliſchen, gewaltſamen und herrlichen Lagen gewußt hätteſt, worin ich mich ſeit anderthalb Jahren befand» (Br. 46). «Ich hab deiner nicht vergeſſen, ſowenig im Gebrauß des Kriegs, als auf dem ſonſtigen weichen Sopha in den Armen der Schönen» (Br. 49). «Genoſſen hab ich was ſich genießen läßt. Schwamm an ſchäumenden glühenden Buſen, aus einer Umarmung in die andre, fühlte alles, was Wolluſt zu genießen geben kann» (Br. 55). Man ſieht, was er im Orpheus ſchrieb, hatte er gelebt und die Frauen ſo, wie er ſie ſchildert, wirklich kennen gelernt. Seine Crebillonaden waren nicht, wie die Wielandiſchen, Erzeugniſſe der ſich im Studierzimmer erhitzenden Phantaſie eines ehrſamen Philiſters; ſie waren Schaum von den Wellen eines wilden Lebens wirklicher, ungezügelter Ueberkraft; und mögen ſie darum kunſtloſer, ja häßlicher ſein als jene, ſie ekeln weniger.

In Ermanglung irgend welcher beſtimmten Auskunft mag man hienach die Vermutung gelten laſſen, daß es die Liebe war, eine heftige, unmögliche, ihm mit peinlichen Conflicten drohende Neigung, die Klingern zu Ende Februar von Mainz und der Seyleriſchen Geſellſchaft vertrieb.



FÜNFTES CAPITEL.

Bei Schlosser und im Kriege.

Wo solte sich Klinger hinwenden, wenn er das Bedürfnis fülte, irgendwo in der Ferne, in Sicherheit vor den Dingen, die ihn bedrängten, zu Atem zu kommen? Nachdem Gœthes Freundschaft wie ein schmerzlich schöner Jugendtraum hinter ihm lag, gab es noch zwei Menschen, an die sich sein Herz in früheren, reineren Tagen tief und für immer fest angeschlossen hatte: Kayser und Schleiermacher. Der letztere, noch one selbständige Stellung im Leben, konte ihm nicht wol auf einige Dauer eine Zuflucht bei sich bieten. Also muste Zürich das Ziel der Winterreise sein, die er jezt antrat, und nur an Zürich konte Schleiermacher bei den Worten «ich reise nach der Schweiz» denken. Dort war neben Kayser dessen Gönner Lavater, der leicht glaubende und liebende, freundliche und hilfreiche, der «herliche Mann», damals noch auf dem Gipfel seines Ansehens in der literarischen Welt; und dort oder in der Nähe war der noch immer nicht in seiner waren Gestalt erkante Kaufmann, noch immer der wunderbare, vielgewanderte, überall geheimnisvoll einflußreiche, das Gute und die Guten unermüdlich fördernde. Schon zwei- oder dreimal hatte er in Klingers Leben einzugreifen versucht; vielleicht daß ihm dieser jezt eine neue Gelegenheit nahe zu legen wünschte.

Der Weg nach Zürich fürte über Emmendingen, an dem stattlichen Amtssitze eines Frankfurtischen Landsmanns vorbei, der mehr denn zwölf Jare älter als Klinger, von Hause aus durch einen weiten gesellschaftlichen Abstand von ihm getrennt und seit dem

Herbste 1773 schon von Frankfurt entfernt, ihm nicht anders als m kalten Licht einer Respectsperson erscheinen konte, wenn er uch vor Jaren in Gœthes Gesellschaft eine Weile sich freundchaftlich mit ihm berürt hatte. Daß dieser Mann Gœthes Schwager geworden war — Cornelia lag jedoch seit Juni 77 bereits im Grabe — muste jezt eher als Grund ihn zu meiden erscheinen. Wie kam es, daß Klinger den Plan faßte, bei Georg SCHLOSSER einen ersten Aufenthalt zu nehmen? Dessen Einwilligung dazu, oder gar seine Einladung muß er ja gehabt haben, als er den 26. Februar seinem Freunde schrieb.

Vielleicht hat seine alte Gönnerin, die gutmütige Frau Rat Gœthe, die in einem Brief an Lavater vom 20. März* erwänt, daß Klinger jezt bei ihrem Schwiegersone sei, die Hand im Spiele gehabt. Man kann sich den Hergang auf allerlei Weise ausmalen, aber daß irgend welche alte Bande dabei eine Wirkung übten, bleibt doch die einzige Erklärung für den Umstand, daß Klinger am 26. Februar auf die Gastfreundschaft des Oberamtmanns in Emmendingen rechnen durfte.

Man hat es sonderbar gefunden, «daß die in Weimar verunglückten und mit Gœthe verfeindeten bei dem Schwager Schlosser ein Unterkommen fanden»; man hat gemeint, dieser müsse «mehr auf Seite der gefallenen Größen» gewesen sein**. Ich denke, als er Lenz aufgenommen, wird er von diesem selbst das erste von dessen Ungnade bei Gœthe gehört haben. Wie Klinger bei dem letztern stand muste ihm allerdings, als jener kam, durch Lenz bekant sein; aber das konte doch einen Schlosser nicht an der Erweisung eines rein menschlichen Wolwollens hindern, auch wenn er Klingern als den schuldigen Teil ansah. Uebrigens war er bis zu einem gewissen Grade dessen Schicksalsgenosse; zwar nicht Ungnade, aber doch Vernachlässigung war sein Teil geworden, seit Gœthe in Weimar sich befestigt hatte. Er schrieb den 3. Mai 1777 an Merck: «Gœthe hat mir neulich durch seinen Bedienten schreiben lassen, ohne nur ein Grüß dich Gott beizusetzen. Das Ding hat mich anfangs entsetzlich geärgert und im Ernst geschmerzt. Nun

* 12 Briefe von Gœthes Eltern an Lavater. Als Mscr. f. Freunde zur Feier des 4. Jan. 1860 in Druck gegeben v. S. Hirzel. S. 15.

** E. SCHMIDT, Lenz u. Klinger S. 71.

fühl ichs nicht mehr! Er war innig von mir geliebt, er hat mich aber vorbereitet, erstaunlich gleichgültig gegen ihn zu sein» (Wagner 1, S. 113). Daß diese Stimmung einen mit Gœthe zerfallenen in ein milderes Licht setzte, läßt sich wol denken.

Es war eine seltsame Fügung, daß Klinger zum zweiten Mal auf seiner Irrfart durchs Leben, jezt one alles Zutun von beiden Seiten, mit Lenz unter einem Dache zu wonen kam. Aber welcher Unterschied! Der liebenswürdige, wenn auch wunderliche Dichter, der ihn vor den Göttern Weimars so sehr in Schatten gestellt hatte, war jezt ein armer Wansinniger, an dem Schlosser Barmherzigkeit übte. Im Januar hatte ihn Kaufmann, nachdem er one Zweifel das seinige getan, ihm den Kopf mit religiöser Schwärmerei zu überreizen, veranlaßt, von Wintertur, wo er sich zuletzt aufgehalten, ins Elsaß zu Oberlin, dem berümten Pfarrer im Steintal, zu gehn. Die religiös gesunde Atmosphäre, die ihn hier umgab, hätte etwas früher vielleicht stärkend auf seinen moralischen und physischen Menschen gewirkt; jezt war es zu spät. Sein Wansinn, der sich bereits angekündigt hatte, brach in der furchtbarsten Weise aus; er ward nach Straßburg in Röderers Hand und von diesem zu Schlosser gebracht, dessen Gast er bereits vor Jaresfrist, nach der Verbannung aus Weimar, gewesen war. Wie Klinger mit dieser Trauerkunde empfangen wurde und einen wolgemeinten, aber äußerst robusten Curversuch mit dem Kranken anstellte, hat er nach langer Zeit in dem früher schon benutzten Briefe vom 17. October 1819 dem Dr. Dumpf erzält. «Ich sah Lenz zum letztenmal in Weimar, völlig blühend und gesund — und eben damals und vorher war das meiste geschehen, was ihn in kein freundliches Licht setzte. Als ich nach dem bayerschen Successionskriege meinen Freund Schlosser in Emmendingen besuchte, sagte er mir gleich, Lenz sey bey ihm völlig rasend und in Ketten. Zugleich sagte mir mein Freund, Lenz sey bey Lavater in Zürch gewesen, habe dann zu Fuß die Alpen durchlaufen, durch den Frost der Berge und die Hitze der Thäler, habe die Religion falsch aufgefaßt durch die Phantasie, wie es schiene bey Lavater; sey nach Straßburg gekommen, habe ein verstorbenes Kind durch Gebeth von den Todten auferwecken wollen etc. Ich ließ mich in sein Zimmer füren, wo ich ihn gefesselt auf dem Bette fand. Ich hörte seine Reden kaum eine Viertelstunde (deren Inhalt ich mich ent-

halte mitzutheilen) als ich den Grund zu ſeiner Krankheit in der veranlaßten Abſchwächung zu entdecken glaubte. Aber es war durchaus keine Verſtellung von ſeiner Seite; er war wirklich raſend. Ich ſagte Schloſſern daß ich Lenz noch dieſen Abend curiren würde. Als die Nacht einbrach, ließ ich ihm die Haare ſcheeren, in meinen Reitermantel nakend einwikeln, und ihn unter meiner Begleitung hinter dem Garten an einen kleinen Fluß tragen. Ich befahl den Leuten, mit dem eingewikelten Lenz mitten in den Fluß zu gehen, den Mantel aufzuſchlagen, und ihn von ihrer Höhe in den Fluß auszuſchütten, ihn dann öfters unterzutauchen u. ſ. w. Dieſes Bad dauerte etwa 10 Minuten, und Lenz war völlig bey ſich. Man legte ihn zu Bette, er ſchlief ruhig und Morgens erfuhr er von den Leuten alles, was ich mit ihm vorgenommen. Als ich ihn Morgens beſuchte, ſtattete er mir heißen Dank ab, verdarb aber alles mit einem Bekenntniß alles deſſen, was er gegen mich unternommen, worauf ich ihm zur Lehre nur das ſagte: ich ſehe wohl, daß ich dich von der phyſiſchen Narrheit geheilt habe, aber nicht von der eitlen Einbildung, du ſeieſt ſo wichtig, daß alles was du thuſt und ſchreibſt gegen deine Freunde, von Bedeutung für ſie ſei.» Merkwürdiger Weiſe ſchien der improviſierte Irrenarzt und Hydrotherapeut durch einen nicht nur augenblicklichen Erfolg gerechtfertigt zu werden. Schloſſer konte an Röderer berichten: «Sie werden ſich freuen, lieber Magiſter, wenn Sie hören, daß Lenz hergeſtellt iſt; wenigſtens allem menſchlichen Anſehen nach. Er treibts wieder mit uns; das iſt mit Klingern und mir. Er ſpricht, ſcherzt, lacht, ſpielt Schach, lieſt, zeichnet, mit einem Wort, er iſt faſt wieder wie ſonſt, nur empfindlicher und ſchwächer». Am 28. März hieß es freilich ſchon wieder: «Der arme Lenz iſt pitoyable übel», und den 8. April war er «ganz raſend» (Stöber, J. G. Röderer S. 68 f.).

Klingers Bericht enthält übrigens mehr als ein Rätſel. Zwar die Zeitbeſtimmung «nach dem bayeriſchen Succeſſionskriege» iſt keines, ſondern ein leicht begreiflicher Gedächtnisfehler: als Klinger 1779 zum zweiten Male nach Emmendingen kam, war Lenz nicht mehr dort und nicht mehr in Deutſchland. Aber was war es, das zur Zeit von Klingers Aufenthalt in Weimar Lenzen in kein freundliches Licht ſtellte? Und was hatte er nachmals gegen Klinger unternommen? Ob damit etwa deſſen Nachfrage bei Heinſen nach

einem Briefe, den Fritz Jacobi von Lenz erhalten, zusammenhieng, und das Versprechen, von diesem Briefe keinen Gebrauch zu machen, der Lenzen schaden könne (Br. 41)? Ich besitze durch Jegor von Sivers aus einer Abschrift, die ihm vorgelegen, folgende Zeilen von Lenz: «ich hab' Euch versprochen es Euch sauer zu machen, Klinger, ja Maler Müller und Wagner selbst, den recht sehr schätze. Nehmt Euch also in Acht vor mir, parirt ja wohl und wenn Ihr Blöße findet, so stoßt hinein auf mich wie ihr wollt und wie ihr könnt. Göthe hat ein Pasquill von mir, worin Euch allen die Köpfe gewaschen werden — bis ihr gescheuter seyd». Ist dieses seltsame Collectivschreiben wirklich an Klinger gelangt, so kann das darin erwänte Pasquill* zur Beantwortung unserer Fragen nicht helfen; die offen angesagte Fehde konte Lenzens Gewissen nicht drücken. Aber die Abschrift, die Sivers besaß, könte auch aus einem unbenutzten Concepte herrüren. Etwas geschriebenes war es doch, worauf sich Klingers demütigende Antwort bezog; und ein gespanntes Verhältnis zwischen beiden bestand fort, nachdem Lenz von seiner Krankheit wieder hergestellt schien, was ein Brief Fr. L. Nicolays an seinen Berliner Namensvetter vom 3./14. November 1780 (in Nicolays Briefwechsel bei Parthey) beweist. Gleichzeitig mit Klinger war damals Lenz nach Petersburg gekommen, und Nicolay schrieb, daß beide «nicht die besten Freunde zusammen zu seyn schienen».

Klinger lebte das Früjar gut, «mit Reiten und arbeiten» (Br. 46). Ein Pferd stellte der Gastfreund, und zu dessen vergnüglichem Gebrauche lockte die weite Rheinebene, der nahe Kaiserstul mit seinen herlichen Aussichten und der Schwarzwald, in den mehrere Täler hier einfüren; von naher Höhe winkte die Hochburg, der alte Grafensitz, von dem Schlossers Oberamt den Namen trug, in dessen Trümmern Lenz ein Jar vorher sich anungsvoll

* Ist damit das *Pandæmonium Germanicum* gemeint, so muß der Brief in Lenzens vorweimarische Zeit fallen, denn nach seiner Aussönung mit Wieland konte er ja mit einer Veröffentlichung des Pandämoniums weder drohen noch daran denken. Dann aber wäre der Brief vor dem Erscheinen von Müllers Situation und Wagners Kindermörderin geschrieben; und was hatten diese vorher begangen? Ich denke daher lieber an ein unbekant gebliebenes Pasquill aus der Weimarer Zeit.

den Wanſinnsausbruch Lears vergegenwärtigt hatte*. Gegenſtand der Arbeit war der Orpheus, von dem die zwei erſten Teile fertig wurden, indes Schloſſer durch ſeine Verbindungen in Baſel für einen Verleger ſorgte. Der dortige Buchhändler Thurneyſen übernam das Werk und lieferte die zwei Teile auf die Herbſtmeſſe; warum auf dem Titel ſämtlicher Teile Genf als Druckort und J. H. Legrand als Verleger angegeben wird, weiß ich nicht. Ehe das Geſchäft mit Thurneyſen zu Stande gekommen war, hatte man, wie es ſcheint, daran gedacht das Werk im deutſchen Muſeum unterzubringen, wohin es freilich noch weniger als in den Merkur paſſte; denn Schloſſer ſchrieb den 28. März an Boie: «Klinger und Lenz ſind jezt bei mir. Der erſte empfielt ſich Ihnen. Er wird wenn er Zeit findet Ihnen wieder einmahl was ins Muſäum ſchicken. Er hat in der That viel Genie und ſcheint mir noch im Wachſen zu ſeyn»**.

Das eigentliche Ziel der Reiſe rückte in den Hintergrund. Als Klinger den 28. April an Schleiermacher ſchrieb, wolte er erſt zu Ende Mai mit Schloſſer nach der Schweiz gehn und Kayſer «6 Stunden von Zürch, wo ich einer Verſammlung der Schweyzer beywohne, im Wald finden». Gemeint iſt die Jaresverſammlung der helvetiſchen Geſellſchaft, die damals in dem Bade Schinznach im Aargau ſtatt zu finden und von Schloſſer als Gaſt beſucht zu werden pflegte: er traf da ſeine Freunde aus Zürich, Baſel und Colmar, die Lavater, Iſelin, Saraſin und Pfeffel. An Saraſin hatte er den 8. April geſchrieben: «ich werde Ihnen noch mehr» — über Lenz — «mündl. ſagen, wenn wir nach Schinznach kommen, denn das Jahr muß ich zu meiner Erholung die Reiſe machen. Schreiben Sie mir doch wie ichs am beſten einrichte. Ich denke mit meinen Pferden biß Baſel zu reiſen. Schlagen Sie mir vor wie ich dann weiter komme. Klinger der jezt bey mir iſt, wird vielleicht auch mit gehen; und mit Pfeffeln, den ich künftige Woche beſuche, will ich auch Abrede treffen»***.

* Merkur 1777, II. 16 fg.

** Original im Beſitze Weinholds.

*** Dieſe und die folgenden Briefſtellen ſind mir aus Saraſins Nachlaß in Baſel von Hrn. Prof. W. Viſcher daſelbſt mitgeteilt worden. Was HAGENBACH, Jakob Saraſin u. ſeine Freunde, in den Beiträgen zur vaterl. Geſchichte hsgeg. v. der hiſtor. Geſellſch. zu Baſel 4, S. 67 ff. davon bringt, iſt hiedurch ſowol vermehrt als berichtigt.

Ein wichtigerer Plan aber als dieser war inzwischen mit Schlosser zu Stande gekommen.

Das unersprießliche Engagement bei Seyler, das Klinger nachmals gegen Höpfner als eine Sottise bezeichnete, erschien ihm in diesem Lichte wol jezt schon; daß es der ernste, arbeitsame Schlosser so ansah und daraus kein Hehl machte, darauf kann man sich verlassen. Ernstliche Beratungen über des Gastes Zukunft werden nicht lange ausgeblieben sein, und es konte nicht fehlen, daß dessen alte Vorliebe für den Militärstand wieder zum Vorschein kam. Da schaffte nun Schlosser den Rat, daß Pfeffel ihm durch Franklin eine Stelle im Kriegsdienste der Vereinigten Staaten verschaffen solte. Franklin war Gesanter am Hofe Ludwigs XVI., der vor kurzem, am 6. Februar, einen Allianzvertrag mit dem jungen Freistaate geschlossen hatte und in den Krieg mit England eingetreten war. Ob der blinde Pädagog und Dichter in Colmar eine unmittelbare Verbindung mit dem berümten amerikanischen Popularphilosophen, Physiker und Diplomaten besaß, weiß ich nicht; wenn nicht, so war ihm derselbe doch durch seinen Bruder Christian Friedrich zugänglich, der als *Jurisconsulte du roi*, mit Geschäften des auswärtigen Departements betraut, in französischem Dienste stand und am Size der Regierung lebte*. In Deutschland wie in [illegible] nam Alles was nur von Rousseau angehaucht war, lebhaften Anteil am Freiheitskampfe der Colonien; und wenn Klinger [illegible] nach dem Plane der Herzogin Amalia aus bloßem [illegible] war, als Landsknecht die Sache der [illegible] mußte er jezt, auch wenn das politische [illegible] Rolle spielte, immerhin noch lieber [illegible] auf der Seite das Schwert zu ziehen, [illegible] in der Person seines Wild im Geiste angeschaut hatte.

[illegible] Schlosser mit ihm in Colmar, um ihn dem [illegible] vorzustellen; den 23. ritten sie wie[illegible] Interesse einzuflößen alle Ursache [illegible] zu zeigen, zeigte sich charakteristischer [illegible] daß er noch nicht so weit zum

* [illegible] Institut de France vorgetragen von Degerando, ab[illegible] Pfeffel der Historiker und Diplomat. 1859.

Manne gereift war, um Rückſichten der Klugheit ſowol wie der Höflichkeit und des Zartgefüles für etwas ſeiner würdiges zu erachten. Der treffliche Mann, deſſen Gaſt er an jenem Tage war und deſſen Beiſtand er ſuchte, hatte ſich in Gellerts Schule als Dichter gebildet und ſich der literariſchen Revolution, zu deren Trägern Klinger gehörte, nicht angeſchloſſen. Er glaubte noch an Regeln und Theorien; nicht das Gefül war ſein Feldgeſchrei, nicht das rückhaltloſe Ausleben und Austoben der Subjectivität war ihm Aufgabe des Dichters, wol aber der moraliſche Nutzen. Er tadelte es an Lavater, ſeinem Freunde, daß dieſer ſo viel aus Lenz machte; für Gœthes Größe hatte er keinen Maßſtab; aber alles redliche Wollen war ihm achtungswert und die Duldſamkeit nicht nur in der Religion, ſondern auch in der Literatur Herzensſache. Auf die Literatur kam man natürlich zu reden, Klinger ließ ſich mit jenem abſprechenden Fanatismus aus, mit jener genialiſchen Selbſtüberhebung, dadurch er einſt Höpfner von ſich geſtoßen hatte, und Pfeffel wurde ſchwer geärgert. Der friſche Ausbruch ſeiner Entrüſtung findet ſich in einem Briefe vom 24. an Saraſin und deſſen Gattin. «Geſtern, liebſte Freunde! iſt Schloſſer und ſein Schildknappe wieder abgereiſt. Wär' er doch allein gekommen! Alle unſre Augenblicke wären ſelig geweſen! Der brave Mann entwürdigt ſich in ſolcher Geſellſchaft, ich hab es geſehen, daß er ſich entwürdigt. Aber das Freunde, kann ich nur euch ſagen, ſeit vorgeſtern bin ich mit den deutſchen Genien auf ewig zerfallen. Weder ich, noch die Meinigen ſind unmittelbar beleidigt; aber es iſt Folter, einen Buben, der eine Handvoll Shakeſpears-Excrementen gefreſſen hat, ehrliche Leute, die nicht nach Shakeſpears-Excrementen ſtinken und doch ehrliche Leute ſind, verachten und beſchimpfen zu ſehen. Vergieb mir's Bruder! mein Herz läuft über; aber wahrlich mein Blut iſt kalt. Ich mußte mich zwingen, aber Gottlob! es gelang mir zu ſchweigen. Seit vorgeſtern, Bruder! biſt du in meinem Buſen um einen Platz höher hinauf gerückt. Aber laß uns vor dem heiligen Gott, vor der heiligen Menſchheit, laß uns einander ſchwören, den Menſchen bloß nach den Thaten ſeines Herzens, und auch da mit Nachſicht, niemals aber ihn nach ſeinem Wiſſen, nach der Gattung ſeines Wiſſens, nach den Lücken ſeines Wiſſens, zu beurtheilen und zu ſchätzen. Schreibt Einer was, nun, ſo hab' er Dank dafür nach dem Grade des Nutzens oder des Vergnügens,

erbringt, will ſie nicht hindern, weil der Entführer ein herz-
er Kerl iſt, von dem er ſich einen raſchen Buben zum Enkel
pricht.» Es gibt ein Gedicht von Pfeffel, das eine unſaubre
ır der Auslaſſung vom 24. aufnimmt und mittelſt derſelben
: Spitze gewinnt, und das der Dichter in ſeinem chronologiſchen
iſter dem Jare 1778 zuweiſt. Es iſt one Zweifel nach jenem
ıch entſtanden und hat dem Dichter dazu gedient, den ärger-
:n Eindruck von Klingers Perſönlichkeit und Schriften durch
:n epigrammatiſche Geſtaltung aus ſich heraus zu ſetzen. Es
ıberſchrieben «Der Fund» und «an meinen Lerſe» gerichtet:

Ein Enkel Theuts von modiſchem Gefühle,
Ein Genius mit Namen Legion,
(Denn ihrer, Freund, ſind nun in Deutſchland viele,)
That einen Ritterzug nach Albion,
Um, wie es Gœthen einſt gelungen,
Die Muſe Shakeſpears auszuſpähn
Und des Kothurns Begeiſterungen
Mit kühnem Aug ihr abzuſehn.
Er kömmt nach Stratford, küßt mit Wonneſchauer
Den Maulbeerbaum vom großen Mann gepflanzt
Und tritt ins Heiligthum, um deſſen fahle Mauer
Noch oft um Mitternacht ein Chor von Elfen tanzt.
Der Finkenritter ſucht in allen Ecken
Den fronen Schatten auf; allein ſein Adlersblick
Entdecket nichts; er flucht auf ſein Geſchick
Und zog ſchon ſeinen Dolch, als er mit ſüßem Schrecken
Noch unverſiegt des Dichters Nachttopf fand.
Er bringt ihn im Triumph ins deutſche Vaterland.
So prangte Manchas Held mit ſeinem Wunderbecken.
Jtzt ſchüttet er ihn aus . . . das war ein Wetterguß!
Kopf weg, ihr Deutſchen! Was darin geweſen,
Könnt ihr im Meßkatalogus,
Artikel: Trauerſpiele, leſen.*

Dieſer lebhafte Widerwille konte gleichwol die Gutmütigkeit
Mannes nicht nieder drücken. In dem Briefe vom 29. heißt
or der ſchon mitgeteilten Stelle: «ich wiederhole es, daß ich
Schloſſers willen ſeinen Klinger ſehr gerne dulden will und
meine Antipathie gegen die Genies bloß ihre Art zu denken
zu reden, nicht aber ihre Perſonen angeht. Mit Klingern
te ich ohnehin viel zu ſchwatzen bekommen, weil ich ihm,

* Pfeffels Poet. Verſuche (Baſel 1789) 1, 97.

unter uns gesagt, durch Franklin eine Kriegsstelle in amerikanischen Diensten verschaffen soll und bereits darum geschrieben habe». Und dennoch tut er dem kriegslustigen Dichter wieder Unrecht, wenn er fortfährt: «Sein Vorsatz ist, als ein braver Kerl zu fechten, alles Mitleid zu verbannen und bei der ersten schmerzhaften Wunde sich selbst durch den Kopf zu schießen. Das heißt in unsern Tagen Kraft, Energie, Selbständigkeit. Einem solchen Eisenfresser möchte ich aber doch keinen Maulesel zu beschützen anvertrauen. Es ist den tragischen Poeten und Empfindlern so mancher Ausdruck geläufig, bei dem sie nichts denken und nichts fühlen». Daß er jedes eigene Mitleid mit andern verbannen wolle, kann Klinger nicht gesagt haben, denn er war ein gemütvoller und wolwollender Mensch; und daß er jedes Mitleid Anderer gegen ihn selbst verbannen wollte, ist eine undenkbare Tollheit, eben wie der Vorsatz, sich im Fall einer schmerzhaften Wunde selbst zu töten, eine undenkbare Feigheit. Das wird er gesagt haben, daß er sich erschießen wolle, falls er zum Krüppel geschossen würde, und das wird man ihm, sobald einmal, in einer vom Christentum absehenden Moral, der Selbstmord in Frage kommen darf, nicht allzu sehr verargen. Und Unrecht über Unrecht geschah ihm, wenn er unter die tragischen Poeten geworfen wurde, die bei ihren Ausdrücken nichts denken noch fülen: seine poetische Schwäche war ja eben das Unmaß subjectiver Warheit, womit er nicht überzeugen konte, weil man in ihm hätte wonen müssen, um alles glaubhaft zu finden, und es dann doch immer nur für ihn war gefunden hätte.

Das amerikanische Project war also im Gange; am 28. April gab Klinger in gehobener Stimmung wie einst bei dem gleichen Anlaß in Weimar, seinem Freunde Schleiermacher Andeutungen darüber, die im Juni von Paris aus völlig solten aufgeklärt werden. Das Reisegeld war beschafft, indem Turneysen die zwei ersten Teile des Orpheus für die nächste Herbstmesse übernommen hatte. Der Theaterdichter lag schon so weit hinter dem freudigen Soldaten der Fortuna, daß er kein Wort mehr über sein endliches Auseinanderkommen mit Seyler verlor. Wie mag Schleiermacher wol erstaunt haben, als er drei Monate später einen Brief aus Ehingen an der Donau erhielt, daraus er sah, daß sein Freund [illegible] dann so lange – vor lauter Freude gab es einen

Irrtum in der Zeitrechnung — Lieutenant bei der Armee des römifchen Kaifers wäre. Der Brief, der ihm dies fchon früher hatte anzeigen follen, findet fich nicht vor und muß ihm nicht zugekommen fein.

Wenn der neue Officier die Zeit, daß er feine Charge hatte, fo lang fchätzen konte — und die Zeit, die viel neues bringt, verrinnt langfam —, fo muß mindeftens die unerwartete Wendung feines Schickfales fchon in den nächften Tagen nach dem 28. April, wo er noch nichts davon wufte, eingetreten fein. Die Reife nach Schinznach, die zu Ende Mais beabfichtigt war, konte nun one Zweifel nicht ausgefürt werden; und nach einem fpätern Briefe, der auf zwei verlorene Gelegenheiten des Wiederfehens zurück zu blicken fcheint, hat er Kayfern vor feinem Abgange nach Böhmen nicht mehr gefehen.

Kaifer Jofeph hatte das Erlöfchen des baierifchen Kurhaufes für die rechte Gelegenheit gehalten, um die alten öfterreichifchen Gelüfte nach Vergrößerung auf Koften Baierns zum Ziele zu füren. Der Erbe diefes Landes, Kurfürft Karl Theodor von der Pfalz, hatte fich willig gefunden, feine Anerkennung durch einen Vertrag zu erkaufen, der Niederbaiern an Oefterreich überließ, und Jofeph hatte fofort Befitz davon ergriffen. Preußen widerfetzte fich einer folchen Verfchiebung der Machtverhältniffe, Kurfachfen, das Anfprüche auf die Allodialerbfchaft hatte, fchloß fich ihm an. Wärend der Streit mit den Waffen der Diplomatie gefürt wurde, rüfteten beide Parteien eifrig zum Kriege und fuchten ihre Heere durch Kräfte aus dem Reiche zu verftärken. Ein ehrenreicher Veteran aus dem fiebenjärigen Kriege, der Feldzeugmeifter Jofeph Heinrich Freiherr von Ried, einer ortenauifchen Adelsfamilie entftammt und als kaiferlicher Minifter, mit der Refidenz in Ulm, beim fchwäbifchen Kreife beglaubigt, verfah damals zugleich die Oberdirection der k. k. Werbung im deutfchen Reiche*. An diefem Würdenträger hatte Klinger, wie er den 29. Juli fchreibt,

---

* Vergl. HIRTENFELD, der Militär-Maria-Therefia-Orden und feine Mitglieder, S. 129 fgg. Rieds Name ift in der Gefchichte unferer Literatur befleckt durch den Anteil, der ihm an Schubarts graufamem Schickfal beigemeffen wird: f. STRAUSS, Schubarts Leben 1, 338 fgg. 387. 439. Wirkliche Beweife liefern wenigftens die Briefe, die Strauß mitteilt, nicht, und die Meinung, «Ried fei durch Veranlaffung einiger Katholiken Schubarts Ankläger», konte in proteftantifchen Krei-

einen mächtigen Freund gefunden, der ſein perſönliches Intereſſe an einem ſo martialiſchen und begeiſterten Freiwilligen ſogar durch das Geſchenk eines ſchönen Pferdes betätigte. Schloſſer war mit ihm bekant, ſei es durch heimatliche, ſei es durch dienſtliche Beziehungen; in einem Briefe vom 14. October 1777 ſchreibt er an Röderer: «ich habe mit dem General Ried eine Zuſammenkunft in Offenburg verabredet» (bei Stöber a. a. O. 62). So war er im Stande, dieſem ſeinen Schützling empfehlend zu zu füren. Irgend eine zufällige Gelegenheit wird es raſch entſchieden haben, daß er den ſoeben eingefädelten amerikaniſchen Plan wieder fallen ließ und Klingers Wünſchen dieſen kürzeren und einfacheren Weg zu ihrer Befriedigung eröffnete.

Im Frankfurter Staats-Riſtretto vom 30. Mai 1778 findet ſich die Nachricht: «zu Eppingen an der Donau errichtete der K. K. Hauptmann Chevalier de Wolter ein Freykorps von mehreren Compagnien unter dem Namen «Reichs-Volontairs»; in der Nummer vom 3. Auguſt heißt es ſodann: «das Corps der Wolteriſchen Reichsvolontärs iſt als Garde des Kaiſers ins Staabsquartier beſtimmt; den 1. Auguſt marſchiert es von Echingen ab». Mit beiden falſchen Schreibungen iſt Ehingen gemeint, ein Städtchen einige Meilen oberhalb Ulm. Dort alſo trat Klinger ein und lernte den Dienſt; von dort aus ſuchte er am 26. Juni ſeinen alten Bekanten Miller in Ulm auf, der zwei Tage darauf an Voß ſchrieb: «innliegenden Brief ſchik ſogleich an Friz Stolberg! Es iſt viel dran gelegen, es liegt ein dringender Brief drinn von Klingern, der bey einem Kayſerl. FreyCorps Lieutenant iſt, und vorgeſtern in Ulm bey mir war. Das wird wohl des tollen Kerls ſein letzter Genieſtreich ſeyn. Er machts gar zu toll, und doch bin ich ihm gut». Vermutlich gieng Klinger den Grafen um irgend eine Empfehlung an, die ihm in ſeiner jezigen Lage Nutzen verſprach. Wie ſehr waren die beiden jungen Männer, die in den 75er Sommertagen zu Gießen einander ſo gut verſtanden hatten, inzwiſchen aus einander gewachſen! Der eine war mehr als ein Jar als der Genoſſe von Schauſpielern umhergezogen, der andere ins geiſtliche

ſen gewiß one Beweis entſtehn. Feſt ſteht, daß er um ſeine Verwendung für den Unglücklichen angerufen wurde und nichts für ihn tat: 1, 373. 392. Herzog Karl war wirklich ſchwer gereizt; aber an Oeſterreich hatte ſich Schubart nicht im mindeſten vergangen.

hatte den Orpheus, dieſer den Siegwart
Klingern ein endliches Anlangen bei ſeiner
deutete, das konte Miller nur als den neu-
Genieſtreiche verſtehn. Bei jenem aber iſt
vor Luſt und Energie. Keinen Augenblick
nachmals jenem zu vergleichen, da ihn der
ſeiner Charge rief und er im Tumulte der Sin-
nuſcripte dem Feuer übergab, in der Hoffnung
Sodom der Schriftſtellerei zurück zu kehren
ganz Soldat», ſchreibt er am 29. Juli, «denke
andres»; «alle meine Geiſter ſind lebendig»,
und gerichtet wie ich bin muß mirs wohl
». Dies letzte will ſagen, entweder zeichne ich
mme empor, oder ich finde den Tod vorm Feinde,
mir, wenn ich zum Krüppel werde, ſelbſt den Tod;
Fälle iſt beſſer als ein Leben des Druckes und
Enge, dafür ich von der Natur zu groß und ſtark
Es iſt immer ein misliches Geſchäft, die möglichen
chnen; daß der Krieg zu Ende gehn könte one ihn
auch ihm Gelegenheit zur Auszeichnung geboten zu
ng ihm.

Juli erließ Friedrich II. ſeine Kriegserklärung und über-
böhmiſche Grenze bei Nachod; aber nicht vor dem
war das auf 500 Mann veranſchlagte* Wolteriſche Corps
ereit, um den weiten Marſch aus dem Herzen Schwabens
men anzutreten. Es hatte ſich, ob mit oder one Grund,
nung gemacht, zur Bedeckung des kaiſerlichen Stabsquar-
ſtimmt zu ſein; es wurde aber, wie aus Klingers Brief vom
tober hervorgeht, dem Corps des Generalmajors von Sauer
ieſen. Die kaiſerlichen Streitkräfte waren in zwei Armeen
ſtellt: die eine unter Lacy, bei der ſich der Kaiſer ſelbſt be-
hatte Front gegen den von Schleſien aus operierenden König,
andere unter Laudon gegen den Prinzen Heinrich, deſſen Ba-
Sachſen war. Von dieſer zweiten Armee bildete Sauer, dem
gleichzeitiger Schriftſteller das Lob eines tüchtigen Parti-
ns gibt**, den äußerſten linken Flügel. Seine Stellung war

* Oeſterr. Kriegsalmanach 2. Teil (1779), S. 150.

** S. K. W. von Schöning, der bayeriſche Erbfolgekrieg (1854), S. 207.

im Beginn des Krieges auf Teplitz und Außig gestützt; als zu Anfang August, nach dem Gewaltmarsche des Prinzen Heinrich über den Paß von Gabel, Laudon sich hinter die Iser zurückzog, muste er dieser Bewegung hinter die Eger bis in die Gegend von Budin und Wellwarn folgen, wo er am 27. und 28. einen heftigen Stoß des preußischen Generals Platen auszuhalten hatte. Erst nach diesen Tagen kann Wolter zu ihm gestoßen sein. Vom 8. September an fürte dann Prinz Heinrich, one gegen Laudon etwas ausgerichtet oder nur gewagt zu haben, seine Armee aus der völlig ausgesogenen Gegend ihrer bisherigen Aufstellung bei Leitmeriz über die Elbe zurück; Laudon folgte ihm und reichte am 18. mit seinen Vortruppen wieder bis Wellwarn, wärend Sauer sich Egeraufwärts nach Saatz gezogen hatte. Bereits am 11. aber war ein Detachement von ihm, das auf 1400 Mann angegeben wird, im sächsischen Erzgebirg erschienen, hatte eine Gewehr-Manufactur in Olbernhau zerstört, erhub in Annaberg und Marienberg Contributionen und trieb sich mindestens acht Tage in dieser Gegend herum. Sauer selbst vertrieb am 23. eine preußische Truppe von 3500 Mann aus der Gegend zwischen Postelberg und Lobosiz, welchen letztern Ort Prinz Heinrich den 24. räumte, um seinen Rückzug nach Sachsen über Nollendorf zu bewerkstelligen. Sauer stand hierauf, durch die von den Ständen der österreichischen Niederlande geschickten Truppen verstärkt, am 8. October wieder in seiner ursprünglichen Stellung um Teplitz, und dieses muß mit Baaden gemeint sein, in dessen Nähe Klinger am 24. bereits vierzehn Tage in demselben unbequemen Quartiere lag. Die Armeen cantonnierten jezt, one daß darum die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Doch geschah wenigstens auf dieser Seite des Kriegsschauplatzes nur noch ein ernsterer Offensivstoß, im Februar durch den preußischen General Möllendorf auf Brücks, der aber den General Sauer nicht betraf. Von diesem gibt der österreichische Kriegsalmanach (II, S. 61) an, daß er selbst, nach der Detachierung im September, im October verschiedene Besuche in Sachsen abgestattet habe, deren einen denn, nach Klingers Bericht vom 24., das Wolterische Corps mit gemacht haben muß.

Diesem Werke, dem Frankfurter Staats-Ristretto und dem österreichischen Kriegsalmanach ist entnommen was ich über Sauers Anteil an dem Feldzuge beizubringen weiß.

Das böſe Quartier hatte doch an jenem Tage die längſte Zeit gewärt; denn am 14. November datierte er die Vorrede zum dritten Teile des Orpheus «auf dem Schloß . . . in B . . .». Daß er ihn damals wirklich dem Verleger ſchickte, beweiſt der Brief vom 22. desſelben Monates, wonach er «unter der Preſſe» ſein ſoll. So bald alſo kehrte der begeiſterte Soldat, der nun alle Strapazen und Entberungen des Felddienſtes kennen gelernt und doch die Campagne «mit allem Genuß» überſtanden hatte, freiwillig nach «Sodom» zurück. Er tat es in einer Lage, die jede Nötigung zum Erwerb für die nächſte Zukunft auszuſchließen ſchien: offenbar alſo zum Vergnügen, denn ſein Ehrgeiz lag ja nun auf einem andern Gebiete. Das Quartier auf dem Schloſſe ſchaffte dazu Muße, Bequemlichkeit und Stimmung; und kam er einmal zum Schreiben, ſo gieng es, wie wir wiſſen, unglaublich raſch. Die Vorrede iſt im Ton der Galanterie an die Damen gerichtet, zu deren Apologie ja das Buch beſtimmt ſein ſolte; obgleich dies, wol gegen die Meinung des Autors, von Thurneyſen nicht auf den Titel geſetzt wurde. Der Schluß der Vorrede beweiſt, wie ſeltſam jenem ſelbſt die Lage vorkam, darin er den Teil ſchrieb oder doch vollendete: «wenn Sie wüßten, wie und wo dieſer dritte Theil geſchrieben worden iſt, Sie würden noch einmal ſo begierig leſen, indeſſen Geduld! mit dem vierten Theil ſollen Sie alles erfahren, und haben Sie dieſen einmal geprüft, ſo bin ich meiner Apotheoſe gewiß. Wie ſanft wird alsdann meine Aſche ruhen! Kaum kann ich's erwarten, daß die ſchönen Hände mir die Kränze winden, und die liebliche Augen, die ich jezt mit aller Wärme des Lebens küſſe, auf mein Grab weinen». Man hat die Wal ſich bei dieſen letzten Worten eine auf dem böhmiſchen Schloß angeknüpfte flüchtige Soldatenliebſchaft, oder nur eine Redefigur zu denken. Der dritte Teil erſchien 1779, one Zweifel zur Oſtermeſſe. Er iſt geringer an Umfang als die beiden erſten; aber die ſtimmungsvolle Nachtſcene aus Pyrrhus, die denn doch dem Scheiterhaufen der Manuſcripte entgangen war, und das ſchon einmal gedruckte Fragment des Götterſones wurden ihm als Anhänge beigegeben. Seltſam zwar; aber warum nicht, wenn Thurneyſen den Druck zu zalen bereit war.

Die Wendung, die dem Schluſſe des zweiten Teiles mit Canzanens Auftreten gegeben war, ermöglichte eine Fortſetzung, hätte

ſie aber an ſich nicht nötig gemacht. Mit Bambinos Entzauberung und mit der Vereinigung des Paares, der nun nichts mehr im Wege ſtand, hätte das Märchen füglich zu Ende ſein können. Um es fortzuſpinnen muſte ein neues Motiv gefunden werden; und ein ſolches iſt denn auch dadurch bereits angeknüpft, daß dem Helden bei ſeiner Entzauberung geſagt ward: «ſo lang du ihrer Liebe würdig bleibſt, ſolſt du haben, was du nicht haſt». Es wird ſich alſo nun um die Bewärung des Manngewordenen Bambinos gegenüber einer reinen und hingebend treuen Geliebten handeln. Bewärt er ſich, wie bei ſeinen Antecedentien vorauszuſehen, nicht, ſo ſolte er allerdings wieder werden was er war und damit die Geſchichte aus ſein; aber vielleicht wird der Autor auch dann Rat wiſſen, um ſich ihrer noch ferner gleichſam als eines Spaliers für wucherndes Epiſodenwerk bedienen zu können.

Canzane, kaum mit Bambino vereinigt, wird ihm wieder entzogen, noch ehe ſie ſeinen ſtürmiſchen Werbungen widerſtrebend erliegen konte. Eine Stimme erſchallt: «meine Tochter! vergißt du ſo deinen unglücklichen Vater! Fliehe! Fliehe! Rette dich und denk an Lucinde deine Baaſe!» worauf Canzane mit den Worten: «verwünſchte Baaſe! unglückliche elfenbeinerne Bettlade! Bambino, du ſiehſt mich hier nicht weiter» ihm vor der Naſe verſchwindet. Wie das kommt, was jene Worte bedeuten, bleibt einſtweilen dunkel. Der Verfaſſer braucht den Kunſtgriff, den Zuſammenhang der Dinge, die er erzält, anfänglich zu verbergen und dann unerwartet zu enthüllen. So werden wir vom zweiten Capitel an mit dem Zauberer Linko bekant gemacht, one zu wiſſen, was er uns angeht. Er iſt ein ſehr gutmütiger Mann, der in ſeiner Jugend alle Freuden genoſſen hat und nun im Alter ſeine Freude darein ſetzt «diejenigen zufrieden zu ſtellen, in denen die Quellen des Lebens noch heiß ſprudeln». Er hat einen wunderbaren Tempel, darin man dreierlei Echo hört, von allen Liebesſeufzern weiblicher Herzen, von allen Klagen gepeinigter Völker und von allen Seufzern des Unvermögens, die von «den Poeten ohne Herz, den Schriftſtellern ohne Beruf» ausgeſtoßen werden. Für dieſe letzte Art der Not hat er eine Gattung verworfener Sylphen zur Hilfe beſtimmt, die er mit «Producten ſchaler Köpfe» füttert, worauf ſie das ekle Mal auf das «trockne Gehirn» der ſeufzenden «ſchmeißen», «und [illegible]det ihrs wieder in Allmanachs, Bibliotheken, Journalen, Dramen

und Romanen». Für die Not der Liebenden hält er viele Ritter und Prinzen an ſeinem Hofe, deren Pflicht iſt, den guten Kindern beizuſtehn; die unbarmherzigen Könige reißt er, wenn ſies zu toll treiben, vom Thron herunter und verſetzt ſie an Orte der Qual, den dummen läßt er durch ſeine Gnomen Streiche ſpielen, indes er den guten ſchützende Genien beigibt. Seine eignen Kinder aber, die durch eine höhere Gewalt verzaubert ſind, kann er nur mit der Ausſicht der Erlöſung tröſten. Seine Tochter — es iſt Canzane — ſchmachtet in der elfenbeinernen Bettlade, ſein Son auf dem Roß Hermelin, das nicht von der Stelle kann. Prinzeſſinnen und Ritter beruft er durch ſeine Sylphen in den Zauberwald, der ſein Schloß umgibt, um da die ſchweren Proben zu beſtehn, die zur Erlöſung der beiden Unglücklichen gehören. Nun werden wir plötzlich in das Königreich Los verſetzt; es iſt merkwürdiger Weiſe der Name der Grafſchaft, zu welcher die vom Saueriſchen Detachement zerſtörte Gewehrfabrik Olbernhau gehörte. Es folgt eine neue Variation der Satire über despotiſche Regierungen. Der alte König ſtirbt — natürlich iſt Linkos Gnome dabei im Spiel — an einem Zuſammenwirken von Indigeſtion und wollüſtiger Aufregung, wobei der Autor eine kleine Parodie eines franzöſiſchen Eloge liefert, und der ſchläfrige verdrießliche Dauphin beſteigt den Thron. Der Kanzler lieſt ihm ein nachgelaſſenes Papier des verſtorbenen Monarchen vor, das eine vollſtändige Anweiſung in der despotiſchen Regierungskunſt enthält und das in Warheit eine glänzende Partie des Buches bildet. Es ſteckt, in geſchliffener Form, eine Fülle ſcharfer, treffender Weltbeobachtung darin, die man einem ſo jungen, in bedeutenden Lebensverhältniſſen noch unbewanderten Autor kaum zutraut. Ebenſo pikant ſind die verſchiedenartigen Bemerkungen der Untertanen bei dem Regierungswechſel. Ein andres Bild von verwanten und doch neuen Zügen tut ſich demnächſt auf in dem moraliſchen Porträt des Königs von Calmari, ſo lebendig, daß man unwillkürlich die damaligen deutſchen Höfe muſtert, um es wieder zu erkennen. Aber dann geht es in fantaſtiſchem Stil weiter. Der rechtmäßige Thronerbe, noch ein Knabe, gibt ſeiner eingekerkerten Mutter Zeichen mit Steinen, die er nach dem Fenſter ihres Turmes wirft, damit ſie einander ihre Not klagen können; er ſtellt ſich um ſeiner Sicherheit willen dumm und unterhält ſich mit dem Günſtling des Königs in Hamletiſchem

Tone; da ein Anſchlag gegen ihn im Werk iſt, umgibt Linko die Königsburg mit einer Kluft, daraus Flammen ſchlagen, worauf das befreite Volk den Knaben zum König ausruft. Beide Geſchichten ſind aber nicht nur als Beiſpiele von Linkos heilſamem Eingreifen in die Politik angebracht. Der in Flammen eingekerkerte König hat zwei Töchter, die der Prinz vom ſchwarzen Roß, der oberſte von Linkos Rittern, heraus holen muß, und der verdrießliche Nachfolger in Los hat ſeine vier Töchter im Schloß von Balſora eingeſperrt, «wo ſie den Prinzeſſen Ennui auf eine erſtaunende Art fühlen» und plötzlich von Linkos luftigen Pagen in der Chaiſe des Windes entfürt werden. Alle ſechſe finden ſich zu dem uns ſchon bekanten Zwecke in dem Zauberwald zuſammen, und ſie treffen daſelbſt zum Glück ſieben Liebhaber, die Linko als Erlöſer für Canzanen verſuchen will. Die Geſellſchaft, die auf dieſe Weiſe entſteht, erinnert in der Charakteriſtik ihrer Mitglieder und der Art von Abenteuern, darein dieſe verwickelt werden, an den neuen Amadis; unter den Damen finden ſich prüde, ſentimentale, kokette und naive, unter den Herren Gecken, Roués, Tölpel und Männer. Nachdem ſie die beſchwerlichen Felſen, die den Zauberwald umgeben, überſtiegen haben, werden ſie von Linkos alter Amme empfangen, die ihnen die Honneurs macht und in einem Altenweiberſtil mit vielen läppiſchen Zärtlichkeiten die Aufgabe, die ihrer harrt, ſamt allen dazu gehörigen Umſtänden offenbart. Auf dieſe Weiſe werden die Begebenheiten, die zu Canzanens und ihres Bruders Verwünſchung gefürt haben, epiſodiſch beigebracht, Begebenheiten des Feenreiches, die ſich um die elfenbeinerne Bettlade drehen, und darin Crebillons unreine Phantaſie und mehr erraten laſſende als ausdrückende Manier wo möglich noch überboten wird. Die Probe, die alle vor dem eigentlichen ſehr complicierten Erlöſungswerke abzulegen haben, beſteht natürlich darin, daß ihre Sinne durch die Verfürungen, die im Zauberwalde ihrer harren, ſich nicht überwältigen laſſen; und ob ſie wirklich Sinne haben, wird zuerſt in einem Tempel der Prüfung feſtgeſtellt, deſſen Ausſtattung dem Leſer zum Glück verſchwiegen wird. Auf pikante Dinge iſt man beſonders dadurch vorbereitet, daß Trutine, «die dicke, geiſtige und keifende», den Plato auswendig weiß und Urini, «die keuſche und kluge», den Ariſtoteles, den Grandiſon und Siegwart lieſt.

Nun endlich, im zwölften Capitel, hören wir wieder von

Bambino, den wir mit dem zweiten verlassen haben. Mit glühenden Farben wird uns die herliche Männlichkeit geschildert, die jezt in ihm zum Vorschein kommt. Er verläßt die große Stadt um Canzanen zu suchen; aber neben ihr ist seine Phantasie auch von Almas Bild erfüllt. Brillante erscheint ihm, er fragt nach Canzanen, aber die Fee will die erste Frucht seiner Mannheit zum Dank für seine Entzauberung pflücken, und er bezalt den Dank. «Wie konte sie — Canzane — ihm das aufrechnen, da sie Beherscherin seines Herzens blieb?» Und er träumt wieder von ihr in den Armen der Fee, die ihn one Aufschluß zürnend verläßt. Neuer Entschluß, Canzanen bis ans Ende der Welt zu suchen. «In diesem Entschluß stürmte er ins Leben hinein, lebte und webte und genoß, und suchte Canzane. Und was war wol natürlicher? Warum verschwand sie vor seinen Augen im schönsten Augenblick seines Lebens? Was konnte er dafür, daß Linko vor so viel tausend Jahren der Fee Lucinde eine elfenbeinerne Bettlade stahl und daß nun Canzane in dieser elfenbeinernen Bettlade liegen muß? Wie konnte er das träumen? Wie ahnden? Wie den Eigensinn Linkos vermuthen, daß bloß sein Herz ihn führen sollte, weil's seine unvergleichliche Prinzessin geführt hatte?» Zu dieser merkwürdigen Betrachtung macht der Verfasser, um sie ins volle Licht zu setzen, noch folgende Anmerkung: «Die Damen werden all diese Entschuldigungen nicht gelten lassen, und die Damen, als Damen, die sich so gleich an Canzanens Stelle sezen, haben recht. Indessen sehen sie immer mehr, wie stark die Richtigkeit der Apologie ist, und mit welcher Unpartheylichkeit sie betrieben wird. Wie leicht wäre es sonst gewesen der Natur eine Nase zu drehen, oder ihm einen Mantel der Schwärmerey oder Philosophie umzuhängen, den die Phantasie der Natur zum Troz so leicht spinnt». Man sieht hier aufs deutlichste, wie es bei Klinger förmlich zur Theorie geworden ist, daß der Mann, der es im vollen Sinne des Wortes ist, dem Weibe, auch wenn es Treue verdient, nicht treu sein kann. Er kann mit dem Herzen lieben, und er wäre treu, wenn ihn bloß das Herz füren könte; aber die Sinne verlangen auch neben einer Herzensliebe, zum mindesten wenn diese ihnen keine Befriedigung gewähren kann, ihr Recht. So will es die Natur, und wer anders denkt, teuscht sich und andre durch Schwärmerei oder Philosophie. Dahin also hatte Rousseaus Naturevangelium,

verſetzt mit dem Sauerteige Wielands, unter dem Einfluß eines heißen Blutes und unter den Erhitzungen des Geniewesens dieſen edeln, aber unbewarten Geiſt gefürt; und vielleicht iſt die objective Conſequenz darin nicht zu leugnen. Den Leſer muß bedünken, daß Bambino nun bereits Canzanens unwert geworden ſei; aber ſo lange die Fee ſo ſehr ihre Rechnung bei ihm findet, darf man offenbar nicht erwarten, daß ſie aus dem angedrohten Ernſt machen werde. Nun aber verſchlägt ihn ſeine Irrfart in das Land des großen Königs, er kommt vor Almas wolbekanten Garten, er ſucht ſie auf, findet ſie in tiefer Trauer um den Geliebten, der ihn einſt erſetzte und der im Kriege gefallen iſt. Da er ſie von ſeinem veränderten Zuſtand unterrichtet, iſt ſie bald bereit ſich von ihm tröſten zu laſſen, «und ſo führte ſie die Liebe in dunklen Hayn, wo ſie ſanfte Zephirs, melodiſcher Geſang, ſanftes Surren der Quellen empfieng, und ſich mit ihrem Seufzen, Girren und Schmachten vermiſchte». In dieſer erwartungsvollen Situation bricht der dritte Teil ab.

Der vierte trägt auf dem Titel die Jareszal 1780, aber er iſt noch vor der neuen Wendung vollendet, die Klingers Schickſal durch den Friedensſchluß vom 13. Mai 1779 erhielt. Dies ergibt ſich aus der Vorrede, wo er (S. 13) von einem Schauplatze ſpricht, «der meinem Herzen volle Genüge giebt, und keine meiner Kräften ungenuzt läßt»; die hier gebrauchte Form der Gegenwart ſchließt jeden Zweifel aus. Eine andre Stelle der Vorrede: «Zauberin Phantaſie! die du mit deinen reizenden Farben meine beſchneite, ſtürmigte Einöde überſchütteſt», beweiſt überdieß, daß der Teil noch im Winter abgeſchloſſen worden iſt. Es iſt daher für uns in der Ordnung, ihn gleich jezt nach dem dritten zu betrachten.

Die das erſte Kapitel bildende Vorrede, darin Heinſe apoſtrophiert wird, iſt durch ihren aphoriſtiſchen, alle Mittelglieder des Gedankens ſparenden Stil auf den erſten Blick kaum zu verſtehn, auf den zweiten durchſichtig genug und für die damalige Lebensanſicht des Verfaſſers lehrreich. Ein Motto aus Arioſt iſt ihr vorausgeſchickt:

> *O vita nostra di trovaglio piena,*
> *Come ogni tua allegrezza poco dura*

u. ſ. w., worauf ſie ſelbſt, die Geſtalt des Fragmentes affectierend,

nach drei Gedankenftrichen mit Und anfängt. Kurz alfo und vergänglich find alle unfre Freuden; die Zeit «die ewig am großen Mahl der Zerftörung fitzt», «fiehft du, Heinfe, wie fie mit der fcheußlichen Veränderung, der gänzlichen Vernichtung im Bunde hinter uns herfchleicht!» «Glüklich daß ein Schleyer die Augen der Sterblichen dekt, und fie ihre unfichtbare Tritte nicht eher gewahr werden, als im Augenblik der gänzlichen Erfchlaffung». Unfre gröfte Woltat ift «die rofenfarbene Göttin, die Zauberin Phantafie. Wenn fie uns freffende Wunden fchlagen, unfer Herz zermalmen, daß wir mit Löfung unfrer Exiftenz all den Geißlen entfliehen möchten, fo fchiebft du uns dein Zauberküffen unter das Haupt» u. f. w. Sie bricht «dem widrigen Gefchick die Spitze ab». Und nun geht es in eine Invective gegen die Moraliften und Prediger über, die fich in den Garten der Zauberin ftalen, die «räfonniren was uns glücklich macht zu Lift und Betrug der Sinnen, wenn fie's noch dabey laffen». Ihr ganzer Kampf wird auf eigne Schwäche und Kränklichkeit zurückgefürt. «Warum keucht Gellert Moralen, als weil Obftructionen in feinen Eingeweiden wüthen, und die bleiche Hektik an feiner Leber nagt.» Er hat Cronegks Witz verkältet, feine feurige Seele überdämmert, «daß er fich in Melancholie und Gräbergefang fchraubte, und die Mufter einer aufgetrockneten Phantafie für die Leiterin der feinigen anfah»; in einer Anmerkung bekommt auch Rabener fein Teil, der mit Gellert zu den Schriftftellern gehört, die beim Publikum immer im unermeßlichen Vorteil gegen einen Shakefpere, Swift, Pope find: natürlich, weil fie nie aus dem Kreiß herausgehn, «um den fich eine Wochenftuben-Unterhaltung dreht». Es wird mit Smolletts Reife nach Italien argumentiert, der krank hin kam und nichts von allem fchönen genoß, bis fich fein Blut unter heiterm Himmel wider reinigte. Auch die Armut macht den Moraliften. «Füllt den Beutel jenes ruhmredigen Menfchenfreunds mit Ludwigs, fein Predigen, die allgemeine Menfchenliebe (wovon keiner genießt, weil fie zertheilt ift, wie der Tropfen im Ocean) wird verfchwinden, er wird den blumigten Pfad des Lebens fuchen und aus feiner Phantafie borgen, was fie ihm darbieten kann.» Der hartarbeitende Ackersmann «achtet die fchwühle Hitze nicht, weil fie ihm den Abend mit dem nußbraunen Mädchen bringt. Der Pfaff wird's gewahr und nennt es Sünde. Der König und der Pfaff haben

ſich in den armen Teufel getheilt, dieſer züchtigt ſeinen Leib auf Erden, und jener quält ſeine Seele und bedroht die Unſchuld ſeines Herzens mit ſchwarzen Höllenſtrafen». «Unglückliche Wichte! die ihr nie den Rauſch der Leidenſchaften gefühlt habt, die Kräften nicht kennt, womit ſie uns ausrüſten! die ihr in der Wiege der Schwachheit ſeufzt, nicht ſelten an der Bruſt des griſtgramigten, bleichen Mißbehagens ſeufzt, warum dringt ihr uns als einzige Muſter Ideale auf, womit man eine Welt voll Heuchler, troſtloſer Hektiker und grillenhafter Hypochondriſten peupliren könte?» Zum Schluſſe wird noch als eine beſondere Species «der Heereszug der moraliſchen Bramarbas» hervorgehoben und in einer Anmerkung mit der «Sammlung voll Unſinn, die unter dem Namen Allerley* herauskam», exemplificiert.

Der ganze Angriff wird erſt durch den Gegenſatz recht verſtändlich. «Es war nur ein Jean Jaques Rouſſeau — und möcht ich deinen Namen hinzuſetzen, Freund . . . , an deſſen Seite ich die glüklichſten Tage meines Lebens zubrachte, als ich mich eben dem wilden Geräuſch entzog.» Schloſſer alſo iſt neben Rouſſeau der Moraliſt, den man gelten läßt; in welchem Sinne zeigen die letzten Sätze der Vorrede. Sie hängen mit dem vorhergehenden nicht zuſammen und zwei Gedankenſtriche machen darauf aufmerkſam, daß etwas fehlt, ob es nun der Autor oder der Verleger geſtrichen habe. «Aber der Weiſe! der Weiſe! Und wer iſt weiſe, der nicht gelebt hat? Und wenn wird er weiſe? Und wird er darum weiſe, ſeine graue Erfahrung auf den jungen Friſchling zu pfropfen? Ausrotten iſt ihre Sache und nicht leiten. Die Quelle verſtopfen, damit ſie Schleichwege nimmt; genug wenn ſie nur nicht rauſcht und ihnen Schwindel verurſacht. Ganz anders Socrates, ganz anders die Griechen! Seht in das Herz des unerfahrnen Jünglings. Ihr werdet tauſend Neigungen zum Guten entdecken, bis ihr eine zum wahrhaft Böſen findet. Späht dem Grund nach, der Kanal dieſer einzigen iſt außer ihm. Glückliche, wonnenvolle Zeit, wo ſich das Herz zum Menſchengenuß drängt, der Jüngling alles mit

---

* Allerley aus den Reden und Handſchriften großer und kleiner Männer. 2 Teile. Frankf. u. Lpz. 1776–77. Das Buch, wie es ſcheint, von Kaufmanns [illegible]ger Ehrmann herausgegeben, enthielt Ausſprüche und Briefſtellen des erſtern [illegible] ſolchen Lavaters u. a. S. Hamanns Schr. u. Br. hrg. v. Petri 5, 314.

Liebe und Freundschaft umfaßt, bis ihm Erfahrung, Sittenprediger und Helvetius den Betrug eröfnen.»

Die Rückkehr zur Natur war durch Rousseau Loßung für die Moral geworden. Frei von ererbten Satzungen wie von conventionellen Ansichten solte sie nur aus der Beobachtung der gesunden vollen Menschennatur abgezogen, es solte gleicher Weise La Mettrie wie die Lehre der Kanzeln und Katheder abgelehnt werden. Classisch ist hiefür die Stelle im Goldnen Spiegel (bei Hempel 18, 82) über die «moralischen Giftmischer»: «ich finde deren zwei Gattungen in der Welt. Zur einen rechne ich die üppigen Sittenlehrer, deren Seele blos in ihrem Blute ist, die den wesentlichen Vorzug des Menschen vor dem Thiere mißkennen und das höchste Gut gefunden zu haben glaubten, wenn sie den Maulwürfen und Meerschweinchen keinen Vorzug eingestehen müßten; zur andern diese gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei, welche unter dem Vorwande, die menschliche Natur von ihren Schwachheiten zu befreien, ihre Grundzüge auskratzen und ihre einfältig schöne Form am einen Orte stümmeln, am andern recken und aufblasen, um eine Mißgeburt aus ihr zu machen, für die man keinen Namen finden kann. Beide sind als Störer der geheiligten Gesetze der Natur und als Verderber des schönsten unter allen ihren Werken anzusehen». Eine Stelle, für die Gœthe in seiner Recension (bei Hirzel 2, 458) sich zu besonderem Danke verpflichtet fülte.

Damit meinte man sich denn auf dem Wege der alten Griechen zu befinden; die Folge war, daß Wieland und entschlossener Heinse griechische Sittenverderbnis als natürliche Moral auftischten. In änlichem Sinne verstand die letztere Klinger, one sich viel Rechenschaft zu geben, daß er damit über seinen Rousseau, der in der Theorie den Genfer Calvinisten nie ganz verleugnen konte, stark hinaus gekommen war. Wol aber durfte er sich mit Rousseau eins wissen in dem pädagogischen Grundsatze, nicht ausrotten, sondern leiten zu wollen, und ebenso mit Schlosser, der es durch seinen 1771 erschienenen Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk wol verdient hatte, als Apostel für Deutschland neben dem Genfer Propheten genant zu werden. Dieses vielgelesene und in seiner Art vortreffliche kleine Buch ist nicht was sein Titel besagt, sondern eine Anleitung für Prediger zum Unterricht in der natürlichen Moral. «Wenn der Endzweck der Tugend die höchste

Glückſeligkeit iſt; und wenn der Menſch von Natur gezwungen iſt, nach ſeiner höchſten Glückſeligkeit zu verlangen, ſo iſt er gezwungen tugendhaft zu ſeyn. Mit dieſem Satz ſteht und fällt die ganze Sittenlehre, denn ihr Grundſatz iſt ganz willkührlich, wenn er nicht nothwendig in der Natur gegründet iſt» (Ausg. v. 1771 S. 23). Schloſſers Methode beſteht hienach darin, dem Verſtande die Folgen der Tugend und des Laſters klar zu machen und dadurch den Trieb nach Glückſeligkeit richtig zu leiten. Den Begriff Gottes braucht er dazu nicht, die Folgen werden rein als natürliche, nicht als von Gott verhängte betrachtet. Das Geſetz Gottes, das dem natürlichen Menſchen als ein äußeres gegenübertritt, ſchließt er als Beweggrund zur Tugend ganz aus. Nicht das religiöſe Motiv überhaupt: war er doch ein wirklicher Chriſt, der an die Offenbarung und die Gottmenſchheit Jeſu glaubte. Aber das religiöſe Motiv ſolte nur in der Ausſicht auf die glücklichen Folgen der Tugend im ewigen Leben beſtehn und erſt am Schluſſe der ganzen Unterweiſung hervortreten, wenn der Schüler weit genug gefördert wäre es zu würdigen. Befand ſich Schloſſer mit dieſem Buche ganz im Farwaſſer des Emil, ſo trat nachmals ſein nüchterner, kritiſcher, am praktiſchen Leben geſchulter Geiſt den Torheiten der deutſchen Nachtreter Rouſſeaus ſchneidig entgegen. In ſeinen vier Schreiben über die Philanthropinen, die 1776 und 78 in Iſelins Ephemeriden der Menſchheit veröffentlicht wurden, erſchien der Schwindel der Baſedow und Bahrdt, zum Entſetzen ihrer gläubigen Verehrer, in plötzlicher ſcharfer Beleuchtung. Dieſelben Schreiben enthalten aber auch, und beſonders das vierte, poſitive Ratſchläge für die Erziehung, darin das unvergänglich wertvolle von Rouſſeaus Ideen zur Geltung kommt. Schloſſer ſetzt an einer Reihe von Beiſpielen aus einander, wie der Erzieher die natürlichen Triebe des Zöglings ſelbſt zu ſeinem Endzweck benutzen könne; er ſtellt den Satz auf, «daß man die Zöglinge früh zum unmittelbahren Genuß ihres itzigen, und weil es in der Natur liegt auch künftigen Wohls gewöhnen und daß man die angebohrne Begierde nach dieſem Genuß als Reſſort zur Thätigkeit im Kind und Jüngling eben ſo gebrauchen ſoll, wie ſie im Manne gebraucht werden». Das war der volle klare Gegenſatz zur Methode der Naturverſtümmler, und das vierte, noch in friſcher Erinnerung ſtehende Schreiben, das dieſen Satz und ſeine Ausfürung enthielt, war es

wol zu meiſt, dem Schloſſer den Platz neben Rouſſeau in Klingers Vorrede zu danken hatte*.

Ich verweile nicht umſonſt ſo lange bei einer Stelle, die Manchem unbedeutend ſcheinen kann. Es iſt bedeutſam genug, daß hier bereits neben einander die beiden Namen auftreten, die Klinger lange Zeit nachher als Leitſterne ſeines Denkens und Lebens bekante. An Rouſſeau, den man auch in ſeinen Verirrungen verehrte, weil er ſie mit philoſophiſcher Objectivität bekante, mante ſein noch friſches Grab, das ſein Bild der Gegenwart entrückte und bereits auf das Fußgeſtell der Geſchichte erhub; an Schloſſer, deſſen Leben und Denken erfreulich übereinſtimmte, die gegenwärtigſte Erinnerung genoſſener Liebe und Güte. Und ſo tritt auch der Gegenſtand des Haſſes auf, der nachmals in der Geſchichte eines Teutſchen den moraliſchen Gegenpol zu Rouſſeau bildet, Helvetius, der Verfaſſer des Buches *sur l'Esprit,* das die Selbſtliebe — etwas ſehr verſchiedenes von dem nur in der Tugend zu befriedigenden Glückſeligkeitstrieb — als einziges Princip der Bewegung in der moraliſchen Welt proclamierte. Man ſieht, daß Klingers ſpätere Lebensanſicht in den Hauptpuncten jezt ſchon feſt geſtellt iſt, und die Elemente eines tiefen Ernſtes ſcheinen unter dem leichtfertigen Treiben ſeiner Phantaſie hervor, indes er ſich dieſes in Schutz zu nehmen bemüht.

Denn das iſt doch die Beziehung der Vorrede, die uns beſchäftigt, zu dem Buche. Sie will ſo viel bedeuten, als ob der Verfaſſer ausdrücklich ſagte: dieſes Buch iſt eine der Früchte aus dem Zaubergarten der Phantaſie, die mir dazu gedient hat, mich über ein Teil Erdenweh hinweg zu teuſchen, und andern eben dazu dienen mag: zum Teufel mit einer Moral, die ihnen und mir das misgönnt.

Ali und der große König waren im dritten Teile ganz vergeſſen, dafür wurden wir an die Höfe von Los und Calmari gefürt, da doch einmal jeder Teil des Romans aus einem politiſch-ſati-

---

* Am 7. Januar 1790 ſchrieb Klinger an Schleiermacher: «von Schloſſern hab ich nie ein gedrucktes Wort leſen können, er iſt einer der edelſten Menſchen, hat aber ſeine Seele zu einer Gottheit und zu einem moraliſchen Idealiſmus hinaufgeſchraubt, der gegen meine Natur iſt». Dieſes «nie» kann ſich nur auf Schloſſerns ſpätere Schriften (nach 1780) beziehen, da die früheren zu einem ſolchen Urteil jedenfalls keinen Grund gaben; und es iſt kaum denkbar, daß Klinger, als ſein Gaſt und in täglichem Gedankenaustauſche mit ihm lebend, verſchmäht haben ſolte, von ſeinen geſchriebenen Worten Kentnis zu nehmen.

rischen und einem phantastisch-erotischen Faden zusammen gedreht sein muß. Im vierten treten jene alten Bekanten wieder auf, wobei nur zu beklagen bleibt, daß bei ihnen jede Verflechtung mit dem Schicksal Bambinos längst aufgegeben ist. Das erste, fünfte und achte Capitel ist ihnen gewidmet, und das Motiv darin ist die zuerst erwartete, dann glücklich erfolgte Geburt der Leibesfrucht, damit Zuma durch Alis Zutun gesegnet wurde, die aber der große König mit lächerlicher Freude auf seine eigene Rechnung schreibt. Seine Umgebung ist jezt durch einen Traum- und Sterndeuter vermehrt, der Alis Creatur ist, und ihm dazu dient, den König auf Schritt und Tritt desto sicherer von sich abhängig zu machen. Er war eigentlich Metaphysiker von Fach, benutzt aber nun die philosophische Maske als profitable Verkappung, one doch den eingebildeten, unbeholfenen Pedanten ganz los zu werden. Es würde zu weit füren, wolten wir auf die spaßigen Reden und Einfälle des großen Königs eingehn, welche die drei Capitel füllen; er ist ein ergötzlicher mit wirklichem Humor durchgefürter Charakter, dem man, nach dem Maßstabe der Caricatur, Lebenswarheit nicht absprechen kann. Nur die Ausfälle auf die Philanthropine mögen hervorgehoben werden, damit jezt Klinger in seiner Weise Schlossers Polemik secundiert. Während Zuma erst in Wehen ist fällt dem hoffnungsvollen Vater plötzlich ein, daß der Erziehungsplan, «wovon wir so viel redeten», noch nicht da sei, «und doch muß der Erziehungsplan vor der Geburt anfangen». Er selbst ist glücklicher gewesen als der zu erwartende Prinz: «als ich zur Welt kam, waren schon alle meine Lebenstage bestimmt — meine Lehrmeister erwarteten mich, um mich gleich aus 'dem Schoos meiner Mutter zu empfangen. Freylich hab ich sie nicht leiden können; aber wären sie nicht da gewesen, was hätt' ich anfangen sollen? Wer hätte mir sagen sollen, daß ich der große König wäre? — — Sobald man mir aber auf die rechte Art beygebracht hatte, wer ich sey, und warum ich sey, öfneten sich mir alle Thore der Weisheit und alle Tugenden regneten auf mich, und jedermann konnte sich nicht genug über mich verwundern. Ganze halbe Tage erstaunten die Leute und unterhielten mich von meinen großen Eigenschaften, und alles Wahrheit, pure Wahrheit». Es wird gemeldet, der Prinz sei geboren, aber tot; der König sagt: «wär ein Philanthropin in meinem Lande, würde alles nicht geschehen. Es kann kein Mensch

[...]e Philanthropin und Methode». Nun [...]Prinz lebe, man könne aber nicht er-[...]hlecht er sei, ob Prinz oder Prinzessin; [...]r den Erziehungsplan an einem andern [...]mit aller Methode so. Es ist freylich so [...] Philanthropine sind so eingerichtet, als [...]Ich kenne einen großen König, der hat [...]wo man den Reiz und Trieb der Natur [...]ten jezt nur der gewöhnlichen Methode [...]h die Meldung bezüglich des Geschlechtes [...]berichtigt, ja der neugeborene ist unge-[...]und ruft bereits: «ich! ich bin der große [...]ckliche Vater sagt: «ich danke dem Himmel, [...]ß er schon weis was er ist, damit ich ihn [...]uche — — Sey ruhig, Ali; der Prinz weiß [...], und den möcht ich sehen, der mehr wissen [...]des Philanthropinischen Erziehungsplan in Marsch-[...] wird vielleicht in diesen Stellen des Orpheus [...]en darauf entdecken; one Absicht wird Rousseau [...]tet, der für seinen Emil schon eh er geboren ist [...]r verlangt. Nebenbei bekommt wieder Herzog Karl [...]g seinen Hieb, indes man in minder bestimmter [...]en Fürsten Franz von Dessau und sogar Schlossers [...]uten Markgrafen Karl Friedrich, der 250 Exemplare [...]rziehungsplan übernommen und Kinder nach Dessau [...]s geschickt hatte, wenn nicht getroffen doch gestreift

[...]itte Capitel nimmt die Geschichte Bambinos auf, der [...]e des dritten Teiles im Begriffe war, in Almas Armen [...]en was er ihr einst schuldig geblieben. Brillante und [...]Fee Ypsilona sind ungesehene Zeugen der Scene. Man [...]nken, daß Bambino nun wenigstens das neugeschenkte ver-[...]habe und in seinen früheren Zustand zurückkehren müsse; [...]rklich tut ihm Brillante, die hier keine Ursache hat ein Auge [...]icken, strengen Vorhalt ob seiner Untreue an Canzanen, [...]Nichtachtung ihres Schicksalspruches; aber der Verfasser hält [...]riation des alten Motives für nötig. Ypsilona, die ihre eignen [...]en mit Bambino hat, muß ihn daher auf eine neue Weise

verzaubern: «das, was Brillante dir wiederſchenkte, erfülle jedes Herz mit Ekel und Abſcheu, bis dich Criſtall entzaubert und du Criſtall erwärmſt!» Was mit den letzten Worten gemeint ſei bleibt bis auf weiteres rätſelhaft; Bambino aber gewart eine ſcheusliche Verwandlung an ſich, und Alma hat ſich bereits mit einem Schrei von ihm losgeriſſen. Sie läßt ihn fliehen, macht ſich Vorwürfe darüber, möchte ihn wenigſtens mit derjenigen Verzichtleiſtung lieben, wie es unter ſeinen Umſtänden allein möglich, und erkennt doch daß «Träume, Schwärmereyen, Empfindeleyen» ihrem Herzen keinen Erſatz bieten können. Bambino ſelbſt aber greift nach dieſem Erſatze; «ſeine Phantaſie blickte in ſich nach neuen Reſourcen, und fiſchte zum Selbſtbetrug auf was ſie vermochte». «Heilige, beſeeligende Empfindungen ſäußlen um mich! Schwärmerey, wie ſie meine erſte Jugend im Hayn, am Bach beglükte, ſchießt in reinem Gefühl von neuem in mir auf» — und doch wogen mit dieſen Gefülen heiße Erinnerungen an Alma unaufhaltſam auf und ab; ein deutliches Selbſtbekentnis des Verfaſſers. Bambinos Zuſtand iſt nun weit qualvoller als in ſeiner früheren Verzauberung: denn «die Kräfte tobten, das Feuer brannte». Er ſeufzt: «nimm doch Plato mich in deine Arme, dämmere mich ein mit deiner Laute! Umgebe mich heilige, ätheriſche Luft!» Und wirklich «ſchlichen Platons Grillen mit einem Heereszug von Langeweile und Leerheit ſich wieder ein»; «er tröſtete ſich zu Zeiten mit Sentiments, und fühlte ſich oft nebſt dem Ideal der Schönheit, das Ideal der reinſten Tugend, ſchalt auf ſeine Sinnen und buhlte mit ſeiner Einbildungskraft». Und doch war «Alles nur Moment: Kraft, Muth und Liebe, Plato und Wolluſt». So langt er bei einem einſamen Gebäude an, wo heilige Braminen am Grabe des Gottes Foxix und der Göttin der reinen Liebe beiden mit aſcetiſchem Leben und himmliſcher Contemplation dienen. Ihre «ganze Religion iſt auf Geiſt ohne allen Gedanken auf Körper und Natur gebaut». Daneben werden ſie von Jung und Alt angebetet, haben den Schlüſſel zu allen Herzen, «machen arm und reich, tröſten und verdammen, vernichten und helfen, wie Foxix und des Schikſals Buch es will». Hier kann man Bambinos anziehende Perſönlichkeit — und ſeine Schätze gebrauchen. «Laßt ihn einige Wunder thun! Beſtimmt ſeinen Urſprung! Laßt ihn einigemal ſehen, alles wird ihn anbethen!» Es iſt leicht zu erkennen, welche Religion und Inſtitution mit dem Zerr-

bilde, bei all feinen indifchen und platonifchen Zügen, gemeint wird; das vierte Capitel wird darüber noch deutlicher. In einem Tempel findet Bambino die Marmorftatue der Göttin der reinen Liebe, die nackt ift «um ihrer Reinheit willen»; er erkennt in ihr die Züge Canzanens und läßt fich in den Orden aufnehmen, um nun ganz in der Schwärmerei für die entrückte Geliebte zu leben.

Die übrigen Capitel des Teiles befchäftigen fich mit den Abenteuern der Herren und Damen in Linkos Zauberwalde, die fich in eine Reihe einzler Erzälungen auflöfen. Zuerft von Belline, die einem azurblauen Vögelchen nachlauft und darüber in das Schloß eines Ritters gerät; im fpannenden Augenblicke bricht die Gefchichte ab. Dann von Trutine und Urini, die wegen der platonifchen Verwantfchaft ihrer Seelen zufammen gehn. Sie löfen Sätze aus dem Ariftoteles auf; weinen über Siegwart, «deffen Seele fie für wahren Ausfluß der Sternen hielten», und entzweien fich über den von Urini behaupteten Platonismus ihres Papageien, bis diefer eine Papageiin verfolgt und feine Herrin ihm nachlauft. Sie begegnet einem Faun, der auf ihre Ideen einzugehn verfteht und angibt er habe fich zum Plato bekehrt. Der Faun ift aber Ritter Pallas, der Anbeter Trutinens, der inzwifchen von einer Nymphe, der er nachgeftellt hatte, verwandelt worden ift. Im Begriffe, der platonifchen Urini den Platonismus immer fülbarer zu demonftrieren, wird er mit feiner Schülerin von Joconde belaufcht, die ebenfalls einen Cavalier aufgelefen hat, und die Gefchichte bricht ab. Ritter Rok endlich gerät in die Netze der Königin Elfe, die einen ganzen Kreis von Befchützern um fich gefammelt hat, davon fie jede Nacht einen belont. Ihre Schwefter Genevra, die ihre Reize durch Zauberkunft hatte zerftören wollen, ift durch den großen Atlas, arioftifchen Angedenkens, das Oberhaupt der Feenwelt, in Chryftall verwandelt, Ypfilona hat aber ausgemacht, daß nach Genevras Erlöfung die wollüftige Elfe von deren Schickfal betroffen werden foll. Daher müffen immer einige der Befchützer den Zugang zu der Höle bewachen, darin die verzauberte liegt und klagt, und fo ift der Faden der Epifode glücklich wieder mit Bambinos Gefchichte verfchlungen.

Als Klinger am 22. November von Schleiermacher wiffen wolte, wie er und andre die beiden erften Teile aufgenommen, fchrieb er «der dritte und tollfte» fei unter der Preffe. Es ift

war, der erfte und zweite kommen einem methodifch und gefetzt im Vergleich mit dem dritten vor. Es war natürlich, daß der Verfaffer, um das Intereffe der Lefer und vielleicht noch mehr um fein eigenes an diefer Art von Schriftftellerei zu erhalten, die groteske Phantaftik der Erfindungen zu fteigern fuchte; zu diefem Ende fetzte er nunmehr die Feenwelt, die anfangs nur wenig aus dem Hintergrund hervortrat, in lebhaftere Bewegung und fchuf einen complicierten Apparat von Epifoden, die zuerft felbftändig dazuftehn fcheinen und fich doch in die Haupthandlung einfügen. Wie die Erzälung an ungelöften Rätfeln vorbeigeht und jäh von einem zum andern Gegenftand überfpringt, fült man fich gefoppt und wird ärgerlich; plötzlich hat man den Faden des Zufammenhanges wieder in der Hand, um neuen Neckereien entgegen zu gehn. Der Ton wechfelt nach Verhältnis der Gegenftände; er ift im Ganzen leichter gehalten als in den zwei erften Teilen, am leichteften und flottften in den arabeskenhaften Scenen im Zauberwalde. Eine neue Manier, die im dritten Teile auftritt, ift die öfter wiederkehrende Anrede an die Damen, und eine andre die fpringende Erzälung in kurzen, ftiliftifch von einander getrennten Abfätzen; beides wird im vierten Teile wieder aufgegeben. Wenn diefer feinen Vorgänger nicht abermals an Tollheit überbietet, fo gelingt es ihm doch auf deffen Höhe zu bleiben.







SECHSTES CAPITEL.

Nach dem Kriege. Zürich, Emmendingen und Basel.

Beschränkten sich die österreichischen Feldherrn auf eine ängstliche Defensive, so wurde doch auch von preußischer Seite der Krieg nur mit halbem Herzen gefürt. Friedrich der Große hoffte Rußland zum Bundesgenossen zu gewinnen und damit Oesterreich mühelos zum Verzicht auf die baierische Erwerbung zu nötigen. Katharina ließ sich auf eine tätliche Beteiligung nicht ein, war aber zu diplomatischen Diensten bereit. Den besten Bundesgenossen hatte Friedrich an der eignen Mutter seines Gegners, so bitter sie ihn haßte. Maria Theresia hatte das ganze bairische Abenteuer von Anfang an mit gröster Abneigung geschehen lassen und es ihrem Sone so schwer gemacht, daß auch er endlich nach Rußlands Hand griff, um sich mit einigem Anstand wieder heraus zu ziehen. Am 10. März 1779 wurde der Friedenscongreß in Teschen eröffnet, und von da an ruhten die Waffen. Im April räumten die kaiserlichen Heere bereits ihre bisherigen Stellungen und wir finden Klinger am 23. in Prag, von wo er seinem Freunde Kayser die Nachricht gibt, daß all seine «heißgeträumte, stark gefühlte Projecte verstoben», daß sein «erster kriegerischer Lauf zu Ende» sei. Am 13. Mai ward der Friede unterzeichnet und demnächst zur Reduction der Armeen geschritten, davon die Freicorps vor allen andern Truppenteilen betroffen wurden. Das Ottoische war, wie man den 11. Juni im Frankfurter Staats-Ristretto las, bereits vor dem 27. Mai seinem Schicksal verfallen. Diese Zeitung hatte

zwar am 5. Februar die Nachricht gebracht: «das Wolterische Freycorps soll sich die Ehre verdient haben, daß es zu einem Feldregiment gemacht wurde»; aber daraus war nichts geworden, und Ende Mai, wenn nicht früher, muß auch Klinger seinen Abschied in der Tasche gehabt haben.

Ueber seine Plane für diesen Fall hatte er sich in dem angefürten Briefe gegen Kayser ausgelassen. Er wolte zuerst nach Ulm reisen und sich bei Ried melden, der ihm, wie aus der Anlage zu Nr. 54 der Briefe hervorgeht, bei seiner Anstellung im Wolterischen Corps versprochen hatte, ihn später, bei entstehender Gelegenheit, in das Regiment zu nehmen, dessen Inhaber er war; von da wolte er zu Schlosser, um bei ihm zunächst seine Genesung von einem Uebel abzuwarten, das nach der Weise wie er es andeutet eine Folge lockerer Sitten gewesen zu sein scheint. Diesen letzteren Plan hätte er schwerlich gefaßt, wenn ihm bekant gewesen wäre, daß in Schlossers verödetem Hause seit dem 24. September wieder eine Frau waltete, die feingebildete, zartsinnige Freundin Fritz Jacobis und Gœthes, Johanna Fahlmer; wie Schleiermachers und dessen Schwester Briefe (Br. 54) werden ihm auch Schlossers seine auf dem Kriegsschauplatze nicht zugekommen sein. In der Tat findet sich nirgend eine Andeutung, daß Klinger vor dem Herbst in Emmendingen gewesen sei, und seine Spur verschwindet in diesem Sommer eine Zeit lang völlig. Im 51. Briefe blickt er auf einen lustigen Aufenthalt von zwei Monaten in der Schweiz zurück, und nach Schlossers Zeugnis (Wagner 2, S. 171) war er in der ersten Hälfte des Octobers bereits bei ihm, wärend er in den letzten Septembertagen, wo Gœthe mit dem Herzog von Weimar und Wedel in Emmendingen einkehrte, zweifellos nicht dort war. Rechnet man also September und August auf den Aufenthalt in der Schweiz, so bleibt es unaufgeklärt, wo und wie er im Juli und Juni gelebt hat. Es scheint daß er von Prag statt auf dem nächsten Wege nach Ulm zuerst nach Wien gegangen ist, um sich dort an der Quelle um eine neue Officierstelle zu bewerben, und daß er abschreckende Erfarungen machte; denn dies dürften doch die Worte «ich kenne Wien» im 54. Briefe, und in dem Zusammenhange den sie haben, voraussetzen. Nachher wird er über Ulm nach Zürich gereist sein, um eine gute Weile mit dem unwandelbar geliebten Kayser zusammen zu leben.

Den 8. September ſchrieb Wilhelm Gottlieb Becker, ein junger Dichter und Gelehrter aus Kurſachſen, als Conſervator der Dresdener Kunſtſchätze nachmals rümlich bekant*, an Kayſer: «habe herzlichen Dank lieber Bruder für deine erfreuliche Nachricht, daß du herkommen willſt nach Baſel mit Klingern, den ich wieder zu ſehen mich freue. Grüß ihn zum Voraus, ich wünſch' ihm Glück zu ſeiner Aufnahme» (Grenzboten 29. 2, 506). So lange alſo war er geblieben, und hatte ſich wärend dieſer Zeit in den Orden der Freimaurer aufnehmen laſſen; denn in den Briefen an Schleiermacher gibt er ſich von jezt an wiederholt als Mitglied kund. Es war die Blütezeit der Maurerei, da in der Loge Jedermann, der ſich eines humanen Strebens bewuſt war, Erſatz für die in Verachtung geratene Kirche ſuchte; und ſie hatte an Kayſer einen Adepten, dem es an Begeiſterung nicht leicht einer zuvor tun konte. Bis an ſein Lebensende blieb er ſich darin treu, und bereits im 77er Sommer ſehen wir ihn auf die Erwerbung maureriſcher Schriften bedacht (Nr. 69 der Briefe). Wenn in ſeiner Perſon die Sache an Klinger heran trat und ſich mit der Macht der Freundſchaft verband, iſt nicht zu verwundern, daß ſie ihn für jezt gewann, bis nachmals mit der ſchärferen Ausbildung ſeiner geiſtigen Eigentümlichkeit ein leidenſchaftlicher Widerwille gegen alles ordensmäßige und geheimniskrämeriſche Weſen in ihm hervortrat.

Wärend er im Genuß eines alten Freundes und einer ihm neuen reichen Natur frohe Tage verlebte, entſtieg ſeinem Geiſt eine dramatiſche Conception, die in heiterer Phantaſtik ſich dazu hergab, gewiſſe Ideen, die ihm der maureriſche Verkehr mit dem Reize der Neuigkeit entgegentrug, poetiſch zu verwerten. Das erſte Element dazu, die Geſtalt um die ſich alles drehen ſolte, lieferte eine literariſche Neuigkeit dieſes Sommers, die geeignet war, ſeinen ganzen Sinn aufs lebhafteſte zu ergreifen. Vom Dichter der Emilia Galotti war nach ſieben Jaren endlich wieder ein Drama erſchienen. Unter den Nebenperſonen desſelben hat der Derwiſch für die

* Er ſtudierte damals in Baſel die Reliquien der Renaiſſance und datiert vom September 1779 auch die Vorrede zu ſeiner für Thurneiſen beſorgten neuen Ausgabe des *Enkomion Morias* von Erasmus von Rotterdam.

Handlung nur den Zweck, zwifchen Saladin, deffen Schatzmeifter er ift, und Nathan, der fein Freund ift, die Beziehung herzuftellen; nachdem dies gefchehen, ift er überflüffig und muß verfchwinden, und dies wird vom Dichter geiftreich fo motiviert, daß der ehmalige Bettler, den der Sultan ausgewält hatte, um einer freigebigen Verwaltung feines Schatzes ficher zu fein, durch die Schwierigkeiten diefes Dienftes zur Verzweiflung gebracht fich nach feinem alten Stande zurückfehnt und nach dem Ganges entflieht, wo er allein «Menfchen» weiß. Er fpielt die Rolle des gutmütigen Polterers im Nathan; von Grund aus edel fehlt es ihm nicht an kleinlichen Zügen: die Liebhaberei am Schachfpiel macht ihn zum Pedanten, und in Geldfachen ift er, nicht in feinem, aber in fremdem Intereffe, engherzig; dabei ein Fanatiker der perfönlichen Freiheit, der eben darum nur unter Gymnofophiften leben kann. Ein mit fichtlicher Liebe individualifierter Charakter, der aber über das Stück, darin er vorkommt, hinausweift, weil er aus der Handlung fcheidet, um unter andern Verhältniffen fein Wefen voller zu entfalten; daher fich denn auch Leffing mit dem Gedanken trug, ihn zum Protagoniften eines Nachfpiels zum Nathan zu machen. Klingers Phantafie hielt die Hauptfache feft, das Verlangen und die Flucht nach dem Ganges, die Liebe zur Freiheit, die Verachtung des Reichtums und der Ehre, die Furcht vor der Nähe der Sultane; im übrigen mifchte er die Elemente des Charakters in feiner eigenen Weife, indem er befonders die Jovialität, die er felber damals für das höchfte Gut feines Lebens hielt, ftark in ihm hervorhob. Das Hauptmotiv aber für die Handlung in feinem DERWISCH lieferte Niemand anders als Caglioftro — oder zunächft die Loge *la Modestie* in Zürich, als Gefäß deffen Rumes.

Diefer ftand zu jener Zeit, wenn noch nicht in höchfter, doch noch in frifcher, unangekränkelter Blüte. Der geheimnisvolle Graf war zuerft in England, dem Mutterlande der Maurerei, als deren Reformator aufgetreten, indem er fie auf eine angeblich urfprüngliche ägyptifche Obfervanz zurück fürte und überall wo er hinkam ägyptifche Logen gründete. Eben jezt war er damit in Mitau befchäftigt, von wo er feinem erften Miserfolg in Petersburg entgegen gehn folte. Aus Aegypten ftammten feine geheimen Kentniffe *in verbis, in herbis, in lapidibus*, die er daher auch kurz als die Wiffenfchaft der ägyptifchen Pyramiden bezeich-

nete. Mittelft diefer Kentniffe verrichtete er Wunderkuren, ja er verfprach feinen Gläubigen zu der moralifchen eine phyfifche Wiedergeburt und damit alfo eine unbegrenzte Verlängerung des irdifchen Lebens, wie er auch gelegentlich fein eigenes Leben aus dem fernften Altertum herleitete. Wo er dies nicht tat, behauptete er doch weder feine Eltern noch feinen Geburtsort zu kennen und wolte feine Jugendjare in Arabien und Aegypten zugebracht haben*. Man mag fich denken, wie fehr die Kunde von diefen Dingen, die durch maurerifche Verbindungen überall hin dringen mufte, die Umgebung des wunderfüchtigen Lavaters in Bewegung brachte. Fand doch in feinem fonft nüchternen Freunde, dem biedern Jakob Sarafin, Caglioftro fpäter nach fchlimmen Erfarungen die ausdauerndfte Stütze.

Klingers Derwifch nun befitzt die Kunft, Tote durch ein in den Mund geftecktes Kerzchen zu neuem verjüngtem Leben zu erwecken. Die Methode ift nicht die Caglioftros; fie ift wol nach dem alten, in Märchen auftretenden Volksglauben vom Lebenslichte frei erfunden; die Wirkung aber kommt auf eins heraus. Und der Mann, der fie ausübt, ift nicht was er fcheint, er ift eigentlich Mitglied eines Ordens, der in Aegypten zu Haufe, und feine Kunft ftammt aus den ins Innere der Natur dringenden Studien, die diefer Orden betreibt. In einer Unterredung mit dem Sultan (III, 4) gibt er hierüber die offenfte Auskunft. Der Sultan hat lang einmal vertraulich mit ihm zu reden gewünfcht. Der Mufti und feine Schar von Bonzen und Derwifchen liegen ihm an, den Wundermann zu verderben, weil er gegen das Gefetz handelt; um ihnen antworten zu können will er wiffen, woher jener fei und feine Kunft habe. «DERWISCH. Nun dann, ich bin kein Derwifch. — — Ich zog den Rock bloß an, weil ich keinen fchlechtern kannte, weil ihr meine Brüder hier nicht kennt. SULDAN. Wer find deine Brüder? DERWISCH. Ich weiß nicht wie ich auf diefe Welt gekommen. Meine Väter, meine Brüder find die Weifen in Egypten, von deren Tugenden und Eigenfchaften ich weiter keine habe, als heitern Sinn. Seit meiner erften Jugend befand ich mich in den unterirdifchen Gängen um Memphis. Dort

* S. DÜNTZER, Neue Gœtheftudien S. 136 fgg. und die dort angefürten Quellen.

wohnt Weisheit, Klugheit, Wiffenfchaft. Da wird das Innere der Natur entwikkelt, fo weit der fchwache Menfch nur dringen kann. Und eben diefe Schwäche, diefe Unzulänglichkeit zog mich von der Weisheit ab, und führte mich zu näherer Hülfe. Doch wurde ich im Orden in allen Graden eingeweiht. SULDAN. Was ift das mit dem Orden? DERWISCH. Lieber Suldan, der Orden hat das Gute, das er für keinen Suldan gemacht ift, und kein Suldan für ihn. Denn Weisheit, Schönheit, Stärke find die Pfeiler, worauf der Orden ruht, dazu gefellen fich Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit und Liebe; ich für mein Theil verband die Freude mit. Merk, dort ift der König das Oberhaupt des Ordens, doch kein Suldan. Ich forfchte in den Dunkelheiten der Natur, ließ mich von meinen Brüdern leiten, und fand im Mark der innern geheimen Schöpfung das Licht, womit ich Todte an die Sonne rufen kann.»

Indem Klinger diefe mit dem Zubehör Caglioftros ausgeftattete Figur als edeln Charakter mit Liebe durchfürt, ftatt fie, wie Gœthe feinen Groß-Cophta, als Betrüger zu entlarven, darf man nicht denken, daß er zu jener Zeit an den Abenteurer aus Meffina eigentlich geglaubt habe. Wäre ihm in der Nähe die Frage Für oder Wider praktifch entgegen getreten, er hätte feiner ganzen Natur nach one Zweifel wider ihn Partei genommen. So aber ftand das Wunder in einer poetifchen Ferne, die es geftattete, mit der Vorftellung nur zu fpielen, wobei zugegeben werden mag, daß die Phantafie, mit allem Vorbehalte, vorläufig dafür eingenommen war. Möglich daß der Zorn und die Verachtung, womit Klinger nachmals alles myftifche und wunderfüchtige Treiben verfolgte, gerade durch die Erinnerung einer eignen vorübergehenden Anwandlung genärt ward. Jedenfalls erfchien ihm der Verfuch dankbar und für die Satire ausgiebig, die Wirkung auszumalen, die das Dafein eines fo wunderbar begabten Wefens auf Menfchen und Zuftände üben müfte, und den Gebrauch darzuftellen, den dasfelbe von feiner Kraft machen oder nicht machen würde, wenn es fie in den Dienft der fittlichen Idee zu ftellen gefonnen wäre.

Beides gefchieht fchon in der erften Scene des Stückes. Bei dem Gaftwirt zum Löwen in Ormus — diefe altberümte Handelsftadt ift uns bereits als Bambinos Geburtsort bekant — kommen zwei vornehme Fremde an: der Mufti von Sammercand, ein abgelebter alter Geizhals, um hier zu fterben und fich von dem

wundertätigen Derwiſch neu beleben zu laſſen; der Prinz Oronoko um Ginevra, die Schweſter des Sultans von Ormus, in deren Bild er ſich verliebt hat, zu verdienen. Beide beſtürmen den Wirt um Auskunft, dem Mufti gelingt es ihn in Beſchlag zu nehmen, und er erzält, wie die Stadt voll Prinzen, Schachs, Muftis, Viziers und alter Damen ſei, die alle auf das Lebenslicht des Derwiſchs rechnen, wie er aber beharrlich nur gute luſtige arme Leute erwecke, das Gold verachte, in einer Hütte von Milch und Früchten lebe und ſtatt vornehmen Umganges einen Bettler zum Geſellen habe. «Und glaubſt du wohl, daß er einen Derwiſch, Bonzen oder Kalender erwekte, die doch ſeine Brüder ſind? Um alles nicht. Mufti. Keinen Derwiſch? keinen Bonzen? keinen Mufti? er iſt ein Gottesläugner. Wirth. — — Ja wär der Suldan nicht, der ihn auch brauchbar findet, ich glaube, die Muftis, Derwiſche und Bonzen hätten ihn ſchon längſt ans Kreuz geſchlagen. Sie haſſen ihn wie den Satan, weil er ſich um ſie nichts kümmert.» Wir wiſſen bereits, was ſich bei ihm, etwas jeſuitiſch, unter der Mönchskutte verbirgt, und ſehen den feindlichen Gegenſatz der Loge zur Kirche lebhaft hervor treten. Vom Sultan, der den Derwiſch ſchützt um ihn zu gebrauchen, hören wir ſpäter, daß er gut war bis jener nach Ormus kam: ſeitdem, von der Furcht vorm Tode befreit, iſt er ausgeartet und ganz Sultan geworden.

Auch Prinz Oronoko findet übrigens viele Mitbewerber in Ormus. In der zweiten Scene begrüßt er ſich mit ſeinem Couſin Prinz Muſtapha, der ihn belehrt, daß es nun mit ihm, Oronoko, 101 Prinzen ſeien, die um Ginevra ſeufzen. Sie iſt verwünſcht beſtändig ihre Diamanten zu zälen, bis ſie neun und neunzig heraus bringt, es fehlt aber beharrlich einer, und nur wer dieſen, den andern völlig gleichen, liefert, ſoll ihr Gemal werden: ſo hat der Sultan geſchworen. Beide Prinzen unterhalten ſich in einem Tone, der an Strudelwitz und Prudelwitz erinnert. «Mustapha. Und empfindſam iſt man jezt in Ormus zum Entzücken! Oronoko. Empfindſam, ſagſt du, *cher cousin,* was iſt das? Mustapha. Empfindſam, und die Mode hat den Damen erſt neuerlich *faux culs* hinterlegt. Das Ding läßt göttlich und erhaben. Oronoko. Empfindſam und *faux culs,* und liebſt die Prinzeſſin, Couſin. Mustapha. Du hätteſt zu keiner brillanteren Zeit nach Ormus kommen können. Die ſeltene Carricatourn hier zuſammen, die Verwirrung in den

Köpfen, in den Herzen, und der gute Ton» u. f. w. Er will feinen Freund, eh er ihn bei Hofe produziert, erft mit zum Derwifch nehmen. «Diefe Nacht ift mir ein wunderliches Ding begegnet, und Niemand kann mir's deuten. Von dem Derwifch hof ich alles». Caglioftro fah mit Hilfe feiner Geifter ins verborgene, erkante das zukünftige oder entfernte; eben dies wird auch dem Derwifch zugetraut, und zwar mit Grund. Er hat nämlich die ihm vom Sultan aufgegebene Löfung von Ginevras Schickfal gefunden, und fie hängt aufs genauefte mit dem wunderlichen Erlebnis Muftaphas zufammen. Diefer war in den Befitz zweier Tafchenuren gekommen und hatte fie um Mitternacht plötzlich fagen hören: «ach diesmal find wir wiederum nicht aufgezogen worden». Als er nach ihnen griff, waren fie verfchwunden. Diefe Uren find zwei vom Zauberer Primrofo verwandelte Prinzeffinnen aus Illyrien, einft die Geliebten der beiden Prinzen, und fie müffen aus einer Hand in die andre rollen, bis ein Befitzer fie bei dem Glockenfchlage zwölf aufzieht und ihnen dadurch ihre Geftalt wiedergibt; alsdann aber wird die eine von ihnen in einer Falbala ihres Unterrockes den Stein finden, der zu Ginevras Erlöfung erforderlich ift, und der Erlöfer der Uren wird des Sultans Schwager. Diefes Geheimnis ift jedoch dem Derwifch für keinen Muftapha feil. Er bewart es zu eignem Gebrauche: er will damit Derbin den Bettler, feinen Freund, auf die letzte Probe ftellen. Diefer Freund ift nämlich zugleich fein dankbarer, bis jezt ganz hingegebener Zögling in der Lebensweisheit, deren Summe man aus folgendem Wort erkennt: «Derbin, fo lang der gute innere Funke freyer eigner Behaglichkeit uns bewahren wird eine Rolle in diefem bunten Poffenfpiel mitzufpielen, fo lange wir als Zufchauer an den Verwiklungen, Verzerrungen und tollen Conventionen uns ergötzen, find wir glücklich». Es dauert den Derwifch, ihn der Gefar jener Probe auszufetzen: «doch überfteht er fie, fo hab ich einen Freund. Dann foll er mit an Ganges und in Freuden feines Herzens leben». Er verrät ihm alfo das Geheimnis der Uren; Derbin antwortet zuverfichtlich: «was foll mir das? Uhren und Prinzeffinnen find Derbins Sache nicht! Freude und deine Hand!» Es ift hienach zu hoffen, daß er, wenn die Uren in feine Hand kommen, zwar die armen Kinder aus Illyrien fowie die Schwefter des Sultans erlöfen, aber auf den Preis verzichten wird.

Hiemit fchließt der erfte Act; noch aber ift die in ihm enthaltene Anknüpfung der Haupthandlung zu erwänen. Der Derwifch hat fich bisher vor der Liebe gehütet; da er die arme Frau, in deren Hütte er wont, vom Tod erweckte, hat er zuerft gefehen, daß deren Tochter Fatime fchön fei. Er ift verliebt; aber er wagt nicht Gegenliebe zu hoffen, macht fich ein Gewiffen daraus die Dankbarkeit auszubeuten und ftellt fich bei den entgegenkommenden Frauen fehr blöde an. Der Befuch des Muftis bricht die Scene ab, dem er die gewünfchte Kerze für den Todesfall verabfolgt, aber nur, um ihm einen Streich damit zu fpielen, auf den wir gefpannt bleiben.

Im zweiten Acte werden wir an Hof gefürt und lernen zuerft des Sultans Günftling Culi kennen, der unter dem Joche diefer Gunft feufzt, aber nicht die Kraft finden würde fich zu befreien, auch wenn nicht fein Vater, der Minifter, um fich «zu foutenieren», von ihm forderte, die Plage feiner Stellung zu ertragen. Beide find das genaue Gegenbild zu Derbin und dem Derwifch. Der Sultan felbft ift im Grunde kein übler Mann, wenigftens hat er Verftand genug, um es zu merken, wenn ihn ein Schmeichler im Schachfpiel will gewinnen laffen: «glaubt ihr Affen, weil ich aus Culis Mund gern etwas Süßes höre, fo wäre eure plumpe, niedrige Schmeicheley mein Futter?» Den Prinzen Oronoko, der ihm von Muftapha vorgeftellt wird, nimmt er als angenehmer, jovialer Lebemann auf; aber Chierwein und Circaffierinnen find fein Verderben, und er wird aus dem Sultanswege, mit der Ueberfättigung durch Steigerung der Reize zu kämpfen, nicht mehr herauskommen. In diefer Scene bereitet fich für den Derwifch, der das Schickfal andrer in Händen zu halten gewont ift, eine Schickfalsprüfung und damit die Verwickelung des Dramas vor. Halli, der fchönen Fatime häßlicher Bruder, dient im Palafte, und durch ihn weiß man, daß der Derwifch beider Mutter vom Tod erweckt hat. Die Neugierde des Sultans ift dadurch angenehm erregt, er fpendet Gnaden an Halli, er will von ihm alsbald nach der Hütte gefürt fein. Zur Unzeit wird er erinnert, daß der Divan gerade jetzt feiner Gegenwart bedarf: «der Divan foll fich hängen, ich will ihm Stricke fchicken». Die Scene wechfelt und wir befinden uns in der Idylle. Im Garten bei der Hütte bringt endlich der Derwifch das Geftändnis feiner Liebe vom Herzen und feiert den leichteften Sieg;

feine Armut und feine Verachtung des Reichtums ift für die arme kein Hindernis; die Mutter und der treue Derbin fegnen den Bund, da meldet Halli zu allgemeinem Schrecken den Sultan und fein Gefolge. Der Sultan ift äußerft gnädig, möchte den Derwifch an Hof ziehen: «was fitzeft du in der fchwarzen Hütte? DERWISCH. Um über dich zu lachen». Auch dies ftört des Sultans gute Laune nicht: er will die Mutter fehen und fordert fie auf zu bitten was zu ihrem Glück noch fehle. Inzwifchen hat Culi die verfchleierte Fatime entdeckt, fie muß ihr Geficht zeigen, Sultan und Günftling brechen in Entzücken aus. Hier nun bezalt auch ein fo weifer Liebhaber wie der Derwifch den Tribut der Sterblichkeit und unterliegt einer Krife feines Charakters, die den pfychologifchen Gehalt der Handlung ausmacht. Der gute Mann wird eiferfüchtig, was durch feine anfängliche Verzagtheit gegenüber Fatimen, feine Unerfarenheit in der Liebe gut vorbereitet ift. Er zeigt fogar feine Eiferfucht und muß fich vom Sultan fchrauben laffen, der mit fehr bedenklichen Verheißungen fcheidet. Derbin, der die Scene belaufcht hat, folte nun als unbeteiligter Vernunft predigen: aber er zeigt plötzlich eine kleine Seele, die nicht glauben kann, und gießt Oel ins Feuer. Der Act fchließt mit der Aufwartung der zwei faden Prinzen bei der diamantenzälenden Ginevra, die ein tüchtiges Mädchen zu fein fcheint, denn fie will von Gecken nichts wiffen: «noch hört ich keinen, der in meine Seele ganz gefprochen hätte».

Den dritten Act beginnen der Sultan und Culi. Jener hat nach Fatimens Anblick feine Sklavinnen fatt; er hat fie dem Culi alle gezeigt, um fie mit jener vergleichen zu können, und Culi ftreicht ihm ihre Reize vergeblich heraus. Der Sultan muß Fatimen haben; aber wie fie dem Derwifch abfpannen? Er hat diefen zwar beftellt um ihn zu verfuchen, und er fängt es nicht uneben an. Das oben mitgeteilte Gefpräch hat den Derwifch dahin gefürt, ihm fehr ungefchminkte Warheiten zu fagen und jede Hoffnung auf die Kerze im Falle des Bedürfniffes zu benehmen. Da meint der Sultan: «Herr, lieber Derwifch, ift nicht die Liebe die Quelle alles Guten?» und fo kommt er auf Fatimen; der Derwifch lacht ihn aber aus und geht. Culi weiß Rat, die Schöne zu fchaffen, jedoch nicht für den Sultan. «Hier — er meint fich felbft — ift Jugendkraft, und kein veralteter, aufgefchraubter, von dem Genuß verbrauchter

Sinn! — — Nach folchen Augen, folchem Wert des Herzens hab ich längft gegeizt, für einen Sultan ift das nichts, der will erhizt feyn». Er hat Halli gewonnen, feine Schwefter zur Abendftunde in den Park zu locken, als gölte es eine Unterredung mit ihm, dem Bruder; dann foll er fie dem Culi überliefern. Fatime geht in diefe Falle, weil es ihr anliegt, den entarteten Bruder nochmals zu befchwören, daß er feiner Hofcarriere entfage und fich der Auswanderung nach dem Ganges anfchließe. Der Derwifch kommt nach Haufe, erfärt von Derbin wo fie hin gegangen, fteckt einen Säbel zu fich und geht ihr nach. Es ift Nacht; er belaufcht das Par unter dichtem Schatten, hört misdeutbare Worte, fieht Fatime an eines Mannes Hals, haut zu und beide Köpfe rollen. Ein Sklave kommt um Halli zu rufen und entdeckt den Irrtum. Der Derwifch nimmt fogleich zwei Kerzen, «zündet fie durch eine befondere Bewegung, wie am Licht der Sternen, an», ein kleines fchwebendes Flämmchen läßt fich auf fie nieder und er fteckt fie den an die Rümpfe angefügten Köpfen in den Mund, worauf die Toten wieder aufftehn. Da aber Derbin nachkommt, um Unglück zu verhüten, zeigt es fich beim Schein feiner Laterne, daß die Köpfe verwechfelt find. Wilde Scene, der Derwifch fucht den Streich zu wiederholen, aber Halli lauft davon, um mit Fatimens Kopfe fein Glück zu machen.

Der Dichter hat hier ein Motiv eines Märchens benutzt, das Wieland im goldnen Spiegel (bei Hempel 1, S. 37) mit den Worten anfürt: «befaßen Sie vielleicht das Geheimnis der magifchen Mundkügelchen, womit der Prinz Telamir feinem Bruder und der fchönen Dely ihre Köpfe wieder auffetzte, als er fie ihnen aus einem Irrthum der Eiferfucht abgefchlagen hatte?» Ich kenne das Märchen nicht und muß es dahin geftellt laffen, ob auch die Verwechfelung der Köpfe darin gegeben war. Sie dramatifch zu verwenden war gewiß ein ftarkes Wagnis von Klingers Humor. Um es richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß der Derwifch, wie fchon aus den genauen Bünenweifungen hervorgeht, ganz fürs Theater gefchrieben und berechnet ift; aber wenn ich mir ein gutlauniges, äfthetifch nicht verzärteltes Publikum denke, fcheint mir bei gefchickter Ausfürung dem Wagnis eine durchfchlagende Wirkung nicht fehlen zu können, die fich auch in den folgenden Acten mit feiner Steigerung erhalten dürfte. Denn nun werden wir Zeugen

des Jammers der armen Fatime, die mit einem abfcheulichen Barte fich klar darüber ift, kein Gegenftand der Liebe mehr fein zu können, und des unglücklichen Derwifchs, der für feine Liebesbeteuerungen weder bei ihr noch bei der Mutter mehr Glauben findet, und fich felbft die Vergeblichkeit feiner Anftrengungen, der Verwandlung keinen Einfluß auf feine Gefüle zu gestatten, geftehn muß. Hiebei ift weislich angeordnet, daß man Fatimen nur verfchleiert oder vom Rücken fieht. Andrerfeits wird Halli, den Culi anfangs für Fatimen genommen, von diefem abgerichtet, um in Frauenkleidern bei dem Sultan aufzutreten und feine Schwefter zu fpielen, und der Sultan läßt fich wirklich täufchen. Indem fich die Handlung immer märchenhafter entwickelt, kommt es auch auf diefe derbe Unwarfcheinlichkeit nicht mehr an.

Inzwifchen löft fich das Schickfal der Uren. Am Schluffe des dritten Actes waren fie im Befitze des Muftis, der aus Vorficht Abends mit feiner Kerze im Munde einfchläft. Die verwünfchten Prinzeffinnen, die ihn am Hof ihres Vaters einft gekant hatten, wollen ihm einen Streich fpielen und wecken ihn mit dem Ruf des Kiebizes, «des Todten Vogels», auf. Der alte Mann ftirbt vor Schrecken; er erwacht zwar durch die Kerze alsbald wieder, aber in einer Verwandlung, als «abfcheulicher Alter mit zerißnen Kleidern». Die Uren rollen mit dem Rufe «Räuber! Hilfe!» davon, die Sklaven kommen und prügeln ihren unkentlichen Herren hinaus, der im vierten Acte noch einmal heulend auftritt, nur um mit der Abficht fich zu hängen wieder abzugehn. Die Uren werden darauf von Derbin auf der Straße gefunden und wirklich mit dem Schlage zwölf aufgezogen, worauf die erlöften Prinzeffinnen erfcheinen und ihm fein Glück anbieten; er verfchmäht es, wankt, wirft endlich den Bettelfack weg und folgt ihnen zum Sultan, der fein Wort war macht. Muftapha und Oronoko, die hinzu kommen, finden ihn als defignierten Prinz-Gemal und ftürzen darauf den Prinzeffinnen aus Illyrien in die Arme, one fie jedoch über das was inzwifchen gefchehen teufchen zu können. Der Sultan fordert zu Tanz und Luftbarkeit auf, aber Culi befchließt den Act mit den Worten: «gut, ich will dich fchon aus dem Taumel erfchrecken, und den Bettler aus dem Sattel werfen».

In fünften Act erfüllen die guten Prinzeffinnen ihre zweite Dankespflicht gegen den Derwifch, und find fo glücklich ihm einen

ungeanten Beiftand anbieten zu können, mittelft deffen er hoffen darf, den fchändlichen Halli hiebgerecht vor zu kriegen. Der Zauberer Primrofo hat ihnen geftattet, ihn am Tag ihrer Erlöfung zu einer «großen, glänzenden, wohlthätigen Handlung» aufzufordern. Er wird befchworen, antwortet und heißt den Derwifch mit Fatime an Hof gehn. Dort fült fich Derbin, obwol ihm Culi bei feiner Prinzeffin im Weg ift, fo wol, daß er bereits an die Verlängerung diefes angenehmen Dafeins über das natürliche Ziel denkt und den Schwager Sultan (den er ganz prächtig findet) erinnert, doch ja des Derwifchs Flucht an den Ganges zu hindern. Der Sultan will denn auch das heutige Feft damit befchließen, daß er, den Zug des Bacchus nach Indien vorftellend, mit Mufik nach des Derwifchs Hütte zieht, um ihn an Hof zu fchleppen. Einftweilen wogt der Tanz, aber mitten drin fchläft alles plötzlich durch Primrofos Zauber ein. Der Derwifch kommt mit Fatimen, der Mutter und den Prinzeffinnen, fürt Halli aus des Sultans Armen, nimmt an ihm und Fatimen im Hintergrunde die erforderliche Operation vor und legt ihn mit feinem eignen Kopfe wieder dahin wo er ihn genommen hat. Die Prinzeffinnen möchten nun fliehen, aber der Derwifch muß erft feinen Spaß haben und den Sultan erwachen fehen. Es gefchieht, der Tanz geht weiter, indem folgt die Entdeckung und die Säbel werden bloß. Donner und Blitz, der Sultan bleibt bezaubert ftehn und man hört Primrofos Stimme: «Suldan! Suldan! es giebt noch Wefen die einen Suldan drücken können! So macht man dich zur Fabel!» Er hat einen Wolkenwagen bereit um den Derwifch mit den Seinen an der Quelle des Ganges nieder zu fetzen. «Derwisch. Nun, Derbin, an Ganges folgft du mir wohl nicht. Ich vergeb dir alles. Derbin. Derwifch, ich bin gefallen. — Du haft Recht; Gold, Macht, eine gute Tafel, weiche Betten proben den Mann und greifen die beften Nerven an. Jovialität, die feltne Gabe, felbft gewählte Armuth, fetzen uns über alle Menfchen, machen uns die Welt zum Poffenfpiel. Ich fpiele mit, leb wohl und lache!» Nachdem fie den Wolkenwagen beftiegen haben wird der Sultan von Culi aus feiner Erftarrung geweckt und fchließt mit den Worten: «da fahren fie, und ein Sultan kann fie nicht halten, das ift abfurd!»

Diefes Stück gewärt nach meinem Gefüle von allen Jugendwerken Klingers die am wenigften eingefchränkte Befriedigung.

Es ift in der glücklichften Laune erdacht und entfprechend leicht und flott ausgefürt. In aller Phantaftik fpiegelt es die Wirklichkeit des Menfchenlebens. Ein luftiges Luftfpiel durch und durch ift es zugleich ethifch belebt und mit bedeutenden Ideen gefättigt. Der complicierte dramatifche Organismus bewegt fich leicht und glücklich; kein Glied ift zu viel und keines verkümmert, kein notwendiges Motiv leidet an mangelhafter Ausfürung. In ftiliftifcher Hinficht waren die alten Wildheiten fchon im Stilpo abgelegt; im Derwifch war um fo weniger Verfuchung dazu, als in der ganzen Compofition nicht einer jener gärenden Charaktere vorkommt, die wir aus den früheren Dramen kennen.

Es ift bekant — und wer es nicht weiß, der lefe Bartholds Buch über Cafanova — daß die freigeiftifche und fittenlofe Gefellfchaft des 18. Jahrhunderts aufs tieffte in wüften Aberglauben verftrickt war. Um drei Dinge drehte er fich, die für den Menfchen one Gott und one unfterbliche Seele allerdings der Mühe wert wären: Erforfchung der Zukunft, Erzeugung von Gold, Erhaltung der Kräfte und des Lebens. Von diefen Wünfchen der Neugier, Genußfucht und Todesangft fchmarotzte ein Heer von Schwindlern, darunter Caglioftro nur eine hervorragende Spitze war. Der Derwifch befitzt die dritte der drei Künfte, für diejenigen, denen es an Gütern der Welt nicht fehlt, die wichtigfte, nur um fie ihnen zu verfagen und ihres onmächtigen Verlangens zu fpotten; und fo hält durch ihn der Dichter feiner Zeit einen Spiegel vor wie Gœthe im Groß-Cophta. Ward fein Werk von diefem an Stil und Kunft übertroffen, fo übertrifft es ihn an Frifche und guter Laune.

Prüft man das Stück auf den fubjectiven Gehalt, der im Stilpo fo ganz zurück trat, fo findet man fichtlich die moralifche Errungenfchaft des letzten Jares darin nieder gelegt. «Freude und Jovialität, ihr koftbaren Kleinode, die ich nach fo hartem Kampf errungen, als die einzige Würze des Lebens gefunden habe, verlaßt mich nie!» So fchrieb Klinger im Frühjar 1780 an Schleiermacher; und die Ermanungen, die er ihm im felben Briefe (55) gibt, ftellen wie ein Commentar den Sinn der Worte ans Licht. Die Vorausfetzung jenes koftbaren Gewinftes war das Aufgeben der geniehaften Prätenfion gewefen, des Herabfehens auf die Menfchen, des Tobens gegen die Verhältniffe, des wilden Gefülskrames und maßlofen Steigerns von Luft und Leid, des wollüftig krank-

haften Zerarbeitens feiner felbft. Befcheidenheit und gefunde, praktifche Lebensauffaffung hatte er in dem tätigen, harten, ftreng disciplinierten Leben gelernt, wo ihm «fo viele übrige Schuppen von den Augen getrommelt wurden». Er hatte den Grund zu beidem noch in einer andern Schule gelegt: in dem engen Zufammenleben mit Schloffer, das feinem Kriegsdienfte vorausgegangen war. Kurz, der Dunft und Nebel, der Sturm und Drang der Jugend war endlich abgetan und der Dichter ein heitrer, fefter Mann geworden, entfchloffen, mit dem ficher erfaßten Leben kaltblütig zu ringen, und feiner Kargheit zum Trotze die Quelle des Glückes zu genießen, die der leiblich und geiftig gefunde Menfch in fich felber trägt. Dies ift, wie man fieht, nicht der Standpunkt des Derwifches, der überhaupt nichts von äußern Gütern an das Leben verlangt; diefer Standpunkt einer auf Entfagung beruhenden Freiheit ift ein Ideal, das Klinger jezt würdigt, one es zu erfüllen. Sein perfönlicher Repräfentant, wenn auch nicht in jedem einzeln Motive, ift vielmehr Derbin, und im Verhältniffe zu diefem repräfentiert der Derwifch Schloffern. Wie könte man das fubjectiv zutreffende und den Ton des Herzens diefem gegenüber verkennen, wenn Derbin im erften Acte zum Derwifch fagt: «ich war wild und unbändig, du haft mich zufrieden geftellt, mit meinem widrigen Schikfal ganz ausgeföhnt. Von dir geführt werd ich noch weiter kommen. — — Von dir lernt ich der Narren lachen, und mit Laune den trüben mühfeeligen Gang des Lebens froh zu färben». War auch Schloffer nichts weniger als ein befitzlofer Einfiedler, fo konte man ihn doch als Typus eines wunfchlofen, völlig und aufs würdigfte ausgefüllten, friedevoll in fich beruhenden Dafeins, das dem Poffenfpiele der Welt von außen zufieht, mit voller Warheit aufftellen. Dem gegenüber fpielte Klinger eben doch nur in Ermangelung eines befferen den lachenden Philofophen und war fich bewuft, daß er eine erlöfte Prinzeffin nebft Zubehör fchwerlich verfchmähen würde; und fo hat er fich in der Rolle des Derbin mit heitrer Selbftironie gezeichnet.

Das Stück gab er, wie aus dem 54. Briefe hervorgeht, einem Verleger in Prag, den er wärend feines dortigen Aufenthaltes wird kennen gelernt und eine folche Abrede mit ihm getroffen haben. Es erfchien 1780 one Nennung des Verlegers, mit dem Namen Ormus für den Druckort. Ich weiß nicht ob es je aufgefürt wor-

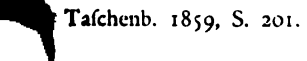
den ist; es ist völlig bünengerecht, bedarf jedoch einiger Maschinerie. Von Kritiken kenne ich nur die eine, völlig unbedeutende, natürlich geringschätzige Recension in der Allg. d. Bibliothek 46. 2. S. 431.

Ich habe die Conception des Derwischs mit Bestimmtheit nach Zürich verlegt; es ist eine andere Frage, ob er da oder überhaupt noch in der Schweiz vollendet wurde. Ich möchte es glauben, weil er ganz den Eindruck macht in einem Zuge hingeworfen zu sein; fest steht nur, daß er am 21. Februar in der Hand des Verlegers war und daß im November bereits die beiden Teile des Formoso fertig geworden sind.

In Zürich kam Klinger natürlich mit Lavater und seinem Kreise, dazu Kayser gehörte, in Berürung, und daß sie freundlich war, kann bei Lavaters entgegen kommendem Wesen und dem vertraulichen Verkehr zwischen beiden im folgenden Jare nicht bezweifelt werden. Der derbe Ausfall im Orpheus gegen das unter Lavaters Auspicien erschienene «Allerlei» konte, falls er zu dessen Kentnis gekommen war, daran nichts ändern; dazu war der Mann viel zu liebevoll. Nach Klingers später Erinnerung von 1814 (in dem bekanten Brief an Gœthe) hätte ihm jezt, im Spätsommer 1779, Lavater selbst über den einst von ihm verherlichten Kaufmann durch Mitteilung erstaunlicher «Schurkenstreiche» desselben die Augen geöffnet. Dieser spielte damals noch den patriarchalischen Landwirt auf dem Schlosse zu Hegi bei Winterthur, zog aber im selben Herbste nach Clarisegg am Bodensee, wo ihm der vorüberreisende, von Lavater kommende Gœthe das bekante Epigramm an die Haustüre setzte:

> Ich hab als Gottesspürhund frei
> Mein Schelmenleben stets getrieben;
> Die Gottesspur ist nun vorbei
> Und nur der Hund ist übrig blieben.

Noch am 7. August hatte sich Lavater gegen Herder zwar über Kaufmanns «lieblose, stolze, richtende Härte», über seine «unleidliche Stolzzornmüthigkeit, von der wir buchstäblich Arm- und Beinabschlagen fürchten», beklagt, aber von Schurkenstreichen nichts erwänt*; die Enthüllung jener gewissen «sonderbaren Komödie»,


* Taschenb. 1859, S. 201.

die er gespielt und dadurch er «alle seine Freunde von sich entfernt» hatte*, müste also gerade in Klingers Aufenthalt in Zürich gefallen sein.

Wenn der beabsichtigte Besuch in Basel zu Stande kam, so hat Klinger dort Lavaters und Schlossers Freund Jakob Sarasin und die gleichgestimmten Männer, die diesen umgaben, kennen gelernt. Man muß voraussetzen, daß er von Basel nicht nach Zürich zurückgegangen, sondern nach Emmendingen weiter gereist sei, wo er darum nicht minder gut aufgenommen ward, daß Schlosser eben erst mit Gœthe verkehrt und die gelockerten Bande, die ihn mit diesem umschlangen, neu befestigt hatte.

Stellt man sich beider Zusammensein vor, so scheint es kaum denkbar, daß Schlosser, der sich Klingers so treulich angenommen hatte und ihn jezt wieder erwartete, nicht die Rede auf ihn gebracht habe. Darauf muß er denn wol Gœthes Darstellung von dem Zerwürfnis in Weimar und dessen Ursachen zum besten bekommen haben, und wenn er damit Klingern demnächst bekant machte, so erfur dieser jezt zuerst, von wem das «erbärmliche Zeug» stammte, das Gœthe bezüglich seiner geglaubt hatte; und es ist schwer zu denken, woher er es früher oder später solte erfaren haben. Diese Kunde fügte sich nun allzuwol zu dem, was er schon in Zürich über den einst mit Begeisterung umfaßten Kaufmann hatte hören müssen.

In Emmendingen solte der Zeitpunct abgewartet werden, wo der Feldzeugmeister das versprochene für seinen Günstling tun könte. Ein neuer Krieg würde diesem Warten sofort ein Ziel gesetzt haben, und ungeduldig wurde danach am politischen Horizont ausgeschaut. In diese Stimmung seines Gastes läßt Schlosser einen Blick tun, wenn er den 14. October an Merck schreibt: «Klinger ist nun bey mir. Ich wollt, seinetwegen mehr als eines Menschen wegen, daß es wieder Krieg gäbe. Die Zeit wird ihm oft verwünscht lang, und ihm wär's gut, wenn strenge Subordination ihn amüsiren hülfe». Und da es eben nichts half, den Krieg herbei zu wünschen, so wurde Schlosser von neuem erfinderisch in Wegen, dem tatendurstigen Freunde die Kriegslaufban zu öffnen. Er schrieb den 4. November an Boie: «es soll vor einiger Zeit ein *patent*

* Häfeli an Hamann: a. a. O. S. 230, Anm. 81.

von England publicirt worden ſeyn, nach welchem dem, der eine gewiſſe Summe *recroutes* ſchafft, allerley *avantagen* gemacht werden. Ich bitte ſchaffen Sie mir das. Vielleicht können wir für Klingern etwas daraus machen. Wir ſtreifen manchmal in hieſigen Landen und die Schurken, die wir fangen, könten wir auf keine beſſere Art unterbringen. — Schicken Sie den Stilpo wieder. Klinger grüßt ſie herzlich»*. Zur Abwechſelung ſolte er alſo nun einen Haufen in die Uniform geſteckter Zigeuner und Strauchdiebe nach Amerika bringen, um ſie dort im engliſchen Solde gegen die Sache der Freiheit als Kanonenfutter zu verbrauchen. Man fragt, warum nicht lieber der frühere Plan eines Eintrittes in den Dienſt der Colonien wieder aufgenommen wurde — wenigſtens dann, wenn die engliſchen Avantagen ſich als nicht verlockend genug herausſtellten. Muſte doch Klinger, als gedienter Officier einer europäiſchen Militärmacht, jezt eine wertvollere Acquiſition für die Colonien ſcheinen denn vormals. Eine Antwort auf dieſe Frage iſt nicht vorhanden. Einſtweilen ſtand auch die auf Ried geſetzte Hoffnung noch zu lebendig im Vordergrunde.

Wärend einer Wartezeit von unbeſtimmter Dauer wolte der Beutel des verabſchiedeten Lieutenants beſſer gefüllt ſein als mit der uns unbekanten Summe, die der Prager Verleger für den Derwiſch zalte, und ſo muſte die melkende Kuh des bereits vierbändigen Orpheus von neuem herhalten. Klinger ſchrieb von dieſem den 21. Februar 1780 die bezeichnenden Worte: «dieſes Buch hat ein großes Verdienſt, indem mirs mit 70 Carolin bezahlt wurde». Für jeden Teil, deren damals ſieben geſchrieben waren, gab alſo Thurneyſen zehen Carolin, und damit Grundes genug zu immer neuen Teilen. Kaum bei Schloſſer angelangt muß der Autor ans Werk gegangen ſein und es mit der bekanten, von keiner Reflexion gehemmten Hurtigkeit gefördert haben; denn er konte nicht nur die Vorrede des ſechſten Teiles «im November 1779», ſondern am demſelben Monat auch die des ſiebenten, ſie allerdings von ſeinem letzten Tage, datieren, und daß bereits der fünfte in Schloſſers [illegible] geſchrieben iſt, dürfte ſich aus einer gewiſſen perſönlichen

* Mitteilung Weinholds.

Wendung, welche die Satire darin nimmt, ſchließen laſſen, nämlich aus den Beziehungen auf SCHLETTWEIN.

Zu den folgenreichen geiſtigen Anregungen, die Deutſchland im Zeitalter der Encyklopädiſten aus Frankreich erhielt, gehört auch die der wiſſenſchaftlichen Nationalökonomie. Hatte die Regierungskunſt nach dem Merkantilſyſtem darin beſtanden, durch Regelung der nationalen Arbeit zu ſorgen, daß möglichſt viel Geld ins Land herein und möglichſt wenig hinaus käme, ſo war nun erkant worden, daß das Geld nicht ſelbſt Wert, ſondern nur Wertzeichen ſei, und die Frage nach der Natur des Wertes ſowie die damit eng zuſammenhängende nach den wirklichen Quellen des Reichtumes in wiſſenſchaftlichem Sinne aufgeworfen. Sie wurde von der phyſiokratiſchen Schule, oder wie ſie zuerſt genant ward, der Schule der Oekonomiſten, dahin beantwortet, daß nur die Gaben der Natur unſern Reichtum wirklich vermehren, alſo nur die Arbeit, die der Natur ihre Gaben entlockt, wirklich productiv ſei und alle an ihr nicht beteiligten Claſſen nur durch Aneignung ihres Ueberſchuſſes reich werden. Dieſe Aneignung erſchien als ein Naturproceß, der wenn er ungeſtört bleibt, notwendig zum Glücke Aller füre, und dem gegenüber die ganze Regierungskunſt in der Enthaltung von allen Beſchränkungen der Güterbewegung beſtehe. Das Princip der freien Concurrenz war gefunden und alle Folgerungen daraus, die uns nun ſo glücklich gemacht haben, wurden bereits gezogen. Im Vordergrunde ſtanden jedoch die auf Steigerung des Bodenertrages gerichteten landwirtſchaftlichen Neuerungen, von denen man nicht nur einen größeren Wolſtand, ſondern eine ſich ins unabſehbare mehrende Bevölkerung erwartete. Für dieſes Ziel ſchwärmte man alles Ernſtes im Namen der Humanität: denn je mehr Menſchen die Natur als Grundlage eines glücklichen Daſeins dienen konte, deſto mehr ſchien deren Zweck erfüllt zu werden; zugleich aber ſchien damit für die Blüte der Staatsfinanzen das eigentliche und einzige Zauberwort gefunden. Denn aus dem phyſiokratiſchen Wertbegriff ergab ſich für die Beſteuerung der Grundſatz, daß eine einzige vom Grund und Boden nach dem Werte des Ertrags zu erhebende Abgabe das richtige ſei, indem dieſelbe von dem betroffenen bei dem Verkaufe des landwirtſchaftlichen Ueberſchuſſes an die unproductiven Claſſen nach Verhältnis abgewälzt und ſo auf alle gleich verteilt werde. Der energiſchſte

und wirksamste Vertreter dieser neuen Lehre war in Deutschland Johann August Schlettwein*, aus Weimar gebürtig, zehen Jare lang bis Ende 1773 als Kammerrat und ökonomischer Reformator in badischen Diensten, 1777 in Basel, wo er öffentliche Vorlesungen hielt, seit dem Herbst dieses Jares durch K. Fr. von Moser als Professor an der neugegründeten statswissenschaftlichen Facultät in Gießen angestellt. Er war ein überaus fruchtbarer Schriftsteller und fanatischer Doctrinär der Volksbeglückung; er agitierte mit stürmender Beredsamkeit für die Einfürung des jene bedingenden «natürlichen Regierungssystems», indem er dessen Sätze als «evidente Wahrheiten» verkündete, denen sich nur der böse Wille entziehen könne. Seine Sat konte keinen bereiteren Boden finden als in dem Lande des Markgrafen Karl Friedrich, der selbst zu den eifrigsten Jüngern der französischen Oekonomisten gehörte. Unter seiner Leitung wurde in drei dazu erkorenen Dörfern mit dem *Impôt unique* der Schule experimentiert; aber sein Einfluß stieß hier mit dem des Oberamtmanns der Grafschaft Hochberg zusammen, der zwei jener Dörfer angehörten. Das Experiment lief zu großer Unzufriedenheit der davon betroffenen ab und wurde, nachdem der Urheber seine Entlassung genommen, allmälig wieder eingestellt.

Schlosser war, so sehr sein Denken unter Rousseaus Antrieben stand und so eudämonistisch er die Moral construierte, eine allem Doctrinarismus, Optimismus, und Utopismus abgeneigte Natur. Er wandelte als nüchterner Mann unter einem jugendlich schwärmenden Geschlechte, als ein echter Politiker unter träumenden Idealisten. Minder anschauungsreich und concret, minder darstellungsmächtig als Justus Möser, ist er dennoch in seiner Weise dessen süddeutsches Gegenbild, wofür man nur auf seine Schutzschrift für den vermeintlichen Abderismus gegenüber Wieland (D. Mus. 1776. I, 147 ff.) zu verweisen braucht. Ein Zustand allgemeiner Glückseligkeit, so sicher er aus einer Lehre zu folgen scheine, gilt ihm bei der menschlichen Mangelhaftigkeit für unerreichbar oder unabsehbar fern. Als Kunst des Statsmannes erscheint ihm nicht die Verwirklichung von Gedankenbildern auf einer *Tabula rasa,* sondern ein bescheidenes Ausflicken des bestehenden, wodurch es dem erkanten besseren

* Vergl. [illegible], Ein deutscher Physiokrat: Im neuen Reich 1873, S. [illegible]

ſchrittweiſe genähert wird. Er ſucht keine Verfaſſungsmuſter im Ausland, er verlangt die Wiederbelebung und Entwickelung der in Abname gekommenen deutſchen Landſtände. In volkswirtſchaftlichen Dingen iſt er vor allem genauer Kenner der Volkszuſtände und verſteht die Forderungen der Schule durch ein realiſtiſches Ausdenken der Folgen zu zerſetzen: ſo in ſeinem auch jezt wieder leſenswerten «Zweifel über das neue franzöſiſche Syſtem der Policeyfreiheit, insbeſondere in der Aufhebung der Zünfte», den er 1776 in Iſelins Ephemeriden veröffentlichte. Mit Iſelin konte er trotz abweichenden Anſchauungen gute Kameradſchaft halten, da die feine liebenswürdige Art dieſes ſentimentalen Philanthropen ſeinen verſtändigen Widerſpruch in den Ephemeriden duldete und ihm maßvoll begegnete. Anders war es mit Schlettwein, der ihn mindeſtens ſeit ſeinem Schreiben an Iſelin im erſten Stück der Ephemeriden von 1777 aller Rückſichten entbunden hatte. Der fanatiſche Mann forderte hier geradezu, daß keine Ideen mehr in der Zeitſchrift Platz finden dürften, die «evidenten Wahrheiten» zuwider liefen, und das mit namentlicher Bezeichnung Schloſſers, deſſen Ausfürungen über die Philanthropine er als Gift und Producte der Eitelkeit, deſſen Art der Unterſuchung er als «ſittlich bös» bezeichnete, noch vieler derber und kränkender Worte nicht zu gedenken.

Schloſſers Weſen war zu gehalten und ſittlich zu vornehm, um ſich durch Angriffe in dieſem Stil auf den Kampfplatz locken zu laſſen. Ein leichtgeſinnter junger Scribent wie Klinger konte ſich deſto leichter berufen fülen, einem ſolchen Geſellen, deſſen in den Unterhaltungen mit dem Gaſtfreund notwendig gedacht wurde, im Vorbeigehn eins anzuhängen; er mochte es um ſo eher, wenn die peſſimiſtiſche Anlage ſeines eignen Geiſtes im Verkehr mit Schloſſer genärt, auf die philanthropiſch-politiſchen Schwärmereien des Zeitalters hingelenkt und ihm dadurch der Hintergrund für den perſönlichen Spott geliefert war. Der Schauplatz desſelben iſt das vierte Capitel des fünften Teiles, das ſich mit den Abenteuern des Prinzen Farolimikuk von Goldſtein beſchäftigt. Dieſer Prinz iſt ein großer Politiker, in deſſen Gehirn «Hallers und Marmontels Staatsromanen*, der goldne Spiegel u. ſ. w. — alles Bücher, die

* Uſong, Alfred, Fabius und Cato; *Bélisaire, les Incas.* Man vergleiche Schloſſer im Brief an Wieland über die Abderiten: «ihr Herren glaubt doch

die Schaden der Welt mit einem Pflaster heilen — dann der ganze Zug der Staats-Phantasten, samt dem berühmten Schlettwein, den französischen Reformateurs, Finanziers, teutschen Oeconomisten nicht übel unterhalten». Man würde hier Iselins Namen und seine Träume eines Menschenfreundes nicht vermissen, wenn persönliche Rücksichten seine Schonung nicht geboten hätten. Da der Prinz nicht Reiche genug besaß um in jedem auf eine besondere Art zu experimentieren und so jeden dieser Herren zufrieden zu stellen, so beschloß er in der einen Herschaft, die ihm gehörte, nach allen zusammen zu regieren. Dies tat er so lange, «bis der politische Calcul so ausfiel, daß ihm von der ganzen Herrschaft nichts übrig blieb, als Rikas» — sein Roß — «und sein Schwert Joconde. Zu seinem allergrößten Verdruß aber mußte er täglich sehen, daß mit den himmlischen Grundsätzen, die er nach Anleitung dieser Genies unter das Volk zu streuen suchte, Mord, Todschlag und alle Gewaltthätigkeiten überhand nehmen». Natürlich hofft er durch Erlösung der Prinzessin von der elfenbeinernen Bettlade die erforderlichen Länder zu gewinnen, um die Erfarungen, die er gemacht, in deren Regierung zu verwerten. «Ich kann alle gescheidte Bücher auswendig hersagen. Den Professor Schlettwein, ein Mann, der nicht seines gleichen an Finanzen und sonstigen Polizei hat, hab ich auch gelesen. Was geht mir nun weiter ab!» «[illegible] daß ich nach meines Verwalters Rath, der [illegible] Torf von meinen fetten Wiesen graben [illegible] — den Rikas — noch Torff [illegible] zu bezahlen dienten; doch [illegible] den Reihen der Menschen auf- [illegible] Edelsteine und [illegible] wie immer [illegible] bis [illegible] Da [illegible] und

[illegible]

erzält in der Kürze ſeine Geſchichte. «Auch bin ich ein kleiner Liebhaber vom Spiel, beſonders von den Würflen. Hätt aber alles nichts zu ſagen gehabt, wär mir der Profeſſor Schlettwein, den Prinzeſſin Clanduna kennen werden, nicht dazwiſchen gekommen; der Mann geht etwas ins Große hinein. Calculirt in die Millionen, und läßt die hundert gewiß durchfallen. Sonſt ein weiter Kopf!»

Schwerlich iſt etwas dabei gewagt, wenn ich meine, daß Klinger auf dieſe willkürlich und gefliſſentlich angebrachten Ausfälle gegen einen Autor, der ihn perſönlich nicht intereſſierte und deſſen wiſſenſchaftliche Studien ihm fern lagen, nicht gekommen wäre one einen erneuten und noch neuen Verkehr mit Schloſſer; und daß daraus hervorgeht, wann der fünfte Teil des Orpheus abgefaßt worden iſt. Es iſt zugleich von Wichtigkeit, hier die erſte Aeußerung jenes politiſch-ſocialen Peſſimismus zu erkennen, mit dem Klinger aus ſeinem Zeitalter ſo merkwürdig heraus tritt, und zu bemerken in weſſen Schule derſelbe erwachſen iſt. Denn der ſubjectiv-pathologiſche Peſſimismus des Götterſons war bereits überwunden und bildete kaum noch die Stimmungsgrundlage, darin dieſer objectiv-kritiſche Wurzel faſſen konte.

Und er gibt ſich auch ſonſt noch in eben dieſem Teile des Romans kund. Um ſich eine Abwechſelung in der Form der Satire zu verſchaffen ſchaltet der Verfaſſer im erſten Capitel ein ganzes Drama «von der moraliſchen Gattung» ein, das Ali gedichtet und vor dem großen König zur Auffürung gebracht haben ſoll. Es heißt Prinz Seidenwurm der Reformator, oder die Kron-Kompetenten, und wird von Harlequin, der die Hauptrolle darin hat, mit einem Prolog eröffnet, der die Worte enthält: «die Welt iſt alt und krüplicht! hat allerley Gebrechen und Beulen! Da es alſo die Beſtimmung der politiſchen Köpfen iſt, alles gerade ſchief und alles ſchiefe grad zu machen, ſo komm ich hierher» u. ſ. w. Von vorn herein, wie man ſieht, eine den Schlettweins entgegen gekehrte Spitze, wärend das dem Prolog noch vorausgehende Lied des Harlequin die Ideen des verbannten Götterſones anklingen läßt und daran erinnert, wie ſehr verſchieden der metaphyſiſche Hintergrund bei Klingers Peſſimismus von dem des Schloſſeriſchen war. Das Stück ſelbſt iſt ein «tolles Fratzenweſen», darin die politiſche

Frage, ob Erb- oder Walmonarchie, verhandelt wird. Sie lag in der Luft der Zeit, nachdem Rouſſeau im *Contrat social* gelehrt hatte, daß der Souverän das Volk ſei und daß das ſouveräne Volk jede von ihm übertragene Gewalt jeder Zeit zurück nehmen könne. Indem Klinger eine ſolche Zurückname practiſch ***ad absurdum*** fürte hatte er keinen Angriff gegen die Theorie des verehrten Philoſophen im Sinne; aber es zeigt ſich zur Genüge, daß er, ſofern die Politik Anwendung iſt, deſſen Schüler nicht ſein will.

Der erſte Act ſpielt in dem Grabgewölbe der Könige von Trilinik. Der ſoeben beigeſetzte Caromasko ſtellt hier ſeine Betrachtungen an, aus welchem die Moral des Stückes ſofort an deſſen Eingang hervortritt. Der König war als Prinz von fünfzehn Jaren an die Regierung gekommen und doch ſagten ihm die Leute damals ſchon, er wüſte mehr als ſie alle, wäre die Sonne die ſie erleuchtete. Er glaubte das auch, bis ſie geſtern dasſelbe zu ſeinem Erben, dem Prinzen Seidenwurm, ſagten, der doch «dummer iſt als eine Auſter»; da lernte er, und dieſe Sentenz wird durch den Druck ausgezeichnet, «daß das Menſchenzeug elendes Lumpen-Geſindel iſt, das ſich unter einem Seiden-Wurm eben ſo gut befindet, als unter einem Solon; oder meines gleichen». Er ruft ſeine Gemalin aus der Gruft hervor, um ihr jezt, wo es «keinen Lermen mehr macht», die Frage vorzulegen, ob er eigentlich Seidenwurms Vater ſei; denn «wenns was mit dem Gewiſſen wäre, ſo müßt ich mir wirklich ein Gewiſſen draus machen, dem Menſchen-Geſchlecht von Trilinik eine ſo dumme Beſtie zum Regenten zu hinterlaſſen. Das hat aber in ſo weit nichts zu ſagen; denn» von hier an wieder fett gedruckt — «hier, Frau Gemalin, liegt mancher Seiden-Wurm; aber um ſie herum liegen die Leute, die's nicht beſſer verdienen». Die Königin weiß ihm zu antworten: «er ſieht Ihnen ſo ähnlich — ſo ähnlich — und Prinz Seidenwurm hat hübſche Wiſſenſchaften. Er ſpricht unvergleichlich in Geſellſchaften. Hat Wiz, erſtaunend viel Wiz. Weiß etwas unverſchämtes mit der feinſten Manier zu ſagen. Spricht ſeinen Vers. Hat die franzöſiſche Finanziers ſtudirt. Spricht von allgemeinen Monarchien. [illegible] Soldaten, weils Mode iſt. Macht Schulden, glaubt ſeinen [illegible] Sie thaten. Hält die Menſchen für Sclaven, wie Sie [illegible]rauf recriminiert Caromasko: «die Prinzeſſin Purperine [illegible] eitlere, verliebtere, verſchwenderiſche Seele in Tri-

linik, und ist das nicht Ihr Bild, Frau Gemahlin?» Nun entsteigen die längst verstorbenen Majestäten ihren Gräbern; Caromaskos Vater sagt: «ich höre ja, daß allerley dummes Zeug vorgehen soll. Einige Monarchen lassen sich einfallen, sich Menschenfreunde zu nennen, zu thun wie der Pöbel — ja sogar Armeen zu führen — Staatsgeschäfte zu treiben»; Caromasko weiß sich an dem allen unschuldig. Die früheren Könige wollen gern wissen was man von ihnen spricht — von keinem spricht man überhaupt mehr. Caromasko sagt: «meine Herren, eins in allem zu sagen: so lang ich lebte, sprach man von mir, jezt spricht man von Seiden-Wurm, der so dumm ist wie eine Nus. Wers versteht, machts wie ich, und kümmert sich um nichts. Wenn Prinz Seiden-Wurm, vom schönen Institut der Erstgeburth —» hier kräht der Hahn und alles verschwindet. Die groteske Introduction ist mit einem gewissen Totentanz-Humor kräftig und stimmungsvoll durchgefürt; und es trifft bedeutsam zusammen, daß ongefär in derselben Zeit, wo Schubart im Kerker seine Fürstengruft dichtete, und ehe sie noch veröffentlicht war, Klinger, sich fast in den gleichen Ideen bewegend, ihr ein dramatisches Ebenbild an die Seite setzte.

Im zweiten Acte tritt Harlequin auf, aber er ist nicht was sein Name sagt, sondern ein ziemlich trockener Intrigant und Streber, und er gibt dadurch seinem Weib Colombine Anlaß, seinem Vorgänger, dem alten deutschen Hanswurst, und der guten alten Zeit, da dieser blühte, eine Lobrede zu halten. «Mein erster Mann war Hans-Wurst. Mein Vater auch. Meine Mutter hieß Kretel. Als die deutsche Nation noch gern lachte, und lachen durfte; die Fürsten noch zwölf Monate im Jahr gelten liessen, und nicht vier und zwanzig der Steuren wegen schufen; kurz da wir noch keine griesgramigte, ernsthafte Gesichter, keine geschundne Rüken, keine tiefgebeugte Naken sahen, da galt Hans-Wurst was Rechts. Mit Jubel und Freuden ward er empfangen, alle Welt klatschte und lachte, riß das Maul bis an die Ohren auf, ließ sich wohl seyn und keuchte die Sorgen vom Mils weg. Da war noch eine Zeit! Ich kann Ahnen zehlen und probiren vom vierzehenhunderten Jahr her. Lies alle große Staats-Actionen, Tragödien und Schwenke, wirst immer finden, daß Hans-Wurst der einzige Mann ist, der die Welt erleuchtete und amüssirte — Hm — Ja freilich, man hat das Ding veredlen wollen und Harlequin, einen politischen, cultivierten Kopf

draus gemacht, wie du zu meinem Ekel einer bist! Aber kannst du Lachen machen, du rafinirter Bengel? Darfst du unter der Maske der Dummheit solche Streiche spielen, die dir große Summen eintragen, und dir doch aus der Patsche geholfen wird? Es ist ja zum Gähnen, wenn man dich anhört, so vernünftig bist du! Eil dich, daß du zu etwas kommst, sie werden alle Tage ernsthafter, die Mukser, sie küssen die Ketten, und du wirst verbannt. Mach deinen Coup in Trilinik, geh nach Teutschland und werd dann ein Critikus. Sind Leute, die jezt etwas gelten, ob sie gleich meinen seeligen Mann ermordet haben. — — O Wurstel! Wurstel, Du Seel und Schmerzenheiler! Warum haben dich trokne Autoren verwiesen». Mit diesem interessanten literargeschichtlichen Excurs nimmt Klinger, wie man sieht, nicht sowol mit Möser und Lessing (im 18. Stück der Dramaturgie) für die von Gottsched geächtete lustige Person überhaupt Partei, er tut es vielmehr für deren ältere, derb volksmäßige Gestalt im Gegensatze zu einer civilisierteren, die sie in Anlehnung an «regelmäßige» Franzosen, wie Marivaux, gewonnen hatte. Er bezeichnet diesen Gegensatz als den zwischen Hanswurst und Harlequin, unbekümmert darum, daß der letztere Name schon lange vor Gottsched auf dem deutschen Theater eingebürgert war, one eine besondere und feinere Art von Narren bedeutet zu haben, und daß neuerdings auf vornehmeren Bünen Harlequin so wenig wie Hanswurst sich unter eignem Namen mehr sehen ließ; er folgt aber darin einem Gebrauche, den auch Gœthe noch in Warheit und Dichtung festhielt, wo er, im 13. Buche, sich über diesen Gegenstand folgender Maßen ausläßt: «um nützlich zu seyn, mußte es (das Theater) sittlich seyn, und dazu bildete es sich im nördlichen Deutschland um so mehr aus, als durch einen gewissen Halbgeschmack die lustige Person vertrieben ward, und obgleich geistreiche Köpfe für sie einsprachen, dennoch weichen mußte, da sie sich bereits von der Derbheit des deutschen Hanswursts gegen die Niedlichkeit und Zierlichkeit der italienischen und französischen Harlekine gewendet hatte. Selbst Scapin und Crispin verschwanden nach und nach». Man bezeichnete eben als Hanswurst den älteren, dem Hanswurst gleichartigen Harlequin und sparte diesen letzteren Namen für eine jüngere Art von lustiger Person, der er tatsächlich kaum zukam; wie denn Gœthe «nach Anleitung» eines alten Singspieles, das Harlekins Hochzeit hieß,

ein Stück entwarf, das «Hanswurfts Hochzeit» heißen folte*. Daß Klinger fich in eben diefem Sinne gerade jezt des Hanswurfts fo lebhaft annam, wird man darauf zurückfüren dürfen, daß er kürzlich aus den öfterreichifchen Landen gekommen war, wo er jene Maske, unter ihrem deutfchen Namen, noch hie und da in ungeftörtem Anfehen vorgefunden haben muß, obgleich fie in Wien felbft zur Zeit vom Schauplatz abgetreten und noch durch keinen Nachfolger erfetzt war.

Sein «politifcher, cultivierter» Harlequin alfo war in der Stelle eines Kammerheizers einflußreicher Günftling des verftorbenen Königs gewefen, der ihm dafür Hörner auffetzte. Die eingetretene Statsveränderung ftellt ihm die Aufgabe, neue Wege zu verfuchen, um feine bisherige Bedeutung nicht zu verlieren. Da er in Colombinens Tochter Pedrilla eine Prinzeffin von Geblüt erkennt, erfcheint fie ihm um fo mehr als ein geeignetes Vehikel feiner Größe; da aber Prinz Seidenwurms Neigung bereits nach einer andern Seite engagiert ift, gedenkt er deffen Bruder Zed in Pedrilla verliebt zu machen und dann auf den Thron zu erheben. Die Blutsverwantfchaft zwifchen beiden geniert ihn dabei nicht, feine Philofophie ift eine folche, «die die Gewiffens-Scrupel heilt, die Vorurtheile wegjagt». Er nennt fich daher einen philofophifchen Kammerjäger, und «bis dato ift mir das Ratten- und Mäufe-Pulver gut bezalt worden». Mit diefen Gedanken befchäftigt belaufcht er den Monolog eines hungrigen Bettlers und erkennt in diefem eine Kraft, die er zu feinem Zwecke brauchen kann; er nimmt ihn in Dienft um das Volk zu bearbeiten. Er felbft nimmt im dritten Acte den Prinzen Zed in Arbeit, der fehr fentimental und gar nicht ehrgeizig ift. Ein veranftaltetes Zufammentreffen mit Pedrilla fürt zu einem Kuß und wird in diefem Augenblick von Harlequin unterbrochen, der den Prinzen auffordert, die angefangene Schachpartie auszufpielen. Wir erkennen, wie diefes Spiel auch hier wieder als dramatifches Motiv verwendet wird, Klingers alte Liebhaberei daran. Harlequin knüpft die Bearbeitung des Prinzen, die fein Zweck ift, an es an. «Ha, wie er da fteht, der unvermögende, nichts thuende, grillenhafte König! Kann, bey meinem Verftand, nicht einen Schritt vor-

* S. Zfchr. f. d. Altert. 20, S. 119 fgg.

wärts noch rückwärts, ſo haben Sie ihn in der Beize. Borg ich ihm nun meine Weisheit und er iſt aus der Patſche heraus, ſo wird er lächlen und Wunderdinge von ſich glauben. Das kommt vom dummen Gebrauch her. Wie mancher brave Kerl, Prinz Zed, ſteht hier im Bret, der ſein Feld beſſer zu vertheidigen wüßte, und iſt in einen armſeligen Winkel placirt. Kommt alles von der Einfalt der Menſchen her, und dem Misbrauch, der die Erſtgeburt ſchuf». Der Prinz merkt weder auf ſolche Reflexionen noch auf das Spiel, phantaſiert von ſeiner Liebe und bietet dem Harlequin alles was er hat für Pedrilla. Harlequin will ſie ihm nur als Gemalin überlaſſen und er geht auch darauf ein: «ich bin wie der Prinz von Tarent in der Komödie. Geb alle Anſprüche hin. Was kann es dir nutzen?» Dieſer Wendung begegnet Harlequin, indem er ausfürt, wie die Liebe die mächtigſten Kräfte in uns entbinde, genug um eine Krone zu erobern, «und wären wir als Hirten-Jungen gebohren»; wenden wir dieſe Kräfte an nur um der Liebe willen, was haben wir am Ende davon? Der Prinz meint freilich «Alles! Alles!» aber Harlequin kann ihm die Liebe aus eigner Erfarung ſchlecht machen. «Horcht auf», ſagt er dann, «ich will Euch Balſam in die Wunde gießen, die ich Eurem empfindlichen Herzen gemacht habe. Braucht Euren Namen und Stand und zieht die Vorurtheile aus, laßt Euch die Liebe dazu erhizen — — Ihr könnt König werden.» Der arme Prinz meint noch immer, er habe ja die Erſtgeburt nicht, ſei apanagiert. «Pfui Teufel, welch ein Gedanke! Alſo glaubt Ihr, Ihr ſeyd ſchlechter gemacht? Ich meinte, Ihr hättet mehr in meiner Schule profitirt. — — Kommt, ich will Euch eine Rede leſen, und Ihr ſollt ſchamrot werden; fühlt Ihrs aber, ſo iſt Pedrilla Euer.» Dieſe von Harlequin verfaßte Rede hält ſodann der Bettler Gleba dem Volke, vor dem er mit einer Bildertafel als «Wundermann von Rotonier» auftritt. Es iſt eine lange geſchichtsphiloſophiſche Ausfürung über das Inſtitut der Erbfolge nach Erſtgeburt und deſſen Entſtehung, die in ihrer demagogiſchen Methode an die Rede des Antonius im Julius Cäſar erinnert. Gleba ſchlägt dem Volke vor, die beiden Prinzen als Kroncompetenten zur Entſcheidung vor ſich zu fordern, fügt aber hinzu: «es lebt ein hier noch etwas unbekannter Mann, heißt [illegible] Hat alle königlichen Eigenſchaften. In der ganzen Welt [illegible] Jupiter liebt ihn. Ruft ihn auch auf!» Dem Volke

leuchtet auch dies ein; der Aufrur ist im Gange, und das Werkzeug des Intriganten arbeitet für seine eigne Rechnung.

Jezt erst wird uns Prinz Seidenwurm mit seinem Protector, dem Minister Bim vorgefürt. Der Prinz will sich von ihm, wärend er frühstükt, «alle Tugenden, die ein König haben sollte oder könte», erzälen lassen um sich «einige davon auszusuchen»; er findet aber an der Tapferkeit keinen Geschmack, «weil wir leben und regieren wollen», meint von der Weisheit, Klugheit, Mäßigung, daß er sie ja alle schon besitze, und schließlich von der Gerechtigkeit «das ist all zu still. Wir wollen brilliren. Wie machen wir das?» Von den vorgeschlagenen Mitteln hiezu will er indes auch nichts wissen; für Ordnung im Stat hat Bim schon gesorgt, Eroberungen setzen Tapferkeit voraus, Verstand glaubt der Prinz so viel zu besitzen, daß er ihn kaum tragen kann, Gelehrsamkeit weist er ab; endlich meint Bim: «zerbrich dir den Kopf nicht mit Kleinigkeiten. Du bist Prinz Seiden-Wurm, wirst König-Seiden-Wurm. Läßt dir wohl seyn, giebst deinen Namen her, und Bim regiert das Land, wie ers unter König Caromasko auch that». Das leuchtet dem Prinzen ein, doch ficht ihn gleich darauf wieder die Langeweile an. Nun fällt ihm plötzlich bei wie er brillieren könne. Der General-Bonze hat vor kurzem gepredigt «die ganze Welt sei nichts nutz, außer er». «Wir» wollen also reformieren, die Menschen bessern und damit gleich bei denen anfangen, die jezt in der Antichambre sind. Der erste ist der Poet Stumpf, der seine Huldigung in gereimten Knüttelversen vorträgt, den Wert der Poesie herausstreicht, aber zu verstehn gibt, daß sie nicht von der Luft leben könne. «Prinz. Bim, was meinst du, daß dem Kerl fehlt? Bim. Verstand und Lust zur Arbeit. Prinz. Wir wollen ihn curiren. Sags ihm. Bim. Ist vorbey mit ihm». Er entläßt ihn mit dem Bescheide

> Willst du essen, so arbeit
> Und laß ungeschoren ehrliche Leut,

worauf der Poet mit der Drohung ihn zu satyrisiren abgeht. Die nächste Audienz hat der General-Bonze; er klagt die Aufklärung des Zeitalters an. «Die Opfer sind selten, und die Tempel leer. Sie blähen sich mit Wissen und verachten uns. — — Der Menschen Verstand nimmt überhand, sie gebrauchen ihn zum Bösen. Die seelige Dummheit der Seelen, die Quelle des Glaubens ist verstopft. Sie arbeiten an ihrem Geist wie an ihren Gärten, und uns gehört

er zum Bebauen. Schon reden ſie von den Fürſten wie von Menſchen. Ein Uebel zieht das andre nach ſich: drum rotte den Saamen des Verſtands aus» u. ſ. w. Hier rät Bim, der von dem Poeten her noch immer in Reimen ſpricht:

> Mit dieſem dürfen wirs nicht verderben.
> Laß ihn alſo nur immer lermen
> Und bezahl ihm ſeinen Eifer,
> So wird aufhören ſein wüthiger Geifer:
> Denn darum iſts ihm doch zu thun.

Nach dem Prieſter kommt der Philoſoph mit einer Lobrede auf das «erleuchteſte Jahrhundert». «Jezt wäre es Zeit Trilinik in jene glückliche Inſul zu verwandlen, wo wir in Gemeinſchaft lebten, wie die Kinder der Unſchuld. Der Verſtand iſt ſo helle, daß man keine Geſeze mehr braucht. Die goldne Zeit iſt vor der Thür». Er vertritt den Optimismus Iſelins; Bim will den Vorſchlag überlegen und einſtweilen damit anfangen eine gewiſſe Inſel zu «peupliren», wofür der Philoſoph ein Project einzureichen verſpricht. Bim bemerkt abſchließend: «ſoll der erſte aufhören zu reimen, ſo gieb ihm Brod. Soll der zweyte aufhören zu ſchimpfen, ſo gieb ihm Wagen und Pferd, daß er daherfahre wie wir, und gieb ihm Zulage. Soll der dritte ſehen wo's fehlt, ſo mach ihn zum Schulmeiſter»; mit welchen letzten Worten auf Baſedows und Bahrdts ſchlimme Erfarungen gedeutet wird. Zum Schluß erſcheint Colombine mit Pedrilla. Sie achtet ihren Mann für einen Dummkopf und hält nichts von Planen, die er one ihre Inſpiration und Mitwirkung betreibt. Sie geht daher ihren eignen Weg, macht dem Thronerben das Compliment, daß er alle Könige und Helden in den Haupt- und Statsactionen, worin ſie und ihr ſeliger Hanswurſt geſpielt, übertreffe, bittet für Harlequin um Beſtätigung in ſeinem alten Amte und präſentiert ihre Tochter. Seidenwurm iſt ſehr gnädig, gewärt das Geſuch und findet Pedrilla ſchön. «Wenn wir gekrönt ſind und mehr Courage haben, wollen wir mehr mit ihr reden. *Fort bien*, mein Kind!» Colombine empfielt ſich mit einer unvorſichtigen Denunciation ihres Mannes: «freylich verdients der Bengel nicht, und ich weiß, daß Sie's bloß in Rückſicht meiner thun. Denn er hat heimliche Spizbübereyen gegen Sie im Sinn mit einem Bettler». In der Schlußſcene des Actes kündigt ſich der Aufrur an, als deſſen Urheber natürlich jezt Harlequin erkant

wird, den Bim längst als gefärlichen Menschen kennt. Seidenwurm ist indes im Vertrauen auf die Erstgeburt nicht im mindesten entmutigt, ruft zum Fenster hinaus: «wir sind Euch in Gnaden gewogen, geht nach Haus» und schließt nach der groben Antwort des Volkes mit den Worten: «wollen sie schon reformiren. Zur Tafel!»

Im vierten Acte geht es toll her. Harlequin sieht sich zuerst genötigt, dem Gleba einen Pact anzubieten, daß wer von beiden König werde — Zeds Candidatur hat er bereits fallen lassen — den andern wenigstens zum Minister machen solle. Colombine erscheint um ihm zu sagen was sie für ihn erreicht trotz dem, daß sie zugleich seine Umtriebe verraten habe; aber Bim ist auch schon da um ihn zu verhaften. Colombine nimmt, von ihm befreit, seinen Plan mit Pedrilla und Zed auf, dieser kramt Sentimentalitäten aus, will aber gleichwol die Krone für Pedrilla suchen. Gleba, der dem Minister in der Geschwindigkeit zugeraunt hat, Harlequin selbst habe in Verkleidung die Rede ans Volk gehalten, ist einstweilen Herr der Situation. Das Volk verachtet er. «Ich zieh den müßigen Pöbel nach mir her, wie die Kuh ihren Schwanz. Das Volk ist wie Mist im Treibhaus, es treibt alle neue Gedanken schnell hervor. — — Es wundert mich nicht, daß die Großen sie cujoniren, ich thät es selbst, ist Kanaillen-Pak, und Jupiter hat sie aus Spott gemacht.» Er gibt jezt Audienzen als Demagoge, wie vorher Seidenwurm als König. Der Poet, der General, der Bauer Kräz, der Philosoph, alle empfehlen sich ihm als Candidaten zur Königswürde. Der Poet empfielt sich ihm durch einen Pak Pasquillen auf Bim und verspricht ihn zum Minister zu machen. Gleba verlangt von ihm ein Loblied auf ihn selbst, vom General das Zeugnis daß er, Gleba, Kriegstaten verrichtet, vom Bauern, daß er irgendwo «das Ackerwesen erfunden» habe, vom Philosophen den Beweis, daß er ein Son Jupiters sei, und verspricht allen, ihrer zu denken. Harlequin aber ist gutes Muts im Turm, zieht durch ein Lied die Aufmerksamkeit des Volks auf sich und ruft ihm zu, er sei als Patriot eingesperrt worden, worauf er gewaltsam befreit wird. Wie er dann von einer Biertonne seine Verdienste unter Caromasko heraus streicht, eine Sendung Jupiters vorgibt und sich die Autorschaft der von Gleba gehaltnen Rede vindiciert, springt dieser aus dem Volk hervor und besteigt gleichfalls eine Biertonne. Schon im Begriff ihren

[illegible] des Volkes durch einen Ringkampf zu ent- [illegible] beide Philosophen auf Harlequins An- [illegible] und jeder erkennt nun «Jupiters [illegible]. Die Scene geht in den Palast über, wo Prinz [illegible] ein bramarbasierender Kriegs- [illegible] Purperinens. Er ist das Gegenteil [illegible] der Ehrgeiz und nicht die Liebe. «Alles ist [illegible] als handelte ich aus großen Em- [illegible], daß die Trilinikiner den stärksten zum [illegible] und als solchen fült er sich. Die Prinzessin [illegible] nur weil er ihren Namen im Schlacht- [illegible] mit seinem kriegerischen Rume ver- [illegible] platonischen Pinsel», mit dem sie sich ein ge- [illegible] zum Orcus schicken. Die Prinzessin gesteht, daß [illegible] Liebe wirke: «aber Sie müßen mich nicht geniren [illegible]. Wenn ich spiele, so spiel ich. Wenn ich mich puze, so [illegible] und wenn ich tanze, so tanz ich». Seidenwurm, [illegible] Tafel kommt um nun das widerspänstige Volk zu re- [illegible] den Ankömmling findet, bietet ihm seine Schwester [illegible] Mitgift», wenn er die Rebellen in Stücken [illegible] in desperater Angst wegen der Pasquille; Trompeten [illegible] das Volk ruft die Competenten auf und Seidenwurm [illegible] den Weg mit den Worten: «*Fort bien!* wir wollen [illegible] wir sind königlich geputzt».

Im [illegible] Acte sizen sämtliche Competenten auf einem Gerüste vor dem Volk und halten ihre Reden. Seidenwurm wird troz Bims Fürsprache verworfen; Zed, After und Harlequin kom- [illegible] in die Wal; Gleba beruft sich für seine Verdienste auf die [illegible], die er gewonnen zu haben glaubt, sie verleugnen ihn aber [illegible] er fällt durch; eben so nach ihm der verdienstvolle General, [illegible] er zu alt und unansehnlich, und der Poet, weil er nichts [illegible]; der Bauer sagt «ich bin Euer Bruder und will Euch [illegible] regieren», aber es schallt ihm entgegen: «herunter! [illegible] brauchen einen König»; der Philosoph will alles glücklich [illegible] und die Gemeinschaft der Güter einfüren, worauf das [illegible] sich für ihn erhebt und die Reichen «weg mit [illegible] darauf «Tumult. Nachdem sich einige todtgeschlagen, [illegible]». Der Vorsteher des Volkes ruft nun zur engeren

Wal zwifchen den drei vorgemerkten auf, und da es wieder allgemeinen Aufftand und Schlägerei gibt, fchlägt er vor, fie alle drei zu wälen und es mit ihnen zu probieren, was allgemeinen Beifall findet. Hierauf aber ruft einer aus dem Parterre: «der große König, deffen Weisheit die Teininaer beglückt, beglücke auch Trilinik! Er fey König von Trilinik und lebe!› Der große König, dem es eigen war, das auf dem Theater vorgeftellte für Wirklichkeit zu nehmen, der von Anfang an das Stück durch feine finnreichen Bemerkungen öfters unterbrochen, auch einzugreifen Luft gehabt und an Seidenwurms Wefen großes Gefallen verraten hat, fchenkt diefem großmütig fein Anrecht, und das Volk acceptiert ihn zu feinem Collegium von Königen als vierten. Der große König äußert hierauf feine außerordentliche Zufriedenheit mit dem Drama und Harlequin befchließt es mit folgendem Epilog: «wer ift hier, der an der philofophifchen Kammerjägerey noch zweifle? Bin ich nicht durch fie Mit-Regent von Trilinik geworden? Es lebe ein Genie wie das meinige! Bei der nächften Gelegenheit follt Ihr fehen, wie wir zufammen die Krone verwalten, und follt fehen, was die philofophifche Kammer-Jägerey vor Sprünge machen wird. Ich will fie düpiren, daß Ihr Eure Freude haben follt. — Morgen alfo wird vorgeftellt: die Regenten von Trilinik famt allen Confpirationen, oder der philofophifche Kammer-Jäger ein König, ift eine Tragödia in fünf Acten, von Ali dem Weifen. — *Plaudite!*»

In diefem moralifchen Drama, darin faft jede Perfon die andere verrät oder verraten will, fürt alfo die revolutionäre Abfchaffung der Erftgeburt zu einem lächerlichen Compromiffe, das zwar das fürftliche Blut durch deffen noch immer wirkfamen Zauber einftweilen bevorzugt, das aber in dem philofophifchen Kammerjäger, d. h. dem von moralifchen Vorurteilen befreiten und andere befreienden Strebertum ein Element in fich aufnimmt, dem die andern nicht gewachfen find und das mit Recht feines Sieges gewiß ift. Die Tragödie, die ihm zur Alleinherfchaft verhilft, ift die Ausficht, darüber der Vorhang fällt. Es ift die politifche Prognofe für die revolutionäre Strömung des Zeitgeiftes, die fich in der philofophifchen Kammerjägerei der franzöfifchen Revolution fattfam bewärt hat.

Nicht nur die Methode, zu dem fatirifch-grotesken Drama ein

zuſchauendes Publikum zu fingieren, das hinein redet oder gar mitſpielt, hat Klinger in dieſem Stücke vor Tieck geübt: er hat damit überhaupt das erſte Beiſpiel eines rein ſatiriſchen Luſtſpiels aufgeſtellt, man wolte denn etwa Gœthes Puppentheater bereits in dieſe Gattung rechnen; und er hat zugleich den künen, nach jenem harmloſen Zeitalter auf lange nicht mehr ausfürbaren Wurf einer politiſchen, wenn man will, einer ariſtophaniſchen Komödie getan. Als ſolche iſt der Prinz Seidenwurm eine denkwürdige Tatſache unſrer Literargeſchichte; und man wird ihm nicht abſtreiten können, daß der Wurf markig ausgefürt iſt. Man muß das Ding nur als Farce nehmen und keine Anforderungen einer ernſthaften Charakteriſtik und Motivierung ſtellen.

Indes das Stück die zur Revolution hinfürenden Tendenzen kritiſiert, atmet es doch ſelbſt eine gründlich revolutionäre Stimmung. Nicht minder, obwol in anderer Weiſe verächtlich als die Demagogie erſcheint der von ihr bedrohte Zuſtand, und was Harlequin durch Glebas Mund gegen die Erbfolge nach Erſtgeburt und damit gegen die erbliche Monarchie ſelbſt vorbringt, muſte den Leuten, die mit Rouſſeaus Strom ſchwammen, darum, weil es von Spitzbuben herkam, ſachlich nicht minder begründet erſcheinen. Nur die peſſimiſtiſche Meinung vom Volke, dadurch ſich der Verfaſſer von ſeinen Zeitgenoſſen unterſchied, brach jenen Argumenten die praktiſche Spitze ab und ließ ſchließlich das beſtehende als das mindeſt ſchlimme erſcheinen; aber mit dem Glauben, der es trägt, wurde es gleichwol angefochten.

An eine Exiſtenz des Stückes auf dem Theater war unter ſolchen Umſtänden nicht zu denken, obgleich es nicht bünenwidrig gearbeitet iſt und die Bedingungen einer Bünenwirkung, bei entſprechend kecker Darſtellung, in ſich trägt. Es war alſo zum Leſedrama geboren, und es geſchah ihm kein Unrecht, wenn es in einen Roman epiſodiſch eingefügt wurde. Indes erſchien es mit dem fünften Teile des Orpheus 1780 zugleich in einem Sonderabdrucke, der nun freilich den Nachteil hatte, daß für ſeine Leſer alles, was [illegible] großen König, von Ali u. ſ. w. darin vorkommt, nicht recht [illegible]ſtehn war.

[illegible]uf das durch den Seidenwurm unverhältnismäßig ausgedehnte [illegible] Capitel folgt im zweiten, unter dem Motto: «die Moral würkt

nirgends mehr als wo man ſie nicht erwartet», eine pathetiſche Abhandlung über den vom ganzen Orpheus illuſtrierten Satz, daß das geſchlechtliche Vermögen im Manne — es wird mit einem phyſiologiſchen Terminus von häßlicher Deutlichkeit bezeichnet — «die Hauptkraft unſerer Maſchine» ſei, davon die wichtigſten Gaben des Geiſtes und Gemütes abhängen. «Und hier liegt alſo die Klippe der Mahler und Dichter, aller Künſtler. Jugendfeuer, das der wirtſchaftliche Mann auch und mit mehrerem Wucher hat, du allein biſt der Bliz unſrer Seele!» Auf den Mangel oder den Verluſt dieſes Blitzes wird Boileaus «lähmende Druckenheit», Salomos Bekentnis daß alles eitel ſei, Petrarcas Bußlied «*à la tête* ſeiner ächten Ergießungen» zurück gefürt; und damit gelangt der Verfaſſer ſchließlich zu einer Betrachtung über Wieland, die beweiſt, wie wenig ſeine Verſtimmung über den Mann ſchon damals ſeiner Würdigung des Schriftſtellers Eintrag tat. «So nun auch *vice versa,* wenn die Sinnen gar nicht aufgeſchloſſen ſind, und die Kindheit über unſern Begriffen liegt. Einer unſrer vorzüglichſten Schriftſteller, der lange, wiewohl erſt ſpät die teutſche Welt amüſirte (und oft dabey unterrichtete) wie ſie noch nie amüſirt worden war (und ſie iſt nicht ſehr amüſabel, die teutſche Welt) iſt das zureichendſte Beiſpiel, das ich unter ſo viel hundert aufſuchen mag. Er fing als Jüngling da an, wo andere ſchwache Köpfe aufhören. Wie viele Blizſchläge und Funken des Geiſtes ſteigen nicht in ſeinen Jugend-Werken auf? Wie viel üppiges, reichmahlendes, genußſtrebendes, ſinnlich gefühltes liegt nicht drinnen, auch in den geiſtigſten, himmliſchſten Begriffen? und doch welche Finſterniß, welche Umneblung, Schiefheit, Unwahrheit, zwangvolle und ängſtliche Schwärmerey herrſcht darinnen? Dank ſey Lucian und Crebillon, die ihn ſo rein auspurgirten»!

Dieſer ehrlichen Anerkennung merkt man es nicht an, daß Wieland den Autor ein Jar zuvor als Hegeſias Hyperbolus neben Lenz und Müller nach Abdera verſetzt hatte. Solte ihm dies noch unbekant geweſen ſein? Kaum denkbar iſt, daß er ſich, ſo deutlich wie er dort bezeichnet wird, nicht erkant hätte.

Nach dieſem gewiſſermaßen zur Vorrede dienenden Erguſſe nimmt der Erzäler den Faden der Haupthandlung auf und wir hören weiter von Bambinos Erlebniſſen bei den Braminen. Er lebt in hohem genügſamem Schwung ſeiner Phantaſie; er hat ans

Volk «eine Rede voll Liebe, Schwärmerey und überirdischen Tugenden» gehalten, und sein Erfolg bei den Andächtigen ist außerordentlich. «Die Eitelkeit hat ihn wieder flott gemacht»; er erkennt in sich die hohe Bestimmung, durch seine Schönheit die Herzen zu läutern und in seiner endlichen Vereinigung mit Canzanen der Welt ein Beispiel geistiger Liebe zu geben, dadurch sie zu seiner Höhe herangezogen werde. Doch wälzt er sich wieder in glühenden Begierden, wenn die schönsten und vornehmsten Damen zu seiner Höle wallfarten und die Aufregung verraten, in die sie seine Gegenwart versetzt. Dann «grif er in seine durch das Pochen des Herzens beflügelte Phantasie und übergoß die betende Schaar mit einer himmlischen Rede von Reinheit und Genuß der seeligen Liebe, vom stillen, ewigen, untrennbaren Einklang zweyer für sich geschaffenen Seelen. Stürzte die Sinnen mit mächtiger Beredsamkeit zu Boden und erhub sich als Gott über den Ruinen der schwachen Menschheit. Riß dadurch die armen Erden-Töchter auf eine Höhe, wo sie einige Minuten in wunderbarem Entzüken schwebten, bis ihr Aug sich auf seinen Reizen fesselte, die Sinnen seinen Worten Ausdehnung und Bedeutung gaben, und dann sich wieder in Geist, Wollust und Zweifel zwängten, wiegten und ängstigten». Alla, die schöne Gemalin des Groß-Vizirs, die wichtigste Gönnerin der Braminen, verrät ihm endlich ihre Glut und gewinnt ihm eine vorübergehende Schwachheit ab. Darauf erlangt sie es vom Oberbraminen, der «über jeden Vorfall Rath und Ausweg» wuste, sich der geliebten Statue substituieren zu dürfen, zu deren Füßen Bambino im Mondschein zu schwärmen pflegt. Er macht dem vermeintlichen Marmor Geständnisse, sieht und fült ihn sich beleben und hat plötzlich Alla an der Brust. Das Motiv ist aus Wielands Idris entlehnt, aber mit einer Glut und Ueppigkeit behandelt, die Wieland [illegible] machen würde. Man sieht was folgen muß: das scheusliche [illegible] wird entdeckt und Bambino flieht. Nackt, von allen seinen Schätzen nichts als die Laute rettend, irrt er über Stock und Stein und — [illegible] von neuem in seine Tugend, in den Abscheu vor dem [illegible] Weibe und dem pfäffischen Kuppler, in die ideale [illegible] für Canzane.

[illegible] diese letzte Situation und die Flucht sind zwei Ca[illegible], welche die Abenteuer des Prinzen Farolimikuk [illegible], denen genug Ehre geschieht, wenn man sagt

daß ſie Crebillons ganz würdig erfunden ſind. Die Geſchichte mündet damit in Bambinos ſeine ein, daß dem Leſer offenbar wird wie es kommt, daß durch Ypſilonas Eintreten von Atlas, dem König der Zauberer, die Entzauberung des unglücklichen Helden davon abhängig gemacht iſt, daß es ihm gelinge Chryſtall zu erwärmen.

Nun ſolten noch zwei Teile, zwanzig Carolin an Wert, geſchrieben und doch damit der einträgliche Roman nicht zum Abſchluß gebracht werden. Von den Abenteuern der Ritter und Damen in Linkos Zauberwald war noch viel zu berichten übrig, aber Leſer und Autor hatten alle Urſache, ihrer müde zu ſein; der Reſt davon konte jezt nur noch raſch abgetan werden. Noch bedenklicher wäre es geweſen, den Bambino ſelbſt in weitere, das Ende aufhaltende Verwickelungen zu ſtürzen, da ſie notwendig den frühern zu änlich hätten ablaufen müſſen. Mit dem großen König und ſeinem Ali ließ ſich auch nicht mehr viel anfangen, da man mit beider Art allmälig zu bekant geworden war. Es muſte alſo eine neue Epiſode mit neuen Motiven gefunden werden, und es war keine leichte Aufgabe, fünf immer tollere Teile abermals durch etwas tolleres zu überbieten.

Die Anknüpfung der neuen Epiſode oder des FORMOSO ergab ſich durch die Geſchichte des großen Königs, die Ali zu ſchreiben beauftragt worden war. Wir erfaren zuerſt, wie jener ſinnreiche Monarch durch den für ihn ſo ſchmeichelhaften Ausgang der Auffürung des Seidenwurms und durch die Veröffentlichung der erſten Hefte ſeiner von Ali verfaßten Geſchichte zu einem Gegenſtande des Neides für die übrigen Schachs wurde und dieſe ſich vergeblich bemühten, entweder unter ihren Hofleuten welche zu finden, die für ſie etwas änliches leiſteten, oder den unvergleichlichen Ali ſelbſt zu ſolchem Dienſte zu erkaufen. «Hätten wir den Biograph Schrök», heißt es bei einer dieſer Gelegenheiten, «er ſollte dich mit ſeinen Lappen behängen und ſeiner ſchiefen Moral beklekſen! Er hat allem hannibaliſchen Haß geſchworen, was den Mann zum Helden macht, und ſchreibt nach dem Herz und Kopf eines Profeſſors». Ali begnügte ſich, den Schachs zum Vorbilde alle *Eloges des grands hommes* der Akademie von Lililum zu ſchicken, und eine große Sündflut von Geſchichten der Herſcher aller Länder gieng wirklich davon aus. Nun will denn der Autor eine Probe von Alis Schreib-

art geben, um dadurch zur Subscription auf die ganze Geschichte des großen Königs zu ermuntern.

Ali beginnt mit einer schwungvollen Anrufung der Musen, die abermals mit bitterem Spott auf die Biographen und Elogenschreiber nach französischer Mode geladen ist, und kündigt eine Geschichte an, die von mächtigem Einfluß auf die Regierung dieses Reiches, auf den großen König selbst, am meisten auf die Königin seine Mutter und alle Damen ihres Hofes gewesen sei. Diese Geschichte hebt an auf einer Insel im Meere, wo die Träume eines Iselin oder Schlettwein — von denen indes keiner genant wird — längst verwirklicht sind. Die dortigen Könige hatten sich seit undenklichen Zeiten bemüht, «das Menschengeschlecht auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu führen. Nirgends galten die schönen Wissenschaften und Philosophie mehr als in meiner Insel. Man that nichts ohne ihre Hülfe. Die schöne Natur lachte aus allen Winklen. Das Gute herrschte allenthalben — — Ueber die Frage: ob ihre Zeiten die erleuchteten wären? waren sie schon ein ganzes Jahrhundert hinaus, und giengen immer vorwärts, immer aufwärts!» Die satirische Wendung gegen den Optimismus, der das seichte Ideal seiner Social-Ethik alles Ernstes und gerades Weges zu erreichen gedachte, wird also aus dem fünften Teile von neuem aufgenommen; aber sie wird hier tiefer gefaßt. Die Erreichung dieses Ideals würde aus dem menschlichen Leben den Kampf um das Ideal hinwegnehmen, und damit ein Salz, dessen es, wie unsre irdische Natur einmal angelegt ist, nicht entbehren kann. Sie würde die Unterschiede und Gegensätze ausebnen, auf deren Reibung der sittliche Lebensproceß einmal beruht. «Meine Insulaner waren bloß Kopf. Von gefährlichen Leidenschaften wußte man fast gar nichts, alles war so glatt, eben und kahl wie das Kinn eines jungen Mädchens. Und die Erziehung — wo in der weiten Welt waren dergleichen Anstalten zu finden? Alles erzog, bärtig und unbärtig, gelehrt und ungelehrt. Hat sich nicht der König Portimbroso verewigt, daß unter seiner Regierung ein Leist erfunden ward, nach welchem alle Schuhe der Unterthanen gemacht wurden, und worin ihre Füße passen mußten, sie mochten wollen oder nicht? Und dieß war der Haupt-Punct der Erleuchtung. Drüber konnte man nicht. Wären sie noch einen Schritt weiter gegangen, sie hätten keinen Pfifferling um Himmel und Paradies gegeben».

Die Folge dieses Zustandes war, daß die Insulaner sich langweilten. Sie «lagen an der Vollkommenheit todt krank — Sie sahen einander an und gähnten — Nichts war mehr zu erfinden — Nichts mehr zu reformiren — Eitel Stroh die Herzen — Todt krank! alle Kräfte stokten! Womit kizlen wir uns? Womit reiben wir uns? Womit erhizen wir uns? Worüber streiten wir? Worüber lachen wir?» Um sich aus all diesen Verlegenheiten zu helfen macht die Akademie des Reiches eine Apostelfart in die übrige, noch unvollkommene Welt und beginnt dieselbe auf sehr radikale Weise in die Cur zu nehmen; man hat aber leider den berümten Erziehungsleisten vergessen. «Hier haben Sie einen, antwortete der Philosoph von der Elbe, reichte den seinen dar und schloß sich an sie an.» Hiebei wird, zum Beweise von Basedows Erzieherberuf, in einer Anmerkung die Anekdote zum besten gegeben, wie er seiner Tochter Emilie, damit sie ihren Vater nicht vergäße, zum Abschied ein Par Ohrfeigen gab: «die Herz- und Hirnlosigkeit eines solchen Mannes ist kaum zu ertragen. In gerechtem Unwillen schrieb ichs zu seiner Schande und den Menschen zur Warnung hin». Der König selbst, der aus langer Weile beständig unnötige und verkehrte Veränderungen angibt, geht endlich auf Reisen, um zu sehen «wie sies in andern Ländern haben»; und nun wird die Satire vom Feenmärchen abgelöst, da der große König, dem die Geschichte erzält wird, nicht einsehen kann, was dies alles mit seiner Geschichte zu tun habe.

Nach Portimbrosos Abreise kam seine Königin in die Wochen. «Die überirdische Wesen, die an der Vollkommenheit der Insul bisher so unermüdet geholfen hatten, und dem Ding, ich weiß nicht warum, bald eine andere Gestalt zu geben gesonnen waren», statteten den jungen Prinzen mit Geschenken aus, darin zugleich sein Schicksal eingeschlossen war. Der Zauberer Bradames gab einen Fiedelbogen, indem er dazu bemerkte: «es ist überaus nöthig, Mesdames, daß unser geliebter Prinz Formoso alle Staats-Verfassungen der Welt kennen lerne; und nicht allein die Verfassungen, sondern auch die Triebfedern davon. Dieses ist der einzige wahre Weg dazu, denn die Fiedelbogen und Geigen sinds, die den Staat regieren, und nichts anders». Er soll die Welt durchziehen, bis er die Geige findet, die zu dem Bogen passt. «Hast du diese aber einmal gefunden, so wirst du ein Duet, Concert oder Symphonie drauf gei-

gen, daß deine Seele den wunderſamſten Tanz im wunderſamſten Takt hüpfen wird, der auf dem Erden-Rund je gehüpft ward, ſeitdem es Geigen und Muſik giebt. Bewahr ihn wie dein Aug, unverſehrt, ungebraucht! Alle andern Geigen werden ihn verſtimmen.» Die Fee Solitaire ſchenkte eine Eule, eine goldene Maul-Trommel nebſt einem Gebund ſilberner Glöckchen; der Eule ſoll Formoſo rufen, wenn er ſich in Gefar mit dem Fiedelbogen befindet, die Glöckchen ſollen ihm alles zu Willen machen wenn ſie klingen, und wenn ſie ſchnarren, ihn vor Gefaren warnen, die dem Fiedelbogen drohen; «und die Maultrommel? fragte die Königin haſtig — Die muß der Prinz ſpielen lernen, wenn er nicht mehr geigen kann». Die Senſation, die die Geſchenke bei den Inſulanern erregten, gewärte ihnen ein lang entbehrtes Glück.

Da der Prinz heranwächſt werden die Erziehungskünſte der vollkommenen Inſel an ihm verſucht. «Sie giengen mit dem Prinzen ſpaziren und lehrten — Wie? Sokratiſch, lieber Himmel!» Aber er lacht über alles und bleibt ſo dumm wie zuvor. «In der Muſik hat er nicht ſeines Gleichen, ſagte ein College. Er will immer geigen, meinte die Profeſſorin. — — Das kommt von den wunderbaren Dingen her (die Nachbarin). Von welchen, Frau Collega? Vom Fiedelbogen. Pſt! (der Profeſſor).» «Da kriecht der Prinz aus dem rauhen Marmorblok heraus, wie himmliſch! Aber ein Ignorant, als einer auf dem Erdboden lebte. Er wußte nichts. Mein Roß! meine Gaben! Seine Stimme war Muſik. Man hörte ihm mit Entzücken zu. So viel Harmonie hat noch in keinem Nerven geklungen. Sein Gewand rauſchte in Akkorden. Seine Bewegungen giengen in Akkorden. Seine Haare rollten in Akkorden. Unendliche ſüße Melodie in allem!» Er wird ausgeſtattet, inſtruiert und ſcheidet.

Nach ſeiner Geburt hatte ſich die Fee Sorena alsbald nach Bordon begeben und die dortige Königin von einer Prinzeſſin entbunden, der ſie die zu dem Fiedelbogen paſſende Geige zum Geſchenk machte mit der Auflage, den dazu paſſenden Fiedelbogen zu ſuchen und ſie vor jedem andern zu bewaren. «Kommſt du einmal dieſem einzigen nahe, ſo werden ſich die Seiten deiner Geige von ſelbſt rühren» u. ſ. w. Da aber die ſchöne Geige alle Geiger reizen wird, fügt die Fee das ſchnellſte Pferd als zweite Gabe hinzu, und als dritte eine Trompete, deren Ton alle

Fiedelbögen, die nicht taugen, in Stücke zerbrechen und sonstige Dinge in die größte Schwachheit und Nervenlosigkeit versetzen wird. Da Prinzessin Sanaclara heranwächst, schmückt sie nicht nur ihren schönen Leib, sondern auch ihren Geist, ist aber, obgleich alles für sie schwärmt, melancholisch. Jeder Geigenton, den sie hört, versetzt sie in süße anungsvolle Verwirrung; sie kann endlich dem Triebe, den Fiedelbogen zu suchen, nicht widerstehn und begibt sich auf die Reise.

Dies ist der Apparat und das Motiv der Geschichte, die nun den unzüchtigen Doppelsinn von Fiedelbogen und Geige von einem Abenteuer zum andern fortspinnt und forthetzt, mit einer Frechheit, der nur der bewegliche Witz gleichkommt, womit ihn der Autor auf jeder Seite in irgend einer neuen Weise schillern zu lassen versteht. Er maß diesem Doppelsinn eine solche Wirkung auf das Publikum bei, daß er die beiden Teile, die er mit der Episode vorläufig füllte, trotz ihrem Zusammenhang mit dem Orpheus und obwol zuletzt darin Bambinos Geschichte weiter gefürt wird, äußerlich vom Orpheus trennte und sie als besonderes Buch erscheinen ließ unter dem Titel: Prinz Formosos Fiedelbogen und der Prinzeßin Sanaclara Geige, oder Geschichte des großen Königs. Vom Verfaßer des Orpheus. Die Teile wurden demgemäß nicht als sechster und siebenter, sondern als erster und zweiter gezält, und die Verbindung mit dem Orpheus nur in Vorreden und Anmerkungen ausgedrückt. Für dieses Buch wendete er einen Stil an, den er schon im dritten Teile des Orpheus versucht und wieder fallen gelassen hatte; jezt bildete er ihn in seiner Art mit warer Virtuosität aus. Sein Wesen ist der äußerste Gegensatz der epischen Ruhe, die einer Erzälung eigentlich zukommen solte. Er erzält in ganz kurzen Capiteln, darin er beständig von einer Scene und einer Handlung zur andern überspringt; in kleinen Absätzen und Aphorismen, mit zalreichen Aposiopesen, mit endlos angereihten parataktischen Gliedern, so daß man fast an den Stil des Otto erinnert wird; und er unterbricht die Erzälung jeden Augenblick, bald durch das was der große König dazu sagte, bald durch eigene Zwischenreden und Anreden an die Leserin, bald durch Zwischenfragen derselben, die der Autor beantwortet. Eine unerschöpfliche springende neckische Geschwätzigkeit steht ihm dabei zu Gebote, und eine Kunst, mit den manigfachsten Wendungen

um den heißen Brei herum zu tanzen. Wo er die Epiſode abbricht und Bambinos Geſchichte wieder aufnimmt, hört dieſer Stil ſofort auf und wird durch den altgewonten des Romans erſetzt, um zum Schluſſe von neuem ſeine Capriolen zu ſchneiden.

Durch die Kraft der Wunderdinge ſchleppt Formoſo alle Weiberherzen im Triumph hinter ſich her und beherſcht jede Situation; er entſcheidet Kriege, die um den Beſitz ſeiner Perſon und ſeiner Kleinode entſtehn, one alle Anſtrengung und Verdienſt. Am Schluſſe des erſten Teiles haben beide Hauptperſonen mit Hilfe der warnenden Glöckchen, der durch ihren Blick in Schlaf verſenkenden Eule und der Trompete alle Gefaren und Verſuchungen ihrer beiderſeitigen Irrfarten noch immer glücklich beſtanden, wenngleich wir Sanaclara in der etwas bedenklichen Geſellſchaft eines ſentimentalen Prinzen verlaſſen müſſen, deſſen Wünſche von ihrem Kammermädchen unterſtützt werden. Ali bricht aber den Teil ab, um mit der großen Begebenheit, die zur Geburt des großen Königs gefürt hat, einen neuen anfangen zu können. Dieſe Begebenheit beſteht darin, daß, als die Königin Mutter im ſiebenten Monat ſchwanger war und ſich auf einem Landſitz erbärmlich langweilte, Formoſo des Weges vorbei kam, ſie durch den überwältigenden Anblick des Fiedelbogens in eine Onmacht und gleich darauf durch den Klang der Glöckchen in tanzende Bewegung verſetzte, und ſo ihre Niederkunft mit dem nachmaligen großen König auf einer blumigen Wieſe ganz unerwartet herbei fürte. Von Rechts wegen müſte nun die Epiſode abgebrochen werden, da ſie nur durch ihren Zuſammenhang mit der Geſchichte des großen Königs motiviert war; nachdem derſelbe aber dieſen Zuſammenhang mit Vergnügen wargenommen, befielt er, zum Glück für den Autor, von Formoſo und Sanaclara weiter zu erzälen, deren Schickſale nun erſt recht anfangen ſich zu verwickeln. Formoſo findet endlich die lang geſuchte Schöne, aber leider indem ſie ſich am Rande einer Quelle von dem ſentimentalen Prinzen den Hof machen läßt. Durch die Nähe des Fiedelbogens ertönt ihre Geige, noch ehe ſie Formoſos anſichtig geworden, ſie verſteht das Zeichen falſch und ſinkt dem Sentimentalen an die Lippen. Der erzürnte Formoſo verſenkt beide durch die Eule in Zauberſchlaf; nach dieſer Täuſchung will er auf die einzig paſſende Geige verzichten und anderwärts geigen bis kein Har an ſeinem Bogen

mehr greift. Da ſteigt unter Blitz und Donner vor ſeinen Augen ein Turm auf, der die beiden ſchlafenden einſchließt, birſt aber ebenſo ſchnell wieder, da er ihn zufällig mit dem Fiedelbogen berürt, und aus dem Schutt erhebt ſich die Fee Sorena mit Sanaclara und deren Zofe in einem von Nachtvögeln gezogenen Feenwagen. Formoſos Zorn ſchmilzt hin, Sorena geſtattet jedoch nur eine kurze Umarmung und entfürt die Schöne mit den Worten: «ſie liebt dich! Heile dich von falſchem Wahn. Treibe die politiſche Welt aus einander und in einander! Hüte dich vor dem Zauberer Aramando, Damen und Bonzen. Deiner warten dann unausſprechliche Seeligkeiten».

Dieſe Inſtruction vergißt Formoſo bei dem nächſten Abenteuer, das ihm in einem Felſenſchloſſe zuſtößt, läßt ſich ſeine Wunderdinge von einer ſchönen Dame und einem Bonzen, die er beide durch die Kraft des Bogens aus der Verzauberung erlöſt hat, entwenden, und bleibt hilflos und gefangen in dem Schloſſe. Daraus befreit ihn zwar der Zauberer Bradames, findet aber wenig Anklang bei ihm, da er ihn, auf ſich ſelbſt geſtellt wie er nun iſt, auf eigne Tugend, eignes Verdienſt anweiſt. Er hat ja nichts gelernt, kann auch die Waffen nicht füren, hat ſich bisher nur auf die Wunderdinge verlaſſen. Der Zauberer ſchenkt ihm zum Erſatze wenigſtens ein Wunderſchwert, das er freilich muß füren lernen. Mit dieſem kommt er, ſeine Irrfart fortſetzend, an einen Fluß und erkennt auf einem Bote Sanaclara, die von dem Färmann ſtromabwärts entfürt wird; ſie hat ſich nämlich von der Kammerjungfer bereden laſſen, Sorena habe ſelbſt ein Auge auf Formoſo geworfen, hat darauf hin die ihr von der Fee vorgeſchriebene Route verlaſſen und ſich dem Färmann zur Ueberfart anvertraut. Formoſo will ſich ſie zu retten in den Fluß ſtürzen, geſteht aber zugleich, daß er den Fiedelbogen verloren habe, auf welche Kunde die Kammerjungfer ſofort rudern hilft, dem Lande der Fiedelbögen zu, wie der Färmann ſagt. Der Bonze hat ſich inzwiſchen zu dem Schach Silo verfügt, der als eine Art Louis XIV geſchildert wird und ſich eben in großer Kriegsbedrängnis befindet; Aramando hat ihm geweißagt, er ſolle durch den Fiedelbogen gerettet werden. Der Bonze verſteht ſich beſſer auf den politiſchen Gebrauch der Wunderdinge als Formoſo; er will durch ſie «die Richelieus, Rez, Mazarins, Olivarez und Wolſeys überfliegen». Er dreht Silos

geſchlagenes Heer auf der Flucht herum, gewinnt den Sieg und reiſt, um den Frieden zu unterhandeln, an den feindlichen Hof, wohin er ſchon die mit ihm verbundene Schöne vorausgeſchickt hat, um die Maitreſſe des dortigen Schachs einſtweilen auf die Erſcheinung des Fiedelbogens vorzubereiten.

Soweit gelangt läßt nunmehr der Autor die Epiſode faren und erklärt, wieder einmal nach Bambinos ſehen zu müſſen. Wir erinnern uns, daß er ihn als nackten troſtloſen Flüchtling nach dem Abenteuer bei den Braminen verlaſſen hatte. In dieſer Verfaſſung findet ihn ſchlafend in einem Haine die aus dem vierten Teil uns bekante Königin Elfe, wird von ſeinen Reizen ergriffen und nimmt ihn mit in ihren Palaſt. Bambino, zur Beſinnung gekommen, ſchaudert vor der Anforderung, die er kommen ſieht, und vor der unvermeidlichen neuen Kataſtrophe. Er ſchleicht ſich des Abends von der Geſellſchaft weg, hört die Klagen der in Chryſtall verwandelten Genevra aus einer Höle dringen und erkennt, daß er ſeiner Erlöſung nahe iſt. Durch ſein Saitenſpiel entzückt er die Wächter der Höle und dringt ungehindert ein — der Leſer glaubt vor dem Ende der Geſchichte zu ſtehn: aber «nein Madame», ſagt der launiſche Autor plötzlich, «ich ſchwör Ihnen hoch und theuer, für jezt keinen Schritt weiter». Er entſchuldigt ſich, daß ihm die Geſchichte Formoſos zu ſehr im Gehirn gäre, er macht einige rätſelhafte Andeutungen über ihren Fortgang, aber nach allerlei wirblichtem Geſchwätze heißt es auf einmal: «das wird meiner Dame gefallen, dachte ich, und reichte nach einem Bändchen franzöſiſcher Briefen, die ein großer Meiſter herausgegeben hat. Ich will Ihnen gleich einige davon ausziehen. Schreiben unſre Damen einmal ſolche Briefe, ſo muß der Genius der feinen Cultur und hohen Erleuchtung ſein Siegel auf die herrliche Vollendung des großen Werks drücken, er mag wollen oder nicht. Und das wär das erſte, was ich dazu beytrug». Damit bekommen wir zum Schluß eine Auswal aus Crebillons *Lettres de la marquise de M* au comte de R**, einer durch die feinſten Entwickelungsphaſen verfolgten Ehbruchsgeſchichte, in Ueberſetzung aufgetiſcht, zu keinem andern erdenklichen Zwecke, als um den Teil auf die das Honorar bedingende Bogenzal zu bringen, one ſich weder mit Bambino noch mit Formoſo weiter befaſſen zu müſſen.

Denn beide hatte der Autor nun offenbar satt bis an den Hals. Nur so erklärt sich bei einem zum Schriftsteller in so hohem Maß angelegten Menschen die bittere Verachtung der Schriftstellerei, die im Formoso selbst zum Vorschein kommt. Unter den manigfachen Intermezzos, die in diesem seltsamen Buche die Erzälung unterbrechen, findet sich gleich im Anfang folgende Betrachtung: «welch ein mächtiges, wunderliches Ding ist nicht der Federkiel eines Menschen, der sich hinsezt ein Buch zu schreiben! Dies seye nun, die Welt zu unterrichten, zu erleuchten, zu verwirren, zu bekehren, oder aus Langeweile, um sie andern, weil so viele daran krank liegen, angenehm und lehrend zu vertreiben. Ich glaube, ich hab schon anderwärts gesagt, daß dies mein Fall und mein Zweck obendrein ist. — — Nein, in der That, ich gäbe etwas drum, viel nicht, wenn ich nur ein Wort von dem Mann wüßte, nur einen Schattenriß von ihm hätte, oder wenigstens seinen Namen erfahren könnte, der zuerst den kühnen, glänzenden, kampfvollen, fruchtbringenden, zur Ewigkeit führenden Einfall gehabt hat, einen Federkiel aus dem Flügel einer Gans zu rupfen, und dabey zu rufen: komm liebes, liebes Spielding, du sollst uns mit Ehre und Ruhm tränken! — — Es ist doch ungerecht, daß man so kein einzig Wörtchen von dem guten Mann weiß! Was wären Sie ohne ihn, Herr — — und Herr — —? Kennen Sie einen leichtern und bequemern Weg, von sich reden zu machen? Da sizen Sie auf ihrem weichen Sopha — gebannt steht der Ruhm hinter Ihrem Pult — Geben Sie ihm nur die Hand — er führt Sie wahrhaftig in Tempel, oder — Ich stell mir den Mann, der zum erstenmal in diese Idee sprang, und voll Feuer ausführte, wie den Schach Darno vor, oder so eitel wie — und so schwach wie — Wallfahrten sollte man zu seinem Grabe! Ach, wüßten wirs nur, seliger vergeßner Mann, der du uns den Weg zeigtest, die Köpfe zu verwirren, zurecht zu stuzen, wieder zu verwirren, zu zerzausen, zerraufen, zerschellen und zerschinden, der du den Weg zeigtest, den leichtesten Weg die Herzen zu versüßen und mit Sentiments zu rösten! der du den Weg zeigtest, die Mädchen erröthen und lüstern zu machen! der du den Weg zeigtest, die Welt zu reformiren, ohne sich in Gefahr zu begeben» u. s. w. Diese Worte treten in ihr volles Licht, wenn wir dann nach Vollendung des Formoso in Nr. 55 der Briefe lesen, daß den Autor sein

Degen «doch hoffentlich einmal von der ſchändlichen Autorſchaft befreien» werde. Gewiß konten ſolche Auslaſſungen dem Manne, der einſt ſeine jugendlichen Dramen mit ſo viel Begeiſterung ſchuf, über irgend einer ernſt gemeinten, ſeiner würdigen, ihm von Herzen gehenden Schriftſtellerei nicht zu Sinne kommen. Auch bei früheren Staffeln der Orpheusdichtung hatte ihm eine ſolche Betrachtung noch fern gelegen; wie iſt er noch in der Vorrede des vierten Teiles mit einer gewiſſen freudigen Ueberzeugung bei ſeiner Sache. Aber das konte bei der endloſen Dehnung einer Arbeit dieſer Art nicht vorhalten. Und nun hatte er ſich bereits mit Wonne auf dem Wege befunden, der, wenn nicht zu frühem Tode, zur Auszeichnung im tätigen Leben zu füren verſprach; er hatte vorm Feinde den Säbel gefürt: da konte ihn ein Geſchäft wie das Fortſpinnen des Orpheus am wenigſten wieder mit der Feder verſönen. Immerhin darf der Hon, den er auf ſie häuft, noch eine allgemeinere Bedeutung in Anſpruch nehmen. Es iſt in einem Zeitalter, deſſen beſte Kräfte in literariſchen Intereſſen, Beſtrebungen und Kämpfen verbraucht wurden, ein Proteſt geſunder Mannhaftigkeit, die das Leben ſelbſt als ihren Gegenſtand und Schauplatz fordert, eine Kriegserklärung an das «tintenklekſende Sekulum», wie ſie wenig ſpäter Schiller ſeinem Räuber in den Mund legte. «Die ganze Welt iſt eine Trompete», heißt es an einer andern Stelle des Formoſo: «die Zeiten ſind vorbey worinn man that!»

Es iſt keine Ehre, auf einem unrümlichen Wege zu beharren, weil er ſich bezalt macht; doch wird man es dem eher verzeihen, dem wenigſtens nicht wol dabei iſt. Man muß nebenbei nicht überſehen, daß Klinger mit den Waffen Crebillons gegen eine Zeitrichtung zu kämpfen glaubte, die ihm mit Recht verderblich erſchien. Wie er den Weltverbeſſerern den Spiegel ſeines peſſimiſtiſchen Realismus vorhielt, ſo wolte er gegenüber der herſchenden Empfindſamkeit die unbedingte Elementargewalt der Sinne zur Geltung bringen und die sich ihr entheben wollende Tugendaffectation Lügen ſtrafen. Schon im leidenden Weib hatte er nicht nur gegen Wieland, ſondern auch gegen Richardſon und deſſen verbildende Wirkung auf die Frauen Front gemacht; und er hatte jezt noch immer eine Leſewelt vor ſich, die von Richardſon, Gellert, der La Roche, Miller und deren ganzer Sippſchaft beherſcht wurde. In der Vorrede zum erſten Teile des Formoſo ſagt er den Damen:

«wär Ihnen in unſern erleuchteten Zeiten das Bücherleſen nicht zum nothwendigen Uebel geworden, wahrhaftig, ich ſagte, Sie ſollten Alis Geſchichte, und all meine Geſchichten gar nicht leſen. Hier iſt ein Gift gegen Allfanzereyen, ſentimentaliſche Grillen, Verzerrungen und Affectationen, womit Sie die Herren, ich weiß gar nicht warum, ausſtaffirt haben. Beym Himmel, es kleidet Sie ſo gut nicht, als Sie die Herren weiß machen». In der Vorrede des zweiten Teiles findet ſich folgende Stelle: «die lieben, guten, einfältigen Seelen, die von all dem Zeug nichts wiſſen, was unſern Kopf ſo helle, unſer Herz ſo empfindſam macht, und wodurch wir in Geſellſchaft brilliren, Madame! — Ich haße den Mann, der dieſen ein Buch in die Hände ſpielt, wie es auch heiße — denn ich, Madame, ſchreibe bloß für ſentimentaliſche Damen, und das weil ſie mehr Bedürfniße haben, und mich leichter verſtehen; und weil ich dieſe ſtille, liebliche Geſchöpfe viel zu ſehr reſpectire, als daß ich in ihr Herz oder Phantaſie eine Spalte, Falte oder Rize drücken ſollte». Man ſieht, der Verfaſſer hat ein Ideal von naiver, unverbildeter, harmoniſcher Weiblichkeit vor Augen, das ihm heilig iſt, und er treibt die unaufhörliche cyniſche Neckerei ſeines Romans mit den Empfindſamen, weil er dieſe im Verdacht einer geheimen Empfänglichkeit dafür hat und ihnen die Verlegenheit gönnt, in die ſie unter der angewönten Maske kommen müſſen.

Dieſe ganze Reaction gegen die ſeraphiſche Empfindſamkeit und Tugendſeligkeit des Zeitalters hatte längſt Wieland in ſeiner Weiſe und mit dem gröſten ſchriftſtelleriſchen Erfolg in Scene geſetzt. So wenig ſie auch jezt noch gegenſtandlos war, konte ſie doch aus Klingers rauher Hand, mit der rückſichts- und rückhaltloſen Derbheit ſeiner überkräftigen und überſprudelnden Anlage, dem entrüſteten Widerſpruche der Ehrbarkeit nicht entgehn, der zu Wielands zamer, gezierter, formglatter und formſtrenger Lüſternheit geſchwiegen hatte. Ja aus der Feder ſeines alten Weimarer Bekanten Muſäus, der ein Verehrer und Jünger Wielands war, brach über den Formoſo in der Allgemeinen deutſchen Bibliothek (XLVIII. 1, 153 f.) ein Strafgericht los, das nicht kräftiger hätte ausfallen können. Glimpflicher noch war ein andrer Recenſent (XLVII. 2, 444) mit dem vierten und fünften Teile des Orpheus verfaren, der gleichwol mit der erſchreckenden Phraſe anhebt: «noch immer ſtrömt dieſe Lava aus dem Genieſchlunde

des Verf. hervor, ohne daß man abfehen kann» u. f. w. Mehr kann ich von der Aufname des Werkes vor dem kritifchen Tribunal nicht in Erfarung bringen. Beffer muß es auf Seiten des Publikums aufgenommen worden fein, da fonft Thurneyfen fchwerlich geftattet hätte, es mit fortlaufendem Honorar ins unabfehbare hinein weiter zu fpinnen.

An Klinger felbft liefen jedenfalls alle kritifchen Sprühregen auch jezt noch fo fpurlos ab, wie fie es je getan hatten. Sein Selbftvertrauen war unerfchüttert; obwol er fich bewuft war, mit diefem letzten Werke fich mehr als je zur dankbaren Zielfcheibe gemacht zu haben, gieng er in fyftematifchem Trotze feinen eignen Weg, und was ihm der eigne Genius nicht fagte, war für ihn nicht da. Der erfte Teil des Formofo enthält darüber (S. 20) eine geharnifchte Erklärung. Es ift da wo er fcherzend die vollftändige Gefchichte des großen Königs in Ausficht ftellt: «und wird es Ihnen mit der Subfcription Ernft, fo geben Sie mirs zu verftehen. Meinen Kritikern fagen Sie davon kein Wort, denn durch fie käme die erfreuliche Nachricht nicht zu mir. Seitdem mich der böfe Geift trieb ein Buch zu fchreiben (zu diefem hier trieb mich ein etwas beßeres), fchwur ich meinem Genius einen feierlichen Eid nie ein Wort zu lefen, was die Kritiker darüber fagen. Und nun liegt mein Weg fo himmelweit von dem ihrigen, und dem Weg aller Autoren, daß wir uns auch in taufend Jahren nicht begegnen können. Wofür ich dem Himmel dankbar bin!» Er lernte in der Tat niemals anders denken, und wenn fein Weg nachmals einfam war und blieb, lag die Schuld nicht nur an feiner örtlichen Entfernung vom kritifchen Theater.

Wie ernfthaft er ernfte Dinge behandeln konte auch wärend er am Formofo fchrieb, zeigt das Brieffragment unter Nr. 52. Schade, daß das erfte Blatt abgeriffen und verfchwunden ift! es war vielleicht fo ernft, daß Agnes nachmals vorzog es ihren Kindern unfichtbar zu machen. Man wartete in der Rittergaffe feit einem halben Jare mit Schmerzen auf die Dalbergifche Penfion, und Agnes hatte dem Bruder einen defperaten Brief gefchrieben, worin fie davon fprach, fich als Magd verdingen zu wollen, wenn doch all ihr Sehnen und Ringen nach einem lichteren Dafein [illegible] fei. Den 22. December war das Geld glücklich da, und

ſie ſchrieb erleichtert an Schumann: «von meinem Bruder habe ich vor 8 Tag einen Brief bekommen, wo ich vaſt glauben er iſt ein Prediger worden, ſo geſetzt. Du wirſt dich wundern, wenn du den Brief ſehen wirſt. Kißner freut ſich darüber». Der Bruder hatte ſie mit ſtrengen Worten in ihrer vom Schickſal gezogenen Sphäre feſtgehalten. Es bedarf keines Nachweiſes, wie eng mit der im Formoſo ausgeſprochnen Verachtung der Feder und mit dem im Hintergrunde des wilden Romans ſich bergenden Ideal geſunder Weiblichkeit der Schlußſatz des Briefes zuſammenhängt: «mich ſolls freuen, wenn du mir zu Zeiten ſchreibſt, was du denkſt; aber arbeiten iſt mehr, als alles, ſo hab ichs gefunden, fürnemlich für Weiber». Leiſtung im Leben, Kampf mit dem Leben iſt ihm der einzig ware Inhalt des Lebens; Denken iſt gut, aber Arbeiten geht vor Denken, geſchweige vor Schwärme.

Der zweite Teil des Formoſo hat einen perſönlichen Epilog, der die Gemütsverfaſſung kund gibt, darin jezt Klinger, unter der eifrigſten Schriftſtellerei, bei ſeinem Gaſtfreund lebte: «Freude des Lebens! Warum eilſt du ſo ſchnell! Herrlich und flüchtig iſt dein buntes Gefieder. Weile noch einen Augenblick! Laß dich noch einmal auf mich hernieder! Durchglühe mein Herz noch einmal, daß ich den Nachklang ewig empfinden möge! Kann ich nur den Wiederſchein deines Weſens an meinen Horizont feßlen, ſo will ich mit frohem Sinn den Kampf mit Rieſen, Drachen, Ungeheuren, Stolz und Heucheley beſtehen. So rief ich und drükte dich an meine Bruſt, dein Buſen, die reichſte Quelle der Liebe, durchglühte mein ganzes Weſen. Ich eilte einem Schauplaz zu, wo all meine Kräften lebten, und nun einen Punct zu erreichen hoften, wo ich ſagen könnte — jezt iſts! — Schrekliche Stokung! feiſtmachende Ruhe! erſchlaffender Friede! — Reiche mir den ſeeligen Becher der Vergeſſenheit, der auf deinen roſigten Lippen rauſcht. Ich will ihn auf den lezten Tropfen ſchlürfen, und wieder beginnen, biß ich den Baſtard Fortuna unter mich drüke!»

So ſehr ihn die Ungeduld plagte, glaubte er doch in dem Brief an Schleiermacher, den er am 28. November dem an ſeine Schweſter beiſchloß, ſagen zu dürfen, er ſei auf einige Monate bei Schloſſer eingekehrt, «von da ich gleich wieder in Dienſte trete». Er hatte das Verſprechen des Feldzeugmeiſters von Ried; aber nur wenige Tage vergiengen, ſo muſte er erfaren, daß dieſer

Gönner, auf dem all ſeine Hoffnung ruhte, nicht mehr unter den Lebenden wäre*. Kein Schlag hätte ihn ſchwerer treffen können. Er ſtand nun wieder auf demſelben Puncte wie im Frühjar 1778 und es galt eine ganz neue Anknüpfung ſeines Lebensfadens zu finden.

Welche Plane zunächſt zwiſchen ihm und Schloſſer verhandelt, welche Schritte vielleicht verſucht wurden, entzieht ſich unſerer Kentnis. Am 10. Januar 1780 aber hatte er ſich zu dem Verſuch entſchloſſen, ob einer hohen Verbindung, die einſt unter heiteren Umſtänden one den Schatten eines Hintergedankens geknüpft worden war, vielleicht etwas abzugewinnen wäre. Wir erinnern uns, wie er im Sommer 1776 am weimariſchen Hofe mit dem jungen Erbprinzen von Darmſtadt, dem «herrlichen Menſchen», in genialiſcher Zwangloſigkeit verkehrt und ihm ſo wol gefallen hatte, daß er zu einem Beſuch in Darmſtadt aufgefordert wurde (Br. 18). Er war dieſer Einladung niemals gefolgt, obwol ihn ſein Weg mehr als einmal am Darmſtädter Schloſſe vorbeigefürt hatte; es war ein erklärliches Gefül, wenn er alles mied, was an Weimar erinnerte. Nun galt es dieſes Gefül zu überwinden, da der Prinz, wenn er wolte, möglicher Weiſe eine Verwendung oder doch eine Empfehlung gewären konte. Doch kante Klinger die Welt genug, um nicht nach mehr als drei Jaren die ſo lange ungepflegte Beziehung zutraulich, wo er ſie gelaſſen, wieder aufzunehmen; er wolte vielmehr durch ſeinen alten Freund Schleiermacher, den er nach vollendeten Studien wieder in der Heimat wuſte, zuvor einen Füler ausſtrecken. Nur muſte mit dieſem Freunde ſelbſt die Fülung erſt wieder hergeſtellt werden, und es war zweifelhaft, ob dies gelingen würde. Schleiermacher hatte ſich ſeit langer Zeit in Schweigen gehüllt. Schon am 29. Juli 1778 hatte Klinger «ſeit langem, unendlich langem» kein Wort von ihm gehört (Br. 47), obwol er drei Monate vorher bei ſeiner Schweſter und bei ihm ſelbſt förmlich um eines geworben hatte (Br. 46).

* Am 16. December ſchrieb Helene Schubartin an Miller, daß vor ongefär drei Wochen «der Herr Baron von Rieth in die Ewigkeit gehen muſte» (Strauß 1, 439). Merkwürdiger Weiſe ſteht bei Hirtenfeld (der Militär-M.-Th.-Orden u. ſ. Mitglieder S. 131) und danach in Wurzbachs Biogr. Lexicon des K. Oeſterreich 26, S. 80 zu leſen, daß Ried als Miniſter im ſchwäbiſchen Kreiſe im Alter von 79 Jaren zu Günzburg den 11. September 1799 geſtorben ſei.

Dennoch schrieb er ihm aus Böhmen wieder und wieder, und immer one Erfolg. Aus Emmendingen hatte er ihm noch vor kurzem ein Lebenszeichen zukommen lassen (Br. 51), und war auch darauf noch one Antwort. Es gehörte Klingers starkes Freundschaftsgefül dazu, um auch jezt noch, am 10. Januar, einen neuen Anlauf zu nehmen und von dem, der ihn vergessen zu haben schien, sogar einen Dienst zu verlangen. Der Befreiungskampf der nordamerikanischen Colonien dauerte noch immer fort, und er dachte zunächst an eine Stelle bei deutschen Miettruppen, dazu ihm einst die Herzogin Amalia hatte verhelfen wollen; doch war es ihm, wegen der Verbindung mit Schleiermacher, auch recht, Darmstädtischer Friedenssoldat zu werden. Schleiermacher hatte ihm, wie auch Jenny, in der Tat damals nach Böhmen geschrieben, und die Briefe waren nicht angekommen (Br. 54); von da an wenigstens kann aber sein Verlangen die Verbindung wieder aufzunehmen nicht sehr heiß gewesen sein. Doch bewies er sich jezt wirklich, obwol allzu zögernd, als Freund. Am 21. Februar hatte Klinger, nachdem er ihn schon in Gedanken aufgegeben, endlich einen Brief von ihm, der ihn aufmunterte an den Erbprinzen zu schreiben und ihm sogar mit dem Anerbieten eines Darlehens für eine notwendig werdende Reise entgegen kam. Dieses konte er, Dank dem Orpheus und der Gastfreundschaft Schlossers, ablehnen; zum Brief an den Prinzen sante er sogleich ein Concept ein, um ihn im Einverständnisse mit Schleiermacher abfassen zu können. Dieser hatte offenbar die Aussicht, durch den Prinzen in französischen Diensten anzukommen, in den Vordergrund gerückt; der Landgraf war wegen der elsäßischen Gebietsteile seiner Grafschaft Lichtenberg französischer Vassall und dadurch in regelmäßiger Verbindung mit dem Hofe von Versailles, und Frankreich brauchte Soldaten für den Krieg in Amerika, den es an der Seite der Colonien fürte. Auch darauf gieng Klinger ein und ließ leicht den Gedanken des hessischen Dienstes faren, in der richtigen Erwägung, daß einem Glücksritter nur auf großem Schauplatze die Hoffnung winke. Eine militärische Verbindung in Wien, deren Benutzung Schleiermacher angeboten hatte, warf er nach seiner bessern Kentnis der dortigen Verhältnisse weg, und wies dafür auf das kaiserliche Regiment hin, dessen Chef der Landgraf Ludwig IX. war; ein Rätsel ist es aber, wie er hoffen konte, bei längerem Warten «durch den Kaiser selbst

Dienfte zu kriegen». Seltfamer Weife hatte Schleiermachers Brief nichts davon gefagt, in welcher befonders günftigen Lage er fich felbft befand, um feines Freundes Wünfche zu unterftützen, da ihn der Erbprinz, der feinen in Pirmafenz refidierenden Vater in der Regierung der diesfeitigen Lande repräfentierte, bereits im abgelaufenen Jare als feinen Cabinetsfecretär angeftellt hatte. Erft in dem undatierten Briefe Nr. 55 zeigt fich Klinger hievon unterrichtet.

Diefer Brief beantwortet einen zweiten des Freundes, der feinem erften fehr rafch gefolgt fein muß, da ihm das Concept noch nicht wieder beilag. Hier hatte Schleiermacher wieder einmal in alter Weife und mit dem alten Vertrauen fein Herz ausgefchüttet, und Klinger antwortet in dem alten Tone des überlegen beratenden Freundes. Er fah wie der andere, der inzwifchen fleißig ftudiert, aber wenig erlebt hatte, das Leben noch immer als anfpruchsvoller genialifcher Trotzkopf betrachtete und behandelte, und er nam Anlaß, ihm diefen Kopf in einer Weife zu wafchen, die auf fein eignes verändertes Wefen das hellfte Licht wirft. Es ift ihm nun klar, wie viel er einft in Weimar, wo er doch mit grifaldifcher Sanftmut aufzutreten geglaubt hatte, durch genialifches Sichgehnlaffen müffe verdorben haben. Die alte Manier, die ihm jezt als «Fratze» erfcheint, bringt er in den kurzen, glücklichen Ausdruck «die Menfchheit zu fich hinauf fchimpfen wollen»; die Methode, der er jezt vertraut, ift die Menfchen zu nehmen wie fie find und fein müffen, und «über fie hinauszufteigen one fies merken zu laffen». Der Erfolg hat bewiefen, daß er diefe Methode wirklich anzuwenden verftand, und zwar, indem er «ein ehrlicher Kerl» blieb. Im engften Zufammenhange damit fteht die volle, freudige Hingebung an einen Beruf, der wie kein andrer zufammengefaßte Mannheit fordert, darin man fich aber weniger als in irgend einem anderen genialifch kann gehn laffen. Das Joch feiner Disciplin war durch den Grundfatz der Selbzucht, den fich Klinger nun gebildet hatte, ebenfo gerechtfertigt wie erträglich geworden und als Einfatz für einen in unficherer Ferne fchimmernden glänzenden Gewinn nicht zu teuer.

Auf anderes, was der merkwürdige Brief enthält, waren wir fchon an anderem Orte veranlaßt Bezug zu nehmen. Hier ift noch der Vorfatz des Schreibers bemerkenswert, im Falle fich trotz allem und allem, auch trotz der geltend gemachten maurerifchen

lerſchaft durch den Prinzen nichts erreichen laſſe, im Frühjar
neuem in die Welt zu ziehen. Hiemit wird ſichtlich ein in
ter Linie ſtehender Plan vorausgeſetzt, davon Schleiermacher
weilen noch nichts wiſſen ſoll und wir nichts erraten können.
weiteres Rätſel iſt die Nachſchrift: «unter allen Gelehrten,
ies hab ich außer Schl. keinen braven Kerl gefunden. Weg
dieſem Miſthaufen, wo jeder nur ſeine Eitelkeit treiben macht.
haſſe ſie, ich verabſcheue ſie, und verſchreie ſie». Erinnert
ſich gleich der im Formoſo zur Schau getragenen Verachtung
Federheldentumes, ſo fragt man doch: woher eben jezt dieſer
loſe Ausbruch gegen eine Claſſe, von der der Schreiber im
täriſchen Selbſtbewuſtſein ſich ſelber ausſchließt? Man fragt
geblich, welche ſchlimmen Erfarungen er denn an Boie, Miller
Stolberg, an Gotter, an Müller, an Jakobi und Heinſe ge-
ht haben könne? Man wird dennoch wieder auf jene allge-
ne Stimmung des Ueberdruſſes an allem literariſchen Treiben
ick gebracht, als deſſen gemeinſamer Grundzug ihm jezt die
lkeit und damit ein gewiſſes unmännliches Etwas erſchien.
er allen Freunden und «Brüdern», die er unter der ſchreibenden
ſſe gefunden, hatte ihm ſchließlich nur an Schloſſer die cha-
ervolle, beſcheidene, des tätigen Lebens mächtige und woltätig
ffende Männlichkeit einen bewältigenden Eindruck gemacht,
eine leidenſchaftliche Dankbarkeit zu Hilfe kam, um alle außer
in tiefen Schatten zu ſtellen.

So eifrig Klinger die Hilfe des Erbprinzen Ludwig zur An-
ung eines neuen Lebensweges geſucht hatte, ſo bereitwillig
er ſich auf Schleiermachers Fürſprache finden ließ, ſo ſolte doch
abgedankte Lieutenant auf einem andern Wege zum neuen Ziele
nmen, und wiederum ſolte es Schloſſer ſein, der ihm dazu verhalf.

Es iſt durch Gœthe aus Warheit und Dichtung bekant, daß
nachmaliger Schwager, von der Frankfurter Advocatur, die er
h Vollendung ſeiner Studien angetreten hatte, nicht befriedigt
1766 in den Privatdienſt des würtembergiſchen Prinzen Fried-
h Eugen begab, der als Chef eines preußiſchen Küraſſierregi-
ntes zu Treptow in Pommern in Garniſon ſtand. Dieſes Ver-
nis dauerte bis in den Sommer 1769*. Als Schloſſer 1773
eramtmann in Emmendingen geworden war und in Colmar

* Schloſſers Leben von Nicolovius S. 16.

und Basel verkehrte, war er im Falle, seine Beziehungen zu jenem Prinzen durch persönlichen Verkehr zu erneuern. Derselbe hatte, als zweiter Bruder des regierenden Herzogs Karl, die Regierung der an Frankreich lehnspflichtigen würtembergischen Graffschaft Montbeliard überkommen. Er war wie sein älterer Bruder Ludwig Eugen, mit dem ihn Gœthe verwechselt, ein Fürst von mildem, den humanitarischen Zeitideen offen stehendem Sinne. Diesen ihm befreundeten und geistig nahestehenden Herren gieng Schlosser, der hier näheren Weg als durch den Erbprinzen von Darmstadt zu sehen glaubte, um eine Verwendung für seinen Schützling an und hatte den besten Erfolg. Klinger erhielt die Erlaubnis, sich in Montbeliard vorzustellen, und begab sich zu Anfang Aprils dahin. Der Herzog fand es wol am geratensten, zuerst zu versuchen, ob er ihn wieder in österreichische Dienste bringen könte, dazu er eine angemessene Verbindung an dem Feldmarschall-Lieutenant Wurmser hatte. Dieser seit dem baierischen Erbfolgekrieg gefeierte Soldat gehörte einem straßburgischen Patriciergeschlecht an, das Sundhausen, bei Geispolzheim, südwestlich von Straßburg, von Würtemberg zu Lehen trug, und dessen Söne daher auch in Dienste des Hofes zu Montbeliard giengen; Schöpflin *(Als. ill. II,* 718) weiß 1761 von einem Friedrich Dagobert, der dort Oberjägermeister und ein Oheim Dagobert Siegmunds, des Feldmarschall-Lieutenants war. Dieser letztere muß damals in Sundhausen auf Urlaub gewesen sein, und der Herzog sante Klingern an ihn mit seiner Empfehlung. Er konte wegen der Menge der überzäligen Officiere nichts versprechen. Klinger kehrte mit solchem Bescheid nach Montbeliard zurück und erhielt nun die Zusage, daß ihm der Herzog zu einer Stelle in der russischen Armee verhelfen wolte. Er war der Vater jener Prinzessin Dorothea, die einst die Braut des Erbprinzen von Darmstadt gewesen war und ihm 1776 hatte entsagen müssen, als die Semiramis des Nordens um sie für ihren Son und Thronfolger Paul warb, der seine erste Gemalin, des unglücklichen Bräutigams Schwester, eben erst verloren hatte. Diese neue, ganz zuverläßig erscheinende Aussicht meldete Klinger dem Freund in Darmstadt am 17. April, den Tag nach seiner Rückkehr nach Emmendingen. Durch Einschluß gieng die erfreuliche und doch wieder erschreckende Botschaft an die vielbekümmerten Frauen in Frankfurt.

Der Herzog bewies fehr bald, daß es ihm mit feiner Zufage voller Ernft war, aber auf eine Weife, die Klingern zunächft in Verlegenheit fetzte. Am 23. April kam ein Schreiben von Montbeliard, darin, zu feinem eigenen beften, von ihm verlangt wurde, feinen Aufenthalt in größerer Nähe diefes Ortes zu nehmen, damit die Communication mit ihm weniger zeitraubend würde. Einreden ließ fich einem folchen Gönner nicht und dem glücklichen Afyl in Emmendingen mufte ein Ende gemacht werden. Unter diefen Umftänden drohten aber Klingers Geldmittel wärend der Wartezeit nicht auszureichen. Er hatte in Vorausficht der Dinge, die kommen konten, fchon am 17. Schleiermachern um das früher angebotene Darlehen nunmehr wirklich erfucht, wofür feine im Spätjar fällig werdende Forderung an Thurneyfen wenigftens teilweife als Sicherheit dienen folte. Es ift zu vermuten, daß hierauf, Schleiermachers langfamer Gewonheit zufolge, am 24. noch keine Antwort da war. An diefem Tage nam daher Schloffer, um nicht durch Warten Zeit zu verlieren, auch diefe Sache in die Hand und fchrieb an feinen Freund Sarafin in Bafel wie folgt: «itzt, Sarafin, müßt Ihr mir aber einen Gefallen thun! Klinger ift mit den beften Ausfichten von Montb. zurükgekommen, der Prinz wollte ihn aber nicht reifen laffen, biß er nach Rußland gefchrieben hat, das kan fich 6 bis 8 Wochen verziehn. Er wäre in der Zeit immer bey mir geblieben, aber geftern fchrieb man mir, der Prinz wolle, daß er in der Nähe bey Montb. bleibe, weil es kommen könne, daß er, neben der Beftallung, auch ihm Gelegenheit zur wohlfeilern Abreife machen könne. Klinger muß gehorchen, allein mit 30 oder 40 Ld'ors, die er noch übrig haben kan und die er für feine Reife und Equipirung braucht, kann er die 6 bis 8 Wochen nicht im Wirthsh. zähren. Ich wollt alfo, daß ihr mir den Gefallen thätet und ihm, wenn's euch nicht genirt, in Prattlen ein Stübchen eures Wirthshaufes gäbt, oder genirt's Euch, ihm dort, oder wo ihr fonft wollt eine Unterkunft fchafftet, und ihm auch eine Verköftigung ausmachtet, fo daß er in der Zeit nicht über 4 biß 5 Ld'or brauchte, kans weniger feyn, fo ifts defto beffer; thut mir aber den Gefallen und fchreibt mir gleich, damit ich nach Montbeillard fchreiben und Kl. mit dem nächften Poftwagen weg gehen kann. Ihr werdet mich dadurch fehr verbinden und Klingers Freundfchafft und Umgang wird Euch, wenn die Ungewiß-

heit seines Schicksaals ihn nicht manchmal bekümmert, Freude machen». Die Antwort hierauf war so zuvorkommend wie möglich: Klinger wurde eingeladen, einstweilen zu Sarasin nach Basel zu kommen, um später mit ihm und seiner Familie nach Pratteln in das sogenante Wirtshaus überzusiedeln. Am 8. Mai kam er hierauf an mit folgendem Briefe Schlossers vom 7.: «hier, lieber Sarasin, kommt Klinger zu Euch! Wenn Ihr ihm euren, eures Bruders oder Hachenbachs Tisch geben wollt, so weis ich, daß Ihrs auf eine Art thut, die ihm nicht empfindlich fallen kann. Thut ihm mir zu lieb noch einen Gefallen. Er hat Turneisen und Haasen einige Msct. überlassen; sie haben ihm auch einige schon voraus abzunehmen versprochen. Vor jene wollen sie ihm 20 Ld. geben, die er hoffentl. baar erhalten wird; für diese haben sie ihm auch so viel aber erst auf das Spätjahr versprochen. Nun braucht aber der ehrliche Mann Geld zu seiner Reise nach Rußland und zu seiner Equipage; wenn Ihr oder Eure Freunde also entweder den Turneisen überreden wolltet ihm gleich gegen die Msct. alles zu zahlen; oder wenn ihrs ihm auf Turneisens *garantie* zahltet, so würdet ihr mich sehr verbinden. Ich thäts gewis selbst, aber traun, ich kan jetzt nicht; und hab selbst in vier Wochen 200 Louisd. für meine Sachen zu zahlen, wozu ich alles brauche. Lebt wohl und seyd gewis daß ihr mir thut, was ihr Klingern thut. — Gott woll daß er Euer liebes Weib gesund antreffe»*.

Wenn man in Basel den steilen Rheinsprung hinauf nach dem Münsterplatze zu geht, hat man, sobald die Höhe gewonnen ist, zur rechten zwei im gleichen Stile des vorigen Jarhunderts erbaute palastartige Häuser, davon das untere blau, das obere weiß angestrichen ist. Diese Häuser waren damals neu; das weiße bewonte Jakob SARASIN, das blaue dessen Bruder Lukas, zwei reiche Bürger, welche die damals schon in Basel heimische Bandweberei betrieben. Jakob war ein geistig hervorragender Mann, von dessen Persönlichkeit und Treiben der bekante Theolog und Basler Professor Rudolf Hagenbach 1850 im 4. Bande der von der dortigen historischen Gesellschaft herausgegebenen Beiträge zur vaterländi-

* Beide Briefe in Sarasins Nachlaß; Mitteilung von Prof. Vischer. Die Daten über Klingers Aufenthalt bei Sarasin finden sich in einer Notiz, die dem Briefe Nr. 57 vorausgeschickt ist und die ich durch Dr. Sieber in Basel kenne.

ſchen Geſchichte eine herzerfreuende Schilderung niedergelegt hat. Jener Mann war ein Genoſſe Iſelins bei deſſen philanthropiſchen Beſtrebungen, Mitbegründer der noch jezt beſtehenden gemeinnützigen Geſellſchaft in Baſel; er war ein ausdauernder Freund Lavaters, auch als dieſer im Namen der Aufklärung überall angefochten wurde. Er verſtand ſich mit beiden ſo verſchieden gearteten Geiſtern in dem geſunden Kern ihres Weſens und Strebens. Ein Menſch von ernſter, aber nüchterner Religioſität, von warmem, praktiſchem Bürgerſinn, von reiner Begeiſterung für die ehrwürdigen Traditionen der Eidgenoſſenſchaft; der die Zeitideen lebhaft verarbeitete, aber mit zu viel conſervativem Inſtinct, um auf ihre Ausſchweifungen einzugehn. Ein heitrer, freundlicher Menſch, deſſen Tiſch und Beutel vielen offen ſtand. Ein Freund der Muſen, etwa in Pfeffels Sinn und Geſchmack; ein anſpruchloſer Dilettant in Verſen zum Hausgebrauch; ein Proſaiſt der Praxis, zur Förderung deſſen, was er für war und gut erkante, im bürgerlichen und vaterländiſchen Kreiſe. Ein helles Licht und ein Entfacher geiſtigen Lebens in altväteriſch dumpfer Umgebung.

Das Haus dieſes trefflichen Mannes gewann für ſeine Freunde, zu deren weiterem Kreiſe ſich Klinger ſeit dem vergangenen Herbſte ſpäteſtens zälen durfte, die volle Anziehung durch eine geiſtesverwante Gattin, die ihm zur Seite ſtand. Lenz wechſelte Briefe mit ihr wie mit ihrem Gatten; Pfeffel hat ſie unter dem Namen Zoe beſungen. Und das Behagen dieſer Häuslichkeit ward dadurch gekrönt, daß ſie ſich die ſchöne Jareszeit hindurch in einer benachbarten ländlichen Umgebung entfalten konte. Etwa zwei Stunden oberhalb Baſels, ehe ſich das Ergolztal nach dem Rhein zu öffnet, liegt am Fuße der Jurahöhe das Dorf Pratteln. Dort hatte Saraſin ein Wirtshaus zum Engel genant in ſeinen Beſitz gebracht, davon er und Frau Gertrud unter den Freunden ſcherzweiſe als Engelwirt und Engelwirtin bezeichnet wurden. Dort war es, wo Schloſſer zuerſt eine Herberge für Klingern erbeten hatte, und dorthin ſiedelte dieſer nun den 22. Mai mit der Familie über, nachdem er bis dahin abwechſelnd bei ihr, bei Lukas Saraſin und bei deſſen Schwiegerſon Johannes Hagenbach geſpeiſt hatte.

Der Kreis in Pratteln ward vom 18. bis 28. Juli durch LAVATERS Beſuch erweitert. Dieſer kann, wie wir uns erinnern, ſeit

dem vorigen Sommer kein Fremder mehr für Klingern gewesen sein. War die Zeit auch längst vorbei, da der Gießer Student sich in jugendlicher Arglosigkeit gesehnt hatte, dem «herrlichen Manne» persönlich nahe zu kommen, so war Lavater doch Schlossers und Kaysers Freund und war bei den Genies überhaupt noch immer accreditiert. Gœthe schrieb ihm in alter Liebe und Vertraulichkeit, sogar mit hoher Anerkennung einiger seiner neuesten Schriften. Die große Aufklärungshetze gegen den unerschrockenen, aber schwärmerischen und indiscreten Vertreter des positiven Christentumes hatte noch nicht begonnen; sein Pontius Pilatus, der die eigentliche Loßung dazu gab, war noch nicht erschienen. Auch verstand Lavater mindestens in jener Zeit zu leben und leben zu lassen, one verständnislosen Geistern seine Meinungen an den Kopf zu werfen; und auf seinen sommerlichen Urlaubsreisen entfaltete er die ganze Munterkeit seines Geistes, den ganzen Reiz seines Umganges. So konte seine Gegenwart auch Klingers Behagen nur erhöhen. Von den harmlos gemütlichen Stunden, die man zusammen verbrachte, hat sich ein Denkmal erhalten, das wir neben jenes tolle Gießer Sendschreiben Klingers und Millers an Kayser stellen müßen, um es richtig zu beurteilen, und aus dem wir Klingern von einer neuen Seite, als Improvisator in Hexametern, kennen lernen. Auf einem Spaziergang am 21. Juli bekam man den Einfall, denselben auf der Stelle poetisch zu verherlichen; das Papier gieng, wärend man im Walde lag, von einer Hand zur andern, und es kam offenbar darauf an, ebenso schnell zu dichten als man schreiben konte, daher denn das ganze auf ein Nichts mit möglichst vielem Bombast hinauslief. Sarasin begann:

Wahre Reisegeschichte von Jacob Sarasin; Reise
Auch von Jacobs Gemahlin, Geretrud Battier heißt sie;
Item von Felix dem Kleinen, dem Versifex Klingern dem Großen,
Ihm dem Zwillings-Gebährer, dem Derwisch Zeuger, dem Auctor
Von dem hohen Bambino, vom Fiedelbogen Formosos
Und von viel anderen Schriften, die Preiß erhielten und nicht Preiß;
Ihm dem mächtigen Krieger, erfüllt vom Geiste des Guelfos,
Ihm der vom großen Vizir uns bringen bald wird den Turban.
Item Reise Geschichte von Johann Kaspar Lavater,
Weltberüchtigtem Schwärmer und apocalyptischem Träumer*.

* Sein «Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn», in 24 Gesängen, war damals der Vollendung nahe; vergl. Lavater an Röderer 19. Juli 1780 bei Stöber 97.

Dieſe Reiſe geſchah den ein und zwanzigſten *huius*
Da Herr Brenner verreißt war, mit lachenden Falten im Antkliz.
Langſam gingen vorher und Arm in Arme die Gertrud,
In der Rechten den Stab*, und an der Linken der Schmaucher;
Hinter ihnen daher der Bewohner eines Pallaſtes,
Oben zehen Kamin und unten unendliche Bänder,
Roth attlaßene Sophas, mit niederhangenden Fetzen;
An der Seite von ihm, mit indianenem Schlafrok,
Grauem wollichtem Hut und lokigt fallenden Haaren
Gieng Lavater einher, mit phyſionomiſchen Blikken;
Bald vorher und bald hinten ließ Felix der Kleine ſich ſehen.
Und ſo gieng es hinan den Berg in ernſten (lies: ernſteren) Eichwald.
Goldene Strahlen der Sonne beſchienen die Wangen, die Hälſe,
Und beſchienen zugleich die beſchnittenen Haare der Gertrud,
Die ſich gelageret müd an der Wurzel des mooſigten Stammes
Einer ewigen Eiche, wie Major Klinger ſie nannte,
Wähnend ich woll ihm entwenden den hohen Dichter Gedanken:
Aber ſey ferne von mir, dem Sittenlehrer, der Diebſtahl.
Alsbald als ich vernahm das Wort des ſchreibenden Dichters,
Wandt' ich weg von der ewigen Eiche den ſchnellen Gedanken:
«Nimm, o Klinger, das Blatt, und ſeze du fort die Geſchichte!»

Dies tut er folgender Maßen:

Alſo, wie oben geſagt, am Stamm der ewigen Eiche
Lag die Dame gelehnt, in ihrer Linken den Fächer,
In der Rechten den Stab, mit einem Bande wie Nacht ſchwarz,
Schwarz wie das enge Privet, nicht fern vom bogigten Rathhauß.
Golden flammte die Sonne den Rieſen von Bergen hinüber,
Kämpft' und raſt' im Feuer der goldnen Strahlen, den ſchönſten
Am hell blauigten Aug mit Himmel Schönheit zu färben.
Voll des ſanften Gefühls begann ſie die Lippen zu öffnen
Und zu wenden den Blik voll himmliſcher Bläue zum Felix,

worauf mit erſtaunlichem Wortſchwall eine ebenſo kurze wie naive Unterredung zwiſchen Mutter und Son wieder gegeben wird. Damit endet der erſte Geſang und Lavater hebt an:

Sing nun zweitens, mein Lied, was ferner geſchah am Spaziergang!
Neben der Gattin und Mutter, der Fünfe Gebährerin, ſaß jezt
Hingeſtreckt mit unendlichen Beinen Herr Major Klinger,
Schlug mit vielen Schlägen umſonſt den Stahl an den Feurſtein:
Endlich gelang es dem Starken, dem Mächtigen, endlich gelang es
Zu entzünden den Zunder und rauchen zu machen die Pfeife,
Daß die Wolke des Rauchs ſich hob an der ewigen Eiche.
Unterdeß brach mir mein Stiſt, und die Dam' an der ewigen Eiche

* Sie hatte, wie es ſcheint, bereits das Leiden, davon ſie nachmals eine vielberufene Wundercur Caglioſtros auf eine Reihe von Jaren befreite.

Zog ihr Messer hervor und spitzte mir wieder mein Bleystift,
Und ich begann zu klagen, daß mir zum Schreiben ein Tisch fehl.
Alsobald neigte sich mir das Haupt des Zwillings Gebährers
Und des Derwisch Zeugers, des Dichters vom hohen Bambino,
Wölbte den mächtigen Grad des unendlichen Rükens zum Pult mir.
Ungesäumt beugt' ich mein Knie und legte mein Blatt auf das Blatt hin
Seiner entsezlichen Schulter, der Felsentragerin, schrieb dann

u. s. w. bis zu Ende des zweiten Gesanges. Im dritten ersieht man nicht deutlich, wie sich die Autorschaft verteilt; doch wol in der vorigen Folge, wenn überhaupt Lavater noch daran kam. Die Sonne geht unter, Sarasin macht den Aufbruch.

Also folgten wir schnell mit säumendem Schritt, und wir schrieben
Peripatetisch den Berg hinunter die tönenden Verse.
Unterdeß nahten wir uns mit unschuldfröhlichen Herzen,
Mit genießendem Schritt und Freud einsaugendem Auge,
Feierlich, Dichter an Dichter und Bleistift an Bleistift, dem Dorfe,
Prattelen ist sein sterblicher Name. Wir nahten voll Friede
Dem gerötheten Haus, wo Engel Engel bewirthen,
Nahten dem Bank vor dem Haus und dem rohen Pflaster am Banke,
Nahten dem herrlichen Brunnen, aus dem die blökenden Schaafe
Eben hatten geschlürft die Fülle der kühlen Erquickung,
Voll von Gefühlen der Lust, gestrichen voll von Erwartung,
Daß im hellen Gelächter sich wird erheben und sinken
Ein unendlicher Bauch, daß schnell zwey Hände sich würden
[illegible] erbarmen des Fells, erschüttert vom Freudegelächter;
Heiter Erwartung voll, daß fern des Lachens Erschüttrung
[illegible] würd' in der Wiege im Hause zum Hasen der Pirro.
Und wir sagten Ade! Ade nußbäumene Musen!
Oft von Dichtern geschändet, von uns nur würdig erhoben!
Dreymal [illegible] wir zurück, und grüßten sie freundlich noch dreymal.
[illegible] noch dreymal im Geist die ewige Eiche,
Wo die [illegible] die kurz behaarete Dame,
Wo sie mit Mutter-Geruch den Erstgebornen von fünfen
«[illegible] trägst du dein Hemd?»-mit blauen Augen gefraget.

Warum die Musen «nußbäumene» heißen, vermag ich nicht zu commentieren. Den wolbeleibten und lachlustigen Freund, bei dem ein so gewaltiger Eindruck des Machwerkes zu hoffen war, [illegible] durch die Erwänung des Hauses zum Hasen [illegible] wissen*.

* [illegible] «Spazier-Gang in Prattlen» in einer Abschrift aus Morgen[illegible]. Auf der innern Seite des Umschlages steht das Motto: «[illegible]»; dazu hat Morgenstern, nach Vergleichung des

Man wird ſich leicht vorſtellen, daß Klinger, ſo eingenommen er jezt gegen die «ſchändliche Autorſchaft» war, die ihm auferlegte Wartezeit ſchon des Gelderwerbs wegen nicht one literariſche Arbeit herum bringen mochte. Er ſchrieb, wie aus Saraſins oben mitgeteilten Verſen hervorgeht, an einem Roman, der der Turban des großen Vizirs heißen ſolte; es war das Werk, das nach Schloſſers Briefe vom 7. Mai von Thurneiſen und Haas ſchon im voraus übernommen war, und one Zweifel ſolte es wiederum als Epiſode in den Ramen des Orpheus eingeſpannt werden. Es wird vor des Verfaſſers Abreiſe nach Rußland nicht fertig geworden und dann liegen geblieben ſein; man hört nie mehr ein Wort darüber, und der Orpheus ſelbſt blieb one Schluß, bis er ihn in der neuen Bearbeitung unter dem Titel Bambino fand. Auch kam noch in Pratteln eine andre Arbeit dem Turban in die Quere: der PLIMPLAMPLASKO.

Auf dem erſten weißen Blatte des Exemplars, das ſich von dieſem ſehr ſelten gewordenen Buche in der Saraſiniſchen Familienbibliothek findet, iſt dasſelbe handſchriftlich bezeichnet als ein «ſpaßhaftes Geiſtesproduct, zuſammengetragen bei ländlicher Muße in einer Sommerwohnung in Pratteln, das nunmehrige Wirthshaus zum Engel, durch Jakob Saraſin, Klinger, Pfeffel und Lavater» (Hagenbach a. a. O. S. 103). In einem Briefe L. H. Nicolays dagegen, an Fr. Nicolai Petersburg 15/26 December 1780, wird das Buch kurzweg als ein «Werk von Klingern» bezeichnet. Dieſes Zeugnis darf man gegenüber der Saraſiniſchen Familientradition nicht allzu ſehr preſſen; Nicolay intereſſierte ſich eben für

---

Originals, bemerkt: «v. Lavaters Hand *ni fallor*»; dann hat er dies ausgeſtrichen und geſetzt: «ich weiß nicht von welcher Hand». Unter dem Motto ſteht: «*Ulula cum lupis!* Ueberſetzt zu Bonershof in Odenſe bey Altona. Den 16. Septr. 80 von D. Unzer»; dazu Morgenſtern: «v. Unzer's Hand». Da wir wiſſen, daß Klinger den 14. September 80 in Hamburg und den 19. noch in Lübeck war, wo er ſich nach Rußland einſchiffte, ſo iſt klar, daß er in einer Geſellſchaft, dazu der als Schriftſteller bekante, in Altona wonhafte Arzt Unzer († 1799) gehörte, das Ding zum beſten gegeben und dieſem ſein Manuſcript davon überlaſſen hat. Wäre das von Morgenſtern verglichene Original nicht eine Baſler Urſchrift, ſei es Klingers oder eines andern, geweſen, ſo hätte er nicht auf den Gedanken kommen können, das Motto, dem Unzer eine boshaft ſein ſollende Ueberſetzung beifügte, ſei von Lavaters Hand. Bei Saraſins Nachlaß findet ſich ein zweites Manuſcript.

das Werk nur, sofern es von dem ihm persönlich nahestehenden Klinger war, auch wenn ihm dieser etwa gesagt hatte, daß noch andere daran beteiligt waren. Es gibt aber aus Sarasinischer Ueberlieferung noch eine zweite Nachricht, die von der ersten erheblich abweicht. In der schon angefürten Notiz zu dem Briefe Klingers aus Montbeliard heißt es, nachdem Lavaters Besuch in Pratteln erwänt worden, einfach: «bei welchem Anlaß Plimplamplasko und ein anderes Gedicht gemeinschaftlich zu Stande gebracht wurden». Hier wird Pfeffels gar nicht gedacht, und der Verfasser der Notiz hat von einem Zusammentreffen desselben mit der damaligen Prattler Gesellschaft offenbar nichts gewust. Aber auch Lavaters Anteil an der Autorschaft leidet wenigstens an innerer Unwarscheinlichkeit. Der persönliche Gegenstand der Satire ist der einst von ihm so gefeierte, aller Welt anempfolene Kaufmann. Dies erkennt man leicht, und es steht überdies fest durch einen Brief Klingers an Schleiermacher vom 7. Januar 1790, worin er schreibt: «wie hast du's gemacht, um jenen Elenden in Plimplamplasko zu erkennen? Wer hat dich damit bekannt gemacht?» In dem Briefe, der diesem vorausgeht, hatte er erzält, wer es war, der ihn mit Gœthe aus einander gebracht. Lavater nam aber die an Kaufmann gemachte Erfarung sehr ernst, und er hatte alle Ursache dazu. Er schrieb eben jezt aus Pratteln, den 19. Juli, an Röderer: «Mochels Urne wirst du gesehen haben? — und sonst wissen, oder vermuthen, durch welche gerechte Demüthigungen der euch allen, wie abgestorbene K. gereinigt und zu Gott und sich selber zurück geholt werden muß? — — Gott öffne K. die Augen bald und lasse nichts sie ihm wieder schließen». Dies war die seiner allein würdige Stimmung und Anschauung der Sache. Und wie unwürdig beschämend wäre es für ihn gewesen, sich bei einem spottenden Vorgehn gegen den ehemaligen Lieblingsson seines Glaubens zu beteiligen. Nur das wird man glaubhaft finden, daß er wärend der Tage in Pratteln sein Herz über Kaufmann ausgeschüttet und dadurch den wesentlichen Antrieb zu einer an dessen Person zu knüpfenden Satire gegeben haben möge. Es ist früher angefürt worden, daß er nach Klingers später Erinnerung diesem schon im Sommer 1779 in Zürich voll Entrüstung von Kaufmanns Schurkereien erzält haben soll, wo er doch kaum erst über ihn volles Licht haben konte; wer weiß, ob nicht hier

einer von Klingers Gedächtnisfehlern vorliegt, und diese Enthüllungen nicht erst ein Jar später in Pratteln gegeben wurden. Auf alle Fälle hatte Lavater jezt mehr als damals zu berichten. Den 26 Januar 1780 schrieb sein treuer Freund und Amtsbruder Pfenninger an Röderer von Kaufmann: «er ist ein grimmiger Häſſer Lavaters worden; und ist voll Plan». Er wonte damals, nach demselben Brief, «in einem prächtigen Landhaus» bei Stein, am Ende des Bodensees, und hatte den in der Nachbarschaft angesiedelten Baron Haugwiz in der Mache, weshalb Gœthe den 6. März an Lavater schrieb: «des armen schlesischen Schafes erbarme sich Gott — und des Lumpenpropheten der Teufel». Lavater war andrer Meinung: «Haugwitz beträgt sich daubeneinfältig und schlangenklug gegen ihn», heißt es in dem oben angefürten Briefe. Gleichwol kam es vor Ablauf des Jares dazu, daß er Kaufmann zu sich nach Schlesien berief und da seine Erfarung an ihm machen muste. Kaufmann kam endlich im Schoße der Brüdergemeine zur Ruhe, und doch nicht zur Reue.

Anders ist es mit Sarasins Anteil an der Autorschaft. Er muß bei den aus seiner Familie stammenden Nachrichten als eigentlicher Gegenstand des Interesses und darum als der feste Kern der Tradition betrachtet werden. Auch dieser verständige Mann hatte einst mit so vielen seines gleichen an Kaufmann geglaubt, und noch im Mai 1781 hatte er, nachdem die Herlichkeit bei Haugwiz ein baldiges Ende genommen, einen Anlauf mit pietistischen Redensarten von ihm zu bestehn; der Erfolg desselben beweist aber, wenn es dessen bedürfte, seine völlige Enttäuschung (Düntzer a. a. O. 213).

Sieht man das Buch selbst auf ein Zeugnis über die Autorschaft an, so wird das zunächst durch den darin gemachten Versuch, Sprache und Stil eines Werkes des 16. Jarhunderts nachzubilden, erschwert; aber eben diesen Einfall möchte ich lieber auf Sarasins als Klingers Rechnung setzen. Ein schweizerischer Patriot und Bewunderer der eidgenössischen Vorzeit mochte sich leicht so in seinen Tschudi hinein gelesen haben, daß es ihn reizte, in dessen Deutsch sich selber einmal zu versuchen; wie wäre der hastig producierende Klinger von sich aus dazu gekommen, sich einen solchen Zwang aufzuerlegen?

Liest man nun in das Buch hinein, so wird man in den ersten elf Capiteln kaum etwas finden, das an Klingers Weise viel er-

innert. Die Erfindung ist harmlos und weder phantastisch noch pikant, wenn man nicht einige starke Derbheiten dafür will gelten lassen; die Darstellung treuherzig und etwas breit, weit entfernt von dem bald unruhig springenden, bald übervoll blühenden Stil im Orpheus. Der Vater des Helden, Anthoni Plimplamplasko, ist ein an Höfen vielbeschäftigter Maler, der endlich, nach reichem Verdienst, in Rom den Entschluß faßt, zu seiner harrenden Penelope heimzukehren und einen Erben seiner Reichtümer zu zeugen. Da er sich vom Pabste verabschiedet, weißagt ihm dieser, der beabsichtigte Son werde ein hoher Geist und großes Wunder sein. Nach prophetischen Träumen der Eltern erfüllt sich ihre Erwartung bereits durch die gewaltige Leibesbeschaffenheit des Kindes; es wird daher sofort als Kraftmensch behandelt, kalt gebadet und auf hartes Stroh gebettet. In der Taufe gibt man ihm keinen der gemeinen Vornamen, sondern nennt es schlechtweg Plimplamplasko, was «in der Sprache des Landes» bedeutet «König und Herr, Prinz oder Sternenfürst, auch groß Schwanzstern, wie auch Quintessenz des menschlichen Wesens»; aus der deutschen Sprache aber erklärt sich der Name S. 51 in den Worten: «da söllten sie ihm nun Gold schiken wegen des Aufwands, und verplimplamplamt alles in hohem Geist». *Plampen* ist ein altes schweizerisches Wort*, soviel als hin und herschwanken; mit ablautender Reduplication *plimplampen* und komisch verstärkt *plimplamplampen* mag es vagabundieren bedeuten. Hierin erkennen wir also Sarasins oder doch eines Allemannen Erfindung, und nicht Klingers, dessen wetterauisches Deutsch das Wort nicht kennt und dafür *bambeln* hat, sowie *verbambeln* in der Bedeutung: durch Trägheit oder Nachläßigkeit versäumen. Bei der Taufe geberdet sich der Held höchst ungebürlich gegen den Pfaffen, gegen seine Eltern nachmals noch schlimmer, so daß der besorgte Vater darüber an den Pabst schreibt und von diesem den Trost erhält, das gehöre zu einem hohen Geiste; kein Wort von allem verheißenen werde auf die Erde fallen «von wegen der Infallibilitas»; «das Drekwerfen in dein und deines Weibs Gesicht ist eitel Humor, das haben große Geister viel»; auch lädt der Pabst den hoffnungsvollen Jungen ein, mit dem Vater zu ihm zu kommen, wenn er erst auf der Akademie gewesen. Er

* Weigand belegt es aus Josua Maaler.

verachtet von Jugend auf alles, «was nit er was und sein selbst». Vom Schulmeister wird er wegen seiner bösen und unsaubern Streiche zurückgeschickt. Da er groß ward «thät auf einmal ein recht Licht in ihm sich entzünden, ja gar wie eine Sonne». Er ließ sich des Pabstes Verheißung oft vorsagen und seinen Brief vorlesen. Er studierte nun auch, «aber alles gar seltsamlich, und alles was thät nur lermen, aber ordentlich mocht er nits lernen»; und über all das kamen den Eltern nur Tränen der Freude in die Augen. Auf der Akademie «hielt er sie all für klein Geisterlein», begann viel und lauter großes, ungeheures, «meynend es sey all nit was er säh und hört, denn was begonn er selbst mit seiner Eigenheit, hoher Gewalt, die er in sich hielt für die Quintessenz der Sternen. Und stund er morgens auf, rief er dann: was soll ich heut beginnen, ewiges Gestirn? Es ist ja ein Jammer Ding ums Menschen Gepäk, verstehen gar nit von meinem hohen Sinn, und haltens zumal für eitel Phantasey und Windkunst». «Und grief oft giftig den Fürsten, Königen an die Schädel und Bärten, auch den Erzbischöfen, schont aber den Papam; und da giengs recht drüber und drauf in der großen Herren Herz und Bauch: dann so zog er als herum an ihren Höfen, was er aber weg und weit fort, lachten sie sein und machten alles noch wie vor.» «Hätt er nun Wochen lang gestreift und Ungeheuer gesucht, und Historien gedichtet von seinen Siegen und Triumphen über die schwachen Geister, warff er sich hin auf die Erd und zappelt mit den Füßen und den Fäusten, kunt sich selber nit ertragen in der engen Welt, noch Himmel noch Erde; das was nit dabey als weils andre nit so loben thäten wie er wöllt, und sein Thaten nit priesen. Dann er thäts auch, daß er allerley ausschwäzte, verbreitete und untereinander hezte alle Leut.» «Oft ließ er große Wort fallen wie von ungefähr, und wöllt doch dabey, man sollt sie auffassen und ihn anbethen für die Weisheit und Gnad des abgeworfenen Wort, Krafft und Sinnspruch und sie fassen in Gold (ergänze: wie) den edlen Stein Bedellion. Oft ritt er zu Pferd, einem weißen Rößlein.» «Oft lauert er im Gebüsch auf vornehme Ritter und Herren, naht sich ihnen samt (lies: sam) was er ihr Bruder oder Vater, giebt ihnen Lehr und Raht ungebethen.» «Er hat fast wenig Freund, dann er wöllt die Leut nit gehn lassen auf ihrem gemein Weg, und sie gleich hoch spannen, und was anders aus ihnen kneten, daß dann einigmal gar

poßirlich Leut aus ihnen worden.» «Einmal hätt er einen Freund gehabt, der in ſeinem Geſicht las den Hoch Geiſt und die Gewalt ſeines Weſens, und däucht der Freund ſich faſt ſchwach gegen ihn, und wie eitel Nit, und was doch ein ganzer Mann. Solches thät denn recht herzlich behagen dem Plimplamplasko. Und thät ihn der Freund hernach heißen etwas vorzunehmen ehrlichs und bitters (lies: bieders), ſein Brod zu gewinnen, und nicht ſo zu verthun ſeines Vaters Schweiß, den er ſchon bald ausgedrückt hätt, und ſoll den walten laſſen, der die Menſchen ſo gemacht hätt, und ſollt ertragen in Geduld die ſchwache Menſchen, und nit alles ſchelten und beeklen, noch ihnen den Hintern aufzudeken und ihre Scham zu entblößen, daß es Ekel und Spuk erwekt. Alsbald ſchlug er aus wie ein bös Roß hinten und vornen, zermalmt den Freund mit Blik und Wort, und floh flugs von ihm, als wöll er der Erd entfliehn.» Hier haben wir offenbar aufs genauſte Lavaters Erfarung mit Kaufmann, auf den überhaupt faſt alle Puncte der Schilderung, einſchließlich des ſchwachen, verblendeten Vaters, paſſen; und doch kann Lavater gerade hier nicht der Autor ſein, da er ſich nicht ſelbſt einen ganzen Mann genant hätte. Gleich darauf aber paſſt es nicht recht, wenn geſagt wird, daß der Held «ſich ans Schreiben machte», daß «ſein Geſchreibs unendlich» war und «daß er ſchrieb über die Erziehung»; denn dieſes hatte Kaufmann wenigſtens für den Druck aus guten Gründen verſchmäht. Man dürfte alſo nur an eine profuſe Briefſchreiberei denken. Die nächſten Züge ſind wieder ganz porträthaft. «Seine Trabanten» — man denke an Ehrmann und Conſorten — «tummelt er tüchtig h'rum, das waren ſo Leut wie Windhund, die um ihn ſprungen, um ein Bröklein vom hohen Geiſt ſeiner Weisheit zu haben, und da ſchont er doch nit ihren Bukel und Schädel mit Stok und Peitſch, wies ihm gut däuchte, und fordert doch unaufhörlich Sturm und Treiben und Anhängen, daß ſie all ihm ſöllten an der Verſe kleben und vor Gottes Huld halten ſöllten, ihm den Staub von den Füßen zu leken.» «Daher dann auch kam, daß er nit Ruh hätt an einem Ort, wies heiße, zieht immer weiter.» «An ſein Vater und Mutter dacht er gar nit, als wenn er wollt Geld haben, da ſchrieb er ihnen dann, wie er mit Fürſten und hohen Geiſtern gut ſtünd und bald mächtig werden würd, da ſöllten ſie ihm nun Gold ſchiken wegen des Aufwands, und verplimplamplamt alles in hohem Geiſt und thät die

Leute weiſs machen, er brauchs zum beſten der Menſchen, und lege ganze Länder an voll Schulen und Hoſpitälern, und baue Erziehungshäuſer, wo er wöll machen die Leut zu dem was er was.»

Dieſe durch zwei Capitel ſich erſtreckende allgemeine Charakteriſtik des hohen Geiſtes beruht offenbar auf genauer perſönlicher Kentnis; aber ſie iſt wenig dichteriſch. Wäre Klinger hier der Erzäler, ſo hätte er ſie, ſolte man denken, durch Entfaltung von Ereigniſſen gegeben, die den Charakter *in concreto* deſto anſchaulicher enthüllt hätten. Fragt man ſich nun, wie die Geſchichte im Sinne deſſen, der ſie begann, weiter gehn müſſe, ſo wird man ſich ſagen, daſs dem Pabſte, deſſen Weiſsagung ſie einleitet, der auf die Entwickelung des hohen Geiſtes durch ſeine Worte Einfluſs übt, den dieſer ſchont wärend er ſonſt nichts ſchont, und der ihn für den Zeitpunct ſeiner vollendeten Bildung an ſeinen Hof eingeladen hat, eine weitere bedeutſame Rolle vorbehalten ſein müſſe. Ja, man wird es warſcheinlich finden, daſs die revolutionäre Hochgeiſtigkeit, die alles ſo tief unter ſich ſieht, durch jene Connexion dahin gefürt werde, ſelbſt von dem Stule der *Infallibilitas* aus zu orakeln, im Beſitze päbſtlicher Autorität die Welt zu reformieren und mit ihrem Beginnen irgendwie beluſtigend zu ſcheitern. Dazu hätte das hiſtoriſche Coſtüm, die von vorn herein angelegte Vorausſetzung einer mittelaltrig katholiſchen Welt geſtimmt, dazu der angeſtrebte treuherzige Ton eines alten Schriftwerkes.

Im zwölften Capitel aber zieht Plimplamplasko nicht zum Pabſte, ſondern einfach «in die Welt», was er nach der vorhergehenden Schilderung doch ſchon längſt und wiederholt getan hat; er tut es auf Geheiſs eines Genius, der ihm im Traum erſcheint, der aber überflüſſig iſt, wenn man ſchon frühere Auszüge anzunehmen hat. Auch im weiteren Verlauf bleibt der Pabſt one alle Bedeutung für die Geſchichte, die ſich ganz als Feenmärchen weiter entwickelt. Man iſt davon überraſcht, weil man gewont iſt, ein ſolches von vornherein mit Feerei motiviert zu ſehen; man fragt ſich, warum die Rolle, die anfänglich der Pabſt ſpielt, nicht vielmehr einer Fee zugeteilt ſei. So ſcheint denn wol hier eine neue Hand einzugreifen; und gleich auch finden wir einen Gedanken, bei dem wir Klingern deutlich erkennen. «Des Menſchen Sache ſind zwey: Schaffen und Zerſtöhren, und wer keins von beyden zur vollen Befriedigung ſeines Gefühls (ſo hoch es gehen mag)

treiben kann, der lebt wie ich»: ſo ſchrieb er an Schleiermacher im Auguſt 1777. Wir erinnern uns der Wiederkehr dieſes Gedankens im Stilpo und verbannten Götterſon. Der Genius im Traum aber ſagt zu Plimplamplasko: «ſo geh nun in die Welt und würk, und mach auch andere Dinger aus den ſchlechten Menſchen, daß du werdeſt ein Schöpfer, und zerſtöhr alles ſchwache, damit du auch werdeſt ein Zerſtöhrer»; und darauf läßt der Held ſein weiß Roß ſatteln, legt «ſein ſchwarzroth groß Geiſt Kleid» an, und reitet in die Welt hinein, «mit ſeinem hohen Geiſt und mächtig Verſtand zu würken, zu ſchaffen und zu zerſtöhren». Ein bedeutungsvoller Anklang! Die Idee des Götterſones wird wieder aufgenommen, aber in einem neuen Sinne. Hat ſich vor drei Jaren der Autor mit dem rebelliſchen Dios identificiert, ſo tut er es jezt mit der realiſtiſchen Weisheit Merkurs, der dort ſagt: «wie kann der Götterſon Dios die Menſchen zu ſich hinaufziehen, ohne ſie zu verdrehen, daß ſie ihm weder Menſch noch Gott ſind». Es iſt der von den Prätenſionen des Genieweſens durch ein Jar im Kriegsdienſt curierte Autor, der ſeinem Schleiermacher jezt das «Hinaufſchänden wollen» der Menſchheit ſo kräftig widerredet; und Plimplamplasko iſt ihm mehr als Kaufmann, er iſt ihm ſein eignes genialiſches Selbſt, das er jezt hinter und unter ſich erblickt.

In dem nächſten Capitel kommt gleich mehr, das in dieſen Sinn paſſt und zugleich in einzeln Zügen den Autor verrät. Der Held gerät auf ſeiner Irrfart eines Abends in ein Luſtwäldlein, ſetzt ſich an einen Bronnen klaren Waſſers und bricht in Klagen aus — wie Bambino. Es iſt nichts anzufangen mit den Menſchenkindern; «wie kann doch ein Gott mit Würmli leben?» Dieſes aus dem Allemanniſchen aufgeſchnappte Deminutiv begegnet auch in Klingers Anteil am Spaziergang in Pratteln. Plimplamplasko will hier in der Einſamkeit bleiben und gar leben in ſeiner Gottheit, wie Apollo, da ihn Jupiter vertrieben hatte — als verbannter Götterſon. Statt der Juno aber, die dieſen zu tröſten kommt, hat ihn ein altes Mütterchen belauſcht, das da ſitzt und ſpinnt und eine «Faya» iſt, Tartarella genant. Sie redet ihm ſehr verſtändig zu: «mein Sohn, biſt du ſo gar hoch oben, daß ſie dir nit können reichen ans Knie, ey ſo buck dich und ſez dich tief, daß ſie zu dir reichen, dann das wird eher gehen bevor das andre, und iſt das

doch eitel Thorheit. Und ist auch Freude mehr dann das, dann sie macht dir die Glieder frisch und muthig». Hier klingt auch jener Cultus der Freude an, dem wir bei dem ernüchterten Klinger seit Jar und Tag begegnen. Plimplamplasko bleibt unzugänglich für solches Zureden. Des freut sich die Fee, die hier auf der Grenze des Reiches der Prinzessin Genia sitzt und des rechten Freiers wartet für deren «unendlichen hohen Geist». Sie spricht ihm «wie eine Wahrsagers Frau» von seinem Vater: «und ists so worden, wies ihn und den Papam dünken thät — — das hätt ihm auch nit gelingen können ohne die Fayen — — du bist das Kindlein, das wir ihm zum Geschenk geben thäten». Unverkennbar fült der Autor, wie der Leser, das Misverhältnis zwischen dem Fortgang und Anfang der Geschichte, und er versucht, das Motiv des ersteren noch nachträglich in den ersteren einzuschwärzen. Die Fee zieht nun einen «drekigten Schuh» vom Fuß, schiebt einen Riegel davon weg und bringt das Bildnis der Prinzessin Genia zum Vorschein, darob der Held alsbald in verliebte Zuckungen verfällt. Er erfärt, daß die Schöne beschlossen hat «nit zu geben ihre Hand als dem, der sey recht unendlich hoh Geist über alles auf Erden». Viele, die sich dafür halten, umwerben sie; diese alle muß er bekämpfen, und überdies einen schönen jungen Mann, der in einem Hain voll Bächlein und singender Vöglein sitzt und *Puro Senso* heißt. Dieser ist bei aller Sanftheit doch so hart, «daß sich zerschellen das Gehirn an ihm viel Geisterlein hoch und niedrig», und er hat zwei Flügel, die das Land der Prinzessin überschatten: die müssen ihm abgehauen werden, «daß hoher Geist Paß und Platz hätt im Land». Natürlich vermißt sich Plimplamplasko des Abenteuers; die Fee begleitet ihn, indem sie mit samt ihrem Spinnrad hinter ihm aufsitzt. Indeß er die Nacht mit Liebesgesängen erfüllt, wird er von Drachen angefallen, die ihm der Zauberer Furifull, Beschützer eines andern Freiers der Genia, entgegenstellt. Das Feuer, das sie speien, brennt aber nicht, weil sie der Zauberer aus faulen Pfaffen, bösen Nonnen und gemeinen Bücher Schreibern gemacht hat. Plimplamplasko verliert gleichwol den Mut, bis ihm die Fee auf sein Anrufen das Konterfey im Schuh zeigt, worauf er gleich einen Drachen ergreift und erwürgt. Dieser offenbart ihm sterbend, daß er ein Auctor war, «viel berühmt in der Feder und des Bücher Geschreibs, und stritt gar viel»;

er wünſcht, daß ihn der Held am Bein nehme und die übrigen Drachen, die er haßt, mit ihm erſchlage. Dies geſchieht, und auf den Rat der Fee badet der Sieger, ſo ſehr es ihn ekelt, in ihrem Blute, daß er hörnen wird wie Seyfried gegen «all Hieb und Stich der Schreiber vom Orient zum Occident». Wir erkennen die Verachtung der Autorſchaft und des Federheldentums wieder, die ſich im Formoſo und brieflich gegen Schleiermacher kund gegegeben hat.

Nach mehreren Zwiſchenfällen, die zum Teil etwas in Crebillons Manier einſchlagen, bei denen jedoch die Fee, gegen die Gewonheit ihres Standes, einen tugendhaften Charakter beweiſt, langen die Wandrer in einem Hain vor dem Schloſſe der Genia an. Hier finden ſie eine Reihe von hohen Geiſtern in verſchiedenen ſonderbaren Stellungen, an denen Plimplamplasko verachtend vorübergeht, bis er mit dem letzten einen Wortwechſel und dann einen Kampf beginnt. Durch den Anblick des Konterfeis geſtärkt, ſchmeißt er ihn fort «wie nit», daß er wider den nächſten ſeiner Collegen färt und ihn umwirft; dieſer wirft im Fall einen dritten um und ſo fort, bis alles «wie Drek» daliegt. Des Streites ſatt betritt der Sieger das Schloß, da ihm aber vorher die Fee eine ſtarke Malzeit voñ ihrem̃ Spinnrad geſponnen hat, verlangt er zunächſt nach dem Privet. Hier findet er viel Bücher und Schriften aufgeſtellt, «nit von hohen Geiſtern, ſundern gemeinen Schreibern», und beginnt ſie one weiteres in der Weiſe, die der Ort mit ſich bringt, zu verbrauchen. Inzwiſchen zeigt die Fee der Genia in ihrem andern «drekigten» Schuh das Bild des ihr beſtimmten Gemals, und da zugleich ein Sylphide meldet, was der Ankömmling ſich auf dem Privet zu ſchaffen macht, erkennt die Prinzeſſin das Zeichen des Schickſals: denn alle andern haben auf dem Privet geſeſſen und dergleichen nicht getan wie er. Man ſucht ihn auf und findet ihn mit dem letzten Schreiber zwiſchen den Fingern. Bei der hierauf folgenden hochgeiſtiſchen Converſation äußert er ſich wieder mit deutlichem Anklang an den Götterſon. «Guk her, meine Liebwerthe! mit den Menſchen iſts allweil nit, außer uns beyden, und der Faya, die uns thut verſtehen. So iſt auch nit zu beßern mit den Menſchen, dann das macht ſie gar ſchwach und zu eitel Lumpen, weil ſie allweil auf einer Seit verliehren thun, was ſie auf der andern gewinnen ſollen, und ſind ſie noch beſſer

ſo, wie ſie ſind, aber vor uns nit tauglich, ſo wöllen wir ſie dann ſo machen, wie wir ſind beynah, daß dann die Götter, die ſie in die garſtig ſchwache Band geſchlagen, ihr Herz verdukt und verzagt und ihren Kopf verdunkelt haben, nit mehr vor ihnen ſind, ſundern ſie leben mögen in völliger Eigenheit Kraft und Independenz ihres Willen und Geiſts — — Und iſt das noch zu merken, meine liebwerthe Prinzeßin Genia, daß alles bloß ſey in Kraft und nit in Erleuchtung, dann Erleuchtung iſt der natürlichen Kraft und der Menſchheit ſchädlich» u. ſ. w. Nach dieſer Converſation hat die Fee Not zu verhindern, daß das Par in ſeiner genialiſchen Laune den Bund nicht vor der Zeit fleiſchlich beſiegle. «Was iſt Sittenlehre und Predigt all, iſt doch der Geiſt und das Herz alles und rechtfertigt ſich in dieſem, alles übrige iſt Eſeley und für Eſel gemacht.» Sie muß einen külenden Blasbalg anwenden voll hohen Windes «aus den Lungen vieler Weiſen, die die Menſchen wöllten klug machen, das aber all nit viel hilft, wenn hohe Geiſter dazu kommen thun, aber der Blasbalg iſt eitel voll davon, und wird ſchier helfen wie die Sittenlehre es thut». Nachdem er gleichwol geholfen rüſtet ſie den Plimplamplasko mit allegoriſchen Waffen zu den noch übrigen Abenteuern aus. Er bezwingt in wildem Grimme den Puro Senſo, indes die Fee ſich von dem ſchrecklichen Schauſpiel vor Erbarmen abwenden muß. Der Gefangene bricht in hochſtiliſierte Klagen aus, darin die altertümelnde Form faſt vergeſſen iſt: «O weh! Soll ich nit mehr ſtimmen zu Reinheit und Feſte den tobenden, unſtäten, verlohrnen Jüngling mit meiner Lyra! O weh! Soll ihn laßen raſen hin in verzerrtem, verwornem Sinn, daß nie mehr klinge ein Laut der Warheit in ſeinem Ohr! O weh! O meine Jünglinge! O meine Jünglinge! auf meinen Bergen da ſtundt ihr! in meinen Haynen da ſtundt ihr! an meinen Bächlein da ſtundt ihr, und ich reichte mit meinen Fittigen über euch, kühlend da den wilden Gang eures Bluts, den raſchen Schlag eures Herzens in meinem Schatten!» u. ſ. w. Er wird fortgeſchleppt und wie Prometheus an einen Felſen geſchmiedet, wo die Vögel mit windigten Kröpfen kommen, ihn picken und ſich an ihm voll ſaugen ſollen. Noch folgt der Kampf gegen das eigentliche Gros der hohen Geiſter, dazu der Held wieder durch den Anblick des Konterfeys geſtärkt werden muß; gegen den friedlichen Puro Senſo hatte ſein Zorn ausgereicht. Er ſiegt mittelſt einer «Keile» aus

[illegible] Freuden-
[illegible]

[illegible] Wunder im
[illegible] Mann.
[illegible]
[illegible] nach dem
[illegible] und der

Minifter Plimplamp», und richten «groß Unzucht und Unheil an», indem das Volk «fich auch bald da nein finden thät, und fing an recht kräftig zu feyn in allem Gelüft». Auch war ein neuer Rat gemacht, in den alle kamen, «die recht hoch hätten gefchrieben und recht hoch hätten gethan». Schließlich war «keiner mehr ficher an feim Herd. Und waren die Münche ihnen nit, und hätten die München auch mit gemacht in allem». König und Minifter wiffen nicht mehr zu raten und flicken bald hier bald da am Regiment; «aber fo ift ein gefliktes Regiment ein böß Ding, und heilt man hier ein Gefchwür zu, fo thuts ausbrechen an viel andern Orten». Da der König mit Heeresmacht wie Ofiris in die Welt ziehen will um ihr eine neue Form zu geben, bricht Aufrur aus, weil das Volk nicht dafür zalen will. Auf Plimplamps Rat werden Conceffionen gemacht und die Schriften der gemeinen Geifter wieder aus dem Privet geholt, finden aber begreiflicher Weife keinen Beifall mehr. Zuletzt fliehen König und Königin in den Wald und wollen in einer Höle felbgenugfam als hohe Geifter leben. Leider bekommen fie Hunger; fo lange ihn Genia allein fült, fchimpft Plimplamplasko über ihre Schwäche, bald aber ruft er vor eigner Not die Fee mit ihrem Spinnrad an. Sie erfcheint als eine hübfche muntre Frau und offenbart den beiden hohen Geiftern, daß fie auf Befehl des Schikfal alles fo habe tun müffen, um ihnen und andern durch fie ihre Narrheit zu zeigen. Sich felbft gibt fie als die Fee «des Fleißes, der Arbeitfamkeit und Ordnung» zu erkennen, ihre Schwefter ift die Fee der Freude und ihr Bruder der Puro Senfo, der jezt von feinen Banden wieder los ift und feine Flügel von neuem über das Land ftreckt. Plimplamplasko ift groß genug, auf diefe Rede noch immer grob und trotzig zu antworten, aber der Hunger kämpft fiegreich mit dem hohen Geift in ihm. Die Fee läßt das Par durch ihre Geifter in der Illyrier Land bringen, wo fie mit ihren Händen das Feld bauen follen, und läßt ihnen das Spinnrad, um fie zu nären bis es der Boden tut; aber es wird nichts geben, wenn fie nicht täglich arbeiten. «So flog die Faya weg, und was der Plimplamplasko ein Narr, fo blieb ers all fein Lebtag; nur daß er müßt arbeiten, wöllt er effen, und fo hab ich gefchrieben aus Erfahrung an folch Narren diefe *Historiam* zum Nuz der Menfchen und zur Beßrung der Narren, das aber nit wird viel helfen an dem der's ift.»

Das Büchlein erfchien mit folgendem Titel: Plimplamplasko



[illegible] Eine Handschrift aus den Zeiten [illegible] Martin Luthers. Zum Druk befördert [illegible] Narrheit: und mit Kupfern geziert von [illegible] Kunst. 1780 (one Angabe des Druckortes [illegible]. Die Kupfer des Dilettanten sind nur drei an der [illegible] Stufe künstlerischer Leistung; Thurn[illegible] Holzschnitten aus seiner im gleichen [illegible] des Lobs der Narrheit von Erasmus von [illegible] die nach Federzeichnungen Holbeins auf [illegible] Exemplar des Frobenischen Druckes [illegible] Passen diese nun gerade nicht zum [illegible] Zierat. Für die Herausgabe hat jeden[illegible] Klinger darüber Deutschland verließ; er [illegible] der Form ausgleichend übergangen [illegible]

[illegible] glaube, nicht daran mitgeschrieben hat, [illegible] gute Mann über die rückhaltlose Bekehrung [illegible] Geschichte, dessen geniemäßige Ungeberdigkeit [illegible] gemacht hatte, aufrichtig freuen. In der [illegible] mit keinem unzweideutigeren Beweise, daß er [illegible] ein Mensch des nüchternen Ernstes und der [illegible] geworden, seine schriftstellerische Tätig[illegible] können. Und nicht nur für seine [illegible] Entwickelungsgeschichte hat das Buch diese Bedeutung. [illegible] keine isolierte Erscheinung; in ihm nam [illegible] der siebenziger Jare nur einen besonders acuten [illegible] Symptom derselben hatte es gegeben [illegible] sowol an sich selbst, als in dem allgemeinen [illegible] völlig hole Geniefratze durch ihn auch auf die [illegible] konte. Und eben dieses Symptom be[illegible] Medicin. Es liegt ein wunderbarer Humor

[illegible] Rechnung kann das echt mitteldeutsche und unallemanni[illegible] das vor S. 59 gar nicht und von da an neunmal vor[illegible] es weil es ihm volksmäßig und darum dem alter[illegible] vorkam. Ebenso mitteldeutsch ist *nippen* für schla[illegible] *Sprüchelchen* statt Sprüchlein S. 79; *Dannen* [illegible] Capiteln findet sich nichts dergleichen. [illegible] beweist natürlich nichts.

des Weltgeiftes darin, wie er diefes in die Subjectivität verrante Gefchlecht durch eine grobe Myftification und die damit verbundene Befchämung curiert. Als ein Zeichen daß die Cur angefchlagen hat und die Krankheit glücklich überftanden ift, fteht der Plimplamplasko am Schluffe des Jarzehents.

Der Kunftwert des merkwürdigen Buches wird durch das darin gemachte fprachliche und ftiliftifche Experiment herabgedrückt. In unfern Tagen ift diefes in der Schweiz mit Glück, wiewol an ganz anderm Stoffe, wiederholt worden; damals gieng es weit über Wiffen und Können der Verfaffer und konte nur ein barbarifches Ergebnis liefern. Doch kann man der Erfindung, foweit wir fie als Klingerifch erkant haben, etwas von ariftophanifchem Geifte nicht abftreiten; und diefem verzeiht man ja die Natürlichkeit, auch wenn fie bis zum übelriechenden geht.

Klingers Gaftfreunde reiften Anfang Auguft ins Bad nach Plombieres; er felbft verweilte auch dann noch in Bafel, wol als Hagenbachs Gaft, den er in einem fpätern Briefe (an Kayfer 19. Oct. 1792) unter den dortigen Freunden namentlich hervorhebt*. Wärend diefer Zeit hatte er die Freude feinen Freund Heinfe, der auf der Reife nach Italien einen Aufenthalt in Bafel machte, wieder zu fehen; und vielleicht begegneten ihm damals auch zwei alte Bekante aus Weimar, mit denen es dann fo manches aus einander zu fetzen gab. Lavater fchreibt nämlich den 10. Auguft aus Zürich an Knebel, der mit dem Prinzen Conftantin die Schweiz bereifte: «es thut mir fehr leid, daß meine liebften Leute eben aus Bafel verreißt find — die Sarrafins nämlich, nach Plombiere. — — In Bafel werden Sie Klingern (deffen halben Gignon gegen Sie ich zu tilgen fuchte) und Heinfe treffen. Doch vielleicht fehen Sie keinen» **. Man fieht hieraus, daß auch Knebel zu den Leuten gehört hatte, mit denen Klinger fich nicht mehr verftand, als er Weimar verließ.

Gegen Ende Auguft fcheint er endlich nach Montbeliard berufen worden zu fein. Eine Beftellung als Lieutenant im ruffifchen

---

* Neben ihm Thurneifen, indes er der Sarafins nur als der «übrigen Freunde» gedenkt.

** Knebels Lit. Nachlaß, hsgeg. v. Varnhagen und Mundt 2, S. 399.

scher Kopf, und seine gröste Stärke ist die nüchterne Kritik geistiger Ausschweifungen. Wer ant aus diesem allem, daß derselbe Mann als Aesthetiker sich mit beiden Füßen auf den Boden der revolutionären Schule gestellt hatte? daß er in der Poesie ein Verächter der Systematik, des Form- und Regelzwanges war? daß er nicht nur dem Großen, Urgewaltigen, das vor aller Regel da war, sondern auch dem unvergorenen Neuen, das im Namen der Natur, des Genies und des Gefüls die Regel umstieß, mit einer heißen Empfänglichkeit offen stand? Und als ein solcher war er 1775 in der Flugschrift «Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza» für Lenz in die Schranken getreten. «So giebt es denn tausend Formen, und nur ein Geist, der sie belebt. — Eine Regel, und die ist: Fühle, was du fühlen machen willst. — Und die Regel lehrt keine Aesthetik. Das ist der Stempel des Dichter-Genies. Du hast ihn, Lenz! begnüge dich mit dem.» Wie hoch er die Zwillinge stellte, wie vorteilhaft er von Klingers Genie dachte, haben wir aus einigen Briefstellen an Boie gesehen, und diesem gegenüber hatte er Ursache, sich mäßig auszudrücken. Er war im Grunde selbst, unter der strengen Selbzucht, die ihm zum Charakter geworden, eine stürmische drangvolle Natur; man erkennt es an seinem Stil, der kaum je etwas behagliches, immer etwas straff angezogenes und oft etwas leidenschaftlich zuckendes hat. Er begegnete sich in wesentlichen Ideen mit Klinger. In der Verteidigung naiver Zustände und enger, aber sittlich gesunder Vätersitte, die den Gegenstand seines Schreibens über die Abderiten von 1776 bildet, ist auch der Protest gegen die ästhetische Verbildung und moralistische Ueberspannung der weiblichen Einfalt, gegen die modische Schöngeisterei und Empfindsamkeit enthalten, der bei Klinger schon im Leidenden Weib da war und wieder als Grundmotiv sich durch den Orpheus zieht; und wiederum paßte in Schlossers Ideenkreis durchaus die Satire auf verrottete Stats- und Hofzustände, die von Anfang im Orpheus breit angelegt war. So war er denn, wie wenige, ein Mann für Klingern; war, weil er dessen Wesen verstand, fähig, ihm die Nachsicht zu schenken, der er bedurfte, und fähig, mit dem was er vor ihm voraus hatte auf ihn einzuwirken, soweit es in seiner Natur einen Anklang fand.

Zu diesem gehörte Schlossers klarer Weltverstand und jener Realismus des Denkens, der ihn zum Gegner der Doctrinäre und

Utopiſten machte. Daß in ſeiner Schule Klingers Peſſimismus ſich entwickelte, iſt ſchon früher angedeutet worden; ein Peſſimismus nicht der Verſtimmung, ſondern der empfindlichen Sittlichkeit und der unbeſtechlichen, unbarmherzigen Warheitsliebe. Unzugänglich war ihm dagegen was den Misklang dieſes Peſſimismus in Schloſſers Denken löſte: deſſen chriſtlicher Glaube; unzugänglich, ſo frei derſelbe von kirchlicher oder theologiſcher Befangenheit war. Klinger gehörte zu den trotzigen Geiſtern, die das Chriſtentum mit ſeiner Forderung, zu glauben wo man nicht ſieht, beleidigt; er bewies nachmals, da er den Goldnen Hahn ſchrieb, daß ihm auch der letzte Reſt von Pietät für die Volksreligion abhanden gekommen war; und damit zugleich, daß ihm auch deren realiſtiſche Würdigung als einer welterhaltenden moraliſchen Macht entgieng. Hier alſo fehlte alles Verſtändnis zwiſchen ihm und Schloſſer, der ongefär zu der Zeit, wo Klinger in ſeinem Hauſe den Formoſo ſchrieb, ſein «Schreiben über das Werk vom Zwek Jeſu» für das deutſche Muſeum verfaßt hatte, einen ſehr feinen apologetiſchen Verſuch, darin er ſich die Mine gab, Leſſings Veröffentlichung nur darum zu bedauern, weil die Herzen der Menſchen noch nicht vorbereitet ſeien, ſoviel Erleuchtung des Kopfes one Gefar zu ertragen, dann aber die häßliche Geſchichtsverzerrung des Reimarus in ihrer Haltloſigkeit vortrefflich aufdeckte. Und nicht nur in ſeiner Stellung zur Religion, auch als Moraliſt war Schloſſer für Klingern unverſtändlich, wurde er noch 1790 von ihm perhorresciert. Ich habe ſchon Gelegenheit gehabt, die in dieſem Jar an Schleiermacher geſchriebenen Worte anzufüren: «er iſt einer der edelſten Menſchen, hat aber ſeine Seele zu einer Gottheit und zu einem moraliſchen Idealismus hinaufgeſchraubt, der gegen meine Natur iſt». Man kann dabei an nichts denken als an den Satz, darauf Schloſſer alles zurückbezieht, die Glückſeligkeit und daher die Beſtimmung des Menſchen ſei der ungeſtörte Genuß ſeines inneren Selbſt, nebſt den Conſequenzen dieſes Satzes. Klinger war nicht Senſualiſt, er wolte weder von La Mettrie noch von Helvetius wiſſen. Aber er war überhaupt kein philoſophiſch angelegter Kopf. Er war ganz Empiriker und ſtets geneigt, von dieſem Standpunct aus die praktiſche Unzulänglichkeit jeder Philoſophie im Lichte des Lächerlichen zu ſehen.

Man ſolte denken, daß ſolche klaffende Zwieſpalte beide Män-

ner nach der ersten Annäherung wieder müsten aus einander gebracht haben. Allein Schlosser war tolerant und verstand es, einen Freund, der sonst ein guter Kerl war, seines Wegs gehn zu lassen. «Er ist der treuste, der beste Freund», heißt es in jenem Briefe weiter, «und mag es vertragen, daß du seine Ideen anekelst, wenn du ihn sonst nicht verkennst». Klinger andrerseits war dankbar, und dadurch im Stande, diesen Mann wenigstens in seiner Empirie auf sich wirken zu lassen. Er fand in einem Zeitpunkt seines Lebens, wo er dessen am meisten bedurfte, bei ihm menschlichen Anteil, unbegrenzte Gastfreiheit, tätige, ausdauernde Förderung auf seinem Lebenswege; er fand sich durch ihn sogar in der Erfüllung einer Pflicht vertreten, die ihm selbst nicht zu erfüllen gelang, in der Unterstützung seiner Angehörigen*. Und er fand mehr denn alles dieß. Einst hatte er in änlicher Lage von Seyler gutes erfaren und ihn seinen Freund genant. Welcher Unterschied! Am Ende war es doch ein Lotterleben, das er bei diesem fürte, und die sittliche Atmosphäre, die es umgab, unrein. Meine Mutter hatte ein Wort wiederholen hören, das er von jener Umgebung gegen die Seinen brauchte: «diese im Grund alle schlechten Menschen». Nun sah er das pflichttreue, arbeitsame, für viele heilbringende Leben des Mannes mit an, der das schöne Wort aussprach: «ich weiß daß ich für etliche hundert Arme leide, denen ich Brod schaffen will. Das allein kann uns aber gegen die Armen entschuldigen, daß wir reich sind nach unsrer Art, wenn wir eben die Arbeit und Mühe, welche sie übernehmen müssen um eigene Noth abzuwenden, freiwillig um fremder Noth willen übernehmen»**. Er sah diesen geistig hervorragenden Mann glücklich und zufrieden in einem schlichten Berufsleben, froh in seiner mit anspruchlosen Genüssen ausgefüllten Muße. Er sah einen treuen Vater und, als er 1779 zum zweiten Mal kam, eine edle Frau als zweite Mutter

* Alfred Nicolovius, Schlossers Enkel und sein Biograph, erinnert sich, wie er mir mitzuteilen die Güte hatte, in Briefen desselben an seine zweite Frau gelesen zu haben: «heute besuchte mich Klingers Mutter und klagte mir ihre große Noth; ich schenkte ihr zwei Carolin». Dies muß also bei einem Besuch in Frankfurt geschehen sein, der zwischen seine Verlobung mit Johanna und die Zeit fiel, wo Klinger selbst von Petersburg aus jeder Not ein Ende machte; und es ist, wie Nicolovius meint, mehrmals geschehen.

** Nicolovius S. 75.

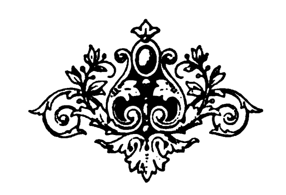
der Kinder wurden. Er durfte sich, was seiner alten Neigung entgegen kam, mit diesen Kindern tummeln wie ein großer Bruder; noch in seinen späten Briefen an Schlossers Eidam Nicolovius kehrt die heitere Erinnerung wieder, wie er die kleine Luise zu seinem Rekruten machte und das kaiserliche Exercitium mit ihr trieb. Die reinen Freuden des Familienlebens zugleich mit dessen sittlicher Würde konnten sich seinem Herzen von neuem einprägen. Das Ergebnis aus allem war, daß er von diesem Orte, wenn auch keine Theorie, doch ein Ideal des sittlichen und glücklichen Lebens mitnahm, in dem sich sein besseres Selbst befestigen konte und das für seine Zukunft auf einem schlüpfrigen, versuchungsvollen Boden von unermeßlichem Werte war. Hierüber war er sich später vollkommen klar und hat es verschiedentlich aufs kräftigste bezeugt. Man kennt das Denkmal, das er jenem Freund in seinen Betrachtungen und Gedanken gesetzt hat*. Am 24. November 1799 schreibt er auf die Nachricht von Schlossers Tod an Nicolovius: «[illegible] Werte zwischen ihm und mir bildete sich eine Verbindung, die immer die seltenste unter den Menschen ist. Ich sah in ihm das lebendige Bild des Guten, und es prägte sich so fest meinem Geiste ein, daß die widrigsten Erfahrungen an den übrigen Menschen meinen Glauben an das, was ich so rein in ihm erkannte, nicht erschüttern konnten.»** In seinem Briefe vom gleichen Datum an die Witwe finden sich die starken Worte: «er» — d. i. ihn wieder zu sehen — «war das Ziel meiner Hoffnung, so wie er Mittelpunkt meines moralischen Daseyns war. Das letzte wird er mir bleiben.»*** Es ist ein merkwürdiges Beispiel, wie ein Mensch nicht durch seine Lehre, sondern durch sein Sein des andern Mittler werden kann; eine Warnehmung, die es nicht erklärt, aber veranschaulicht, wie Einer dem ganzen Geschlechte zum Mittler werden konte.

Klingers Reise fürte weiterhin über die Stätten seines frühen Lebens, Darmstadt, Frankfurt, Gießen. Er konte Schleiermacher [illegible] noch einmal sehen, konte den Segen der Mutter empfangen und seine Schwestern umarmen. Er fand sogar, wie

* [illegible] Ausgabe von 1803, 131 der spätern.
** [illegible] in der Denkschrift auf seinen Vater S. 118.
*** [illegible] des Hrn. Prof. Urlichs in Würzburg.

Creizenach aus frankfurtifcher Ueberlieferung berichtet, die Zeit, feinen alten Woltäter, den Profeffor Zink zu begrüßen, der damals feine Ferien zu Petterweil in der Wetterau zubrachte. Daß er in Gießen angehalten wiffen wir durch einen Brief Albertinens von Grün (Wagner III, 167), die noch immer ihren harmlofen launigen Götzendienft mit ihm trieb und fich darüber von Höpfner aufziehen ließ; eben jezt hatte diefer fie damit geplagt, daß ihr Angebeteter warfcheinlich bei Katharinen Glück machen und Potemkin ausftechen würde. Wir hören, daß Höpfner ihn hatte «warm und herzlich umarmen» können; «taufend Dank, daß Sie ihm wieder fo gut find. Es freut mich daß er fein Engagement bei Seiler eine Sottife nannte». So war auch diefes früh geftörte Verhältnis zu einem redlichen Woltäter woltuend beglichen. In Hamburg wurde Schröder aufgefucht, in deffen Stammbuche* fich die Einzeichnung findet: «*Marte Venereque.* Hamburg 14. *Sept.* 1780. *Frid. Max. Klinger.* Diefes felbftbewufte Motto des Glücksfoldaten ift das letzte Lebenszeichen, das er auf deutfchem Boden hinterließ. Den 19. September fchrieb Boie von Lübeck an Voß: «Klinger ift auch hier. Er geht als Lieutenant in Ruffifche Dienft und morgen zu Schiffe nach Petersburg ab». Hiemit war das langgefuchte Schiff feines Glückes endlich flott geworden.

* Gedruckt bei Lebrun Jahrb. f. Theater u. Theaterkunde. Hbg. 1841, S. 17.





Briefe Klingers.

Mit einem Anhang von Briefen Kayfers.

des Herrn J. G. Ha

Weimar.

der Erfind

habe ich in Fr

in Breslau.

meiner Tante,

– XXXIV. XXXV

Originalien im Be

Schleiermac

im Arch. f. I

durch Jegor von Siv

Weinholds, XX

Briefen I. 1, S.

gedruckt im Frankfur

Originalien im Befitze des He

Herrn Profeffor Hettner

Original bei dem Sa



I. An Kayser.

(Giessen im Sommer 1774.)

Zu dir Lieben mit wallendem Blut, theilnehmenden Herzen und Trost wenn du ihn noch brauchst, das ich weder will noch hoff. Sey jovialisch und hör. Nichts heißt du dich und schwach pfuy schäme dich du nichts! bei dem Kraft ist dabei im Treiben. Sag das nicht mehr. Elend ich mag nichts wiederholen. Kannst du, willst du Sprünge machen, geht was im Sturm? Kannst du das menschliche Gewebe und Verhältnisse zerreißen? schwerlich — Nun sieh lieber, da wir das alles nicht können, es gut ist daß wirs nicht können, so geh denn langsam lerne immer und unvermerkt stehst du aufm Punct, und wie muß dirs und mir seyn, wenn wir sagen können, das thaten wir — ganz da unten auf der letzten Bank saßen wir, und jetzt schon sind mir* so viele Plätze oben am großen Gastmal der Welt. Ist das nicht alles herrlich, und du kommst gewiß hin — nur Geduld — könnt ich dir doch das recht ans Herz legen — das es nicht so gehn kann wie man will und jetzt will. Daß man den Menschen nach und nach zum Stück stimmen muß, das man ihnen vorspielen will, und daß sie dann nur erst Ohren vor haben — es sogar vor nothwendig halten, daß man ihnen vorspielt oder dudelt — wenns nur klingt. Bleib mir in der Figur ich red nicht von deiner Musik, sondern überhaupt vom Gang der Welt. Alle die Großen die du siehst mußtens so machen — und das macht einem segen — Red mir auch nicht mehr von Lectür — denn die macht hier gar nichts. Wo kann das Stärke geben Liebe — eher biegts einen noch unter, laß dir es ausreden — und geh in dich, arbeite laß und immer gearbeitet, und laß sich Fertigkeit von selbst gründen. — Sollst in deinem Wesen und Existenz bleiben, das macht dein Individuum aus, nur beherzige obiges — Von Sclav red mir nicht, man ist nirgends Sclav. Wo muß man nicht nach Stunden arbeiten — ists nicht eins ob du hackst oder gräbst — mußt ja doch immer arbeiten, muß ichs, tausende und der Größte am meisten. Hast du andere Aussichten wo dus besser zu treffen glaubst, gehe, der ist nirgends Sclav der die andern übersieht. Wenn die Menschen bedächten wie wenig gute Stunden man im Leben zählt. Von meiner jetzigen Arbeit mag dir Goethe sagen. Wie stehst du mit ihm ietzo? Komm zu mir alle Tage, je eher, je lieber.

* So für wir: Durchbruch der Mundart.

II. An Schumann.

(Giessen im Herbst 1774.)

Da steh ich dir wieder auf meinem Hügel, werf Blicke in die weite Welt und Menschen Herzen, werd vom Geist getrieben, hab göttliche und satanische Eingebungen, wie sie Dichter, Fanatiker und Narren haben. Laß! ich bin wieder ich, wälz vom Herzen was ich Trübes gehört habe und denke des Liebs alles, das auch nicht mangelte im Wellen Meer, das mir seither um die Ohren saußte. Sauß denn fort, Menschheit! dein Freund ist in Ruh.

Glaub mir, Lieber! mir ists heimlich und still wohl. Möchte dirs so seyn, wäre uns beiden geholfen. Das fiel alles wie Blei von mir, als ich in mein Heiligthum kam, meiner mediceischen Göttin den warmen Kuß auf die Lippen drückte. Nun bin ichs ja wieder, sey mir auch wieder gewogen, holde Göttin, sieh deinen Freund liebreich an, und ihr alle Lieben, die ich im Geiste hier vor mir habe, hinmale und hinstelle. Du wirst mich für einen Narren halten mit meinem Geschwätze. Thus! aber wisse, da ist einem immer am Wohlsten, wenn die kalte Vernunft schläft, und ich auf Wolken der Phantasie daher reite. Deßwegen bin ich auch so tolerant gegen Kaiser, der nur im Vorbeigehen der ganze große Mensch ist.

Halt, mein Genius! laß dir nichts Trübes einfallen, blos Höll und Himmel und nur bleib stark!

Ich wollte mit dir reden, und rede mit mir. Toll Alles! Schreib mir, wie dir ist? Was du machst? Was du denkst? Schreib Bogen und ich will deinen Geist messen. Denke, daß ich dich liebe, lieben werde. Amen! Amen!

K.

Du siehst, daß heute nichts mit mir zu machen ist.

III. An Schumann.

(Frankfurt am Neujahr 1775.)

Lieb ist mirs von dir zu hören. Mir gehts gut. Liebes und Trübes mitunter. Lauf Schlittschuh* wie ein geflügelter Gott. Trinke Wein, lese meine Griechen und was mit ihnen. Mach Gedichten und Zeug; hab vier gute Tage gehabt, als ich hier ankam, da ward ein Stück, heißt leidendes Weib, worin ihr mich finden werdet, und Menschengefühl. Nun wirds zu Leipzig seyn, bist du karg [illegible] du was** haben. Gut, daß dirs wohl geht. Lieber, genieß was dir vorkommt, brauch deine Kraft zu deiner Bestimmung, denk, daß durch das Alles ist. Du übersiehst Tausende, wohl dir, das ist weit genug gebracht. Mach nur Gebrauch davon und auch denen***, die um dich sind, zu seiner Zeit findet sich Alles. Hirten die Hallischen Theologen was mit von deinem Geist,

* Orig. [illegible]

** [illegible] Exemplar

*** [illegible]

gings dort gewiß gut, denn ich denk ich red über die und habs vernommen*. Den Voltin** sollst du haben, hab jetzt nur zwei Bände, weil Wagner*** die andern hier eingeschlossen. Schreib mir bald und viel. Was du thust, leb vergnügt. Das wirst du, sobald du mit deinen jetzigen Umständen vergnügt bist, das doch von uns abhängt. Adieu Lieber! *K.*

* Die Hallischen Theologen sind Authæus und Kißner. Der Sinn der letzten Worte muß sein. zu den tausenden, die du übersiehst, gehören, mein ich, auch die, und ich habe mich davon überzeugt.

** Voltaire?

*** Im Druck steht Wegner. Der geheimnisvolle Aufenthalt Wagners in Höchst dauerte offenbar noch fort.

IV. An Schumann.

(Giessen) Februar 1775.

Wider Pflicht hast du gehandelt, mich so lange auf einen Brief warten zu lassen, und billig sollte ich dich vier Wochen zählen lassen, eher — so lies denn nur.

Was das soll von übler Laune reden in deiner jetzigen Verfassung, versteh' ich nicht. Was willst du? Kommt in der Welt nicht alles darauf an, daß wir uns zu Fressen schaffen, und können wir mehr, noch einigen andern Geschöpfen. Das kannst du nun. Jeder Weg dazu zu gelangen ist gleichviel. Der so, jener so. Überall Liebs und Trübs, Dornen und Rosen, und mehr Elend als Freude. Unbehaglichkeit über unsern Zustand, Unzufriedenheit über unsre Kräfte, ist Überspannung, Eitelkeit und dergleichen, ich sprech dich frei von jedem. So folg mir und sey gutes Muths, brauch deine Kräfte zu deinem auferlegten Geschäft, dann hast du mehr gethan, als tausend von den Großen, die du siehst und sehen wirst, nichts thun.

Mit mir siehts widrig aus. Ich bin in der fatalsten Situation, die seyn kann. Ich mag nichts detailliren, dulden will ich, so lang meine Kraft aufrecht bleibt. Mich zerreißen Leidenschaften, die dir unbekannt sind, und Lieber, es ist dein Glück. Daß ich heute mit geradem Sinn an dich schreiben kann, hätt ich mit Recht für die größte Lüge gehalten. Es ging arg mit mir, und ist noch, denn die Sache ändert sich nicht. Jeden Andern müßte es niederschmeißen, und daß ich steh, weiß ich nicht, wem ichs zuschreiben kann und soll. Ich möchte jeden Augenblick das Menschengeschlecht und Alles, was wimmelt und lebt, dem Chaos zu fressen geben, und mich nachstürzen. Doch laß es, ich weiß auch dies verlöscht, und dann lach ich. Bruder, glaubte ich meine Ehre nicht gekränkt, wäre Alles gut. Denk nicht nach, sorg nicht. Von hier kommts nicht. Ich könnte frei athmen, wenn ich nur wollte. Das ist eben unser Aller Unglück. Über diesen Brief muß ich lachen, abscheulich weise, und so Kneipen im Herzen.

Hier hast du zwei Gedichte, ein Liedel, das du singen magst — und ein — ich kanns nicht nennen*. Ich denke, du verstehsts, und trifffst den Ton.

* Wol ein Gedicht in regellosen Rhythmen.

[illegible] Otto und das leidende Weib haben, und so sey brav und [illegible].

Schreib bald. *K.*

Das Frankfurter Gedenkbuch enthält unter der Ueberschrift «Klinger an seinen Jugendfreund Schumann in Mainz» außer den vorstehenden noch zwei Briefe, die offenbar von Kayser sind. Bei dem einen wird dies durch das Datum außer Zweifel gestellt; bei dem andern verrät es sich durch die Verwantschaft des Tones und Inhaltes, sowie durch das lateinisch geschriebene Adieu, das sich bei Klinger niemals findet. Dieser andere ist der frühere: er ist kurz vor Kaysers Abgang nach Zürich in Frankfurt geschrieben. Ich lasse beide hier folgen, damit der Leser selbst urteilen könne.

(Frankfurt um Neujar 1775.)

Dein Andenken ist mir sehr lieb. Wars doch endlich einmal Zeit etwas zu hören! Grüßen hätt ich Dich in acht Tagen einmal lassen, wenn Du nicht geschrieben hättest.

Nun so sey denn Dein, und suche Dich zu subsistiren; leb so wie Dus just gedenkst gut zu machen. Ich bin gar wunderlich; Kopf voll von Philosophie, jetzt zur Zeit — all das, was Du nicht begreifst, und davon ich — ich bin.

Wir waren beysammen die Feiertage recht gut, nur gings türkisch her.

Denkst Du noch daran? Das mußtest Du nun all auch erfahren, und mitmachen; es kommt nicht mehr und soll auch nicht mehr kommen. Ich gehe freilich weg und bald -- bis dahin schreib ich noch einmal.

Adieu. *K.*

Zürch, den 7. Mai 1775.

Schumann, ehrlicher lieber Junge, Du treibst es doch gut? Ich freue mich Deiner, wenn dies so ist. Geh denn auch Deinen Gang die Welt so durch, wie Du nach Maaß der Kräfte, des Geistes in Dir fühlst. Bei Deinen Glaubensgenossen* ist mirs hier gar wohl. Lieber! es ist genug für uns in der Welt! Weh uns, wenn wir das leugnen. Denkt (?) den großen Erdboden Gottes, brauchen wir Geschöpfe mehr als ein Plätzchen, worauf wir uns herumtummeln und vergnügt seyn können?

Du denkst doch meiner allezeit im Guten? Laß mich doch von Dir hören [illegible] sag mir, daß Du gutes Volk hast, mit denen Du leben kannst; daß Ihr[illegible] wohl gehet - daß Du mich liebst!

Adieu. *K.*

* [illegible] war reformierter Confession.



V. An Kayser*.

(K.) Zwey Barden und Ritter, Namens F. M. Klinger und (M.) J. M. Miller, *p. t.* in Gießen sich aufhaltende an den Mannvesten, ehrsamen, und, laut seines Porträts sehr Ehrwürdigen Herrn Herrn Philipsen Kayser Dichter Musicus, bald im Olymp, bald unter niedern Würmern sein Wesen habend, (K.) auch sehr edlen und zärtlichen Freund der uns nah am Herzen liegt, und das wir aus Ritterproben wissen und gemerkt haben.

(M.) Die ungeheure Hundstagshitze erlaubt Uns nicht, wie wir wol anfangs willens waren, unsre weltberühmte poetische Ader schlagen zu lassen und (K.) Euch in dem Epistels Ton zu antworten der uns so wohl behagte. Angefangen haben wir zwar und das mit zimmlicher Lauge und Bitterkeit, da aber nun das Exordium fertig ist, und (M.) wir die Vorige und einige vorhergegangene Nächte auf der bewußten Schulzischen Pferdedeke sehr viel ausgestanden haben, so ... (K.) he beym Teufel ihr Volks lermt nicht! Kayser ich bitt dich wie viel Uhr ists! wir sind zum Schmauß gebeten und wakere Ritter versäumen ungern wo die Taffel so aussieht (ein Tisch mit drei Flaschen gezeichnet. M.) Das Auditorium ist für Gießen würklich viel zu groß, und die Pferde nach Marburg haben wir auf Morgen auch nicht bekommen können — die verhenkerte Pfeife ist schon wieder aus — (K.) Komm Junge laß dich an deinem lieben Starrkopf kriegen und dir ein Mäulgen geben. Ritter Miller ist ein herzliebster Junge. Ganz für uns der mich liebt, der dich liebt — dich herwünscht. Wir haben viel von dir gesprochen, und eben dein Portrait verkehrt gestellt weils zweymal herunter fiel, darob wir sehr erschraken. Du stehst doch gut? (M.) Es ist auch kein Geringes, neben Klinger, Stolbergs, Göthe und Haugwitz zu paradiren. Aber Klingers Pyrrhus wird die Welt erstaunen machen, und wenn Kayser noch viel solche Lieder macht, so mags der Satan mit ihm aufnehmen! — (K.) Das Platt muß druknen, denn mehr. Schmidten haben wir einmal tüchtig abgesoffen. Ich sag dir Schaz in Gießen hab ich so herrliche Tage noch nicht gelebt als mit dem lieben Miller. Wir sind schon länger als 8 Tage beysammen leben wie die Götter. Du mußt — halt doch — Dank für die Epistel. Komm und friß den Kohl der Pudel düngt gut. (M.) Wer das Scheiden erfunden hat, war ein rothharigter krausköpfiger Junge, der den Kindern Nüsse stahl, wenn sie damit spielen wolten. Denk Dir einmal, liebster Klinger, über Morgen — Mich deucht, ich höre den verdammten Postillion schon blasen. Was ich Euch eigentlich sagen wolte, liebster Kayser, ist weiter nichts als das: daß Klinger ein gar herrlicher Kerl ist, der sich sogleich in die Seele einnistelt, und daß ich Euch auch herzlich gut bin, wenn Ihrs mir nur auch so wärt! — (K.) Bonnen Blut hat ein schönes roth. Dort schlich sich eben ein Mädchen durchs Gärtchen ich küßt ihr unsichtbar die Hand und die Frösche fürcht ich gewaltig. Es ist noch nicht lange daß sie mich aus einem Bach iagten was sehr angenehm war, ich auch meinen ritterlichen leib badete, Miller mich durchs Gesträuch glänzen sah und auch schleichen. Eine Erle ist ein schöner Baum, besonders wenn ihrer drey

* Von Klinger und Miller abwechselnd geschrieben, was durch (K.) und (M.) bemerklich gemacht wird.

beysammen ſtehn und wieder drey. Auch das Abendroth vom hohen Berg. Und bey der Nacht die Trümmer eines Schloſſes zu beſuchen, an dem Quell im Buchhain Wein zu trinken. Geſtern ſchikten wir einen Ritter zum Diterich nach Wezlar er kam marode zurük. (M.) Und die Johanniswürmer, die ich damals auf dem Hut hatte, waren doch auch nicht übel. Aber, ſo ein Freyheitsgeſang, wie der Fritz gemacht hat, muß einen doch recht müde machen. Sollt ich aber ewig drauf ſchlafen, ich würd ihn doch machen, wenn ich könnte. Und die Donna Viola — ſo neben der Quelle ſie kennen zu lernen, wo die Namen in die Buchen eingeſchnitten ſind — ja, Kayſer, das war ein herrlicher Abend, wo man Euch wol auch hätte dabey brauchen können. Ihr trinkt doch auch Wein? Je nun, dann iſts ſchon gut, und wir ſind wieder Freunde. Profit, liebſter Klinger! Aufs Wohl des Offenbacher Mädchens und der 3 Erlen am Bach bey der Amtmanns Mühle! (K.) Dum dal ra la ra. Ich weiß lieber Junge lieber Wurm du wirſt dich um Miller winden mit Kopf und Schwanz. Die Lehre vom Contract iſt ſehr ſchwer überhaupt die Pandecten. Stell mir die Nativitæt. Miller hat mir guten Zunder geſchenkt. Stollbergs Geſang iſt ein Götter Geſang. Du mußt Millers Lieder ſchön componiren und ſchiken. Wir haben deine Geſundheit in Wezlar getrunken. Ich bin lezthin ausgepfiffen worden. Dum dal-ra. (M.) Ja du allmächtige Freundſchaft — Stopf mir doch auch eine Pfeiffe! — wer dich Einmal feſt ans Herz gedrükt hat, dem iſts immer wohl bei Sonnenſchein und Regen — Möcht wol ewig bei dem guten Klinger leben, und mich dann einmal auf ein Jahrhundert lang von Kayſer beſuchen laſſen; Aber ſo ehrenveſt, wie ſein Portrait, dürft er mir nicht ausſehen — Luſtig eingeſchenkt! Der Mond geht ſchon auf, und die Eulen ſingen — Narr, warum läßſt du dich auspfeifen? ſchlag ſie um die Ohren, und gib mir Feuer, nicht vom Ulmerzunder, nur vom gelben. *Vivat* Münden! (K.) Dieſen Mittag hatten wir Sauerfleiſch es ſchmekte nicht ſo gut als es roch. Deinet ſchrieb mir geſtern. Der Wein ging noch. Der Saalat welcher geſchoßt hat taugt nicht zum Eſſen. Man zieht Samen. Wezlar hat eine ſchöne Gegend. Lavater iſt ein herrlicher Menſch. Was hälſt Du davon daß michs eben iezt piſſert? Deine Lieder finden erſtaunenden Beifall. Der Almanach iſt ein kleines Büchelchen. Meine Papierſcher roſtet. [M.] Aber der Bourbon* ſtinkt gewaltig, jag ihn naus! Siehſt du Klinger, wenn wir ſo einmal in der Schweiz zuſammen leben könnten, all auf Einem Berge, und du uns dann Trauerſpiele vorläßeſt, und Kayſer uns ein Stücklein vorſpielte — Meinſt du wol? Aber mit dem ewigen Planmachen geht Zeit und Papier verloren. Luſtig umgewendet! [K.] Der Pudel ſchläft gar zu gut liebſter Miller und ich möcht den armen Narrn nicht ärgern. Kätchen iſt ein braunes Dinglin. Und Liſchen hat das Blaue ihrer Augen vom reinſten Aether geſtohlen. Lieber Miller wenn wir doch ewig ſo zuſammen wären, ſo angeſchloſſen wie wir iezo ſind ich wollt dich für Kält und Hize ſchüzen. Den großen Mann Lavater möcht ich wohl einmal ſehen und mich an ſeiner Sonne wärmen wenn ich auch noch ſo weit von ihm ſäße, wie ich höre ſolls eine große Wolluſt ſeyn um ſo einen Menſchen zu exiſtiren.

* So für Barbon.

Diefen Morgen waren viele Prinzen hier. Es regnete ftark, wir fchwizten. Mit den ftinkenden Goffen ifts ein garftig Ding. Die Lehre *de Servitutibus* ift ein närrifch Ding, hat mich manche Stunde gekoft. [M.] Hört lieber Kayfer, der Schmid ift ein Erzfchuft, hat uns geftern keinen Wein gegeben, und wir waren doch fo durftig. Der arme Schleyermacher ritt geftern auf meinem Pferd nach Wezlar, und brachte einen Wolf mit, der die gantze Nacht durch bellte, daß kein Menfch fchlafen konnte. Nun will er auch ein Gypshändler werden. Eure Kompofitionen hab ich noch nicht gefehen, aber fie find gewiß gut, darauf wolt ich fchwören. Ich lieb Euch fchon herzlich, denn Klinger fagt mir, daß Ihrs wehrt feyd, und was Klinger fagt, ift wahr, ja gewißlich wahr. Lavater ift freylich fo ein Mann, den unfer einer auch kennen möchte; aber laßt mich nur erft nach Schwaben kommen. Hui, und ich bin in der Schweiz. Nun müffen wir wol bald zum Schmauß, Klinger zieh die Hofen an! [K.] Miller wer wird fo nakend da fizzen die Magd komt. Die Phyfiognomik mögt ich wohl fehen. Die Praxis *Juridica* foll viel Geld bringen wer was drin gethan hat. Wie viel Blut ließt du dir abzapfen, eh du die Epiftel fchriebft? Jüngft bekomm ich die *Sainte Conception* von einem Mädchen gefchenkt. Ein altes Haus foll gut auf einer Landfchaft ftehen wenns ein braver Kerl zeichmet. Um ein häßlich Maidel ifts ein garftig Ding, um fchlechten Wein gar herbes ding. Ich liebe dich. [M.] Bin *ut supra* Euer guter Freund Miller.

GIESSEN den 28 Juli 1775.

VI. An Deinet, den Herausgeber der Frankfurter gelehrten Anzeigen, darin abgedruckt im Auguft 1775.

Auf Begehren wird folgender Brief vom Verfaffer des leidenden Weibes eingerückt: Brief an Hrn. * * *. Ich habe die von Ihnen mir überfchickte, und auf meinen Karakter gemachte Pafquil erhalten. Ich hielte es, als ich den Titel anfah, für eine Witzeley über mein Drama, und fing ganz gelaffen zu lefen an. Aber wie fehr erftaunt ich, als ich fah, daß ein feindlicher Menfch unter diefem Deckmantel meinen moralifchen Charakter und mein Herz auf die unfreundlichfte und unedelfte Art durch Lügen vor der Welt zu fchänden fuchte. Ich dachte gewiß nicht, daß fich unter meinen Lefern einer mit fo unreinem Herzen an mein Stück fetzen, und mir fo abfcheulichen Zweck und Empfindungen beilegen würde. Ein Menfch muß von fehr böfem Herzen und verdorbnen Gefinnungen feyn, der da Böfes findet wo keins ift. Hätt er mein Drama nach aller Strenge beurtheilt, wohl! dazu erkauft fich jeder ein Recht, der fein Geld dafür ausgiebt zu fagen, ob es ihm gefalle oder nicht. Hätte er muthwillig darüber gewitzelt, auch gut! ich bin der erfte nicht. Aber nein! er wollte mir geradezu dasjenige rauben, was von jeher mein Troft war: Rechtfchaffenheit, Gefühl für Wahrheit, Gutes und Edles. Es fchreyt Rache. Sie haben Recht, und fchlagen mir zugleich zwei Wege vor: Entweder ich foll bei der Obrigkeit zu Beftrafung der Schandfchrift einkommen, da der Verleger (der fich ge-

nannt hat) ſogleich ſeinen Namen entdecken müßte; oder ihn öffentlich an Pranger ſtellen. Ich verlange keins von beiden. Erſtes zu thun hab ich kein Vermögen und bin nicht gegenwärtig. Auch möcht ich nicht gern des Menſchen Beſchimpfung und Unglück ſehen, da ihn ohnedieß Schande brandmarkt und ſein Gewiſſen ihn ſchreckt, wenn er denkt was er gethan hat. Was das zweite anlangt, ſo finde ich's nicht nöthig. Meine Feinde haben ſich einmal auf meine Unkoſten gekitzelt, und die Freude mag ich ihnen wohl gönnen, da dieſe Leute ihrer ſo wenig haben, wenn das ja Freude ſeyn ſoll. Was würde ich auch bey denſelben gewinnen, da ſie nothwendig Partheygänger ihres Anführers ſind? Ehrliebende Leſer müſſen aus der Piece ſehen, weſſen Geiſtes Kind der Pasquillant iſt, oder ich müßte den Menſchen ſehr wenig zutrauen. Bey meinen Freunden hab ich's gar nicht nöthig. Sie alle kennen mein Herz, wiſſen, daß ich von jeher die Wahrheit mit heißem Verlangen geſucht habe, kennen mein Gefühl, das deutſch und wahr iſt. Und da ich blos in derer Liebe und Theilnehmung meinen Troſt, Beruhigung und Daſeyn fühle — Ihr meine Lieben! was würdet Ihr von mir denken, vergäß ich mich ſoweit, wiche ſoweit von unſern Grundſätzen, mich mit einem ſolchen Menſchen öffentlich abzugeben, weil er mich durch Lügen geläſtert hat, da ihr alle das Gegentheil zu wohl wißt. Alſo ich laſſe ihn ſeinen Gang gehen wie jeden; verſichert, daß wenn er mich kennte, er würde und müßte anders von mir denken und ſeine Lügen zurücknehmen. Ich werde ſeinem Namen nicht weiter nachforſchen. Vielleicht daß er mich einſtens näher ſieht, ohne daß ich an ihm meinem Feind weiß, und dann muß es ihn gereuen mich geläſtert zu haben; oder er iſt ein Böſewicht, das ich nicht gern von einem Menſchen ſagen mag. Sagt meine Lieben, was für ein Herz, was für Gefühl muß ſolch ein Menſch haben, der einem ſo gräßlich zu ſchaden ſucht, ohne daß man ihn beleidigt hat? Böſer Humor, Schadenfreude, innere Bosheit, widrige unmenſchliche Empfindungen nur allein können einen dazu reizen.

Dieſe Leute ſehen gewöhnlich jeden nach ihrem innern Spiegel an, der ihnen ihre garſtige Seele jeden Augenblick vormahlt. — Wie ſoll ich anders von einem Menſchen denken, welcher eines jungen Menſchen, der mit ihm und der ganzen Welt in Frieden lebt und nichts vom Glück erhalten hat, guten Ruf und dadurch ſein künftigs Glück in ſeiner Vaterſtadt durch Lügen zu zerſtören ſucht? Weiß Gott, es iſt ſchändlich! Ich wünſche ſolcher Art Leute nichts als alle Genügſamkeit, Geiſtesruhe, innere Zufriedenheit, damit ſie andre ihres Pfads ruhig wandeln laſſen mögten, die ſie nicht einmal auf dem ihrigen geſtört haben.

Was ich über den Zweck meines Drama ſagen will, iſt dieſes: Ich wollte den Werth der Unſchuld, das Heiligthum des Orts eines andern, meinen Leſern durch Beiſpiel und Handlung, nicht durch Geſchwätz anſchaulich machen. Ich wollte, daß ſie das fühlen ſollten, und dieſe Lehre daraus ziehen: wie ſehr ſich [illegible]ſt desſelben und Beſchimpfung desſelben durch Reue und Strafe räche. [illegible] das nicht, ſo iſt mein Unvermögen ſchuld und keine böſe Abſicht. [illegible]te mir nur der beilegen, der mich lieſt mit dem Vorſatz eine Paſquille zu ſchreiben. Hätt ich dieſer heiligen Begriffe, die mir ſo nah am

Herzen liegen, gespottet, die Verbrecher mit ihrem Laster triumphirend und über die Tugend spottend von der Bühne weggehen lassen, so hätt ich an ihrem Verbrechen Theil genommen und verdient, daß jeder einen Stein aufhübe und nach mir würfe. Da aber mein Zweck so augenscheinlich im Stücke liegt, und dasselbe mit Reue der Verbrecher anfängt und mit ihrer Strafe endet . . . was red' ich. Lese mit reinem Herzen, lieber Leser! — weiter wünsch ich nichts. Was Louis spricht, rechtfertigt sich aus seinem Karakter. Wie soll ein Mensch, der mit solchem niederträchtigen Vorhaben umgeht, anders reden? Seine erste Erscheinung verspricht schon das ärgste, und er beweißt's in der Folge, was er ist.

Was mich kränkte, und was die bitterste häßlichste Lüge ist, die je einem Menschen nachgesagt worden, ist der Vorwurf: ich habe Unschuld verführen wollen. Gott sey mein Zeuge! dessen Gegenwart ich bei dieser Betheurung innig fühle, meine Seele ist rein solcher Schandthat, ist rein solches Vorhabens, und war's immer. Wie konte der Unglückliche solches hinschreiben? Er frage den, der mich genau kennt, was für Gesinnungen ich für das alles hege. Wär ich mir eines solchen Vergehens bewußt, ich möchte nicht mehr seyn. Aber Trost mir! mein eignes Bewußtseyn, mein innrer Richter ruft mir zu: «Du bist unschuldig!» und wohl mir! ich kann allenthalben ohne Furcht, ohne Erröthen durchgehen. Es sind einige, ganz niederträchtiges kleines Gemüth verrathende Stellen in dieser Pasquill, daß ich sie gar nicht rügen mag. Es würde mich nur lächerlich machen, wenn ich mich auf so was einließe.

Und nun, mein Herr! hab ich weiter nichts zu sagen. Er gehe hin in Frieden, und lasse mich ruhig. Ich habe weiter nichts mit ihm zu reden. Ist ihm das nicht genug, so verdient er des Blicks nicht! ferner keine Sylbe. Leben Sie wohl! Klinger.

VII. An Boie.

(GIESSEN) 5 Dec. 75.

Lieber!

Ich hab Sie nach Ihrem versprechen hier erwartet, Sie kamen nicht. Ich hof nun Ihre Umstände die Sie mir schrieben, und die mich sehr kränkten, haben sich zu Ihrem besten (wie es kommen mußte) geändert. Mein Leben hier ist immer noch das vorige, einsam und gut. Den Herbst brachte ich wieder bey meinem besten Gœthe zu und seh den Ostern mit Verlangen entgegen.

Ich hab etwas von Ihrem Musæo gehört das unter Ihrer Aufsicht herauskommen soll, und frage ob Sie dramatische Sachen dazu brauchen können?

Ich will Ihnen eins meiner liebsten Stücken Scenenweiß dazu geben, und hiermit folgt eine Scene, die **unverändert** abgedruckt werden müßte. So sollen ihrer viele nach und nach folgen, und vielleicht auch andre Arbeiten. Schreiben Sie mir nur was Sie mit Ihren Arbeiten für einen **Akkord** getrofen haben. Ich denk wegen des Pirrhus werden Sie keinen Anstand haben, und für die Arbeit steh ich, das Sie sehen können, da ich meinen Namen dazu gab.

Schreiben Sie mir gleich Ihre Gesinnungen und sollte es nicht zu Ihrem Zweck taugen, so lassen Sies niemand wissen — bey Ihnen hats nichts zu sagen da Sie mein Freund sind. Übrigens biete ich meine Arbeiten nicht gern an, am wenigsten meinen Pirrhus. Die Ursach warum ich dieses Stück so will drucken lassen ist: daß ich sehen möchte was es vorläufig für Effect aufs Puplicum machte. Lieben Sie mich wie ich Sie.

Ihr Freund

Klinger.

Schreiben Sie bald, wollten Sie noch was dazu haben, so sagen Sie. Behalten Sie es, so laßen Sies ins nächste Stück drucken.

VIII. An Boie.

13 Jenner 76.

Mein lieber Boie!

Ich war gewiß nicht ungehalten daß Sie mir nicht gleich antworteten. Ich erfuhr Ihre Beförderung* vorher schon, und freute mich innig, daß Sie zu einer sichern Ruhe kommen sollten. Ich nehm den größten Antheil daran — wiewohl wird Ihnen seyn aus dem garstigen Leben von Hofmeisterey heraus zu seyn! Denken Sie meiner immerfort und lieben Sie mich! Ich glaub daß ichs verdiene. Ich will mich gedulden und meine Erlössung erwarten. Mir ist alles academische Leben verhaßt. Nach Göttingen mag ich gar nicht. Was soll ich dort? Pfingsten hätt ich Sie dort besucht, da Sie aber weggehn, so mags bleiben.

Ich schick Ihnen hier noch eine Scene, die hinten an die vorige gedrukt werden soll. Ich bin gewiss Sie werden nach Durchlesung derselben keine Bedenken tragen. Und so machts nach meiner Idee auch noch was aus.

Der Pirrhus gibt ein Stük von ungefähr 12—14 gedrukten Bogen, und da ich diese Art von Stücken erst spät herausgeben werde, so war ich und bin ich noch willens ungefähr 10 Scenen in Ihrem Musäo vorläufig druken zu lassen. Ich werd immer solche wählen, die eine Art von Ganzes ausmachen und einen Blik in Charakter der auftretenden Persohnen geben. Ich bin sicher, daß ich und mein Stück dabey gewinn. Und glauben Sie nicht daß ich just die besten schik, ich hab an Pirrhus alles mit gleicher Wärme geschrieben, und hiedurch wird also niemand getäuscht. Es kommt nur auf Sie an, ob Sie ferner annehmen wollen. Wollen Sie nicht, so thun Sie mir den Gefallen und druken diefes und **vorgehendes** im Merz mit. Dann geben Sie mir fernere Nachricht. Auch wünscht ich daß Sie mir das Stük wenns gedrukt wird etwa 14 Tag vor Ostern schikten, weil ich um selbige Zeit zu Goethe und dann zu meiner lieben Jenny reiß. Sollte das nicht seyn können, will ich in meinem Hause meine Addreße geben, daß mirs nachgeschikt wird. Also lieber Boie diese zwey Stüken kommen gewiß zusammen.

* Seine Anstellung in Hanover.

In Ihrer Anmerkung find ich wahres. Schreiben Sie ſie ſcheute nicht das Blut der Freunde, das von floß. Von muß bleiben wegen der Kürze. Abfodern anſtatt fodern mögen Sie meinetwegen ſagen, *e* mögen Sie auch vor einem *Consonans in præsenti* ſchreiben. Daß ſie richtig interpunctirt haben, dank ich Ihnen. Wenn ich eine Sache einmal lebendig vor mir habe, wie dieſe Scenen, ſchreib ich flüchtig weg und kümmere mich nicht, das nun wohl nicht recht iſt. Weygand hat mir kein Avis geſchikt, weil wir alle von ihm weg ſind.

Die Stelle, die Sie nicht leſen konnten, heißt: Gefaßt hatte Sie ihn wie eine Mutter.

Ich bitte, ſchreiben Sie mir bald wieder! Mein ganzer Namen iſt hier zu leſen, lautend

Friedrich Maximilian Klinger.

Adieu lieber Boie!

Das Porte machte 6 Groſchen.

Ich francire nicht, weil ich glaube, Weygand muß die Correſpondenz bezahlen. Sollt ich mich betrügen, ſo rechnen Sie mir dieſen und vorigen Brief an.

Piehl kenn ich nicht. Höpfner und ſeine Liebe grüßen wieder. Grüße von mir an alle die meiner denken und mich kennen, deren wenige ſeyn werden.

Schreiben Sie mir doch wenn Claudius hieher kommt. Und Klopſtock!!!

IX. An Agnes Klinger.

(GIESSEN 17. Februar 1776.)

Hier Liebchen! haſt du ein Briefchen voll Dank und Liebe! Frag Liebchen mein Catrinchen warum mirs nicht ſchreibt, ich wollt ihm dan auch ſchreiben. Für das P. dank ich ſehr, und auch für die ausgerichtete Komiſſion. Schik mir auf den Freytag mit dem Wagen, (er geht glaub ich Donnerſtag Morgens ab) 4 Duzend Knöpfe. Ich will ſie euch bezahlen wenn ich komm, oder das Geld gleich ſchiken, biß dahin mögt ich ſie aber gewiß haben. Von der Größe wie du einen ſchikteſt ſind ſie mir recht.

Ja Stella! Stella! das iſt freylich ein Stük wobey das Herz einem helle ſchlägt. Ich hatt ſie in Frankfurt ſchon und gab dirs nicht aus Nachläßigkeit. Gœthe fragte mich ob ich dirs gegeben hätte und ich log. Nicht Liebchen das war garſtig? Zürn mir nicht. Deine Briefe ſind mir lieb, und der Schweſter ihre wären mir auch lieb. Treib ſie nur daß ſie mir ſchreibt, ich will ihr dann gewiß ſchön ſchreiben und dir auch.

Oſtern meine Treue! bleib ich nicht bey euch, kann nicht. Dafür komm ich aber auch 8 Tag früher als ich verſprach. Bitt euch meine Beſten! ſeyd zufrieden mit mir, und verargt mir nicht, was ich nicht ändern kann.

Bald kriegſt du und Schweſter ein Drama gedrukt von mir, und hier ſchenk ich euch ein Liedchen das ihr aber niemand dörft abſchreiben laſſen. Wenn dus verſtehſt iſt mirs lieb.

Geiſt der Liebe füllet mich,
Lieb und bange wunderlich.
Liebe, fühle Seeligkeit,
Trübe, fühle Bangigkeit.

Hab ein Herz das glühet, fängt
Alles was am Himmel hängt,
Was aus reicher Erden dringt,
Aus den grünen Büſchen ſingt.

All das tönet laut in mir,
Reißt mich von der Erde ſchier,
Geiſt voll Feuer wallet ſchon
In der Liebes Region,

Schlägt die Schwingen flug! flug! flug!
Feuer, Kraft zum nahen Flug!
Himmel, Erde, Tag und Nacht
Sonne, Sterne, Mondes Pracht --

In mir Spiegel fein und blank,
Der es aufnimmt rein und blank.
Kraft mir ſtrahlte und Gefühl
Wenn der Körper ganz zerfiel.

Liebe führt in Buſch und Wald,
In das Thal — Geſang erſchallt,
Trink den Himmel rein in mich,
Geiſt und Herz erweitert ſich.

Rähtſt du an wens iſt? Ich küß euch alle mit Liebe. Grüß die S* viel mahl. Den Brief an Kayſer gieb gleich auf die Poſt und beſtell die andern nach der Addreſſe. Küß die Mutter und Kathrinchen. Adieu!

Heut war mein Geburthstag und ich hab gar ſchöne Manſchetten bekommen. Von wem? Nein Liebchen, das ſagt man nicht.

Die Schatten ſind für Kathrinchen.

---

* Sara Henriette, eine Schweſter Schumanns, genannt Sariette.

X. An Kayſer.

(Giessen) 2ten Pfingſttag (27 Mai 1776).

Brav Bruder! daß du gleich wieder ſchriebſt. Ich hab die Tag über ſo ... z in meiner Welt und den geſamelten Lieben die ſich vor mich ſtellen, ... bt, und dein Brief ſtimmte mich vollends gut. Wenn es aus dem Herzen ... er Hand naus geſchwind gieng und wie ich wollte, würd ich dir tauſend

Dinge mehr ſchreiben. Aber es hält mir würklich hart biß ich die Feder nehmen kann, wenn ich ſo denk daß das all nichts iſt, und daß ich den Buchſtaben nicht Geiſt, nicht Herz einhauchen kann, daß ſie vor dir hell brennten. Ich ſchäme mich deßhalb und mach mir oft Vorwürfe daß du ſo alles an mir thuſt und mir liebs und guts ſchreibſt, und ich doch ſo mangel an Erkenntlichkeit. Die Welten Schaz in denen ich ſo oft leb und die ich ganz machen muß daß ſie mich ſchlafen laſſen, und meine Trägheit auf der andern Seite — das iſt das garſtige. Du ganz guter rechteſt nicht mit dir* — ach und du thuſt wohl wenn du nur denkſt was vor Leidenſchaften auf und abſteigen in dieſem wilden Herzen und wies ſo oft wirbelt in denen wirren Sinnen — die Poeſie iſt warrlich eine Wohlthat für mich und große Entſchädigung, daß ich all das hinſchmeißen kann**.

Ich denk das Paquet mit Arria iſt an dich gelangt, eh du das kriegſt. Und ſieh ich Eſel, ich Eſel! legte keine Zeile bey. Da trabte mein Rieß Griſaldo vor meinen Augen! o weh! Schaz und bin ich nicht auch ohne dich und ihn! Ebenſo weit, eben ſo hofnungslos und nicht abſehend wies werde. Geſtern ſchrieb mir Gœthes liebe Mutter, von welcher ich manchmal noch was von Gœthe erfahr, und ich kann nicht laſſen dir in wenigen Zeilen zu ſagen, was das Weib ſchreibt. Hier ihre eigne Worte! ich denk es hat Eindruk auf dich aufs neue, ſo viel 100mal dus auch magſt gehört haben. Nur ein Stückchen des Briefs:

«Der Doctor iſt Vergnügt und Wohl in ſeinem Weimar, hat gleich «vor der Stadt einen herrlichen Garten welcher dem Hertzog gehört bezogen, «Lenz hat denſelbigen poetiſch beſchrieben, und mir zum Durchleſen zu-«geſchickt. Der Poet ſizt auch dort als wenn er angenagelt wäre, Weimar «muß Vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort ſeyn, alles bleibt dort, nun «wenns dem Völklein wohl iſt, ſo geſegnes ihnen Gott. — Nun lieber Freund «leben Sie wohl, ſo wohl ſichs in Gießen leben läßt. Ich meine immer «das wäre vor Euch Dichter eine Kleinigkeit alle, auch die ſchlechteſten «Orte zu Idealiſiren, könnt ihr aus nichts etwas machen, ſo müßt es doch «mit dem ſey bey uns zugehen, wenn aus Gießen nicht eine Feen Stadt «zu machen wäre. Darinnen habe ich zum wenigſten eine große Stärke, «Jammer Schade! daß ich keine Dramata ſchreibe, da ſollte die Welt ihren «blauen Wunder ſehn, aber in Proſa müßte es ſeyn, von Verſen bin ich «keine Liebhaberin, das hat freylich ſeine Urſachen, der politiſche Kannen-«gießer*** hatte den nemlichen Haß gegen die Lateiniſche Sprache. Grüßen «Sie Schleierm. von uns und ſagen Ihm, er würde künftige Meſſe Ihnen «doch nicht allein hieher Reißen laſſen, und dann verſteht ſich das andre «von ſelbſt, daß wir Ihn und Sie bey uns ſehen, manch Stündchen vergnügt «verſchwazen, allerley ſchöne Geſchichten erzählen u. ſ. w. — Ich laß noch

vieles aus, was meine Autorſchaft betrift u. drgl. Ich dacht ich würde dir einen Gefallen mit thun und du wirſts geheim halten. Du glaubſt nicht was das für ein Weib iſt, und was ich an ihr hab. Wie manche Stunde habe ich vertraut

* Der Sinn verlangt mir.
** Auf «kann» folgen mit andrer Tinte und offenbar v. Kayſers Hand die Worte: Und ſo gut!
*** Der Held des Holbergiſchen Luſtſpiels.

bey ihr auf den Stuhl genagelt zugebracht und Märchen gehört — ich kann dir darüber weiter nicht ſchreiben. Ich muß dir doch auch von mir reden. Meine Finanzen ſtehen iezt dum. Ich bleib höchſtens noch 16. Wochen hier und dann abſolvir ich meine Studia. So nennen ſies wenn man die Wiſſenſchaften nun aufgeladen hat und hingeht Geld vor ſaure Müh und Schweiß einzuerndten. Ich weiß nicht wie das mit mir ſteht, ich laß mein Gewiſſen ſchweigen. Ich ſchrieb das geſtern an Gœthe und ſagte ferner: Meine Abſolution wäre nun hier bald zu Ende. In was für einem Menſtruo ich nun ferner ſolte ſolvirt werden, wüßte ich nicht. Ob die Ingredienzien, bitter, ſauer, herb, ſalzigt, ſüß oder angenehm wären, wollt ich erwarten. Wenigſtens ſollten ſie mich in Frankf. nicht in Tiegel kriegen. Und das ſchwör ich dir auch! Ich hof es ſoll in W. geſchehen, doch kann ich noch nichts zuverläſſiges ſagen. Ich laß das all werden vom wilden Ungefähr, und baue in mir fort, und reiß hinauf der Sonne an, Sturz oder Gipfel. Ach lieber! wann du einmal mich iezt ſehen ſollteſt! und ich dich! Ich kann dir nicht zeigen wie ich ſo ganz anders worden bin an Körper und Geiſt. Durch Leibes Uebungen geſtärkt und alles einen ſichren Umriß hat — und all meine Stärke gewiß iſt. Ich bin im Fechten ſtark geworden, und ärgere mich oft daß du nicht dieſe Dinge, die ſo große Würkung auf uns junge Kerls machen, treiben kannſt. Wie einem dies viele Stunden werth macht. Es hat mich demohngeachtet nicht viel gekoſtet. Ernſt lernt alles mit und wir fechten mit dem Fechtmeiſter noch täglich. Wenn man ſo ſeinen Degen zu führen weiß und ſein Piſtol und Gewähr und ſein Roß gouverniren u. ſ. w. ia was will das — ich wollte ich wär bey dir einmal und ewig. Ich hof daß das in W. geſchehen ſoll, wenns an einem Ort in der Welt geſchieht. Treib ſelbſt drauf biß ich dort bin. Aus Lenzens Worten ſchließ ich viel. Ich muß mich ganz paſſiv verhalten und das kann ich mit meinem Glauben an Gœthe und mich. Daß ich dir jüngſt ſo viel Drek ſchrieb davor konnt ich weiter nichts — man wird manchmal ſo vom Ärger über die Hummlen die an der Blume Natur ſich verſündigen, hingeriſſen, daß man wild hinfährt und dann nichts als Reue überbleibt. Ich verdenk dir deine Wirthſchaft weiter auch nicht mit den Leuten, nur Lieber, muß ich dich warnen was nöthig iſt. Dein Herz iſt viel zu lieb und ahndet nichts übel von Leuten die einen doch nur mißbrauchen. Ich weiß nicht, ich geb überhaupt nicht viel vor den Menſchen und ſolche Leute rodiren einen immer mehr. Das ſey das lezte Wort! Meinſt du denn nicht daß du vor mir begrieſen ſtehſt in all deinem Werth, deinen Nüancen, in den Dingen wo du von uns abgehſt und mußt. Das laß dir immer geſagt ſeyn. Wirſt du mir die Dinge ſchiken die du von Lenzen herausgegeben haſt? — Lenz als Strephon wird dich freuen. Die Freunde machen den Philoſophen, haſt dus geleſen?

Gewiſſe andre Kerls, wenn ſie ſich nur mahlten wie ſie ſind, es wär noch beſſer mit ihnen» Erklär mir!

Lenzens Schriſt unterſchreib ich*. Ich bin Wieland längſt gut und müßte ein Schurke ſeyn, da er Gœthen ſo liebt.

* Offenbar die «Vertheidigung W(ieland)s gegen die Wolken», die Lenz verfaßt hatte, um ſie dieſen beſchwichtigend nachzuſchicken: vgl. J. v. Sivers, I. M. R. Lenz (Riga 1879) S. 77 ff. So



Für Lotte dank ich dir recht ſehr. Ich wünſchte einmal die Phyſiognomie zu haben. Glaubſt du daß ich noch keine Zeile geleſen hab davon und doch den großen Glauben an das Ding überhaupt hab. Schaz kann ich dafür, wenn ich das Zeug nicht ſchaffen konnte das du wollteſt, und würd ich nicht alles thun, Dich zu befriedigen. Hat dir Rieſe das Geld fürs *S. de la nature* geſchikt? Meinen Leuten gehts wie immer arm und hinderlich.

Dieſer Brief kann Mittwochs erſt gehen, weil dann die Poſt erſt geht. Dann vielleicht noch was.

29. May.

Hab eine Wallfahrt mit E. nach Wezlar gethan und bin wieder hier. Ich wollte du hetteſt das Bild dieſer Gegenden mitgenommen und ſo unter Lottens Vater, Geſchwiſter und Freunde. Es iſt gut da und ich bin gut. Ade! und meld mir vieles! hat dir Lenz weiter nichts von mir geſchrieben.

K.

---

wol die Verteidigung als die Wolken unterdrückte er, nachdem er Wieland perſönlich nahe getreten war. Klingers Worte beweiſen nicht, daß er die Schrift, die nie verfant worden iſt, kannte; er hatte nur durch Kayſer gehört, daß ſie im Werke wäre.

XI. An Schleiermacher.

Mitwoch (12 Juni 1776)

Lieber Bruder. Ich bin ſeit dem Montag Abend hier und mir iſt unendlich wohl, unendlich weh, unendlich reich, unendlich arm, denn ich hab nicht Worte auszuſprechen wie und wann. Ich will dir der Reihe nach meine Begebenheiten erzählen. Auf der Reiſe bin ich gewürzt worden und erſt geſchunden durch tauſend *fatalia* und der Poſtwagen drohte meinen Rippen fürchterlich — mich drükte grimiges Weh. In Eiſennach kriegte ich den Vorſchmak des Sächſiſchen Frauenzimmers — und zettelte große Romanen an. — Montag Abend noch umarmte ich Gœthe und er mich mit aller Liebe. Hier ſah ich und ſeh täglich daß würklich über Gœthe ſich ſo wenig ſagen läßt als man eigentlich über den Sohn Gottes ſagen ſollte, wenn man ihn glaubt. Und ſo will ich auch ſchweigen. Er ſtikt in politiſchen Geſchäften und hat dieſem Land genuzt und thut Sachen — wie ſoll man ihn nennen? Und hier ſag ich dir zugleich daß alles anders iſt als wirs uns immaginirten und daß von allem nichts wahr iſt was geſprochen wird, deß du kein Wort glauben mußt, und nur hören. Gœthe iſt geliebt durchaus und des Lands Heil und der Herzog ein vortreflicher Menſch. Von all den Nachrichten die wir aus der Schweiz und ſonſt wo herkriegten iſt kein Buchſtabe wahres drin. Geſtern war ich bei Wieland dem herrlichen großen, den ganzen Tag. Glaub mir daß nach Gœthe kein größre exiſtirt, das ſag ich dir ohne Überſpannung. Er iſt ein erſchrekliche große gute Menſch, ganz für unſer Herz und Geiſt. Und wir haben uns keinen Strich ſeines Charakters imaginirt und auch nicht immaginiren können. Aber weh dem Menſchen der um

ihn war, an ſeinem Herzen lag, mit ſeinem Geiſt redete, ihn begrief, und ihn noch verkennt! Ich weiß du glaubſt mir und wenn du das nicht thuſt, ſo biſt du unglüklich. Hier iſt Balſam auf alle Wunden wo man nur hinblikt — und beſonders bei dieſem Menſchen, der ganz Liebe, Größe, Demuth und Beſcheidenheit. Steinige den Menſchen deſſen Zunge die Götter hier läſtert. Wieland will mich nicht mehr fortlaſſen und Gœthe ſpricht von bleiben. Bis den Sonntag kann ich dir mein Herzens Bruder, über dieſen Punkt vielleicht ausführlich reden. Den Herzog werd ich bald ſprechen, er hatte durch meine Arria eine gute Idee von mir, und da alle Leute mit mir zufrieden ſind — O Bruder! Bruder! — Um deiner Steken Gäulchen willen wünſcht ich dich her. Hier iſt die ganze Statue von Ganymed, das höchſte was des Künſtlers unbegreifliches Herz gebohren. Die Gruppe von Laocoon. Die Statue von Antinous. Der Vaticaniſche Apollo und vieles. Auch herrliche Büſten die du nicht kennſt. Wieland hat vieles, der Herzog alles und auch Gœthe. Unter dieſen Göttern zu wandlen! — o hätt ich dich hier liebſtèr Junge! — Ich erzehlte Wielanden viel von dir und deinen Rößchen. Über dieſen Punkt mehreres, denn das wird dir behagen, könnt ich dir nur zuhauchen wie das hier iſt. — Auch hab ich noch einen groſsen Menſchen kennen lernen den Präſidenten von Kalb, der ein Bruder von Gœthe iſt. Wir aßen geſtern Buder Brod zuſamen alle vier, und tranken Wein in Gœthes Garten. Lenz wohnt unter mir im Poſthauß und iſt der alte der in ewiger Dämmerung herumgeht und dume Streiche macht, wo er brav dafür geſchoren wird. Wenn du mir ſchreibſt ſo addreſſir noch an Gœthe, biß ich mein ander Logis beziehe, denn ich werde in Penſion tretten bey einem Wirth wo es wohlfeiler zu leben iſt. Dein Prinz iſt noch hier. Vor einigen Tagen war der Herzog, dein Prinz, die beyden Herzoginen mit all dem Adel in Gœthes Garten und hielten ein Vogel Schießen. — Die ſchwarze Weſt und Hoſen laß gleich machen — und mit den übrigen Dingen werd ich dir bald ſchreiben, wies zu halten ſey. Ich bitt dich um alles lern was, laß dich von nichts in der Welt drüken und ſchlage dich durch die Dinge die einen quälen. Sie wollen mich hier heilen und zu Ruhe bringen, und das wünſcht ich dir auch. Schreib an Kayſern und zieh ihm hier aus, und beſtell beykommende Briefe. Grüß den Höpf. und ſein Weib. Mir iſts gut und ich lieg an deiner Bruſt — und bis mein wie ich dein bin in alle Ewigkeit.

(Am Rande.) Zieh alles an Kayſ. aus denn ich ſchrieb ihm faſt nichts.

Die Dinge von Gœthe und Wieland, dem Herzog reib den Leuten unter die Naſe und ſag ich würde mich hier vielleicht lang aufhalten. Weiter nichts. Lies im Couvert.

(Ohne Unterſchrift. Das Couvert fehlt.)

XII. An Kayſer.

Mittwoch. Weimar. (12 Juni 1776)

Bruder! hier bin ich ſeit zwey Tagen unter den groſsen Himmels … kann dir faſt nichts reden, ſo reich, ſo arm, ſo voll, ſo leer bin

ich an Worten — an Gefühl. Ich pakte auf einmal zusammen und machte mich fort, und bin iezt hier gehalten. Was soll ich dir sagen, von Gœthe, von Wieland? Am Montag kam ich hier an — lag an Gœthes Hals und er umfaßte mich innig mit aller Liebe. «Närrischer Junge! und kriegte Küsse von ihm. «Toller Junge! und immer mehr Liebe. Denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, so kannst du denken wie ich ihn überraschte. Was von Gœthe ist zu sagen, ich wollte eher Sonn und Meer verschlingen! Gestern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu. Er ist der gröste Mensch den ich nach Gœthe gesehen hab, den du nie immaginiren kanst als von Angesicht zu Angesicht. Größe, Liebe, Güte, Bescheidenheit -- Steinige den Kerl der ihn verkennt wenn er ihn gesehen, an seiner Brust gelegen hat, sein Geist umfaßte und ihn begrief. Hier sind die Götter! Hier ist der Sitz des Großen! Gœthe ist .... Legations-Rath mit 2000 .... *. Auch hab ich einen großen Menschen am Presidenten von Kalb gefunden — Lenz wohnt unter mir und ist in ewiger Dämmerung. Der Herzog ist vortreflich und werd ihn bald sehen. Glaub von allem nichts was über das Leben hier geredet wird, es ist kein wahres Wort dran. Es geht alles den großen, simplen Gang und Gœthe ist so groß in seinem politischen Leben daß wirs nicht begreifen — und Wieland! glaub nicht daß ich überspannt bin -- ich häng an dem Menschen so stark daß ichs nie möglich hielt an einem Menschen so zu hängen, er will mich nicht mehr fortlassen. Weiß viel von dir und liebt dich. — Laß dich von nichts drüken und quälen — sie werden mich hier ruhig machen. Wo ich hinseh ist Heilbalsam für meinen Geist und Herz — Adieu! *Kl.*

Auf der Rückseite des Blattes schreibt Lenz:

Entschuldige mich doch guter Käiser bey unserm theuren Lavater, von dem ich durch Ehrmann viel erfreuliches gehört, daß ich in einer Seelenlage bin, in der ich ihm lange nichts werde schreiben können, wo michs aber immer stärken und aufmuntern wird, von andern gute Nachrichten von seinem Befinden zu hören. Ich danke ihm tausendmal für alle Proben seiner Güte gegen mich, die sichtbaren und unsichtbaren, bitte nochmals sobald es möglich seyn wird um das ihm bewußte Päckgen dessen Adresse er nur an Gœthe macht (weil ich aufs Land gehe) und mir zur Stärkung ein Paar Worte von sich und seinem Befinden beylegt. Gleicherweise empfiel mich Pfenningern. Und behalt auch du mich lieb *L.*

* Der ganze Satz ist mit andrer Tinte ausgestrichen und nur unvollständig zu erkennen.

XIII. An seine Mutter und Schwestern.

Mitwoch Weimar. (12 Juni 1776)

Meine Lieben! meine besten! Hier bin ich seit Montag in großem Wohlseyn und werde sobald nicht wegkommen. Gœthe liebt mich wie immer und

noch stärker. Am Präsidenten von Kalb der ein Bruder von Gœthe ist hab ich einen Freund gefunden, und Wieland der der größte Mensch nach Goethe ist, liebt mich und will mich nicht mehr fortlassen. Den Herzog werd ich bald, vielleicht heute noch sprechen. Alles will mir wohl und mir wohl thun und bald hof ich euch meine lieben mehreres zu sagen. Nur schweiget immer und laßt nichts auskommen was ich euch schreib biß ichs Euch heiße. Mir wirds gut gehen. Und wär mir ganz wohl wenn mich Kummer und Angst wegen ihr meine gute Mutter, nicht quälten. Ich bitt sie halt sie drauf und wend sie alles an gesund zu werden, denn wollen wir sehen die übrigen Lasten von ihrem Herzen abzuwenden. Ich hab eher nicht Ruhe biß ihrs zusammen seyd. Den Brief an mich, schlagt an lieben Ernst ein, weil der meine Addresse weiß. Und du liebe Agnes mache mir die Binden bald. Gœthe grüßt euch alle und fragte gleich nach euch. Sobald geh ich nicht von hier. Der Präsident von Kalb wird mir heute ein wohlfeiler Logis sagen, denn ich bin in der Post, hab aber beständig außer Haus gegessen. Hier sind die Götter der Erden beysammen und ist ein wahres Götter Leben. Über vier Wochen werd ich gegenwärtig nicht hier bleiben.

XIV. An Schleiermacher.

(16 Jun: 1776)

Bruder Herz! Deinen zukenden Brief hab ich kriegt. Ich erwartete wohl so was und war noch auf ärgeres gewappnet. Es konnte freylich in den ersten Tagen nicht anders seyn, und die leere Stunden, derer wir beyde leyder Gottes! so viel mehr als andre unschuldige und schuldige Menschen haben, wollen doch neue Fülle haben. Geht mirs doch selbst so in meiner Klauß hier. Denn weil die Menschen gut sind, liegt man ihnen nicht schwer, wie sie einem nicht, und da würkt jeder für sich und in sich, und alles würkt hier. Und Bruder, das wir ja eben eine von den großen Weltgeister Eigenschaften, in seinem Herzen die unendliche Morgenröthe zu haben, den ewigen Sang und Klang rein und treu, daß man nur brauchte anzuschlagen, um Antwort zu hören die fortfährt. Und noch all das dazu was ich in meinem Grisaldo sagte und sagen wollte. Doch ist das all garstig Gerede jezt für dich, denn ich weiß wohl daß an wem es zukt, und [illegible] harmonirender Bewegung ist, an dem ists und bleibts, biß er anfängt [illegible] seinem Herzen treu zu werden, als dann umfängt ihn Fülle, und er tritt außer sich und ([illegible] heißen: und um) sich, bekleidet mit dem seeligen Licht. Nur [illegible] dich schraube dich nicht auf und überspanne dich nicht, und nichts um dich, drück dich und andre nicht, und schieß am Ende alle Pfeile auf mich, weil du weißt daß ichs allein und gut aufnehm. Wüthe und fluche gegen mich — werf mir all deine gute und wilde Gefühle hin, vielleicht wird dir manchmal leicht, auch müßte der Mensch was haben wohin er gösse und schütte. Dis hatt ich all an Goethe, und ohne daß ich Gœthe bin, so bin ich deinem Herzen nah und also der einzige der dir zum Scheibenschießen taugen kann und es mit Freuden

thut. Mir iſt leid daß du dich um die Leute ſo um dich herum kümmerſt und ärgerſt, ſie können keinen Strahl deines Lichts auffangen, folglich fährt ihnen ieder grell ins Aug und ſie müßen doch zeigen daß ihnen das wehe thut; und das wär iuſt das was uns lachen geben müßte, was mirs ſo oft gab, und was dirs noch tauſendmal geben wird. Aus Kayſers Brief kannſt du viel gelernt haben — der ſchwimmt immer noch fort ohne in dieſer reichen Schöpfung ein Bretchen kriegen zu können, woran er ſich hielte, daß doch ſo leicht zu kriegen wär.

Ich kann dir nicht ſagen wie gut und treu die Menſchen aus Gœthes Cirkel, der groß iſt, hier ſind. Geſtern Abend war ich in Gœthes Garten, und laß auf einem Raſen Siz in meinem Homer. Da kam ein Schwarm Prinzen und Herrn. Baron v. Knebel ſpürte mich auf, kam zu mir und machte auf die herrlichſte Art Bekandtſchaft mit mir, daß ich mich ihm eben ſo gleich überliefern mußte. Er führte drauf Prinz Conſtantin zu mir der ein Engel iſt wie ſein Bruder der Herzog. Ich retirir mich ſo viel als möglich, reſignir ſo viel als möglich, leb in der Griſaldiſchen Demuth und Liebe die mir nun eigner iſt als du glaubſt und das erwirbt mir viele Seelen. Auch liebt man meine Schriften ſehr hier. Gœthes Liebe für mich iſt unendlich reich und groß. Und verflucht ſeyen alle Augenblike des Zweifels und Wankens. Mein Schikſaal quällte und drängte ihn ſeit er hier iſt, und er geſtund mir daß ich ganze Tag vor ſeinem Geiſte geſtanden. Aber es kann alles nicht anders ſeyn, und blikſt du tief, ſo wird dirs kein Räzel ſeyn. Das aber all ſind Dinge die aufs Papier nicht taugen. Mit Gœthe ſtehts feſt wie Felſen und geht alles den großen ſimplen Gang den's geht wo er iſt. Außerhalb iſt und kann keine Ahndung ſeyn. Laß dich nicht irren. Du biſt eine ſeiner liebſten Erſcheinungen und haſt dich tief in ſein Herz geprägt mit all deinen herrlichen Gaben, mit all deiner edlen Beſcheidenheit. Lenz iſt aufs Land gezogen. Der arme Junge iſt und lebt in Dämerung und Druk. Über ſeinen garſtigen Strephon hab ich ihn nicht wenig geplagt — und ſie haben ihn geplagt eh ich kam. Wieland iſt immer der große, ſimple Menſch. Ich könnte die Scheißkerls all zuſammenbinden und in nächſten Abgrund ſchleudern — aber er achtet ihrer nicht, auch ſind ſie alle zu klein — und ferne her zieht ſich langſam ihr Verderben zuſammen und weh ihnen dann! — An den garſtigen Miller ſchreib ein Zettelchen durch ſeinen Vetter, daß mich ſein Brief nicht getroſen und daß ich in W. auf Beſuch wer weiß wie lange wär. — Wenn mich Wieland ſieht erfreut er ſich und meine Geſtalt thut ihm wohl. Immer iſt ſein Wort: Schade daß Ihr mit dieſem Körper nicht adelich gebohren ſeyd, Ihr hättet großes Fortun gemacht. Ihr ſeyd für iede civil Bedienung zu groß! Militair wär ſeine Idee. Er meint ich ſollte Lieutenant unter den Preußen werden. Das ſind nur aber alles Zukungen. Gœthe hat mit mir über alles ein für allemal geredt. Ja wenn ich mich nicht zu ſchwach fühlte, und Worte Gottes aus meiner Zunge flößen, wollt ich verſuchen dir dieſen Wieland hinzumahlen von dem kein Menſch ie eine Idee, einen Strich ſo dachte wie er iſt — doch mag ich nicht ſtümpern, und wär auch Schande.

Vielleicht erfreut dich wenn ich dir etwas von meinen Liebes Avantüren in Eiſennach erzehl, und das wär mir ſchon genug dir einen Bogen voll zu klekſen.

Ich fuhr zu Eifennach ein gegen zwey Uhr — fah in der Ferne eine Geftalt aus dem Fenfter auf mich bliken die mich aus dem müden Schlummer herauszog. Ich kam näher und erftaunte, und war voll Freude daß fie in dem Pofthauß war wo wir iuft abftiegen. Sie verlohr mich nicht aus den Augen, und was ich that, ziehft du von felbft heraus. Es war eine von jenen lokenden Figuren in deren Armen es einem fo erfchröklich wohl wird. Ich trank meinen Caffee, ftieg herab — fah in Garten — fah fie dort — was war natürlicher als drauf loßzugehn. Ich thats und fand daß ich Eindruk gemacht hatte. Sie war im Pofthaus zu Befuch und heißt *Emilie de F* — — Es gab des Zeugs viel. Ich wollte meiner Sache noch gewiffer feyn gieng aus auf einen öfentlichen Spaziergang, kam wieder fah dem Fenfter oben heraus und fie unten. Und nun möchte ich fchreiben können - Von der Straße herab kam eine der liebenswürdigften fchönften Figuren die man nur in Momenten der heißen Einbildung hin dramatifirt. Sie hatte zwey unbedeutende Figuren umfchlungen und tratt auf in all der Natur, und diefe mußte ihren Glanz erhöhen. Als fie mich erblikte — ftund fie ftill — nahm ihre Lorgnete fah fcharf nach mir; mein Blik antwortete. Sie machte mir eine tiefe Verbeugung. Schon war meine Emilie ergrimmt, deren Worten zu einer Freundin über diefe Begebenheit ich all hören konnte. «So Fräulein! (fagte fie fchnippig) diefe gieng ein Haus weiter blieb ftehen, fah nach mir, winkte und fchlug mir bedeutungsvoll mit dem Fächer zu, woraus ich fo viel nahm, ich follte auf ienen Spaziergang kommen, wo ich vorhin erft war. Sie trieb das Spiel fo lang ich fie fehen konnte zu meinem und aller Sehenden Erftaunen. Nun hatt ich bey Emilie was ich wollte. Sie gieng in Garten ich ihr nach. Und da entfaltete fie fich, da kamen alle Mängel der vorbeygehenden Fräulein ans Licht. Da gefchahen taufend Fragen an mich die ich kalt und dum beantwortete. Ich mußte bleiben weil mirs würklich in ihrer Gegenwart wohl war und weil ihre Augen erfchreklich viel hatten und fagten. Das dauerte biß fieben, fie umflochte meinen Huth mit Rofen, gab mir einen Kuß, und ich fuhr weg. In der andern Straße fand ich mein Fräulein mit andern an einem Fenfter, mit dem Fächer drohend und winkend und dabey füß lachend. Ich hab nie mehr Reiz und Natur in einer Geftalt gefehen. — So weit wird dichs ennüyiren. Aber iezt kommt der Haupt Spaß. Vorigen Donnerftag kam ein Brief an mich von unbekandter Hand, der war von Emilie *de Fischer*. Ihr ganzes Herz mutternakt. Sie fchreibt mir wie fie fo glüklich gewefen wär ein Portrait gefunden zu haben, daß ich unglüklich für mich im Garten bey ihr verlohren hätte. Sie möchte wohl den füßen Gegenftand diefes lieben Gemähldes näher kennen, fie hätte mirs gleich nach gefchikt, wenn fie nicht gefürchtet hätte es litte Schaden. Mein Gefchmak fey fehr gut — und die Damen erkundigten (fie) fich — fie wollte es aufheben zur Retour, wo ich lang bey ihr bleiben müßte und was das Weiber Gefchwätz mehr ift. — Ich weiß kein Wort von Gemählde und hab keins, und hab keins verlohren, fo fchrieb ich, ich hätte wohl mehr verlohren als ein Portrait, fie möchte mirs einsweilen verwahrt fchiken u. f. f. Nun wollen wir fehen, das Ding macht uns allen Spaß, und der Brief ift vortreflich. Den Erfolg von allem follft du erfahren.

Schik mir doch gleich die fchwarze Hofen und Weft wenn fie fertig werden

innerhalb kurzer Zeit. Wenn Geld von Hamburg kommt ſo meld mirs gleich ich will dir dan ſagen wies vertheilt werden muß. Den in Frankf. müſſen 6 L. abgelegt werden. An Rieß 2 Carol. an Diehl 4 Louisd. und Höpfner muß Geld haben. Wenn ich hier weg geh weiß ich noch nicht. Nach Gießen wohl nie mehr, aber gewiß nach Frankf. Denn es muß alles reifen eh man erndet.

(Ohne Unterſchrift.)

XV. An denſelben.

(23 Juni 1776)

Lieber Bruder! Ich war Zeit über in einem unendlichen großen und vornehmen Schwall von Leben — Ich zog mich ſeit Samſtag zurük in etwas um nicht ganz zu verſauern. War den langen Tag unter den Prinzen, aß und ritt mit ihnen, tollte und was ſo iſt — und hätt ich nicht den ſeeligen Gedanken gefaßt mich manchmal einige Tage zu Hauß gehalten wär ich erſtlich crepirt vor langer Weile und zweitens ihnen ſo gemein worden wie einer den ſie täglich ſehen. Dein Prinz iſt ein herrliche Menſch der ganz in unſer Leben und Denken paßt und wir haben Zeug zuſammen abgehandelt, ſo wie wir gewöhnlich wenns uns recht ſäuwohl iſt. Ich bin nicht vermögend dir ein Bild von dem all zu geben! Wie gut man mit den Leuten iſt und wie einen auf der andern Seite wieder ſo viele Verhältniſſe drüken, aber ich hab mir vom erſten Moment vorgenommen ſie zu reſpectiren und ſo that ichs bißher. Überhaupt iſts eine große Schule für mich. Deiner Prinzeſſin oder nunmehrige Herzogin hab ich einigemahl nah geſtanden, aber nicht mit ihr geſprochen, wohl aber mit der verwittweten die viel großes hat.

Ich bin ohne Zwek und Ziel wie vom erſten Beginn und laß alles gehen und machen. Seit geſtern hab ich mein Logis auf die herrlichſte Art verändert. Ich war Zeit über in der Poſt und nun wohn ich in einem ſchönen neugebauten Hauße, wo ich zwey angenehme, ganz moderne, und hübſch aufgepuzte Zimmer einhab. Dabey die herrlichſte Ausſicht, erſt in eine öfentliche Promenade und weiter in Gärten, Feld und Berge. Keine 50 Schritt von mir wohnt die Herzogin Mutter, an deren Wohnung ein ſurrender Waſſerfall ſeit ab in Garten rauſcht, und mich in Schlaf und poetiſche Träume plätſchert. Ich muß dich wohl mit ſolchem Zeug iezt unterhalten, weil ich dir ſchreiben will und muß, und in dieſer Stunde doch zu nichts Drang hab. Die Gegenden hier ſind ſehr vortreflich und ſind alle mein. Dieſurt und Denſtädt wo meine Hauptniederlage ſind und Gœthes Garten liegen ganz wonnevoll.

Mich freut daß dirs in etwas beßer iſt, wie ich aus deinem lezten Brief las. Bißig und wild über Drek laß ich dir hingehen. Schepplers Geſchwäz hat mich ennüyirt und noch mehr, da ich gezwungen bin ihm zu antworten. Haſt du noch nichts von Hamburg kriegt

(der Reſt des Blattes abgeſchnitten)

XVI. An Agnes Klinger.

(23 Juni 1776)

Liebe Agnes! Ich bin wohl und gesund weiter kann ich dir iezt von mir nichts sagen. Ich bin gestern in ein neu Logis gezogen das sehr hübsch ist, und wo ich zwey sehr angenehme Zimmer in habe. Zeit über war ich in einem großen Gebrauß von Leben mit dem Prinz Constantin und Prinz von Darmstad und dem Herzog und den Edelleuten. Wir aßen und ritten zusammen beym Prinz Constantin kann ich essen wenn ich will. Darüber mußt du aber nicht reden und niemand nichts von sagen weil daraus gar verfluchtes Gered entsteht, das absolut vermieden werden muß und durch uns gar nicht heraus kommen darf. Ist die Mutter gesund? Schreib mir das! Die Binden brauch ich sehr nothwendig beredt dich mit Ernsten der hat mir ohndieß was zu schiken, und mach daß ichs bald krieg.

Die Frau Räthin grüß von mir, ich würd ihr bald wieder schreiben und sag es gieng gar herrlich hier, und deßwegen könnte ich ihr eben nicht schreiben. Grüß wer gegrüßt seyn will im übrigen. Ich werd iezt öfters schreiben wenigstens so oft als ich kann. Von meinem Kommen kann ich noch nichts bestimmtes sagen. Du mußt dich gedulden und ihr alle, und ich am meisten. In der Welt kann man nicht machen was man will, auch der Mächtigste nicht. Wenn ihr nur gesund und stark bleibt bin ich zufrieden, und dann kann ich auch erst des Lebens genießen. Ich wollt ich hätt meine Hemden all hier, doch laßt das nur, und besorg mir nur schnell die Halsbinden. Ich küsse Euch alle tausendmal

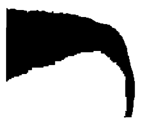
M.

Ich hab Authæus von hier aus geschrieben, weiß aber nicht ob ihn mein Brief wird gefunden haben.

XVII. An Schleiermacher.

Sontag im Juni 76. (30 Juni)

Lieber Bruder! Heut hab ich einmal wieder einen ruhigen Tag den ich dir ganz schenken kann. Die Woche über lag ich meistens beym Prinzen wo wir die Zeit mit Reiten und Baden und dergleichen vertrieben. Wir haben ein eingeschloßnes Bad, denn im Fluß ist anders nicht fortzukommen. Es gibt hundert närrische Scenen hier und fallen einem so tausend Nebel von den Augen weg — z. E. Am Dienstag staken wir Prinz Constant. und Prinz von Darmstad und Camerherr Wedel und ich zusamen nakend im Fluß und trieben des Teufels Lermen. Mit Prinzen baden und seyn das wär doch neidenswerth! und wohl ists wie allenthalben. Aber wie einem das so gleich ist, und wie gut einem die Lektion zu statten kommt. das ist der Spaß. Prinzens Pferde ist das herrlichste für mich und sein großer junger Schimmel springt manchen Graben mit mir über. — So viel muß ich dir sagen daß ich von allen fürstlichen Persohnen geachtet und geliebt bin. Und auch von den Fürstinen iemehr ich mich von ihnen entfernt



halte, daß die Haupt Sache ist. Alles sieht auf mich und redt von mir, und iemehr ich mich zurückhalt desto mehr wirds. Die regirende Herzogin meint ich sey menschenscheu weil ich ihr iüngst ohne mein Wissen nicht Stand hielt. Und in all der Resignation und Bescheidenheit kriegt man doch Neider genug — aber die Sache ist sich wenige zu machen. Überhaupt gehört erschrekliche Feinheit und Klugheit in meine Lage, und so viel hab ich doch biß her erhalten in dem großen Leben worin ich war daß sich niemand über mich beschwert, im Gegentheil — Also immer die Schule durch geritten und Menschen Wesen sehen und verdauen.

Ich hab dir lang über einen Hauptpunkt geschwiegen den ich dir nun auf das Herz bind und der bey unserer Liebe nicht über deine Zunge darf. Ich wollt ich hätt des Feuers viel in diesen Stunde dies hinzuschreiben wie ich vom göttlichen Gedanken entzündet bin. Nim diesen großen Spruch und geh davon aus: *Aut Cæsar, aut nihil.* Ich geh unter Soldaten es wird gearbeitet für mich, und wird mir eine große Bahn eröfnet. Ich fühlte längst daß dies der einzige Stand in unsern Zeiten ist, für einen Menschen der Herz und Kopf hat. Hier allein ist Zwek, und großer Zwek Fortun zu machen oder des Lebens Ende auf herrliche Weise. Ich fühl daß ich dazu gemacht bin mit diesem Herzen, diesem Körper. Wenn du von Subordination sprichst, so sag ich dir daß ich als Officir weniger geschoren bin unter meinem General, als in Civil Bedienung da ieder Schuft mich schinden kann, und mehr von mir fordert als ich zu leisten schuldig bin, und ich nicht murren darf. Und dabey noch nicht viel weiter komm. Als Soldat studir ich mein Metier wart auf den entscheidenden Tag wo ich alles werden kann wenn ich Kopf gezeigt habe, zeige Herz und Muth und brav bin. Doch schreib ich dies all bloß der Schwachen wegen und nicht deintwegen, der du tief fühlen mußt das Gewicht dieses Standes für allen Hundsföttereyen.

Wie das all in Gang kommen ist muß ich dir detailliren. Die Herzogin Mutter nahm mich in Achtung das erstemal da sie mich sah das im Augenblik war, da ich ihr mit Prinz Constantin und dem P. v. D. zu Pferd begegnete, das lang ist. Sie sah mich Zeit über oft und sprach immer mit mir. Redete mit iederman von mir, denn mit Wieland, gab ihr großes Interesse für mich an Tag, und da machte es sich. Sie hat an ihren Oncel geschrieben und noch an einen General, daß ich mögte unter die Preußen als Lieutenant kommen. Gehts da nicht, wie vielleicht zu vermuthen steht, wirds wohl unter Russen gehn, daß mir lieber wäre, weil man besser bezahlt wird, der Ausländer mehr gilt, und eher Krieg zu hofen ist. Dabey werden wir nun den P. v. D. nöthig haben der nicht fehlen wird. Und dann haben wir noch kayserliche Dinsten übrig. Ich bin mit Leib und Seel dabey, studire Taktik und lern exerciren beym Preusischen Capitain von Knebel. —

Verschweig das meinen armen Leuten. Ich kann mir nicht anders helfen; Civil Bedienung kann ich nicht leicht kriegen, und krieg ich sie auch, wird mirs lange Jahren so knapp zugeschnitten daß ich kaum werde leben können. Dir befehl ich die Elenden an, ich weiß du wirst thun was du kannst, sie zu unterstüzzen. Wenns auf'm Punkt ist, wollen wirs Ihnen mit Zuker eingeben, denn sie werden schwerrlich Sinn von haben. Sie können mich schreklich quälen,

und werdens solang ihre Umstände so sind. Aber ich hof viel von dir, wenn du willst ist dein Glük gemacht und dann hängts von dir ab sie zu unterstüzzen das dich wenig kosten kann. Du siehst mein unendliches Vertrauen auf dich. Jezt bitt ich dich schinde mich nicht über mein Vorhaben. Ich wär verdammt genug wenns nicht gieng, und hätte dirs verschweigen können, wenn ich dich nicht liebte. Das all vom Zeichen bißher schreib Kaysern mit Bedeutung vom Schweigen. Er ists würdig zu wissen, und ich denke er wird so wenig Memme seyn als du, das ich von Euch beyden gewiß bin. Wär heut der Tag der Ehre oder des Tods, mir wärs seelig. Du mußt noch das bedenken, daß dies der einzige Stand ist, wobey man Force des Geistes und Stärke des Charakters behalten kann, und am wenigsten Resigniren muß, das doch für uns der Haupt Umstand ist. Ich hofe dich noch biß dahin zu sehen, und du wirst und sollst noch des Krieges Feuer auf meinen brennenden Lippen küssen, das mich seit vielen Jahren nur innerlich und verbissen, geheim für euch allen brennte. Wären die Unglüklichen nicht wer gliche mir? O du mein Bruder! daß wir so kalt schieden -- und ich in den kalten Reise Nächten nach dir sah, und iezt in meinen Zimmern dich such -- hier endet eine Thräne — was des Menschen Herzen ist! Was unsre Gefühle! o du mein Bruder!

XVIII. An denselben.

6 Juli.

Lieber Bruder! Ich muß dir doch schreiben obschon du mir nur den einen wilden Zettel herschiktest. Ich bitt dich, faß dich zusammen und laß mich sehen wie dus treibst. Mein Leben hier ist immer gut und fangt sehr an unter einander wild und zerstreut zu gehn. Ich kann dem Papier wenig vertrauen, und was ich dir meide verschweig, du weißt wie geschäftig die Kerls sind mit Tretschen, und man könnte mich auch Eitelkeit beschuldigen. Ich will dier hier viel herrliche Seelen und Welt Geister nennen, die ich Zeit her kennen lernte. Am Mittwoch ward ich vom Prinz Constantin nach Difurt zur Tafel gebiet. Was das ein Mensch ist kann ich dir nicht sagen, wie wir über all das gute wenig Worte haben. Er drukte und herzte mich und hat mich so lieb als ich ihn. Dabey ist der Baron von Knebel, ein Mensch mit dem ich ganz existirn kann und der sich lebendig für mich interessirt. Nach der Tafel giengen wir zu einem Landjunker der in der Nachbarschaft ein grosses Rittergut mit Dörfern hat, Herr von Linker, einer von den treusten Kerls die mir vorgekommen und bey dem ich meine Niederlage beschloß. Sein Weib ist eine von den Weibern die man gleich liebt. Jung und schön wie ein Engel, ganz reine unverdorbene Natur. [illegible] Nacht, tranken Punsch und bekrenzten das Weib. Ich kam nach [illegible] Donnerstag bey Goethe. Freytag bei Linker, und heute wie[illegible] wo der ganze Hof war und wo ich eben herkam. Von den [illegible] Weiber red ich nicht, den die meid ich wie Feuer. Der [illegible] ich kam hinaus und da saßen wir und rauchten Ta-

bak und waren gleich. Es war da der Prinz von Darmſtad, der ein herrlicher Menſch iſt, und hier wird, der mit ganzer Seel an Gœthe hängt. Wir wurden ſehr einig zuſammen. Ich ſprach viel von dir mit ihm, und er liebt und ſchäzt dich ſehr, und hat viel vor mit dir, wie ich an ihm hörte. Er wird dich ſtark hervorziehn — Die Kerls in D. haßt er alle und beſonders die Pfaffen wo wir ein ſchön Stückchen *in genere* mit einander abthaten. Er hat mich ſehr gebeten ihn in D. zu beſuchen, ich werd ihn hier noch oft ſehen. Auch deinen Vater lobte er ſehr, daß kannſt du ihm ſchreiben mit meinem Gruß. Ferner traf ich an — (ich nenn nur was mich intereſſirt) den Baron von Einſiedel, einer der liebſten Menſchen hier. Baron von Wedel, ein braver Menſch und barſch und gut. Ober Stallmeiſter v. Stein etc. Wir dämpften da zuſammen daß es krachte — und die Herzogin beyde giengen im Garten allein mit den großen Damen. Vom Herzog red ich nicht mehr, wer kann von ihm reden? Die zwey nächſte Tage ſind nun ſchon wieder beſtimmt. Morgen, als Sonntag, geh ich mit Tags Anbruch zu v. Linkern und ſeinem herrlichen Weibchen. Da tref ich Einſiedel, und wird kommen Prinz etc. Montags ſpeiß ich beym Prinzen und da will ich ſehen daß ich dir darzwiſchen noch was hinſchmeiß. Nur bitt ich dich Briefe ſolchen Inhalts wie dieſen gleich zu verbrennen, und mit dieſem mach den Anfang, das halt mir treu. Du ſiehſt wie herzlich ich dir alles deponir, weil du mir ſo ganz nah am Herzen liegſt, und ich dir hinwiederum. Wenn du meine Exiſtenz gut erhalten willſt, lieber Engel, ſo halt feſt an deinem herrlichen Sinn, und deinem edlen Herzen und laß alles gehn und bau fort an dir. Da ich ferne von dir bin ſeh ich erſt wie ſtark ich an dich gebunden bin, und in dem tommlenden Leben ſtehſt du mit aller Liebe und Treue vor mir, und ich rede von niemanden lieber als von dir. Die Gegenden hier ſind herrlich und beſonders einige Gärten am Waſſer die pure Natur ſind — auf Bergen. Auch hab ich Kraußen kennen lernen der gut iſt und hübſches Talent hat. Er verſprach mir eine Zeichnung, die du haben ſollſt. — Mit dem Erb Prinz redete ich auch von Merk, er ſchäzt ihn ſehr und ſprach von dem bekandten Fall, worüber ich ihm frey erklärte daß dies der größte Punkt ſeines Lebens wäre, wovon er auch überzeugt iſt. Wenn ich dir nur den guten Ton beſchreiben könnte der unter dieſen Leuten herſcht!

Wenn Höpfner nach mir fragt ſo grüß ihn. Und wenn er wiſſen will, ſo ſag, mir wär ſehr gut. Man achtete und liebte mich — ich hätte viele herrliche Menſchen hier gefunden wär alle Tag in zerſtreutem Leben und ſo fort — der Herzog wär mir gut und ſo fort — Ich würde vielleicht noch einen Monat hier bleiben — und dann an einen andern Ort vielleicht nach Frankfurt ziehen. Ich ſtudirte zum Amüſſemen die Taktik, würde aber nicht Soldat werden. Und leg ihm ans Herz daß ich hier nichts ſinhete (ſuchete? **der Sinn verlangt:** finde) weil ich nichts ſuchte. Adieu Bruder! ich geh zu Bett! Schreib doch Kaiſern von mir und zieh ihm was aus. Die ſchwarze Weſte und Hoſen erwart ich. Das Schikſaal meiner Leute in F. peinigt mich ſehr. Schreib doch als hin und hör was ſie treiben. Dieſer Brief kann erſt den 8 gehn. Vertilg ihn!

9 J.

Ich wollt dir noch gern einiges ſchreiben, aber geſtern kam ich nach Mitter-

nacht nach Haus und bin eben aufgeſtiegen daß (lies: da) ich fort muß. Das iſt ein arger Taumel. Ich muß dir doch noch melden daß Emilie — ein Portrait in Miniatur mit einem ganz weiblichen Brief geſendet hat.

XIX. An denſelben.

(Von Schleiermachers Hand auf einem Zettel)

d. 11 Jul. 76.

Mit einem herzbraven Mann, dem Prof. Musæus will ich nächſten Woche eine weite Tour zu Fuß nach Gotha, Erfurt und Eiſenach machen etc.

Auszug.

XX. An denſelben.

d. 7 Juli* 76.

Du wirſt meinen lezten Brief iezt ſchon haben, und ich warte täglich auf die Befolgung deſſelben. Ich hof du wirſt meine Zwillinge wie ichs verlangte gleich zuſammen gemacht und hieher geſchikt haben. Ich bin in verliebten Zukkungen, das ſchönſte Mädel in Weimar in die ich mich ſeit 8 Tagen verliebt habe, macht die Kamilla. Du ſiehſt alſo, daß du nicht ſchwind genug ſeyn kannſt. O mein Carolinchen iſt ein wildes liebes Ding! Ich traf ſie im Mondſchein auf dem Spaziergang vor meinem Hauße an, und iezt bin ich oben ſo faſt täglich dort und ſchinde mich mit ihr herum. Denn unſer ganzes Zuſammenſeyn iſt Brusquerie, Schinderey, Nekkerey, Muthwillen und Teufeley, wo bey die Mutter, die uns an Ausgelaſſenheit alle übertrift, den *grand maitre* macht. Ich wollt du könnteſt eine Scene mit anſehn wenn ich in ausgelaſſnem Humor bin, du könnteſt dich dem Boden auf und abwälzen, wenn dich ihre Schönheit und der Glanz ihrer Augen nicht alles vergeſſen machte. Mein Roman mit Emilie geht immer noch fort, und iſt von meiner Seite zur Erklärung gekommen. Ich werde bald in Gotha ein Rencontre mit ihr haben. So nuz ich die gute Momente des Lebens mit ſo weniger Paſſion als möglich.

Ich hab zwei Briefe von dir kriegt ſeit 8 Tagen, halt mich aber nur beym lezten auf. Mich freut unendlich lieber Bruder, daß du ganz hellen Sinn, und reines volles Herz für mein Beginnen haſt, und das große dieſes Standes nun klar erkenſt, das ich vor langen Jahren that, ohne dirs in meinem Daſeyn, lebendig machen zu können. Ausgemacht iſt noch nichts, aber geſchrieben iſt. *Du*

* Irrtümlich für Auguſt.

gleich als Lieutenant unter Truppen zu kom-
von Gold. Das sey also Glück und Hazard
Seele die sich treu dafür interressirt. Was geschieht,

dir allein vertrauen und die wird dich surpren-
Stand wählen zu dem man die gröste Talente
muß einen weder Vorurtheil noch sonst was in
Ich weiß noch einen Stand worin ich groß wer-
würde, wo ich Glük machen könnte — alles be-
wär als Acteur, an einem Ort wo man in Ehr und Ach-
an einem Hofe meyn ich. Aber hier nicht — außer-
deutschen Hof eine Gesellschaft zusammengesucht, und
den der erste Acteur zu werden und zu seyn. Es ist
und Wieland, die dann nur eintritt wenns auf keine Weise
zu kommen, das immer noch so gewiß nicht ist.
ohne Vorurtheil über das Ding, und denk was das heißt
und bleiben können was man ist — Ich nehme deinen

noch, außer Pirrhus. Auch alle Briefe halt verschlossen
brauch sie nicht. Nur schik mir die Zwillinge, die Hosen und
von Agnes.
nstantin war sehr krank, ist etwas besser. Das machte mir
Gestern traf ich ihn etwas besser, und mir wirds auch deßhalb

Auktion soll nichts von mir, laß nur noch alles beysammen. —
Goethe magst du immer behalten. Die Offenbah. kann ich von
iederkriegen weil sie vermuthlich verschleudert ist. - - Was Kay-
greif ich nicht, ich hab länger als einen Monat nichts von ihm ge-
recht dem Jungen ist weh.
mir versprochen eine Gruppe aus den Zwillingen vom Theater
nen — die kann dein werden.
von einem lieben Jungen gestöhrt und kann dir iezt weiter
als daß ich alles erwart wie ichs verlang und dich tausendmal

von Kalb ist Præsident.

XXI. An denselben.

19 August 76.

Lieber Bruder! bin immer noch in Unbestimmtheit — wärs völlig ohne
n **Engel** der mir gute Stunden macht, der mich versteht, in dessen Seele
alles lesen kann. Und so gut mir? Ich treib mich in unendlichem **Wirr-
arr herum** und flüchte da und dorthin vor mir, dem **Schreklichsten. Doch**

mangle ich nie an Muth und Treue gegen mich und dich. Ein herrliches Project iſt auf dem Weg und da gebe der Zufall gedeyen! Ich will die Campagne nach Amerika als Officier machen. Es wird geſchrieben werden und bey der erſten Recroutirung gieng ich mit. Stell dir vor Junge, welch eine Welt! welch eine neue groſse Welt! Auf Amerikaniſchen Boden zu ſtehen mit dem Muth, dem Blik, der Zuverläſſigkeit! Hilf ewiger Himmel! es ſchlägt in mir wie tauſend Flammen und ich meine ich brennte und ſtürzte zuſammen! O mir dieſen Tag! Sieh Bruder wie herrlich das nun all wäre und das romantiſche poetiſche, wie's der Krieg überhaupt iſt — und ſo fern, wo alles ſo neu, ſo bedeutend — und ich ahnde ich komme wieder. V. Lindau war bey der erſten Bataille mit dabey -- ich ahnde ich komme mit gröſsrem Herzen — neuer (? ein Wort ausgelaſſen) wieder. Auf alle Fälle bin ich Soldat, werde Soldat — dafür ſorg ich nicht, es wird zu ſehr geſorgt. Und laſs mich auch bleiben — was denn weiter? — iſt dieſes ungeſtüme Herz denn nicht all der Qualen loſs und wo iſts beſſer als verſchüttet liegen — um ſo fern zu Aſche — O Bruder! Bruder! wir kommen wieder zuſammen und liegen umſchlungen Hals an Hals — wir hatten der Seeligkeiten viel — werden ihrer mehr haben. Tröſte die Armen in F. ſo ſehr du kannſt — nur ſag ihnen noch nichts - - Sieh wie dus machſt und ſchreib mir von ihnen - - Ich brauch Geld — verkauf meine Sachen — mach Anſtalten — aber wenn ich denk wie wenig herauskommen wird — du kannſt handlen wie du willſt — Ich ſeh in ein paar Augen — beym Teufel! ich will lieber in Treffen vor den Canonen ſtehen — laſs! laſs! mir iſt wohl! Schreib!

K.

Sag nun H. ich würde Soldat und Lieutenant unter fremden Truppen — wenns möglich wäre — das nicht leicht fehlen könnte, ſo biſt du des Fragens loſs

XXII. An denſelben.

4 Sept.

Lieber Bruder! Ich hab dir glaub ich lang nicht geſchrieben. Doch wirſt du mir's vergeben. Ich hab in zu vieler Zerſtreuung gelebt die mir zu nöthig iſt. Ich bin übrigens immer noch ſo hier, wie ich hier war, und iſt noch weiter keine Antwort angelangt - - Vorige Woche half ich eine Comœdie aufführen wo ich einen Major machte. Du glaubſt nicht wie mir in der preuſsiſchen Uniform war und wie gut ſie mir ſtunde. Tags drauf reiſste ich nach Gotha, und bin erſt ſeit vorgeſtern wieder hier. Gothern kann ich nicht ſeind ſeyn. ... iſt wirklich ein ſehr guter braver Menſch der einen lieb hat. Künftige Woche zu End werd ich wieder hinreiſsen und mich dort einige Zeit aufhalten, weil hier jemand wegreiſst die ich nicht miſſen kann. Ich ſchreibe eine Comœdie der Wirrwarr die bald zu End iſt — und wo du einen HE. Wild, Blaſius und [illegible] ſehr lieb kriegen wirſt. Ich hab die tollſten Originalen zuſammenge- [illegible] Und das tiefſte tragiſche Gefühl wechſelt immer mit Lachen und Wiehern.

Ich bins Willens nach Hamburg zu fchiken. Schröder hat mir 2 Exempl. und kein Geld gefchikt. Das Geld will ich aber gleich fordern, denn mir gebrichts unendlich. Schröder bitt mich fehr um ein neues Trauerfpiel und wenn ich alfo für meinen Wirrwarr 20 K. ziehen könnte — wär das ja gut. Den ganzen Tag zieh ich von einer Dame zur andern. Bald soupée bald Dejeunee — o Himmel was macht Unbeftimmtheit aus dem Menfchen! — Ich habe eine Dame kennen lernen die alle meine Glükfeeligkeit hier ausmacht. Ich meine ich hätt dir fchon gefchrieben davon. Und was ift fchreiben. Mit den Adlichen Fräuleins und Weiber vertrag ich mich gut. Ich hab keine Worte lieber Junge für dich. Schreib nach F. mir giengs wohl. Und fchik die Sachen wie du verfprachft. Auch fey fo gut und fchik augenbliks meine übrige 4 Unterhemde. Meine Wafche reißt zufamen. *K.*

XXIII. An denfelben.

Weimar 12 Sep. 76.

Lieber Bruder! Ich hab dir vielleicht lang nicht gefchrieben, doch wirft du michs nicht entgelten laffen. Ich bin fo herumgezogen überhaupt, und die Damen koften einen fo viel Zeit, und dann hab ich ein Drama gefchrieben das toll ift und dich amüfiren wird, und das noch nicht fertig ift, und womit ich 20 Louisd. verdienen will, weil Schröder gern was haben will. Es kommt noch auf einige Scenen an — denn kannft du comifch und tragifch mit einer bittren Sauce zufammen verfchlukken. — Ich wollte diefe Woche fchon nach Gotha, weil aber Morgen Nacht Redoute ift, und ich vieler Urfachen wegen dabey feyn muß, um mich hauptfächlich in einem paar fchwarzen Augen und in einem paar blauen herumzudrehen fo wars nicht möglich. Ich werde alfo nach geendigter Redoute erft mich aufs Pferd fchwingen und 6 Meilen reiten. In Gotha will ich mich einige Zeit aufhalten den Prinzen näher kennen lernen und viele Damen, die ich erft kurz gefprochen hab. Ich komm dir den Augenblik mit einem Troup Fräuleins, vom Lande hier an, wo wir uns herrlich befanden. Ich warte dir doch mit hübfchen Neuigkeiten auf, aber es kann iezt anders nicht feyn, wenn du doch Briefe haben willft, als daß du folches Zeug lefen muft. — Geftern war ich bey Herzogin Amalie, die mir große Hofnung machte das bald etwas kommen wird, für mich. Die Zwillinge werden im Oktober von uns aufgeführt. — Meine morgende Mafque liegt vor mir, und will mich phantaftifch machen. Schlaf wohl, morgen früh mehr.

13 ejusd.

Heut ifts wie geftern, und geftern wie heut nur daß in einigen Stunden Redoute ift. Ich bin toll (verfchrieben: totoll) und unausftehlich und kränke manch gute Seele dadurch. Mein Humor ift gallen bitter, fey froh daß ich weg von dir bin, denn die Qual wär etwas groß, und fie können nur Weibs Leute ertragen. — Ich wollte dir gern was fchreiben, aber aus der Feder kann ich nichts drükken, und aus dem Herzen darf ich nichts fchreiben außer meine Liebe zu dir, die du

[illegible] die ich durchgeh, sollst du mündlich hören, aber [illegible] ist unmöglich. Ich erinre mich daß du unlängst schriebst, ich antwortete dir in deinem Briefe nicht was du wissen wolltest — so sag ich, lieber plag mich nicht mit Wissen. Ich weiß nichts, als das es ist wies war, und daß ich deine Fragen vergesse, und daß sie ja auch so viel nicht bedeuten. Um deine St. [illegible] kümmre ich mich einmal iezt gar nichts, da ich nichts anseh, nichts [illegible]. Von Kays. hab ich lang nichts gehört hab ihm aber auch gar nicht geschrieben. Du thust wohl wenn du den Leuten beybringst daß ich niemand schreiben könnte. Grüß meine Mutter und Schwestern. Adieu Bruder! Die Nacht wollen wir [illegible] und morgen reiten. Adieu! *K.*

XXIV. An seine Mutter und Schwestern.

Weimar. 25 Sep. 76.

Meine lieben! Verzeiht mein weniges Schreiben. Ihr erfüllt mein Herz Tag und Nacht mit Liebe und Sorge für Euch. Ich kann diesen Winter schwerrlich zu Euch kommen, vergebt mir! Ich muß suchen was ich für Euch, für mich thun kann. Kommende Woche reiß ich von hier weg nach Dessau, wo ich mich vielleicht biß zu weiterer Bestimmung aufhalt. In Weimar kann ich auf keine Weise mehr bleiben. Gœthes Liebe ist groß, aber die Umstände sind gegen uns. Mein Schiksaal wird immer gut ausfallen, wos auch sey. Halt Euch aufrecht, und denkt daß ich in Euch leb, wie Ihr in mir. Gott weiß, ich würde mit meinem Blut das eure erkauffen. Ihr seyd mir gegenwärtig, und ich lasse nicht ab biß ich Euch geholffen hab, und diese Hoffnung, dieser Muth allein unterstützt mich. Nur last ihn Euch auch nicht manglen. — Ihr klagt vielleicht daß ich nicht zu Euch zurückkehr! Aber bedenkt doch was ich Euch, was ich mir dort nutzen würde. In der weiten, entfernten Welt allein findt sich Arbeit und Fortkommen. Seyd getrost und stark, und laßt michs dadurch auch seyn. Sorgt für Eure Gesundheit, und liebe Angnes arbeit was du kannst, und auch du liebe Kathrin, ihr glaubt nicht wie lieb ihr mir seyd. Um alles bitt ich Euch lebt friedlich und ruhig. Beste, liebste Mutter! ich seh Sie wieder, seh sie gewiß wieder, und hoffentlich besser. Ich küsse Sie und meine Schwestern — liebt mich, ich bin ewig Euer *K*

Diesen Brief an S. Wenn ihr mir schreiben wollt, so schikt alles an S.

Grüßt die Frau Rathin und sagt ich reiße von Weimar weg.

Die Binden nebst Strümpfe sind angelangt und ich danke.

XXV. An Schleiermacher.

Weimar 25 Sep. 76.

[illegible]uder! Dies ist gegenwärtig der lezte Brief aus Weimar. Ich [illegible] Woche nach Leipzig, von dar nach Dessau, wo ich mich biß

zu weiterer Entfcheidung aufhalten werd. An allem diefem ift einer der erften Menfchen fchuld, ein Schweizer, Namens Kaufmann, über den ich dir weiter nichts fchreiben kann, und den du wohl auch nicht kennft. Er war im Begrif hieher zu reißen und fand mich in Gotha. Unfer Zufammenkommen war einzig, wie der Menfch felbft. Dank dem Himmel daß noch folche große und ftarke Seelen exiftiren. In Leipzig werd ich mit meinem neuen und alten Drama fo viel zufammenkriegen daß ich einige Zeit leben kann. Und ich hof mit dem Militair foll fichs nun bald entfcheiden. Es ift überhaupt nothwendig daß ich hier weg geh, und würken kann ich weiter nichts, und was gefchehn kann, gefchieht auch wenn ich abwefend bin. Und ohne dies nehm ich immer und ewig hier keine Civil Dinfte. Streu iezo nur aus, ich wär in Deffau und lebte dort. — Vielleicht daß ich durch den Fürft dort etwas würk, das ich dir allein vertrau. Meine Addreffe ift An Klinger bei HE. Kauffmann im Philantropin zu Deffau. Denk dir aber keinen von uns als Lehrer, das verbitt ich mir. Ich erwart meine Sachen von dir noch, und dann fchik meine Hemde hierher oder nach Deffau nebft Petrarch, Homer, Lucian. Das andre verkauf all und bezahl den Dieh (lies Diehl) und Riefe. Auch meine Portofeuille will ich haben. Meinen Koffre verkauf auch. Seh wie du H. quittirft. Adieu Bruder! ich koch an meinem Schikfaal. K.

Die Binden und alles ift angelangt ich danke.

(Adreffe: Herrn Schleiermacher in Gießen. Das Siegel zeigt einen dem Käfig entfliegenden Vogel mit dem Motto: *la liberté fait mon bonheur.*)

XXVI. An denfelben.

LEIPZIG. (October 1776)

Lieber Bruder!

Verkauf nichts von meinen Sachen, das bitt ich dich, biß auf weitere Ordres. Ich bin feit 3 Tagen hier und hab mich auf Rükficht meiner Mutter bey Seilern als theatral. Dichter engagirt. Ich krieg 500 Thl. fchwer Geld, frey Tifch und Logis, und kann meiner Mutter iährlich 200 geben, die fie in einem Monath empfängt. Es macht mir unendliche Freude für fie das thun zu können. In 12 Tagen gehn wir nach Dreßden. Simfon kriegft du. Addreffe bey HE. Seilern Directeur der Schaubühne in Dreßden. Adieu! K.

Bald mehr und fchreib fchnel und dies an Kayfer.

(Adr.: Schleiermacher. Siegel: der Namenszug.)

XXVII. An denfelben.

LEIPZIG. (October 1776)

Überfchike dir hier Exemplaria des Grifaldos. Morgen reiß ich nach Dreßden.

kennst. All die Situationen die ich [illegible]
schriftlich ists unmöglich. Ich erinn[illegible]
wortete auf deine Briefe nicht was [illegible]
mich nicht mit Wissen, ich weiß [illegible]
deine Fragen vergesse, und da[illegible]
St. Reuterey kümmre ich mich
les, nichts thu. Von Kays[illegible]
nicht geschrieben. Du thu[illegible]
niemand schreiben könnte. [illegible]
Die Nacht wollen wir ta[illegible]

[illegible] Tagen [illegible] bald komme.

XXIV.

Meine liebe[illegible]
Tag und Nacht [illegible]
lich zu Euch ko[illegible]
mich thun kan[illegible]
ich mich viell[illegible]
auf keine We[illegible]
gegen uns. [illegible]
aufrecht, u[illegible]
meinem Bl[illegible]
ab biß ich [illegible]
mich. N[illegible]
nicht zu [illegible]
nüzzen [illegible]
komme[illegible]
für Eu[illegible]
Kath[illegible]
fried[illegible]
wie[illegible]
mi[illegible]

[illegible]selben.

[illegible]em Ort wo die Menschen äußerst
[illegible]nnten. Desto herrlicher aber sind
[illegible]mm bis zu Staunen und Frohlocken
[illegible] ich unvermögend zu reden. Ich
[illegible]ttre und reiß alles an und in mich
[illegible] mich bringen kann. — Von der Bilder
[illegible]ann ich kaum reden. Tausend Stü-
[illegible] der größten in Deutschland. Die Rem-
[illegible]brandts im Original, die Rubens, Raphaels,
[illegible] Himmel wo war ich, was war ich in
[illegible] keine Sylbe weiter darüber — Mir
[illegible] bin. Man kommt all meinen Kleinsten
[illegible] behaglich. Seiler ist ein edler, guter
[illegible] seine Frau die größte Schauspielerin in
[illegible] der ich eine Krone aufs Haupt
[illegible] wenn ich Kronen auszutheilen hätte. S[illegible]
[illegible] Ihre Seele verstund ich und [illegible]
[illegible] all das Gute und treffliche das un
[illegible] wohl, könnt ich das von dir glauben.
[illegible] noch gestärkter seyn, denn du weißt
[illegible] an dir. Ich bitt dich innigst lieber
[illegible] daß du nicht dahinfährst in tauben
[illegible] nichts. Hauche alle Em-
[illegible] durch den Crayon oder durch Dar-
[illegible] gut seyn wie dein Individuum.
[illegible] oder viel, oder nichts an mich
[illegible] auch von dir bin, so hör und
[illegible] gegenwärtig. Auch bitt ich dich, laß
[illegible] meide allen Schein des Ver-
[illegible] Und schreib mir so ett
[illegible] zu schütten. Wir sehen uns
[illegible] dir noch nicht reden. Kayser



Herzen viel Weh. Er ist dahin gefahren durch Prätension und [illegible] kaum zu ihm reden; denn ich fürchte sehr, er ist nicht durch [illegible]zubringen. Kannst du nicht rein mit ihm zusammenseyn, sind [illegible]ations Punkten zu unsicher und ungewiß, so laß ihn lieber; denn [illegible] an einander, und dabey kommt nichts heraus, als Weh für mich. [illegible] nun allein gehen lassen eine Zeitlang.

[illegible] bitt ich dich schik mir gleich mit der Post meinen Koffer, nebst Büchern, [illegible] von Gœthe alt und neu, und andre Bilder und was brauchbar für mich [illegible] mag. Die unbedeutende Bücher derer viel da sind laß zurük. Sonst schik [illegible]! Das griegische Lexicon und englische (das neue nemlich) nicht zu vergessen. Alte Kleider brauch ich nicht. Auch meine Portraits wenn du welche gezeichnet hast, nicht zu vergessen. Und mein Portrait von Gœthe? wie da?

Kommende Woche wird hier ein neues Stük von mir aufgeführt Sturm und Drang. Es wird einen Schmauß für deinen starren, wilden Sinn geben.

Was machen die Unglüklichen in Frankf.? Schreib Ihnen doch gleich, sie mögten mir vergeben daß ich die versprochene 40 Louisd'or noch nicht geschikt. Sie kriegten sie nächstens, und eher schrieb ich Ihnen nicht, aber ihre Hofnung sey unbetrogen.

Leb wohl, lieber herzlicher Bruder! lieg an meiner Brust, wie ich an deiner, und laß den Sturm über unsere Häupter saußen, wir liegen geschüzt zusammen.

Addio!

Dein Bruder.

XXIX. An denselben.

Dresden.

Hier gleich Antwort auf deinen liebevollen, zukkenden, kläglichen Brief. In allem gleich lieb, da du wahr und treu bist, und treu manifestirst, wie's in deinem schwärmerischen, noch nicht ganz fixirten Herzen und Sinn vorgeht. Alle Liebe und Küsse zum Dank für deine Offenheit, und daß sie noch so ist, wie am Tage des Bundes! Ich will doch einen kleinen Spazierritt mit dir machen, und sehen, was dann zu sagen wäre über das all.

Daß du körperliche Übel hast, thut mir weh. Sind sie aber nicht so gar arg, so hats immer einen kleinen Nutzen, da es dich aus den wilden Regionen herabzieht, und du dich in deine Fuß Zehn hineinschrauben mußt. Fluchst du mir über diesen Gedanken? Hier meinen Seegen, ich bin heute großmüthig. Aber Junge im Ernst, ich wollte du hörtest einmal auf Ball zu spielen und Irrgänge zu gehen, und giengst den ordentlichen Weg, und arbeitetest mir etwas. Hüthe dich für deinem Bruder, er ist ein strenger Richter. Und könnte über dich herkommen wie ein Dieb in der Nacht, und Rechenschaft fordern über dies und iens. Die Idee einer künftigen Zusammenkunft zwischen uns, spannt mein ganzes Wesen. Was werd ich dir nicht zu sagen haben von all meinen traurigen,

wilden, curiosen und liebevollen Situationen. Von all den Connexionen, wie dies, wie iens gegangen. Denn du mußt wissen daß mein ieziges Engagement nicht nothwendig war. Bloß die Liebe zur Kunst, und meiner Mutter etwas zu geben, rief mich hin. Der Himmel weiß auch wo ich anders wäre und gut wäre. Alles war Zufall, ich suchte nichts, ich ward gesucht von hier und da. — Kommenden Sommer komm ich dir nah, wenn du nach Göttingen gehst, so viel kann ich dir vertrauen, mehr aber nicht, wegen Ursachen. Sobald es aber einmal gewiß ist, wo wir den Sommer zubringen, so geb ich dir Nachricht. Im Merz sind wir wieder in Leipzig.

Vielleicht daß ich dir mit dem Geld an meine Mutter Sturm und Drang schik. Das liebste und wunderbarste was aus meinem Herzen geflossen ist. Auch hab ich das l. Weib umgearbeitet für unsre Bühne, deß ich mir die größte Würkung versprech. — Ich wollte du könntest mich in Leipzig besuchen. Kost und Logis versprech ich dir, wie auch Rük Reiße Geld doch bis dahin wird sich fügen. Wenigstens sag ich dir meine Wünsche und was ich thun kann, sie zu befriedigen.

Ich hatte acht Stüke vom Merkur als ich abreißte, die gab ich weg — weil ich die andre nicht wußte, wohin man mir sie schiken sollte, und weil die 8 zu nichts dinten. — Mich drükt hier nichts als das allzu gut Eßen und Trinken; ich leb zu gut für mich. Der Landwein ist recht gut.

An dem alten Lippert hab ich einen Mann kennen lernen den ich wie meinen Vater lieb. Der wahrste, jovialste, liebste und treuste und wärmste alte Mann den du dir idealisirn kannst. Ich küß ihn mit Liebe eines Sohns. Und ein Mann von erstaunenden Kenntnissen, der einer der merkwürdigsten Menschen von Kunst und Charakter ist. Das laß dir genug seyn. Ich wollt du könntest sehen bey ihm, was ich seh.

Wenn ich dir sage mein lieber, meide allen Schein des Verdachts gegen mich — so will ich weiter nichts sagen, als du möchtest nie an meiner Treue, an meiner Liebe zweiflen, ich möchte reden, oder schweigen, handlen, oder nicht handlen, weiter nichts, das glaub.

Ich schließ hier einen Brief an HE. Höpfner bey. Und so bald er von Frankfurth aus die 2 Carol. erhalten hat, weil ich ihn gegenwärtig noch nicht ganz bezahlen kann, so schikst du mir denn meine Sachen. Den Koffer nebst den iuristischen Büchern schikst du nach Frankfurth. Ich will haben all die französische, englische, italienische Bücher. All die griegische gute Autores als Theocrit, Lucian, Anacreon, Hesiod. Auch die gute lateinische Autores als Tacitus, Ovid, Virgil, Horaz — Curtius und was dergleichen das taugt. Das Portrait von mir von Gœthe miß ich ungern, besonders da du dirs so gut copiren kannst.

Meinen Leuten schreib gleich. Ich hätte ihren Brief kriegt und bey meiner Ehr, sie sollten in kurzem das Geld kriegen. Ich bäte sie um Gottes willen mir und meinem hiesigen Freund nichts zur Last zu legen. Und wenn Sie mir wieder schrieben, so bät ich sie das Wort Theater Dichter auszulassen auf der Addresse, ich könnte das nicht leiden. Grüß sie herzlich.

Daß du dich über Höpf. ärgerst ist dum. Wie können diese Menschen

anders feyn? — Er kennt mich fchlecht, wenn er glaubt ich würde Comœdiant. Mich erwarten vielleicht außer Landes noch andere Carrierr, und ich koch ia nur immer an der Effenz meiner Subftanz noch. Die Inftitutionen fag, würd ich ungern miffen, theils als ein Gefchenk von ihm — ich will ihm das fchreiben und fag ihm nichts darüber, thu fie nur weg.

Meine Brief Portef. und Papiere fchikft du doch auch mit. Und ein paar Schrittfchuh nicht zu vergeffen. Wie fällt deiner Schwefter ein an mich zu denken. Gieb ihr immer das P. und diefe Zeilen. Hat der Prinz v. D. von mir zu deinem Vater gefprochen? Sag mir das!

Bruder wir leben und find unfer. Ich bin bey dir. Schreib und wüthe und tobe gegen mich aus. Nur red mir nicht von Schurken, weil Sie dich und mich ankneipen. Addios.

Ich verbiet dir HE. Höpfner die Inft. zu zeigen wenn ers nicht mit Gewalt will.

XXX. An denfelben.

DRESSDEN. (Januar) 77.

Wie ifts Junge? wenn ich dir nun fage daß wir in 4 Monath zufammenkommen? Hab ich dein Herz noch ganz fo muß dir das eine Lebens Poft feyn. Die Sach ift fo. Der Churfürft von Mannheim der eine National Bühne errichtet, hat unfre Trouppe engagirt, und wir reißen gleich nach der Leipziger Meffe dahin ab; um die vatterländifche Bühne auf teutfcherem Boden zu einer Vollkommenheit zu bringen. Ich komm mit. Wo bift du willens diefen Sommer zu feyn? Schreib mir das! und wie und wann und alles haarklein. Der Himmel weiß wie ich nach dir lechze guter Junge Ernft! Mit Feuer Ströhmen braußt mein Genius in Sturm und Drang.

Setz dich und fchreibe flugs diefe Nachricht an meine Mutter, und das denn ihre Ruhe gegründet feyn würde. Sag ihr ich fchämte mich zu fchreiben, da ich noch nicht Wort gehalten. Ich bäte fie ums Himmels willen mir nichs zur Laft zu legen, ich litte erfchreklich dabey. Und ficher follte fie fein daß fie das verfprochene Geld kriegte. Die Lage meiner Freunde fey gedrängt gewefen, wär aber nun gut und fie follten hoffen und glauben an mich, als an den der fein Leben hingäbe für fie. Schreib das. Und dann meld alles an meine übrige Bekandten.

All meine Bagage fchafft du die Meß nach Frankfurth, und fchikft nichts hierher. In 4 Monath hohl ichs ab. Kannft du nach Leipzig kommen?

An Kayfern fchreibft dus auch.

Wie auch an Schepplern gelegentlich und die Menfchen Kinder.

An Psycharion.

Nach dir hin Psycharion!
Wo ich bin, wo ich lebe,
Treibt der Geist und iagt das Herz.
Ach daß einen Augenblik nur,
Mein Auge dich sähe.
Wär ich seelig, was wär ich nicht?
Alle Wünsche vergebens.
Ich liege hier und schmachte.
Schreibe nur Geist!
Bange nur Herz!
Deine Hülle sinkt.
Alles vergänglich —
Die Liebe nicht.

Wer diese Psyche ist Bruder sollst du sehen und lernen. Addio.
Schreib mir ein Schauspiel zum Vorstellen.

XXXI. An den Buchhändler Reich in Leipzig.

Dresden den 6 März 77.

Hochedelgebohrener
Hochgeehrter Herr!

Ich bin gegenwärtig genöthigt Ew. Hoch Edl. zu melden, daß nicht Lenz, sondern Ich Verfasser der Soldaten bin. Gewisse Verhältnisse forderten damals das Verschweigen meines Namens die iezt wegfallen. Ich bitte Sie diese Nachricht sobald als möglich bekandt zu machen und weiter nichts zu sagen, als man wisse mit Zuverlässigkeit, daß man Hrn Lenz fälschlich für den Verfasser gehalten habe, und daß ich es sey. Könnten Sies in Meßcataloge setzen lassen unter meinem Namen, wär noch besser. Ich hoffe dies von Ihrer Güte.

Noch wollt ich anfragen und Sie bitten: ob Sie nicht eine neue Comödie (die Seiler in Leipzig geben wird) von mir, auf diese Messe noch verlegen wollten. Sollte dies geschehen können, so haben Sie die Gewogenheit mir dero Entschließung wissen zu lassen. Im Fall nicht, so habe die Ehre mit Ihnen im Verlauf von 14 Tagen mündlich hierüber zu sprechen. Vor einigen Wochen war Kaufmann hier bei mir, der wie Sie wissen, wieder nach Rußland reist.

Ew. Hoch Edl.

Ergebenster Diener
F. M. Klinger.



XXXII. An Schleiermacher.

Leipzig d. 17 Merz 77.

Liebfter Bruder! Weiß der Himmel was das ift, daß ich kein freundlich Wort von dir höre. Bift du aufgebracht über mich und willft mir vergelten? Ich kenne nichts ungerechters. Meine Situation ift drang und Leidensvoll und wars, feitdem ich dich verließ von allen Seiten, an allen Orten. Auch glaub ich, bift du mir noch Antwort fchuldig auf einen Brief von langem her. Wo bift du? Wo gehft du hin? Von dem allen bin ich unberichtet, und das ift höchft unfreundlich. Kannft du der Freundfchaft Vorwurf hören? — In 7 Wochen find wir am Rhein. Wo du?

Pak alles in meinen Coffre zufammen und laß ihn in Gießen, biß ich von Mannheim aus Geld fchik und ihn hohlen laß. Das ift gegenwärtig alles das ich fagen kann, denn mir (ift ausgelaffen) weh --- Adieu! K.

XXXIII. An denfelben.

Leipzig d. 3 April 76 (v. Schlm. corrigirt 77).

Hier bin ich fchon feit 14 Tagen, mein Befter! und wartete ieden Augenblik auf Antwort von Briefen die ich an dich gefchrieben habe. Wenigftens auf einen den ich vor ohngefähr 4 Wochen aus Dreßden an dich fchrieb. Aus deinem Brief follte ich glauben, du habeft ihn nicht erhalten. Es fey denn auch! Hab ich doch diefen! Aber Befter! wie lange konnteft du fchweigen? Wie oft war mirs unbegreiflich, da ich dich kannte, wußte daß du mich immer noch liebteft — Aber ich fühle daß nichts den ewigen Bund geftöhrt hat, der uns biß an den lezten Moment des Lebens bindet. — Von mir zu reden wäre viel. Ich lebe fo hin, bald in Drang und Sturm, bald im gelinden Säußlen, unter Mufik, Comœdie und Spiel, Mufen und etc. In 4 Wochen reißen wir von hier ab nach Mannheim mit Extra Poft. Seiler feine Frau und ich. und ich glaub daß mir in ienen Landen beßer werden wird, wie in dem höchft cultivirten Sachfen. Dem Volke manglen Nerven. Am Dienftage führten fie hier Sturm und Drang von mir auf, und eröfneten damit die Bühne. Es ift meine Lieblings Arbeit — und da faßen fie nun, konnten nicht faffen und begreifen, und doch fchüttelte fie das Ding mächtig zufammen. Von Mannheim aus fchik ich dir das Mpt nach Göttingen nebft den Zwillingen. Laß mich Antwort kriegen hier nach, und dann laß mich gleich Briefe kriegen von Göttingen, hier oder in Frankf. wo ich durchreiße. Sag mir auch wo Claudius hingeht. Und dann nimm dich in Göttingen Reids an, der würklich eine brave Seele ift. Vielleicht daß ich dich dort einmal überrafch, oder du mich in Mannheim. Wie haft dus gemacht mit H. haft du ihn bezahlt? Ift Diehl und Riefe böfe auf mich? Sag ihnen daß ich fie bey meinem Ankommen augenbliks bezahlen werde. Gieb meiner Mutter allen Troft über mich.

[illegible] schriee dir noch aus
[illegible] Einfluß hat in D., was
[illegible] besuchte mich in Dreßden
[illegible] des Fürsten Janitschew, der
[illegible] reist iezo hin — und
[illegible] reis ich von hier noch
[illegible] Aufnahme zu warten hab
[illegible] stene und bin. Mich ärgert
[illegible] Theater, da ich mir doch alle
[illegible] doch in gewissen Fällen
[illegible] gut und geehrt, das glaub.
[illegible] hab ich nichts, als eine
[illegible] Gegenwart, ohne was von der
[illegible] die aus dem Bad steigt.
[illegible] schaff dir ein reines,
[illegible] vieles weniger scheeren.
[illegible] immer glüklich. Grüß alles.
[illegible] iezo nichts, als daß ich

K.

[illegible] mir wie auch einer solchen
[illegible]

[illegible]

[illegible] d. 15 April [illegible]

[illegible] eine schnelle Reise ge-
[illegible] mit Extra Post.
[illegible] Flügel und hatte sie auch
[illegible] ich dich gleich finde,
[illegible] äußerst sorgfältig, da
[illegible] gegen mich und meinen
[illegible]

K.

[illegible] einer Psyche.)

[illegible] Maler Müller.

Dessau [illegible] Juli 77.

[illegible] wohl worden. Der Kammer-
[illegible] Sinn und Herz, und in seiner

lieben Familie lebt fichs ganz glüklich, wenn man ohne zerknirfchtes Herz lebt, wie nun mein Fall nicht ift. Doch ift das wahrer Balfam und Forthelf. Heinfe der vor einiger Zeit mit ihm nach Cöln ging, ift mir erftaunend lieb geworden von Seiten des Geiftes und Herzens. Von feiner wirklichen wahren poetifchen Phantafie zu reden, wär eben fo als wollt ich von deinem Pinfel reden, und deinem Aug, das ihm die Seele gibt. Noch muß ich dir fagen, daß Seiler durch die lieben Jacobis viel Zuwachs feiner Exiftenz kriegt hat. Mad. Falmern ift alles was du fühlft und fagft. Von dir ift oft die Rede und man erwartet dich mit aller Ungeduld. Deinen Auftrag hab ich nicht vergeffen. — Bruder wenns möglich wäre daß du kämft Zeit wir noch in Cölln wären, du thäteft mir viel. Ich wär dann Willens bey dir in Düffeldorf bis den November zu bleiben. Wenigftens Antwort hierüber, wenn du mich liebft. Ich war noch nicht 24 Stunden hier kam Diana Juno mit Seilern und kommen Morgen wieder. Gruß und Liebe von Kammerrath Jacobi Familie, Mad. Falmer Heinfe und deinem Bruder Kl.

Was macht Biehl*? Grüß ihn von mir.

---

* So oder Biel fchreibt K. regelmäßig für Beil.

XXXVI. An Schleiermacher.

Frankfurth im Auguft 77.

Heut lieber Bruder! komm ich hier im Schwanen an, woraus ich dir fchreib, was ich vermag und was ich kann. Zeither lebte ich, anfangs hier, dann in Mainz, Cölln und Düffeldorf bey Jacobi's und Heinfe. Jezt bleib ich mit Seilern biß zum November hier. — — — Deinen lieben, guten Brief hab ich vor lang in Cölln kriegt. Freylich guter Bruder, ift's fchlim daß du nun in Göttingen fitzeft und ich hier. Doch frage erft, ob nicht einer fo fchlimm für fein Individuum fizet wie der andre; allerdings lägen wir am beften zufammen, doch darüber quäl ich mich ungern. — Wenn ich dir mit einem Federftrich die ganze Stimmung meiner Seele hinwerfen könnte, nebft dem argen und guten meines iezigen und vorigen Sommer Situation — fo wär mir vielleicht wohl und dir. Doch das ift nun nicht möglich. Und das Labyrinth, wilde und wirre meiner Empfindungen zu detailliren, wär fich in einen Streit der Augenblikke einlaffen. Ich leb wie ewig, und ieder von Prometheus wahren Söhnen im innern Krieg der Kräfte und Thätigkeit mit den Grenzen die die Menfchen den halb Göttern gelegt haben, und das zu ihrer Behaglichkeit, weil fie fonft ewig ecrafirt würden. Bruder! der Menfchen Sache find zwey: Schaffen und Zerftöhren, und wer keins von beyden zur vollen Befriedigung feines Gefühls (fo hoch es gehen mag) treiben kann, der lebt wie ich. Das all zeichnet tiefe Furchen auf das Geficht deines Freundes etc. — — Was ich über dich fagen foll, weiß ich nun nicht mehr, da mir von dir nichts als deine Liebe geblieben ift, und ich dein ganzes zeitheriges Wefen nicht recht ahnden kann. So viel weiß ich daß dir die Um-

ständen einen leichteren Weg præparirt haben als vielen — Soviel ist gewiß, daß ich keinen fürchterlichen Augenblik kenn als einen Menschen zu zeugen, und man sollte das wohl überlegen eh man einem Wesen die Existenz gäbe, mit der man «als wahrer Mensch» so viel zu kämpfen hat. Aber so wie die Götter in allen Dingen bloß ihren Spott mit uns getrieben haben, so auch hier, sie verbinden den (3 oder 4 Zeilen abgeschnitten*) Lust oben behalten. So spricht Dios der Göttersohn, der sich dir einst offenbahren wird. Das dies dir allein alle geschrieben ist, ist klar. Es sind die ersten Zeilen seit viele Monath, und ich hof, sie sind dir deshalb um mehreres werth. Addio. Bey Seiler an Klinger. Dein treuer Bruder.

Grüß Rayd!

(Adr. Herrn SCHLEIERMACHER der Rechten befließen in Göttingen. Siegel: die Psyche.)

* Das fehlende ist ein Opfer der Decenz geworden. Es ergibt sich aus folgender Stelle des Verbannten Göttersohnes (S. 10): «glaubst du wohl, daß ein gescheidter Kerl einem andern Wesen die Existenz geben würde, über welche er so sehr zu klagen hat. O sie alle würden vielmehr mit sich das menschliche Geschlecht aussterben lassen, hätt ich ihnen nicht den verfluchten Streich gespielt, und das Zeugungswerk mit so viel Anmuth, Reiz und Kizel verbunden, daß sie in demselben Moment ihr peinliches Daseyn vergessen, es fürs höchste Gefühl des menschlichen Lebens halten, und in dieser Sinnesverirrung mir immer neues Spielzeug daherrasen».

XXXVII. An Gotter.

FRANKFURTH 5 Sept. 77.

Mein lieber Gotter! Ich schik dir hier einige Bogen Mspt, und bitte dich dieselben gleich an Ettinger zum Druk zu geben ohne daß er meinen Namen jetzt noch nennt. Auch muß es ohne Drukort geschehen, und noch auf diese Messe. Die Suite davon ist bereits auch fertig, ich will aber erst die Gedichte hierüber sehen etc. Schreib mir hierüber gleich eine Zeile Antwort. Mit [illegible] kannst du mir gefälligst einige Exemplare zuschikken. — Ich hör du [illegible] lange in Hamburg, wo ich glaube daß man sich besser befindet als in [illegible]. Siehst du den Commissions Rath Schmid so entbiethe ihm meinen Gruß und schreib mir was du weißt. Adieu! F. M. Klinger.

(Nachschrift. Hand von Agnes Klinger.)

Nun ist die Reihe einmal an mir zu klagen, auf einen Arm langen Brief von mir keine Antwort; bald sollte ich glauben Hamburg hätte unser Andenken bey uns verwischt. Ist es wohl so? — Nein ich weiß das beßer, und hoffe Sie uns bald durch einen Brief überzeugen, daß Sie noch unser Gotter [illegible]

XXXVIII. An Müller.

(Frankfurt 1777)*.

Lieber Bruder! Ich habe immer auf einen Brief von dir vergebens gewartet, hätte dir auch gern wegen hundertley Dingen gern geſchrieben, wenn mir der Ort deines Aufenthalts bekannt geweſen wäre. Heute endlich kamm ein Brief von dir an Seilern an, der die freudige Nachricht enthält du würdeſt bald anher kommen. Ich wünſch es um meines Herzens willen, um an deiner Bruſt ausweinen zu können. Meine Lage iſt hier von Seiten meiner Mutter erſchrecklich. Ich lebe einſam und meiſtens in fatalem Humor, den ich unſern Seiler ſo wenig empfinden laße als möglich. Und wir haben auch ſeit deinem letzten Hierſeyn ohne alle Spannung gegen einander gelebt. Ueberhaupt Bruder wird mir wohl ſeyn wenn du da biſt, ich hab viel mit dir zu reden. Es gehn Geſchwäze und dergleichen von mir, das ich am Ende keinem wehren kann. Ich dachte anfangs Biehl ſeye mißvergnügt über mich, und habe dir falſch berichtet, weil er mich nicht begrief. Ich rechtfertige mich nie vor einem Menſchen über ſo was, drum ſchrieb ich weiter nichts. Ich weis nicht was ich drum geben hätte, wenn ihn Seiler hätt engagiren können, weil ich dadurch einen jungen Kerl um mich gekriegt hätte. Seiler iſt munter und gut ſobald's ihm der Druk von der Führung ſeiner Sache halbweg erträglich macht.

Noch fällt mir ein -- was haſt du gehört, oder was haſt du gegen Einen über den du herwillſt? Sollte Großmann oder einer — ſchreib mir doch dies. Ich begreif das nicht, und überhaupt das Ende deines Briefs iſt mir unbegreiflich — wenn etwas gegen Seiler geſchieht, warum ſagſt du mir nichts. Du weißt daß er mir am Herzen liegt, ſo ſehr als einem, und mein Schikſaal biß hierher an ihn gebunden war und noch iſt.

Noch muß ich dir ſagen. Kauffmann ſchrieb mir ob ich nach Rußland wollte als Hofmeiſter. Es iſt ein ſchreklicher Gedanke Hofmeiſter. Ich ſagte an Seilers noch nichts und warte auf dich um mit dir zu reden.

Einigemale war ich bey Felicitas, ſo cocquet als möglich.

Laß mich gleich eine Zeile von dir leſen und ſchreib mir wenn du kannſt. Lieb mich wie ich dich, ſo wartet doch eine Stunde der vollen Freude auf mich.

Dein Bruder

Klinger.

Du kannſt leicht denken was ich in den bedrohenden Neuerungen all gelitten habe. Hellmutts haben nun zweijährigen Contrakt. — Ich wollt daß mich nichts an die Erde feſſelte, und auf die Erde geworfen wäre vom Mond herab.

(Adreſſe: Herrn Herrn Müller, Mahler in Manheim, im Stern wohnhafft.)

---

* Dieſer Brief trägt bei Holtei das Datum «Mainz ... ?» In keiner der beiden von mir benutzten Abſchriften findet es ſich, und es kann nicht richtig ſein, weil die Worte «meine Lage iſt hier von Seiten meiner Mutter erſchrecklich» vorausſetzen, daß der Schreiber ſich in Frankfurt befindet. Und zwar ſtammt der Brief aus dem zweiten Frankfurter Aufenthalte des Jares 77, wie aus folgender Stelle eines Briefes von Agnes Klinger hervorgeht. «ſoeben erhielt ich einen Brief von unſerm Max, wodurch ich leicht errathen, daß ſeine Gedanken nach Rußland ſtehen. Jez lebt er in Cöllen und kommt in 5 Wochen mit Seiler zu uns. Vielleicht daß ich ihn da zum letztenmal ſehen.» Kaufmanns Anerbieten war alſo wärend des erſten Aufenthaltes in Frankfurt noch nicht gemacht.



XXXIX. An denselben.

Nachschrift zu einem Briefe Seylers*.

Ich wollte dich fragen ob du mir bey Schwan nicht Vorschuß auf einen Roman, wovon Biel gesehen hat, schaffen wolltest. Wenn's nur 6 Carol. wären für meine Mutter, für Güte des Werks steh ich so weit du meiner Reputation glauben magst. Auf die Ostern soll's gedruckt werden. Eine Zeile hierüber. Adieu. Kl.

* Dieser lautet folgender Maßen (Holtei 300 Briefe I. 1. S. 29):

Frankfurt d. Mittwoch 77.

Nur Wenig Worte bester Müller, daß ich Sie herzlich liebe und mich sehne Sie bald zu sehen. Ihr Warmer freundschaftlicher Brief hat mir viel Freude gemacht, und Sie wißen wie Sehr ich Freude nöthig habe; ich sitze hier und kämpfe gegen Tod, Teufel und Hölle; einer von die Pursche wird mich doch unter die Füße kriegen. Bis dahin aber geht es uns erträglich, und ich weiß dass freut Sie. In Zeit von 14 Tagen adressire ich (fehlt: Ihnen) meinen Sohn, der nach Strasburg geht; es ist ein guter junger Mensch, aus dem etwas werden wird; ich empfehl ihn Ihrer Freundschaft Kommen Sie bald zu uns — Juno grüßt Sie.

Der Ihrige

A. Seyler.

XL. An denselben.

(Frankfurt 1777)

Lieber Bruder! Biel liegt noch und kann nicht von der Stelle. Er ist in allem Betracht so unglüklich als es ein Mensch seyn kann — ich ertrag es kaum und kann dirs auch nicht sagen noch beschreiben.

Von Bahrd folgendes. Ich kenn den Kerl und lieber bester, nimm mir nicht verkehrt, ich glaub du ließt dich vom Kerl blenden. Sieh ich komm zu ihm (leergelassener Raum in der Abschrift um unleserliches anzudeuten; man erwartet etwa: und bring die Sprache) auf eine Rechtfertigung Biehls wovon du mir geschrieben hättest. Er sagte er wüßte nichts, als daß er etwa versprochen hätte, einen Auffatz in sein Blatt von dir zu nehmen, der weder Ihm noch seiner Zeitung nachtheilig wäre. Das war schon nichts und doch ließ ichs so damit. Bat ihn alsdann zu Biehl zu kommen. Er versprach es, kommt nicht; Montag Morgen früh schik ich hin ob er kommen wollte, damit sichs gegen einander erklärte oder nicht oder ob ich zu ihm kommen sollte zum zweiten male. Er läßt antworten, nach Tisch komm ich und bleibt aus. Was ist das nun? Er ist fort und Biehl muß sich retten. Er läßt einen hitzigen Gegenbericht drucken und erzählt darin den Verlauf der Sache. Es muß seyn, Bruder! wenn

du Biehls Lage wüßteſt das Herz würde dir zerreißen und wie das wohl all kommen mußte. Du weißt doch auch daß Bahrd bloß Comœdie mit Biehl ſpielte, er erzählte mirs ſelbſt und nun laß dem Ding den Lauf. Es kann doch eigentlich keiner hier reden als der Intereſſent ſelbſt.

Vom Roman will ich dir aus Mainz gleich ſchiken. Ich bin derangirt durch all das. Auch möcht ich an Schwan meinen Stilpo der fürs Theater Seilers gearbeitet iſt nach Neu Jahr verkaufen. Hör was er geben will. Fürs Werk ſteh ich. Helf mir hier und lade mir auf wo du willſt. Ich bedarf deiner Liebe und Freundſchaft von Herzen aus. Ich wollte daß ich dich herzaubern könnte. Gegengruß von allen. Adieu Bruder! Kl.

Andere Woche kommt Seilers Sohn und Ariel mit einem braven Jungen ſeinem Freund.

(Adreſſe: Herrn Mahler Müller in Manheim.)

Zur Erläuterung dient folgender Brief von Beil an Müller (nach einer Abſchrift, die ich Jegor von Sivers verdanke; abgedruckt in Holteis 300 Briefen): Frankfurt d. Mittwoch 77. Da ſiehſt du mich nun liebſter Müller wieder aufm Marſch, da der Kerl droben aufm Schloß ein Erznarr und Hundsfott iſt. Sieh lang mach ich's Ding nicht dirs der langen Reih nach zu erzählen; ſo viel aber mußt du immer doch wiſſen, daß ich in einer jeden Lage und neuem Poſten ſtets der ehrliche Kerl bin und dein Freund zu bleiben wünſche. Bahrdt, ihn zu characteriſiren iſt überflüſſig, und wie er's mit mir gemacht faßt ſeinen völligen Character in ſich. Der Fuchs trug mir anfänglich die ganze Oberwache an, mich ſo drin herumzuſehen und ihm Rapport abzuſtatten. Da ich's Gebäude auf ſchwanken und zerbrechlichen Stützen aufgeſtellt fand, ſetzt ich mich gleich nach Tiſch, wie ich ohngefähr 8 Tage da geweſen, nieder ihm zu ſagen, daß weder Er noch ſein ganzes Geſchmeiß Kerls wären, auf ihren Achſeln ein ſo ungeheures Product tragen, geſchweige ganz lenken zu können. Der Schwächling fand ſich übermachtet, und wir fanden für gut uns zu ſagen, daß wir nicht für einander da ſeyn könnten — und ſiehe wir ſcheiden. Du weißt Klopſtock ſucht mich, und ich ſchreib ihm ietzo, vielleicht zum Hamburger Theater, vielleicht als Deklamateur glaube ich weil er mich beſtimmt wiſſen (*sic*). Von Hamburg, wie ich ietzt höre, geht Brockmann und Schütze, ſeine beſten Acteurs ab. Unterdeſſen geh ich auf Hanau und Darmſtadt, und ſo weiter fort und nähere mich den vaterländiſchen Grenzen. Dich bitte ich zuvor noch, meine Briefe Klingern zuzuſenden, der ſie mir einhändigen will. Inzwiſchen bleibſt du ſtets mein herzlich guter Müller, und ich bin ſtolz darauf dich kennen und handeln geſehen zu haben. Bleib mein, ich bin dein. J. D. Beil.

Noch ein bischen von Klinger und uns. Sieh ich denke, nach der jetzigen Lage, in der Klinger ſich befindet, muß ern guter Kerl immer für uns bleiben. Er ſteckt darin ſo wie ich — das iſt genug. Ich bin überzeugt ietzt, daß er mir zuvor ohnmöglich hat helfen können. In einem folgenden Briefe erklär ich mich weitläufiger gegen dich. Laß ihn, ich

bitte dich, bester, laß ihn so gut wenigstens bei dir seyn, wie ich zuverläßig weis, daß ich bey dir stehe, laß ihn um Gottes willen bey dir es auch seyn. Sey gegrüßt und geküßt von uns, wir lieben dich brüderlich, wie fern wir auch stets seyn mögen, Guter, lieber Müller.

XLI. An Heinse.

(Mainz im December 1777.)

Lieber Bruder Rost! Längst hätt ich dir geschrieben wenn mich der Teufel nicht immer am Schopf hätte und mich zusammenreiten wollte — biß man ihn dann unter sich bringt auf eine Zeitlang, da hört verdammtes Ringen und Kämpfen dazu. Heut bin ich einmal heitren Sinnes in sofern, kann dir am Ende aber doch weiter nichts sagen als daß ich dich lieb habe mit all den edlen, braven Seelen dort. Das sag ihnen lieber Bruder — und sag ihnen, wie mannichfaltiger Trost mir dies sey nächst dem Gedanken daß sie meiner mit Theilnehmung gedächten.

Zeither hab ich meine Verstands Kräfften in etwas mit dem edlen Schachspiel geübt, und bin *honneur au l'esprit* ziemlich weit avancirt. Die beste Madle Falmer hat mir ein gleiches von dir erzehlt, wie aber dein Muth dabey gesunken wäre, nebst deinen Worten, die dir zimmlich ähnlich sahen. Ich sag dir nun das die Helden Griechenlands sich auch mit diesem königlichen Spiel belustigten wie Vater Homer in der Odys. uns sagt. Ich denk das soll tiefer Sporn in die Seite deines Herzens seyn — Komm her und laß uns Lanzen brechen. Seiler und Donna erinnern dich an dein Versprechen uns in Mainz zu besuchen, und ich ruffe dir zu Komm!

Schaf mir doch Lenzens Brief an den besten Fritz. Erinnere ihn daß er mir ihn versprochen hat. Versichere ihn daß ich keinen Gebrauch davon machen werde, der Lenzen schaden könne — ich meine man kann sich auf mein Wort verlassen.

Seiler, Donna und ich grüßen und küssen Friz, Gorg, den Herrn Grafen* und dich, Und grüßen die Frau Kammerräthin, Mad. Schwestern und erinnern sie des Löwens, der immer gegen sich wüthet und sonst niemand schadet noch schaden möchte.

Schreib gleich und schik den Brief und komm!

Mainz. K

Heinses Antwort, Düsseldorf im December 1777: nach Mainz zu kommen sei ihm für jezt nicht möglich. Den Brief von Lenz schickt er. Den meisten Raum nimmt eine Polemik gegen das Schachspiel ein, das er weit unter das Billard stellt. «Bedenk das einmahl und untersuch es mit

* Vermutlich der Graf von Nesselrode, der Ende October mit Heinsen auf dem Lande war: F. Jacobi an Wieland 29 Oct. in J.s ausgew. Briefw.

der fürtreflichen Donna und dem fcharffinnigen Seiler — hernach fchreib mir Euer Urtheil.» Er will darüber etwas im Merkur drucken laffen. «Fritz und Georg und der Graf und ich grüßen und küffen die reizende Medea, ihren edlen Unjafon, und dich, und Betty und die Schweftern grüßen euch freundlichft und umarmen die fchöne Medea Orfina.» Klinger foll fich das neuefte vom Merkur anfchaffen und fehen, wie H. darin «den dummen Teufel von Lemgo ausgepfiffen*. Du Löwe follteft dir auch fo etwas in der gelehrten Welt auffuchen, das du zaufen und raufen und bemaulfchellen könnteft, wenn dir der Appetit dazu ankäme, damit du dich nicht immer felbft mit deinen Klauen aus übermäßiger Kraft und Stärke hinter die Ohren fchlagen müßteft, worüber dann deiner Donna die hellen Thränen in die klaren Äuglein treten. Was macht dein Götterfohn? Wenn ich dir noch etwas auftragen darf, fo wirf dich Löwe dem Herzen voll Freude zu Gefallen, dem füßen Madonnenmunde, und dem Auge voll Liebe von Natur, aber ich muß dir doch fagen, meiner fchönen Böhmin zu Füßen, und behauch ihr, als ob du küffen wollteft, in Demuth die zarte Hand, und fag ihr, was ich ihr noch nicht habe fagen können, über fie als Emilia, und als Kallipyga im Tanze**. Erklär ihr aber, hörft du! das fremde Wort fein ordentlich!»

* Er meint feine Recenfion von Mauvillons Ueberfetzung des Arioft 4, 145 des Merk. v. 1777.

** Emilia Galotti war eine Rolle der Mad. Fiala, die auch im Ballet figurirte: Theater-Journ. 7, 27. 33.

XLII. An denfelben.

(Mainz im December 1777)

Das ift brav von dir mein lieber Bruder, daß du mir fogleich antworteft und meine Bitte beforgteft.

Vor allen Dingen die Urfach warum du nicht zu uns kommft und wenn du kommft! Dies beantworte in deutlichen Worten und nach dem Wunfch meines Herzens, wenns anders in deiner Gewalt fteht, ihn zu befriedigen.

Vom Schachfpiel haft du gefchrieben wie ichs dachte und erwartete. Was das anbelangt, daß du mir fo heldenmüthige Drohungen entgegenwirfft fo höre! Ich fordere dich heraus im Grimm, kommft du nicht bald, fo zwing ich dich (oder ich genieße meines Siegs) fchriftlich mit mir eine Lanze zu brechen, und dann wollen wir fehen, wie der Herr feine Untergebenen zu brauchen weiß. Der Stof der Unterhaltung für Ehre und Geift die Manichfaltigkeit des Spiels ift beydes reicher und größer als du merken willft. Wie viel taufend Veränderungen glaubft du daß das Spiel hat? Multiplicire die Felder immer unter fich und gegen einander fo wirft du eine ungeheure Zahl kriegen. Die Willkührlichkeit zu leugnen ift ungerecht. Ich fpiel nie ohne zwey Plans nächft den falfchen Attaquen und hab ichs mit einem Kriegsheld zu thun fo ruinirt er mein Project auf den Augenblik durch ieden Zug, und ich habe zu thun und zu fchaffen wieder meinem Plan aufzuhelfen zu cachiren etc. Welche Manichfaltig-

keit und große Willkührlichkeit, wenn ichs trotz allen Gegen Manœvres dahin bringe wohin ichs wollte? Auswendig lernen ist platterdings unmöglich, da ieder Zug eine neue Deffension, neue Attaquen und oft neues Project hervorbringt *vid:* die Multiplication!

Was heißt endlich das ein mittelmäßiger Kopf kann gut spielen und außerdem keinen Hund aus dem Offen lokken? Also ein großer General der keine Verse machen könnte wär ein mittelmäßiger Kopff, weil er außer seinem Kriegshandwerk nichts weiter verstünde? und derjenige der den höchsten Grad von Aufmerksamkeit, Berechnung der Möglichkeit und Unmöglichkeit zur Durchsetzung eines Projects und der dazu gehörigen Fälle besitzt, kann auch iedes andre Ding fassen, das diesen Grad der Aufmerksamkeit erfordert, und dieser Grad geht weit. Wer sagt dir daß die Bauren in Spörken (so für Ströbeke) nicht mehr als Bauren in Spörken wären, wenn sie diese Attention und Fleiß auf etwas anders gewendet hätten! Nun die Parallele! Ich hab die dümste Klötze Billard spielen sehen die dich und deine Meister übertreffen und kein dummer Kerl hats weit im Schach gebracht! Das Billard erfordert hauptsächlich Übung und es ist dann damit wie mit dem Exerciren der Soldaten und dem Schießen eines Schützens. Aber was erfordert das Schach nicht alles? Daß man etwas gescheideres thun könne geb ich zu; Aber wo ist der Kerl der immer etwas gescheides thut und thun kann? Ich kenne ihn nicht und möchte ihn nicht kennen, noch weniger in seiner Gesellschaft seyn. Mich deucht Bruder, du bist mit dem Schach zu hitzig gewesen und hast dir anfangs den Kopf angestoßen daß dir die Geduld ausgieng. Es gieng mir auch so. Ich verfluchte es hundertmal und fieng doch von neuem an, biß mirs ganz helle ward. Noch eins: ich kenne bis dato kein Weib die es weit im Schach Spiel gebracht hätte, ich will nicht sagen bringen könnte. Du wirst mir mit Herz, Phantasie und dergleichen antworten, aber das ist hier nicht anzuwenden. Sehen, Vorsehen, Berechnen, zu rechter Zeit Wagen, hier Verliehren um dort mit mehrem Profit weiter zu kommen, das ist die Sache. Ich gehe den Krieg im Merkur mit dir an.

Den Merkur hab ich noch nicht kriegen können. Ich hatte längst Lust den Krieg anzufangen hab aber noch keinen gefunden ders auf Leben und Tod angehn kann.

Den ersten Wisch vom Götter Sohn hab ich drukken lassen um zu probiren wie mans verdaut. Laß dirs im Buchladen hohlen. Was dasteht vom Wandel des Genies auf Erden hat mit den einst unter uns verabredeten Ideen keine Ähnlichkeit, sondern lag schon im Göttersohn und auf ganz andre Art. Also kein Eingrif in deine Idee, wie du selbst gemerkt hast und merken wirst. Der Stilpo ist zu aller Befriedigung da und vielleicht zu der deinigen hab Zeither die Geschichte des neuen Orpheus geschrieben die du zur Zeit lesen sollst. Ist aber nicht musikalisch, hat auch keine Euridice. Wird aber doch von den Weibern zerrissen und das darum weil er die Weiber erhizt und doch das nicht hat was ihnen gnüge ist -- warum ers nicht hat und wie das ist sollst du einst sehen.

Der Böhmin hab ich alles gesagt und erklärt. Der Löwe grüßt und küßt sanftmüthig und liebevoll alles was ihn grüßt und seiner denkt. Dank insbesondere dem lieben Friz für die Mittheilung des Briefs.

Lies gleich den Götterſohn und ſag mir was man ſagt und was du ſagſt.
Addio.

Küſſe von Donna und Don nebſt Erwartung daß du kommſt — wie auch an alle die Lieben.

Heinſens Antwort, one Datum, beginnt: «Großer König der Thiere, Schüttle deine Mähne nicht, und brülle! und ſey einmal wieder Amor im Schooße deiner Pſyche. Bin mit auf einem Zug durch Weſtfalen geweſen, und haben meine Wenigkeit andre Sächelchen aufgehalten, ſonſt würde eher zu Dienſten geſtanden ſeyn». Folgt ausfürliche, ſehr launige und beißende Polemik in Sachen des Schachs und Billards, darin von perſönlichen Beziehungen nur folgendes vorkommt. Das Schachſpiel iſt nichts als Aufmerkſamkeit. Eine Schildwache iſt beſſer dran als ein Schachſpieler, ſie kann ſich doch umſehen uſw.: «was kannſt du denn aber bey deinem geviertelten Dinge, wenn du nicht einer zu gütigen Madam Seyler gegenüber dich hingepflanzt haſt?» — — «Der Hauptzug beim ſchönen Geſchlecht iſt Schwäche. Der Hauptzug der Schwäche, zum Exempel beym Hofgeſindel, lauern, aufpaſſen, *i. e.* Aufmerkſamkeit. Das Schachſpiel iſt weiter nichts als eine Aufmerkſamkeit, folglich könnten Mesdames Seyler und Fiala immer und ewig den Philidor» — berümten franzöſiſchen Muſiker und Schachſpieler — «zu Boden ſpielen, wenns der Narr nicht ſo gut auswendig gelernt hätte, daß er's allezeit gewinnen müßte, wenn er anfienge. Aber ſieh! die Angebeteten halten aus Inſtinkt ſich für zu edel, ein ſolch Geſindel zu kommandieren.»

XLIII. An denſelben.

Mainz im Jenner 78.

Lieber Bruder! Deine beyde Briefe hab ich erhalten. Der erſte hat mir troz aller Perſiflage, die auf mein Haupt hineinwettert' und blizte, unendliche Freude gemacht, und doppelte Freude, da ſich meine Bruſt mit neuer Kraft ſtählte — Troz ſey deinem Wiz und Humor von der Göttin Steifſinn und Wahrheit gebothen! Ich weiche keinen Schritt und kann keinen Schritt weichen, weil ich's zu tief überzeugt bin. Soviel ſeh ich aber, daß wir durch Briefe die Sache nicht abthun. Geduld alſo! biß wir uns zuſammen finden, und das ſoll, wie ich hoffe in Frankfurth geſchehen, wo wir die Meſſe ſind. Hau alſo in mich hinein ſo viel du willſt, und gieb meinem Selbſt Seiten Streiche wie dirs beliebt, ich werde dir meine Rache mit Feuer und Schrekken in Schos gieſen. Amen!

Der arme Wieland! Da muß der Churfürſt von Bayern ſterben und ſeiner Tour *de vanitat* ein Todtengerippe in Weg ſtellen, daß ſeine ganze eitle Maſchine erbebe! Sein Unglük geht mir nah, denn es iſt wirklich Unglük, wenn man ſo viele Leerheit mitbringt, und nun mit hungriger Naſe und Ohren herumſchnufelt, und ſo ein garſtiger Zufall einem ins Rauchfaß ſcheißt --

Er ist hier durchpassirt — aber Rossemundens Schiksall muß ihm zu sehr am Herzen gelegen haben, seine Einbildung muß zu hoch gespannt gewesen seyn, als daß er sich hätte erinnern sollen, daß Leute in Mainz seyen etc. Wohl bekomms ihm! Wie das nun gehn wird, ob er warten wird, biß Trauer und Krieg wegen der Succession und all die Balgereyen vorbei sind, weiß man noch nicht. Ich glaub wohl, er schlägt sich dort Hütten auf, um auf der *Retour de tristesse et des larmes* nicht ausgelacht zu werden.

Großmann *le Juif* hat schon, wie ich vernehme, Subscription auf Bürgers Gedichte übernommen, was ich aber anderwärts kann, will ich thun. Mich kannst du einsweilen auf deine Liste zeichnen, das ist aber freylich nicht viel.

Heute werd ich zum erstenmal mit beflügelten Füßen dem gewaltigen Rhein trozen. Es ist ein großes Stück hineingefrohren, sollte des Herrn Willen seyn, daß ich in gewaltigem Übermaas der Freude mein Grab fände, so bitte den Gott der Flüssen, daß er mich in den Schos einer Najade sinken lasse —

Hier ist der Götter Sohn. Bitt dich auch schön um Rolands Spieß.

Grüße und Küsse von mir —

Von Seiler und Donna herzige Liebe an alle die Edlen und Guten —

Klinger.

XLIV. An Müller.

Mainz 78.

Lieber Bruder!

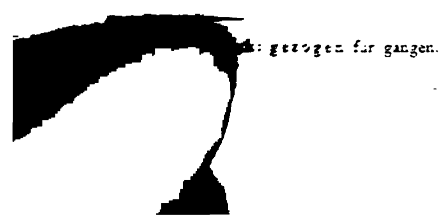
Wenn ich dir so mit einem Sturm in deinen Geist und Herz hauchen könnte so würd ich glücklich seyn diesen Augenblick — ob ich's schon bin und nicht bin — und weiß der Himmel! nie werde seyn, und dadurch vielleicht doch glücklich bin. Wo unser Herz hinlangen kann, warum können wir nicht hinlangen? Versteh mich recht hier mein bester! sonst kriegt dein Sinn das Weib zu pakken, und ich wittre doch abwärts in diesem Gedanken, obschon die Nerven voll sind von ihr. Mein Herz schwoll gestern dem Rhein hinab und es stund iemand gegen über mit dem ich hinab gangen* dort wäre in Fluthen und Tiefen. Mir ist wohl im Schatten meiner Sonne — — diese Empfindung kränzt an Wahnwitz laß mich schnauffen.

Seiler trug mir auf dich wegen des Wechsels zu fragen. Dein Degen ist funden. Ich meine du müßtest morgen kommen; daß ich deine dikke Brust einstweilen hätte daran zu saugen wies Kind an der Mutter. Juno sagt mir von dir, und ich nichts von ihr. Adieu Bruder! schreib mir, schik mir, bring mir mit.

Kl.

(Adr. Herrn Müller Mahler

Manheim)



*: gezogen für gangen.

XLV. An Schleiermacher.

Mainz 26 Feb. 78.

Lieber Bruder! Ohnerachtet deines Schweigens zweifle ich keinen Augenblik an deiner Liebe, und ich bin überzeugt du eben ſo wenig an der meinigen. Ich wollt' ich könnte dir einen Strich von all dem Drang, von all den Kämpfen hinwerfen, in denen ich biß her gelebt, und iezt ſchreklicher, wilder, glüklicher und unglüklicher als ie lebe. Und ich muß fort! fort! Dies wollt' ich dir melden, damit du wüßteſt wo ich ſey. Ich reiße nach der Schweiz, wenn du mir etwas zu ſagen haſt, ſo addreſſire nach Emedingen bey Hofrath Schloſſer, wo mein erſter Aufenthalt iſt. Wirſt du gefragt ob ich noch bey Seilers ſey, ſo ſage ia. Ich wäre gereißt um Freunde zu ſehen. Ich kann dir ſchriftlich nie mehr deutlich werden, deßwegen unterlaß ich alles ſchreiben. Mein Herz wiederhohlt nicht gerne, es (ſey zu ergänzen) Freud oder Trauer.

Grüß den Rayd — Dein Bruder

Klinger.

XLVI. An denſelben.

Emedingen d. 28 April. 78.

Lieber Bruder! Meine Schweſter ſchreibt mir von einem endlichen Brief, den du an mich abgeſchikt hätteſt und den ich in einigen Tagen erhalten werde. Vorige Woche ſchrieb ich um Erkundigung nach dir an deine Schweſter, weil ich gar nichts von dir hören konnte. Du würdeſt mir mein Nichtſchreiben nicht angerechnet haben, wenn du nur etwas von den teufliſchen gewaltſamen und herrlichen Lagen gewußt hätteſt, worin ich mich ſeit anderthalb Jahre beſand. Schreib mir noch hierher und ausführlich. Ich leb hier das Früh Jahr gut mit Reiten und arbeiten. Zu Ende Mays geh ich mit Schloſſern nach der Schweiz und im Juni nach Paris — und von da Bruder, werd ich dir das übrige ſchreiben, daß dich freuen und vielleicht betrüben wird. Lezteres aber wird hoff ich durch die Idee wie nothwendig es iſt, vertilgt werden. Mein Project oder vielmehr die gewiſſe Sache geht bloß auf mich und die Befriedigung meines Herzens und es iſt einmal Zeit, wiederſtehen darf ich nicht mehr. Der Himmel führe dich gut! Muth und Herz ſey mein Theil, ich habe einen großen Kampf vor, und nur durch Kämpfen erringen wir Tod oder Ehre und beides liegt weit für mich, ſo laß uns alſo eilen.

Künftige Herbſtmeſſe wirſt du zwey Theile von einer comiſch tragiſchen Geſchichte Orpheus finden — ich geb ſie hin um meine Reiße zu bezahlen *inter nos dictū*. Noch iſts möglich daß ich dich noch einmal ſeh wenn ich aus Frankreich nach Holland gehe; aber in Göttingen müßteſt du nicht ſeyn. Kayſern werd ich 6 Stunden von Zürch, wo ich einer Verſamlung der Schweizer beywohne im Wald finden. Grüß Rayd, und ſey meiner Liebe gewiß, wie ich der deinigen. Der Himmel weiß, wie oft ich deiner denk! O Bruder ſey ſtark!

Bloß dadurch erlangen wir das Ziel und dadurch kann ich sagen, bin ich ein Mann worden der so was unternimt, den Menschen es abzutrozen *to drive my first staps conduct and courage to advance!* K. · Wenn du was gearbeitet hättest und wolltest mich mit erfreuen?

(Adr. Herrn Schleiermacher in Göttingen.)

XLVII. An denselben.

Ehingen an der Donau d. 29. Juli 78.

Bester Bruder! Noch ein Wort zu dir bevor ich dem Feind vor's Gesicht trette. Von dir hab ich seit langem, unendlich langem kein Wort gehört. Weiß auch nicht ob dir mein Brief zu Gesicht kommen ist, der dir melden sollte daß ich schon seit mehr dann 3 Monath Kayserlicher Lieutenant unter einem *Corps des Volontaires de l'Empire* bin. Den 1 August marschiren wir nach Böhmen ins Staabs Quartier wo wir mit zur Bedekung des Kaysers bestimmt sind. Ich bin ganz Soldat, denke und empfinde nichts andres. Hab einen mächtigen Freund an dem General Feldzeugmeister und Minister von Ried, der mir ein schönes Pferd geschenkt hat. Sehn wir uns wieder so müssen's die Preusische Kuglen gut mit mir meynen, dann es wird hart hergehen gottlob! — Ich weiß nicht wie du über mich denkst oder empfindest. Du bist meinem Herzen unvergeßlich und wirsts bleiben. Laß sehen was nun das Schiksaal mit mir vorhat. So determinirt und gerichtet wie ich bin muß mirs wohl gehen, wie's falle. Bruder! was hab ich alles durchgangen und was steht mir bevor! Alle meine Geister sind lebendig. Dies sind meine lezte Worte biß ins Winterquartier. Von der Armee aus kann ich nicht schreiben, noch weniger Briefe annehmen, weil nichts uneröffnet passiret, und weil du vielleicht nicht behutsam seyn könntest und mich in Unschuld zu Red und Antwort bringen könntest. Ich wache und [illegible] für Kayser für Krieg und Streit. Adieu! K.

(Adr. Herrn Schleiermacher der Rechten beflieſsnen in Göttingen.)

XLVIII. An Kayser.

Bei Baaden d. 24 Oct. 78.

Nicht Vergessen wars mein l. Kayser, daß ich dir diese Campagne durch nicht [illegible], es ist die Folge unsres Lebens. Heute sind wir hier, morgen da, in beständiger Strapaz, und wissen nie auf den andern Tag wo wir seyn werden. [illegible] daß du [illegible] [illegible], was ich die kurze Zeit über gesehen und [illegible] hab. Es scheint daß wir [illegible] die Winter Quartier beziehen — die sind [illegible], daß ich lieber wünschte, die Kälte [illegible] es daß wir draußen stünden. [illegible] 14 Tag lieg ich mit meinem Bedienten, einem Bauer und seiner Familie

in einer kleinen Stube, und ſo werden wirs die 6 Monathe durch hier herum haben. Unſre Art zu lagern war dieſe Campagne durch im Wald unter freyem Himmel, denn wir ſtunden auf den äußerſten Vorpoſten der Laudoniſchen Armee, die wir noch mit ausmachen, nur mit dem Unterſchied daß wir iezo cantonirn. Auch machten wir den Sachſen eine Viſite, da ſie uns eben weder wünſchten noch erwarteten. Ich gäb trotz all dem was ich nun erſt weiß, dieſes Leben für keins in der Welt; aber für unſer einen gehört unerhörter Willen und Trieb dazu. — Beziehen wir die Winter Quartiere würklich, ſo weiß ich, daß ich deinen Brief erlebe, den du gleich nach Empfang dieſes ſchreiben mußt, und mir viel von dir und deiner jezigen Lage erzählen. Ganz der deinige

Lt K.

Haſt du Orpheus eine tragiſch-comiſche Geſchichte geleſen? ich ſchriebs bei Schloſſern, und daraus wirſt du ſehen, wie wohl mir bey ihm geweſen ſeyn muß.

— — — K.

Lieutenant des Volontaires de l'Empire
au service de LL maj. Imp. et Roy.

en Bohémie
a l'Armée de Laudon
au corps du General de Sauer

(Siegel: die Pſyche.)

XLIX. An Schleiermacher.

Poſtirungs Quartier CULM. d. 22 Nov. 78.

Liebſter Bruder! Du wirſt einige meiner Zettels erhalten haben, ob ich gleich vergebens auf Nachricht und Antwort, an der mir gleichwohl ſo viel gelegen war, von dir wartete. Du ſiehſt, ich hab deiner nicht vergeſſen, ſo wenig im Gebrauß des Kriegs, als auf dem ſonſtigen weichen Sopha in den Armen der Schönen. Kann ich ein gleiches von dir denken, ſo wird mich eine ſchnelle Antwort davon benachrichtigen. Und dieſe Antwort muß zugleich eine treue Darſtellung deines Herzens und deiner Lage ſeyn. Was beginnſt du? Was treibſt du? Was denkſt du ferner zu treiben? — Was gäb ich nicht drum dir in deinen Armen zu vertrauen, was ſeitdem wir uns vor Jahren trennten mit mir vorgieng! Daß du nur einen Strich ahnden könnteſt! — Ich fieng an glüklich zu werden, aber von dem Augenblik erſt, als ich alles in Muth der Seele, in eignen Gang und Führen ſezte. Glüklich ſo weit als möglich! Meine Geſchichte würde mich dir lieb machen, und du wirſts als ein Bruder nehmen, wenn ich ſage, dir Winke geben, die du durch tauſend Knirſchen erfahren wirſt. Eine Campagne hab ich mit allem Genuß überſtanden — Mit Entzüken ſeh ich der kommenden entgegen. Ein ſpäter Friede führe mich in deine Arme, wenns der tägliche Tod erlaubt. — O Bruder manchmal muß ich mit Verdruß denken, auch du habeſt mich verkandt, durch Vorfälle verkandt, die wenn du ſie durchgeſehen hätteſt, mich deinem Herzen werther machten. — Ich bitte

dich treibs so weit du kannst und erinnere dich deines Bundes. Wirst du deinen Bruder aufnehmen, wenn eine unglükliche Kugel mich unfähig machen sollte, das zu seyn, was ich mit so vielem Stolz und Enthousiasmus bin? Doch ist das nicht so gemeint — sondern ich wünschte nur daß du all deine Kräfte anstrengen möchtest die in dir liegen und die ich kenne. Vergiß meine Zurükgelaßnen nicht, wenn du in die Gegend kommst oder bist. Sie bedürfen Trost meiner Freunde, und machen meinen Gang trüb. — Das war die erste Stunde in der ich dir fast schreiben konnte. Entweder campirten wir unter freyem Himmel, oder waren im Marsch. Wir hatten und haben die Freude immer die ersten am Feind zu seyn, deßwegen ist der Winter so wenig ruhig für uns als der Sommer. Dieses Leben kann keiner von Euch ahnden — es ist ein Leben wo man auf alles renonciren muß, was Genuß des Lebens heißt — aber das Ding im Menschen wogegen selbst der Teufel ein Schaf ist, giebt einem Erstattung die ich gleichwohl mit des Soldans Seraille, und meinem ehmals so weichen Bett und Sopha nicht vertauschte. — Hast du die erste Theile des Orpheus eine tragisch-comische Geschichte nicht gelesen? Gieb mir deine Idee drüber und was man sonst sagt. Der dritte und der tollste ist unter der Presse! Auch wenn du sonst was merkwürdiges weißt — denn hierher kommt kein Laut — Vornehmlich aber von dir bester Bruder! denn da es iezt ruhig scheint, so kann ich auf Erhaltung deiner Antwort desto sichrer zehlen.

Ganz der deinige

Lieutenant K.

In Mainz recomandir ich dir Mollitor Canonicus*.

Addresse.

Lieutenant des Volontaires de l'Empire au service de LL. Maj. Imp. et Roy. en Bohemie à l'Armée de Laudan par Aussig à Culm.

(Adr.: *à Monsieur Monsieur Schleiermacher Candidat en Droit supposé à Darmstadt.*)

* Bei Eröffnung der reorganisierten Mainzer Universität 1784 war ein Karl Nikolaus Molitor Professor der technologischen Physik und Chimie: N. MÜLLER, die 7 letzten Kurfürsten v. M. S. 412. Auf dem Titel seiner Schrift «Weikard der Empyriker» Mainz 1791 tritt derselbe Mann auf als M. D., Kurmainz. Hofgerichtsrath und öffentl. ordentl. Professor der Chymie und Arzneymittellehre. Bei solcher Vielseitigkeit könnte er am Ende auch Canonicus gewesen sein.

L. An Kayser.

PRAG den 23ten April 79.

Dir lieber Bruder, fühl ich mich herzlich verbunden von allem Nachricht zu ertheilen, was Einfluß auf mein Geschik hat. All meine heiß geträumte, stark gefühlte Projecte sind verstoben, es ist Friede. Wir haben schon seit 14 Tagen den Kordon verlassen, die Feindseeligkeiten hören seit 6 Wochen auf, und mein erster kriegerischer Lauf ist zu Ende. Indessen ist und bleibt meine Bestimmung

Soldat! Wer diese dem Ehrgeitz schmeichlende Sclaverey einmal in all ihrer Härte und Anmuth gefühlt hat, spielt in jedem andern Stand eine beschwerliche Rolle.

Noch mehr! zum drittenmal scheint das Glük uns, nach so langer Abwesenheit zusammenführen wollen. Nach Endigung zu einem Geschäfts hier reiß ich zum General, von da zu Schlosser meine Genesung abzuwarten, weil ich seit einiger Zeit am empfindlichsten leide. Dann müßte es mit Zauberey zugehen, daß wir uns nicht sehen sollten! — Oft hab ich mir eine Zeile von dir gewünscht in meinem wilden Leben; aber wenig gesehen! Wo Krieg ist bin ich!

Addio!
Kl.
Lt.

LI. Mein lieber Schleiermacher!

Nach einer sehr lustigen Campagne in Böhmen, und ebenfalls lustigen Aufenthalt von 2 Monathen in der Schweiz, bin ich bey meinem Freund Schlosser wieder auf einige Monathe eingekehrt, von da ich gleich wieder in Dienste trette. Daß ich meine Bestimmung gefunden habe, wirst du glauben. Ich hoffe du auch. Ich schrieb durch deine Schwester im Feld einen Brief an dich, da ich aber keine Antwort erhielt, so hatt ich auf dich keine Hofnung mehr. — Wenn du in Göttingen *Franc Macon* geworden bist, so gieb mirs zu verstehen, daß du dann schon weißt, wie! Ich freue mich auf Nachricht von dir. Immer noch dein Bruder, und unvergessen der angenehmen Scenen, die wir in wilder Unerfahrenheit, saußten. Die Welt hat mich nicht zahmer gemacht; aber klüger.

Klinger
Emedingen d. 28t Nov. 79. Lieutnt.

(Adr. *A Monsieur Monsieur Schleiermacher le fils Candidat des Droits à Darmstadt.* Siegel: ein Wappen mit kriegerischen Emblemen.)

LII. An Agnes Klinger.

...... jeden Stand erwerben, und wieviel (ergänze: mehr) du, wenn du all deine Gabe und Fleiß, zum besten der Familie anwendest. Und die Ehre, die du durch das im Stillen fühlst, ist kostbarer als alle andre.

Sieh! du machst mich durch dein Schreiben zum Prediger; aber ich halte es für Pflicht die Wahrheit zu sagen, von Narrheit zurückzuführen!

Kannst du unabhängig nichts verdienen, und kannst zu deinem und der Mutter besten, in Dienst tretten, so hab ich nichts dergegen. Aber als Magd geb ich nie zu. Das wäre Tollheit.

Du bist bestimmt deine Mutter, Schwester Bruder und dich so glüklich zu machen, als du kannst, und das thust du, wenn du thust, was du kannst.

Von Authäus hör ich ia gar nichts mehr!

Sieh meine liebe Schwester! das ist alles, was ich dir zu sagen habe, und da ich dein gutes Herz, deine kindliche und freundliche Gesinnungen kenne, so hof ich, es ist dir genug. Mich solls freuen, wenn du mir zu Zeiten schreibst, was du denkst; aber arbeiten ist mehr, als alles, so hab ichs gefunden, fürnemlich für Weiber.

Grüß die beste Mutter und liebe Schwester!

K.

Emd. 28 Nov. 79. Ltn.

LIII. An Schleiermacher.

Emedingen d. 10 Jenn. 79 (soll heißen 80)

Es ist noch nicht lange, daß ich dir mein lieber, einen Brief durch meine Schwester zuschikte, ohne eine Antwort von dir zu kriegen. Ich denke dem Ding weiter nicht nach, und zähle mehr auf dein Herz, als deine Feder.

Voriezt einen Vorschlag, den ich deiner Freundschaft anempfehl, und der dir gegen alle Menschen geheim seyn muß.

Daß ich nach dem Krieg reduzirt worden, wirst du wissen; aber noch nicht, daß vor einem Monath durch den Tod des General Feldzeugmeisters und Ministers von Ried alle meine Hofnung hinstarb, iezt gleich wiederum in Kays. Dienste zu kommen. Doch muß ich, und will ich dienen.

Wenn es möglich wär, daß du den Erb Prinzen an mich erinnertest, vielleicht könnte mir dieser in Diensten nach Amerika, oder wo es sey helfen. Erinnere ihn, daß ich zu seiner Zeit in Weimar war, daß ich indessen als Lieut. den lezten Krieg mitgemacht hätte, stell ihm meine jezige Lage vor, und höre ob er etwas für mich thun will oder kann. Könnt ich in hessischen Dienst kommen, so wär mirs um unsrer Verbindung willen lieb. — Du wirst wissen, was du thun kannst. Solltest du nicht mit ihm reden können, so rathe mir, ob ich an ihn schreiben soll, bevor aber müstest du wissen, ob er etwas thun könnte; oder möchte. Da ich keinen Zweifel in deinen guten Willen setze, so vertrau ich's deiner Lage und deinem Wissen, denn in jedem andern Fall würde mir dies Anbieten erschreklich fallen.

Möchtest du nie meine Erfahrungen machen! Adieu!

L Klinger.

bey Hn Hofrath Schlosser
Noch einmal laß dies Geheim seyn!

LIV. An Schleiermacher.

Emedingen d. 21 Febr. 80.

Ich gestehe, lieber Bruder, nachdem ich so lang vergeblich auf deinen Brief in einer solchen Sachen wartete so gab ich dich auf. Ich kann also sagen,

daß mir dein Brief überraſchend war, daß er mich freute, als hätt' ich dich neu gefunden.

Vorerſt! – Hier iſt ein Concept zu einem Brief an ErbPrinzen. Sieh zu obs nach der Etiquette beſtehen kann. Füge Addreſſe, Unterſchrifft, Titel, und was du Dienliches erachteſt hinzu, und ſchik ihn zurük. Wenn der Erb Prinz will, ſo kann er. Wenn er mir nur Addreſſen nach Paris oder wo es iſt, giebt, im Fall er mich nicht gerade zu employiren kann. Stell ihm alles mit Wärme vor. Erinnre ihn an meine Figur zum Soldaten, wie ich ſonſt keine andre Empfindung hätte. Ob ich dir oder grade an ihn den Brief ſchiken ſoll, mußt du deutlich ſagen! wie auch, ob ich wohl thäte im Fall einer Hofnung ihm meine perſönliche Aufwartung zu machen. Es war eine Zeit, da er's von mir forderte, iezt bin ich aber ein bittender. Dein Rittmeiſter kann nichts. Ich kenne Wien. Wenn ich warten könnte, hoft ich durch den Kayſer ſelbſt Dienſte zu kriegen. Jezt ſind aber durch den Frieden alle Stellen übervoll, und der Mann auf den ich mich ganz verließ, todt! Freylich wärs, ſo lang's Friede wär, hübſch im Dienſt von Heſſen; aber da mach ich mir keine Hofnung, weil an kleinen Höfen dies eine Reſſource vor Innländer iſt! Und dann muß ichs an größren Pläzen verſuchen, das tükiſche Ding von Glük habhaft zu werden. Alſo ſtimm immer nach Frankreich oder wo — beym Himmel! es gilt gleich, wenn ich nur wieder aus dieſer Schlafſucht komme. Bruder, ich war ein Ballon, mit dem Glük und Zufall ſpielte, ſeitdem wir uns trennten. — Meine Börſe beſteht mit dem, was ich zu fordern habe aus 400 f. Du ſiehſt alſo, daß ich alles habe um eine Reiſe zu machen. Ich hatte bißher nie Mangel. Für dein Anerbieten dank ich herzlich.

Ich danke deiner Schweſter für den Gruß, und erwiedre es treulich. Im Lager hab ich weder von dir noch ihr ein Schreiben erhalten.

Von Orpheus kommen heraus der 4. 5. 6. und 7te Thl. Dieſes Buch hat ein großes Verdienſt, indem mirs mit 70 Carolins bezahlt wurde. Was ſagt man davon? ich hab noch kein Wort drüber gehört und glaubte auch nicht, daß jemand wüßte es ſey von mir.

Den Stilpo laß ich nie drucken. Es war bloß fürs Theater. Nach Prag hab ich eine Komœdie gegeben der Derwiſch.

M. B. ∵ ∸ ∸ □ *la Modestie* in Zürch. Gehört die Götting □ unter Braunſchweigs Directorium, ſo ſind wir von einer Obſervanz.

Iſt der ErbPrinz Macon ſo ſag mirs auch.

Will er was thun, ſo wär das Gelegenheit daß wir uns ſehen könnten. Adieu leb wohl! Was biſt du? Was haſt du für Hofnungen zu werden? Vergiß mich nicht, und ſchreib bald! K

Iſt in Darmſtad □? Lt.

Auch der Landgraf hat ein Dragoner Regiment in Kayſerl Dienſten, wenn der Erb Prinz gut mit ihm ſteht.

Anlage.

Durchlauchtigſter Erb Prinz!

Das grauſamſte Schikſaal, das nur immer einen hofnungsvollen Soldaten befallen kann, hat mich betroffen. Als Lieutenant unter einem kayſerlichen

Corps des Volontaires hab ich auf den Vorpoſten den lezten Krieg gedient. Nach der für mich nur gar zu ſchnellen Endigung des ſelben hat' ich das Unglück mit dem Corps reduzirt zu werden. Noch mehr, der Miniſter und General Feldzeugmeiſter, der mich unter dieſes Corps mit dem Verſprechen mich in ſein Regiment zu nehmen anſtellte, iſt geſtorben, und mit ihm alle meine Hofnungen während des Friedens in Kayſerliche Dienſte zu gelangen. Nur im Soldaten Stand hab ich mich glüklich, hab ich meine Beſtimmung gefühlt. Ich wage Ew. Durchlaucht zu erinnern, wie ich ehemals in Weimar, die hohe Gnade hatte von Ihrer Durchlaucht der verwittweten Herzogin, Seiner Durchlaucht dem Herzog an Hoch dieſelben empfohlen zu werden. Voll Vertrauen auf Ihr Erhabenes edel fühlendes Herz wag ichs, Ew. Durchlaucht um Ihre kräftige Vorſprache, um Empfelungen zu bitten, um wieder in Dienſten zu gelangen. Jeder Welttheil, jedes Reich iſt mir gleich, ſobald ich dienen, und den für mich ganz glüklichen Weg wieder betretten kann, wozu mir Ihre Vorſprache allein helfen kann.

Ich werde es für das höchſte Glük und die höchſte Gnade halten, wenn E. Durchl. mir erlauben, Ihnen meine unterthänigſte Aufwartung machen zu dürſen.

Es würde mein ewiges Bemühen und Streben ſeyn, durch Bravour und Conduite zu beweiſen, daß Ew. Durchlaucht keinem Unwürdigen Dero hohe Gnade geſchenkt haben.

LV. An denſelben.

(Emmendingen, Frühjar 1780)

Ich bin mit Schloßern nach dem Rhein geritten, wo ich deinen Brief erhielt, und ſolchen gleich beantworte. Mich wundert, daß du immer noch mit deiner Familie im Krieg lebſt. Ich glaub immer es ſollte in dir liegen, aus ihnen zu machen was du willſt, ſo bald du Fraze, Fraze ſeyn ließeſt, da es doch unmöglich iſt, daß ſie in die deinige entriren können, noch dürſen. Übrigens glaub mir, daß die Menſchen in der ganzen Welt nicht anders ſind als bey dir. — Du haſt iezt einen hübſchen Weg vor dir, Fleiß und Behandlung der Menſchen, die dir nüzlich ſeyn können, müſſen dich gewiß weit bringen. Läßt du die Menſchen fühlen, du fühleſt dich über ſie, findeſt ſie als Eſel, ſo werden ſie dir ſo ungeheure Hinderniſſe in Weg werfen, daß es dir ſchwer halten wird, Geduld und Athem beyzubehalten. Und am Ende iſts doch herrlich über ſie hinaus zu ſteigen, ohne ſies merken zu laſſen. All dieſes Zeug von ſchlechtem Werth der Menſchen, Troz auf ſeinen eignen, hat mich unendlich viel gekoſtet. Wie viel Unruhe hätt ich mir nicht erſpart! Wie viele Hof[illegible] gemacht, hätt ich vor 4 Jahren das Ding angeſehen, wie michs [illegible]ſehen machte! Ich wünſchte dir ſie nie zu machen, ich hab dir [illegible]rwärts geſagt. Nenne nun dies kahles, kaltes Räſonnement, nenn [illegible]n, es iſt und bleibt ſo, und als Bruder fühl ich mich verpflichtet [illegible]gen, weil es der Felſen iſt, gegen den ich umſonſt rannte, und der

mich und alle edle Kerls zerschmettern muß, wenn sie die Menschheit zu sich hinaufschennen wollen, das nicht einmal statt finden soll. Und so Amen über ein Ding, wo reiner Verstand alles sagt.

Das Concept erwarte ich also zurük, wie ich dirs schikte, mit Titulatur, Anmerkung. Ich werde alles französisch an den Erb P. schiken, und M B drunter, um zu sehen, ob das würklich ein Band unter den Menschen macht. Ein Recomandations Schreiben vom Prinzen ist mir genug. Will er mich sprechen, so wird ers sagen, außer dem werd ich ihn weder in D. noch F. aufsuchen. Ist keins von beyden zu erhalten, so zieh ich im Früh Jahr von neuem in die Welt, und überlaß mich meinem Degen, der mich doch hoffentlich einmal von der schändlichen Autorschafft befreien wird, mich wieder auf einen Weg führen wird, den ich mit so viel Freude Gegenwart und Enthousiasmus betratt, wo mir so viele übrige Schuppen von den Augen getrommelt worden. Kein Leben gleicht diesem glänzenden Elend, wo wir all unser Sinnen, Verstand, Bravour und Empfindungen unter den Wink des Befehlshabers gefangen geben müssen, und doch nachdem ich's geschmekt, alles bittre geschmekt habe, was menschliches untergeordnetes Verhältniß, im strengsten, strengsten Verstand, zu fühlen geben kann, trett ich mit der größten Freude wiederum ein, um mit Krafft und List durchzuschleichen, wo ich mit unbemerkbarem Klopfen und Ungeduld den Augenblik, der so spät, vielleicht nie kommt erwarte,. beydes zu zeigen, um meine Haut theurer zu machen. Freude und Jovialität, ihr kostbaren Kleinode, die ich nach so herbem Kampf errungen, als die einzige Würze des Lebens gefunden habe verlaßt mich nie! — Glaub mir es war kein größrer Donnerschlag für mich zu denken als das Wort Friede, daß mich auf einmal von allen Hofnungen loß schnitt. Meine theure Equipage Pferde, Bedienter, das auf Jahre angeschafft war, der Pfad wo ich Ruhm oder todt suchte, alles gieng auf einen Tag hin. Ich war so arm wie vor, und der herrlichsten Hofnung beraubt, in jungen, kühnen, kräftigen Jahren zu erreichen, was in späteren um so schwerer wird. Mein Glük ist iezo eine reduzirte Uniform, mein Portepée, der Abschied in der Tasche, und Friede im ganzen Lande! und doch behalt ich Muth, und klage nur selten meinem Kopfkissen, wenn Stiche ins Herz mich an Verlust meiner besten Jahren erinnern. — Genossen hab ich was sich genießen läßt. Schwam an schäumenden glühenden Busen, aus einer Umarmung in die andre, fühlte alles, was Wollust zu genießen geben kann; aber keiner dieser Augenblike gleicht dem, als mich der Feld Zeugmeister zu meiner Charge rief, wo ich im Tumult meiner Sinnen, das mich heute noch freut, einen Stoß Mspten dem Feuer übergab, in der Hof(nung) nie wieder nach Sodom zurükzukehren. Nimm aus diesem Brief was du kannst. Nur bitt ich dich, vertobe deine Kräften nicht umsonst, fühle Wollust des Lebens, und nuze die Menschen, bleib ein ehrlicher Kerl, und stek dir das höchste Ziel. O der schiefen, triefäugigten Weisheit, wirst du sagen; aber ließ Facta in der Welt, geh in die Welt, und du wirst finden, wie falsch, wie nichtig all unser Treiben in den 4 Wänden ist, wie ganz Wahn. Kannst du mir etwas über deine Entdekungen der M. schreiben so soll mirs lieb seyn. Adieu lieber Bruder! Vergieb dies Radotage!

Klinger Lt.

Unter allen Gelehrten, Genies hab ich außer Schl. keinen braven Kerl gefunden. Weg von diesem Misthaufen, wo jeder nur seine Eitelkeit treiben macht. Ich hasse sie, ich verabscheue sie, und verschreie sie.

(Adr. *à Monsieur Monsieur le Secretair Schleiermacher à Darmstadt.* Siegel: Kreis in 4 Felder geteilt, 2 gegenüberstehende mit erhöhten Puncten ausgefüllt, die 2 andern enthalten 3 Schlangen und einen Löwenkopf; die Mitte des Kreises nimmt ein Schild mit einer Glocke ein [Anspielung auf den Namen Klinger, der so viel wie Glöckner bedeutet]; umgeben ist der Kreis von militärischen Emblemen).

LVI. An denselben.

EMEDINGEN d. 17t April 80.

Gestern l. Bruder! kam ich hierher von einer Reiße von 14 Tagen, die ich in die *Franche Comté* Ober und Nieder Elsaß machte zurük. Ich war beym Prinz Frederic Eugen von Würtenberg der außerordentliche Gnade für mich hat, und der mir nun in Russische Dienste hielft. Seine Prinzessin ist an den Großfürsten vermählt. Daß sag ich dir aber unterm Siegel des tiefsten Geheimnisses. Doch kanns kommen, daß ich an deinen Erbprinzen schreibe. Des Prinz von Würtenberg erstes Project war mich unter Wurmser Husaren zu bringen. Ich war deßwegen beym Feld Marschal Lieut. Wurmser. Da das aber wegen den Supernumerairen Officiers nicht seyn kann, so wird das andre gehn, und der Prinz läßt mich nicht sinken, das weiß ich zu gewiß. Du siehst also, mein Schiksaal ist seiner Entscheidung täglich nah. Und auf diese Weise seh ich dich gewiß.

Sag mir wie hängt das mit deiner Gesundheit zusammen?

Noch eins — du hast mir neulich ein brüderliches Anerbieten gethan — Kannst du was wenn ich dir sichere Assignation gebe auf meinen Buchhändler in Basel der mir 40 Louisd'or zahlen muß? Und wieviel? Wenig nutzt nichts. Und wenn? Ich bin täglich bereit zu reißen. Die Reise die ich zu thun habe ist lang und die Equipage ist kostbar — ich werde auch damit nicht langen, wenn ich vom Verleger alles bekomme. Es müßte dich aber im geringsten nicht geniren, noch schwer fallen. Zahlen kann ich wieder, ich sey in Peterburg oder wo sonst. Ich kenne deine Lage und Umständen nicht. Folglich schreib mir ohne Vorbehalt, sowie ich die Frage thu. Leb wohl und sey ein Mann und schreib schneller, wie sonst! Diesen Brief meiner Schwester! mach noch eine Couverte drüber! K.

LVII. An Jakob Sarasin.

MONTBELIARD d. 30. Aug. 80.

Überzeugt, mein Schiksaal werde Sie interessiren, schreib ich Ihnen, daß meine Aussichten auf Rußland ausnehmend schmeichelhaft und glüklich sind.

Ich werde gewiß meinen Weg dort bald und geschwind machen. Den 1ten Sept. reiſ ich von Baſel nach Petersburg ab. Doch war dies nicht die Abſicht meines Briefs, ſondern Ihnen für Ihre Freundſchafft zu danken, für all die glükliche Stunden, die ich in Ihrer lieben Familie gelebt habe; ſo nehmen Sie meinen herzlichen, biedern Dank, und glauben Sie, daß mirs unvergeßlich ſeyn wird. Wollen Sie noch zulezt die Gewogenheit haben, an Madame Saraſin meine Empfehlungen zu beſtellen, und Sie zu verſichern, daß ich Ihr freundſchaftlich Betragen mit dem innigſten Dank zurückfühle. Leben Sie wohl und glüklich.

Klinger.

Anhang.

Briefe Philipp Chriſtoph Kayſers an Schleiermacher.

LVIII.

Herzlicher Freund, das biſt du! 2ter Klinger das ſcheinſt du! mein auch mein Freund! ſeys immer ſeys mit dem Wort vor immer. Ich lieb dich Amen Verſigle es mit einem Kuß den du Klingern gibſt Amen!

Laß dir das genug ſeyn! Ich kann nicht ſchreiben. O ich bitt dich ſehnlich ſchaff mir Klingers Portrait und das gleich. Es mag gehen wie's will. Und ſchaff deins, oder deinen Schatten. Laß mich nicht viel drum reden. O wie dank ich dir doch für deine liebe Mühe? Wie mit dem Pirrhus? — Ich ſchweig —

O nimm meine Briefe und beantwort ſie ſtatt Klingern. Denn mit dem iſt nichts rechts anzufangen.

O ſchaff die Portraits — und ſag was ſoll ich thun dir zu zeigen wie ich über dich mich freue! Du biſt mein ich dein Freund. K.

LIX.

(Herbſt 1775)

Lieber Schleyermacher! ich ſehe in jeder Zeile deines Briefleins den gefühlvollen Jüngling — ich danke dir für deine Liebe um Klingers willen. Lieb uns ferner, und du fährſt wohl. Was Klinger verſchuldet wird er gut thun, hat wohl ſchon gethan — alſo ſey zufrieden, und wärme dich an ſeiner Götter Kraft. Ich danke dir nochmals mit Hizze für das Portrait. Mach jezt die Schatten und zeichne brav und lerne täglich die Menſchen mehr fühlen und — lieben. So wills Lavater! Ich wünſche ſehr dich zu ſehen. Unſerm lieben todten Jungen*

* Dem im Juli in der Lahn ertrunknen Freunde Klingers und, wie man hier ſieht, Kayſers. Im Gießer Wochenblatt von 1775 wird als beerdigt angezeigt: den 12 Jul. Herr Johann Elias Wesner, Stud. theol. allhier, von Worms.

fiehft du nicht gleich das ahnde ich — wie fiehft du denn? Grabe dir Gold und Silberfreuden aus den Kiefeln diefer Welt, laß dich keine Mühe reuen zerrizzen muß man fich, aber an den Dornen wächft wieder Balfam zum Heilen. Laß dir die Labyrinthe worin wir verftrikkend zapelten ein warnendes Beyfpiel feyn. Forfch dein Genie, und laß dir das Anfchauen des gröften Sterblichen (denn in diefer beglükten Epoque bift du jezt) ein Anfpuken gegen die gehäffige Mittelmäßigkeit feyn. Ich fage dir, als ich fo auffäzzig gegen Welt und Menfchen war, brechen wolte, war ich nichts. War felbft dem Teufel unerträglich! Jemehr ich mich in die Haußhaltung Gottes bequemte (fühl das nur, denn find wir ja doch in dem Europa, in dem Deutfchland, auf dem Koth hingeworfen) jemehr quoll aus mir. Ich fage dir auch, daß wir felten felten in den argen Situationen was feyn konten. Nimm Werthern, den man fo leicht zum Dekmantel feiner eigenen Narredeyungen macht — feh ihn den Helden recht an, und dir werden die Schuppen und Spanifche Wände wegfchwinden — denn, der brach juft nicht fo mit der Welt, wie ihr alle wähnt. Und ich fühle daß Taufende, daß millionen lieben, und noch keine Ader Werthers find.

Alfo fey brav. Ich halte dich für einen fehr guten Knaben, der mir unter der Zucht des weifen Hofmeifters auf dem freylich fehr übelkultivirten Giefer Haberfeld zum deutfchen Mann emporfteigt. Schreib mir. Deine Briefe hauchen dich ganz, und da lernt man fich wohl kennen; ob du wohl nicht recht beyftimft in dies Liedel. Doch dünkt michs fo. Was du mit den Männern auf fchwarz und weiß wilft weiß ich nicht. Mein Geficht etc. ifts nicht werth, u. dergl. ftürzwerthe Lügen, will ich nicht mehr hören. Affen find weifer als ihr, wenn ihr fo was fagt. Klinger wenn du wieder in Giefen bift, feze den Tag an dem du fchreibft in Brief, damit ich merke wie lang deine Briefe laufen. Küß mir Gœthen. Gefegnet fey euer Aus- und Eingang bey ihm! Lebt wohl und denkt an mich fernen Afterfchweizer.

ging ab den K.

Für Klingern.

Über die Stelle einer Vorrede: *Sed vicit latini sermonis virtus ac dubitationem omnem sustulit honestatis ratio**.

Ein Mädchen wie die Lilien
An jeder Anmuth reich,
Laß komifche Erzählungen
Und Jean Aftruk zugleich.

Fragt nicht ob fie Latein verftand,
Welch Mädchen das nicht weiß
Gibt unfer fchreibend Vaterland
Gewiß dem Tode Preiß.

---

* *Joh. Astruc, de morbis venereis ll. IX. Ed. II Lut. Paris.* 1740. *Præf. p.* XI: der Autor gibt [illegible] warum er das Buch lateinifch und nicht franzöfifch gefchrieben habe.

Hier gehts wie nach des Welſchen Wahn
Der Schweden Policey,
Wir ſchmieden unſre Steine an
Die Hunde läßt man frey.

Schleyermacher mußt Gœthen die Hand für mich küſſen.

Ein Brief eines andren von Strasb. ſagt uns den Augenblik daß Lenz ſchon abgereißt ſey. Wohin? aber nicht.

Obige Strophen ſind nicht die einzige Leiſtung, womit ſich Kayſer an der Mobilmachung der Genies gegen Wieland beteiligte. Unter den Gedichten, die Schleiermacher von ihm hatte, findet ſich auch ein «Verſuch eines Monologs», worin ein Profeſſor ſich über eine neue Theorie des Schönen den Kopf zerbricht und ſie endlich nach Anleitung von Wielands Werken «aus dem Grundſaz der Onanie» zu ſchreiben beſchließt.

LX.

Der Nahme dieſes Schatten (52) ſteht Ew. Edlen zu Dinſten wenn dieſelben mir erſt dero Bemerkungen Zweifel und ſonſtiges werden drüber geſagt haben. Nur auf dero Art und ohne Wiederſpruch — Möchte draus ſehen wie dieſelben phyſiognomiſiren — und gebe mich zu allen Gegenerwiederungen bereit! —

Ich ſuche jezzo Spuren von Gœthe und Merck in der 1772 Frankfurter Zeitung auf. Wo wolt ich die Kerls nicht ſuchen! — Beſonders da ich ſeit dem ich von ihnen weiß auch ſo raſend von ihrem Teufel beſeſſen bin.

LXI.

Bruder Ernſten!

Ich ſende dir hierbey eine Klopſtockiſche Ode die ich einmal wieder vor nicht gar langer Zeit gemacht habe. Du wirſt dich mit mir vereinigen um Deutſchland zu der Acquiſition Glük zu wünſchen die ſeine Poeſey in der Perſon dieſer erhabenen Ode gemacht hat. Wenn Klinger Gedult hat und aufgelegt iſt dieß anzuhören, ſo lief es ihm vor. Ich wolte dir auch von Herzen gern die **Vignette** procuriren wenn ich nur wüſte wie? da ich mit Geſſnern nichts treibe als wenn ich ihn im Concert oder auf der Promenade treffe, und da mit ihm über das Schöne in den Wiſſenſchaften über Grazie und dergl. ſehr vernünftig discurire. Laſſ mich mit dem all ungeſchoren! Viele andere arme Sünder haben das auch nicht, und unſere liebe Mutter Natur nähret ſie doch. Vieleicht denk ich auch über das Weſen ſehr verſchieden mit dir. Geſſner hat wie Gœthe ſagt ein treffliches Auge und iſt der gröſte maleriſche Dichter. Das

mag all gut seyn. Komm hieher und du wirst Gessners schwache Copeyen all in ihrer Herrlichkeit, Urquell sehen. Das kanst du zwar auch dort! All seine sonnigten Gesträuche die das **Beste** an ihm sind hast du im Ländchen Gosen wie im Kartoffel Land, wenn nur ein Gesträuch da ist und eine allmächtige Sonne! Und sezt er dir nicht überall Figuren hinein die einem scheissen machen. Die ewig jämmerlich griechische Abstractionen sind. Glaubst du wohl daß dieser Mensch die Wahrheit der Physiognomik negirt? Und doch zeichnet er Figuren! — Heute hab ich auch das unerbetene Glück gehabt mit dem berühmten philosophischen Hirzel in Unterredung zu kommen. (Vieleicht kenst du ihn auch aus seinen moralischen Vignetten) der mir denn gleich (obzwar *in Musicalibus*) ein paar solche Gemeinsprüche an Hals warf, daß mir Himmelangstundbang wurde. —

Halte unsern grosen Bruder in Ehren und Zaum und küß ihn daß ich ihm sehr sehr gut sey. Dieß gleich an Kehr nach Frft. Ich muß viel viel hören. Bin stets um euch und treibs zimlich. Ich verlang auch viel Geschreibs! —

Ging ab d. 21. Hornung (1776).

Mein Vaterland.

Mein Vaterland ist überall!
Im grünen Wald, am Wasserfall
Auf einer schönen Wiesenflur,
Auf jedem Pläzchen der Natur.

Ein jeder guter schlichter Sinn
Find ich den Bruder Mensch darinn
Ist mir ohn alle Feerey
Mein Landsmann, bey dem bin ich frey!

Wenn mir das Schiksal noch beschert
Ein Weibchen das mein Herz verehrt
Dann ist an ihrer treuen Hand
Um sie! mein einzig Vaterland.

LXII.

Lieber Ernst ich solte dir einmal wieder ein Wort sagen und dir auch danken für deinen lezten so verständlichen Brief. Werthers Uniform versteh ich jezt ganz wenn ich sie hab so komm und schau sie! —

Ich denke von Gessnern soll das lezte Wort zwischen uns gewesen seyn. Ich versteh nicht wie du an den Kerl kommst. Was Lavater über die Antiphysiognomisten sagt. Ließ sein ganzes Werk da ist auf jedem Blatt Wiederlegung. Diderot ist längst gestochen gewesen. In welchen Band er komt weiß noch niemand.

Nicht dich Menſch allein ſondern den Hund beneid ich an Klingers Seite zu gehn.

Sag ihm ich trüge mich mit groſen Dingen und Projecten, die ihm nichts ſchaden ſolten, denn ich bleib ſein. Ihr werdet euch wundern einmal ſolch eine Phraſe in meinen Briefen zu finden. Ja! ich bin wohl einer der Stillen im Lande. Küſſ ihn drük ihn, drük ihn, küſſ ihn! Schreib mir. oder —

An Ernſt.

LXIII.

An die Darmſtädter.

(Frühjar 1776)

Jungens! ihr vergeßt mich. Thuts nicht ihr verſündigt euch. Behaltet mich lieb!

LXIV.

(12 Juli 1776)

Ernſt! ich dank dir für alles. Klingers Reiſe frappirte mich, nun es iſt gut daß er dort iſt und das all in ſich zieht. Ich hab ihm dorthin geſchrieben, weiß aber nicht ob er die wichtige und viele Briefe hat die ich unter der Zeit des treibens nach Gieſen ſendete. Haſt du ihm alles geſchickt was einlief es iſt nöthig? Was kann ich dir Junge weiter ſagen als daß du dirs wohl muſt ſeyn laſſen und daß dir's wohl ſeyn kan. O ich kan nichts ſchreiben, aber an deiner Seele mußt du's fühlen wie mans macht, bin ich doch auch geſchieden und mir iſt in vielen Herrlichkeiten die ihr nicht kennt wohl. Es iſt nötig und würdig zu ſuchen! Laß doch all die Kerls aus dem Gedächtniß die uns nicht verſtehen, es iſt dir viel beſſer dabey.

Lavater kennt Kl. aus Phyſiognomie und mir auf der edlen Seite. Diderot und la Mettrie will ich dir ſenden. Vom lezten ſteht ſchon ein Umriſſ im erſten Band der Phyſiog. Ade! 12 Juli K.

Adr. Herrn Schleyermacher bey H. Prof. Höpfner
nach
Gieſen.

LXV.

(2 Auguſt 76)

Lieber Ernſt quäle dich nit quäle mich nit. Ich hab Agnes Klingern einen Brief für dich geſendet. Haſt du ihn jezt. Mir iſts wie immer. Viel in mir viel um mich und bin doch ein Thor. Es wird alles anders. Seyd ruhig ſo wird euch geholfen ſagt Gœthe.

Wieland hat mir einen lieben Brief geschrieben der mich viel hilft. Sag doch Klingern wenn Lavater das Wort **kalt** brauchte, so verstünd **ers** anders als wir. Er soll seine Physiognomik lesen er soll Gœthe fragen wie ers meynt, ich könt es nicht erklären.

Vergess das nit lieber Bube.

Hier ist la Mettrie. Das einzige Portrait so mann von ihm hat, so wie er sich selbst malen ließ. Mit Messfremden schick ich dir Lenzens flüchtige Aufsätze für Klingern und für dich. Von Helvetius hat man kein Bild, so viel ich aus Lavaters Bildersammlung weiß. Diderot solt du auch haben.

Mit dem Strom der Zeit möcht ich mich wol auch zu dir arbeiten. Jezt siehts freylich wunderlich drein, so zerstiebt zertrennt von dem heiligen Geist vom Teufel von der Natur (und von wem wir all getrieben sind!) getrieben herum zu weben und zu treiben. Lass das doch all und jeder in seinem Maas begnüge sich. Es wird uns allen noch gut werden sagt Gœthe.

Ade.

K.

Z. 2 Aug. 76.

Ich sehe und höre viel auf Seen und Bergen und Ebenen der Mutterschweiz und wills noch mehr. Es läßt sich weiter nichts sagen.

LXVI.

10 Aug. (1776)

Lieber Bruder ich habe deinen Brief eben erhalten als ich von einer großen majestätischen Bergreise rückkam. Ich habe dich und alles gefühlt. Ich schäze den edlen Enthusiasmus der so heftig aus dir lodert. Nur lieber nur etwas ruhiger und nicht idealisirt. Ich weiß wie schäzbar das idealisiren zu seiner Zeit ist, nur laß uns es nicht übertreiben, denn es ist am Tag daß jeder dabey gescheitert ist. Ich rede das zu dir, weil ich wünsche dich ruhiger, stiller zu wissen. Über Klingern sag ich dir wenig; es ist nit noth. Wenn du wüßtest wie ich von Jugend auf dem Militair anhing, wenn du die Schweiz kentest, wo alles Soldat ist, wo Manövers und Exercitien und Trommlen immer gehen, wenn du meine Briefe an Klingern schon längst drüber wüßtest wenn du wüßtest daß ich übers Jahr hier unter das Liebhaber Corps gehe, das sich alle Woche übt — Genug hab keine Sorge ich denk ganz anders als du glaubst. Ich schrieb vor 3 Wochen an Kl.: ich gehe auf Zwecke in der Musik aus. Erreich ich die nicht so werd ich Soldat. Da ist der einzige unausbleibliche große Zweck wo's nit fehlt. Sorg also vor keine Sophismen. Ich kenne sie nicht. Sorg aber Lieber vor dich, vor wahre Einsicht all der Dinge. Du sagtest noch kürzl. du hättest Kl. den Kopf gewaschen, er solte Civilbedienung nehmen. Ich wolte nichts drüber sagen; aber ich sah draus daß du nicht wußtest daß er nicht darzu taugt, daß er nicht Jura genug versteht etc. Also idealisire nicht so, daß du aus Freundschaft deine Menschen zu allem fähig glaubst, sondern harre warte

ab, fehe ein — und dann encouragire wenn einer (wie jezt Kl.) auf dem rechten Fleck ift. Ich bitte dich noch mir zu fagen ob Kl. das Geld von Riefe in Empfang genommen hat, und dann ftille zu feyn und abzuwarten ohne Furcht und Zittern.

LXVII.

(1 Nov. 76)

Der Schatten ift eines Manns der ein guter Mann feyn mag. Lavater fragte mich beym erften Blik obs eine Frau wäre? «Ich weiß nicht.» Er fagt es wär was fchwaches da und dort. Viel gutes. Eine gute Nafe, guter Übergang zum Mund. — Was das gute bedeutet weiß ich nicht. Er ift nicht immer im Humor es einem zu fagen. Und ich mag nicht in ihn dringen, wenn er nicht anbeißt wie ein Fifch. Guter Köder, gut Anbeisen. Solt's etwa gar dein Vater feyn Junge? — *

Aber ehmals fchikteft du fünf Schatten: Brav, und ein Wort.

1) Herr Miller. Ift nicht Poet das fieht mann, aber ein Staatsmann fey's Sekretair oder Rath das fieht mann auch. Gefchmakvoll find die Züge, er mag auch an Gefchmakvollen Dingen fein Wefen haben. Ich fehe den fühlenden ordnenden hineingeftekten doch nicht ganz verfunkenen Canzeliften.

2) Ein herrlich Weib, herrliche Dame! Nicht dran fatt zu werden! — Und juft weil fie fo herrlich ift was folls reden? Wer's nicht fühlt gehe im Frieden, kein Gefühlvoller, Menfchenkenner und Seher ift er nicht.

3) Eine viel ringere, viel weniger prätendirende, ältere oder jüngere als 2. Der reine Stirnbogen in 2 hier vergröbert, nicht die Feftigkeit, nicht der Zoll den man 1 hinbringt. Sie mag gut feyn. Mag viel Befcheidenheit und Güte mit fich tragen.

4) Viel Frauengeficht und Blik. Edles Daftehen, dem Phyfiognomiften ftoßen die viele runde Linien auf die fich da finden. Die kleine Ecke über dem Aug macht wieder vieles gut. Weiter weis ich nichts; denn ich weiß wohl Eindruck zu fcheiden aber nicht wiffenfchaftliches genug um alle Linien zu beftimmen.

5) Ein Mädel das ich fchon aus Ulm hatte. Ich begreif immer nicht warum's kein Bube feyn folte. Als Mädel nicht vor mich; als Bube nicht mein Bube. —

Sag mir die Nahmen jezt. Solten die Damen Wezlarer feyn? Bey No. 3 ahnde ich fo was als wär's nicht. Ift fie's aus Ulm die ich ahnde fo hat mich mein Aug in der Natur und mein Schatten betrogen. Doch bleibts wahr was ich fagte.

D. 1 Nov. Ich liebe dich Bruder mit deinen fchreklichen Abentheurgen. Sey ftark und männlich und erfinke mir nicht. Es wird dir beffer feyn hoff ich und du wirft auf künftige Fälle gelernt haben daß mann um fo ein Ding

* Von Schleiermachers Hand mit Bleiftift zugefetzt: (ift H^r.) Das wird Höpfner heißen.

nicht ſtirbt, obgleich dein Gefühl edel und gut war und ich mit ſympathiſir. Wie viel Leben haben wir denn zu verſterben?

Klingern hat das Schikſal einen Thau zugeworfen. Ich wunderte ſchüttelte mich und ſo — fand ichs doch gut. Es wird nicht ſein leztes Engagement ſeyn.

Ich ſchiffe jezt neu und glüklich eigner Fracht. Auf meinem Maſt ſeh ich mich oft nach dir um. O ahndete ich einen Hafen zur freundlichen Unterredung mit dir. Zu ſehen dein Angeſicht iſt mein Wunſch. Leb wohl.

Wenns deine Umſtände erlauben thue das meinem phyſiſch politiſchen Menſchen und frankir die Briefe — und ſo ich wechſelsweiſe eben ſo.

K.

LXVIII.

(Der in LXIX erwänte Zettel?)

Auch bitt ich dich ein vor allemal mit aller Liebe wenn du was von einem Brief eines gewiſſen Fueßly weißt, der über Klopſtock etc. handelt, ſende mir ihn augenblicklich zu. Wo nicht ſo ſchreib an Kl. deswegen. Sag ihm ich bäte ihn um der Götterwillen, ich wolte ihm eine Copie davon machen, wenn ſeine Hand ſich nit die Mühe nehmen wolte, nur ſolt er mir ihn ſenden, ſonſt würd ich einmal wild genug über ſolche unfreundliche Behandlung da ich ſo oft ſchon deswegen gebeten habe.

= Sag mir doch ob ihr den höeren Ruf nicht aufgetrieben habt, von dem ich ſo oft ſchrieb ſagte etc. und nicht Antwort erhielt? Rede!

LXXI.

D. 15 Dezember 76 — oder am 20 Jan. 77. Morgens 8.

Ich finde da einen Zettel den ich gleich auf Empfang deines Pakets ſchrieb, das mir würklich lieb war wie deine Erſcheinung die mir juſt ſo zur Zeit kam daſſ ich etwas brauchte. Daſſ du dich aufrafteſt lieber Junge! — und treib dich denn fort die Wüſte durch und ſtehl dem Gott das Manna wenn er keins ſenden will. Mir iſt ſo wohl als mirs in meinen Umſtänden manchmal ſeyn kann und auch weh über vielerley. Ich wolte Klinger wär bey mir oder bey dir. Ich ahnde ſeinen harten Stand in Dreſſden. Grüſſ ihn doch und ſag ihm auch ich hielte daſſ er mir nicht ſchriebe und meine letztern Briefe ſo unlieb aufnähme für nichts als eine poetiſche Grille deren er ſchon mehrere gehabt hätte. Wenn er glaubt mein Herz zu ihm könte in der theilung leben ſo verſteht er's nicht und hats nie verſtanden und Gott ſey ihm gnädig. Ich will das nun gehn laſſen und die Schmerzen verbeiſſen und meinen Göttern trauen biſſ es anderſt wird.

O gieb dem Naſenſtüber der Ähnlichkeit in der Frau Profeſſor Böhmin mit Lavatern ſande. Lavater iſt zwar auch weich und oft weibiſch aber doch — Schaff mir auch noch die Nahmen der übrigen Schatten. Seit Neujahr leb ich auf dem Eis und liege mit heftiger Begierd dem Lernen ob. Es iſt mir ſchon

ein grofes Stück Gefühl dabey aufgegangen. Und ich hatte wahre Sehnfucht als das Thauwetter und die italienifchen Poetenwinden drohten die Bahn weg zu nehmen. Seit geftern gehts wieder -- und freue dich mit mir und daff es lang währe an diefem böfen Eisplaz im Süden.

Ich muff zu den Waffen in Pfenningers Hauff auf dem Vorplaz. Ich treibs bald 3 Monate, und fange an muthwillig drinn zu werden. Nimm vorlieb mit diefem fpaten Schreiben. Adieu. Schreib mir bald was, und was du von Klingern weißt. K.

= Weißt du was von dem Stück das Klinger dem Wiener Acteur Müller verkaufft hat.

LXX.

(2 Augußt 77.)

Dein Zuftand jammert mich aus deinem Brief den ich erhalten habe, fo wie den vorigen fchon längft. Was thuft du auch an dem Scheiffort — und was wärft du, und was wär alle Krafft der Seele und Natur wenn du nicht die paar Lumpen Jahre ausdauern wolteft fo lang das Ding etwa währen mag. Ich mag darüber nicht reden, greiff in dich. Schreiben kann ich faft nicht, ich hab und hatte dich nicht vergeffen aber ich leb und lebte in mir und der Schweiz. Lenz war hier, der mir von dir fagte, ich bin auf eine höchft glückliche Art die herrlichften Gegenden der innern Schweizerkantons durchftrichen. Ich wolte dir und Klingern gern etwas von der Haushaltung der Natur an diefen Pläzen fagen wenn das das Papier trüge. Wir find biff ins Wallis über die greulichen Eiffberge gedrungen! Auch hörte ich von Klingern daff er bey dir war. Was ich über diefen meinen erften und einzigen Jungen fühle ift unbefchreibbar; er nährt mein liebend Herz nicht, und ftreifft in Regionen die ich (ergänze: nicht) kenne und die er mir auch nicht kennen macht. Ich muff das fo gehen laffen leidend und ruhig. Sein Portrait folgt hier, mann hat ihn fo in Weimar gemahlt. Eigentlich ift die ausgeführte Zeichnung in Lavaters Hand, und er hat beliebt nur in der Schwinde den Umriff davon in fein Buch machen zu laffen. Gœthe *en face* folft du haben und Spinoza wenn ich fie auftreib. Doch haft du von Gœthe das befte was noch gemacht ift. Davor verlang ich von dir daff du mir in Göttingen oder Hamburg fuchft aufzutreiben: Allmanach oder Tafchenbuch für die Brüder Freymäurer der vereinigten Logen auf das Jahr 1776 und 1777 in kl. 8. Hamburg. — Schik mir das wo möglich noch vor der Meffe verfiegelt und mit Gelegenheit unter Adreffe: an Kayfer in Zürch durch feinen Vatter wohnhafft hinter der Hauptwache in Frft. — Schreib mir über das gewiff und umftändlich obs zu finden ift. Adieu. Zürch d. 2 Augft. 77. K.

Adr. Herrn Schleyermacher bey HE. Wagnermeifter Bruns nach Göttingen in der Poftftraffe.

LXXI.

An Ernst.

Ich fühle deinen Zustand Lieber, und wohl mir und dir daß du das so hinwerfen kontest.

Harre nun wenn du Sinn vor das Harren hast. Wisse was unser einer gethan hat und noch thun muß — durch das wir gros worden sind, und nicht durch Zeichen und Wunder und Messias Erscheinungen — —

Wisse auch daß du nie wirst gewürdigt werden Mittstreiter zu heisen, wenn du nicht nach deinem Maas dultest und ausdauerst. Das sag ich dir der deinige aus dem Geschlechte und Saamen Klingers. — Daß er dir das auch wird gesagt haben, das weiß ich — und gewiß noch mehr, aber das kann ich nicht weil ich 100 Stund von dir bin. Was also über dein Maas und Verhältniss geht, davor bist du Mann und nicht Weib — davor hast du dich ausgesteuert und gerüstet mit dem Gold und Prachtgewand mit dem scharfen Speer und der ganzen Rüstung, an das glaube und so siege oder unterliege. Du wirst auch wissen was dich in die Zahl der Überwindenden setzen wird. Nur lass nie die Sonne aus den Augen so lang du sie noch am Himmel stehen siehst, und denn vergesse nie Seitenblicke nach uns. So weiß ich wirst du gut fahren!

Ließ dieß mit Andacht und versteh mich wohl wie ich dich verstund! Ich habe vor dich keinen andern Wunsch als dich einmal zu sehen, und wie du da an mir einen Kerl finden wirst, der das all so tief in sich verstekt hat, was da aus dir sprudelt, und dabey so mit Muße und Behaglichkeit der Welt lebt. Wie lang das dauert obs fort hält? etc. Davon rede ich wenns Zeit ist, und spare mich jezt auf! So mach du's! Jezt mit Liebe und Freundschaft Adieu. Ich küsse dich. K.



Verzeichnis der Briefe.

			Seite
I.	An	Kayser (Gießen im Sommer 1774)	371
II.	»	Schumann (Gießen im Herbst 1774)	372
III.	»	» (Frankfurt um Neujar 1775)	372
IV.	»	» (Gießen) Februar 1775	373
V.	»	Kayser Gießen 28 Juli 1775	375
VI.	»	Deinet für die Frankf. gel. Anz. August 1775	377
VII.	»	Boie (Gießen) 5 Dec. 1775	379
VIII.	»	» (Gießen) 13 Jan. 1776	380
IX.	»	Agnes Klinger (Gießen 17 Febr. 1776)	381
X.	»	Kayser (Gießen 27 Mai 1776)	382
XI.	»	Schleiermacher (Weimar 12 Juni 1776)	385
XII.	»	Kayser (Weimar 12 Juni 1776)	386
XIII.	»	seine Mutter und Schwestern (Weimar 12 Juni 1776)	387
XIV.	»	Schleiermacher (Weimar 16 Juni 1776)	388
XV.	»	» (Weimar 23 Juni 1776)	391
XVI.	»	Agnes Klinger (Weimar 23 Juni 1776)	392
XVII.	»	Schleiermacher (Weimar 30 Juni 1776)	392
XVIII.	»	» (Weimar 6 Juli 1776)	394
XIX.	»	» (Weimar 11 Juli 1776)	396
XX.	»	» (Weimar) 7 August 1776	396
XXI.	»	» (Weimar) 19 August 1776	397
XXII.	»	» (Weimar) 4 Sept. 1776	398
XXIII.	»	» Weimar 12 Sept. 1776	399
XXIV.	»	seine Mutter und Schwestern Weimar 25 Sept. 1776	400
XXV.	»	Schleiermacher Weimar 25 Sept. 1776	400
XXVI.	»	» Leipzig (October 1776)	401
XXVII.	»	» Leipzig (October 1776)	401
XXVIII.	»	» Dresden	402
XXIX.	»	» Dresden	403
XXX.	»	» Dresden (Januar) 1777	405
XXXI.	»	Reich Dresden 6 März 1777	406
XXXII.	»	Schleiermacher Leipzig 17 März 1777	407
XXXIII.	»	» Leipzig 3 April 1777	407
XXXIV.	»	» Wolfenbüttel 15 April 1777	408

			Seite
XXXV.	An den Maler Müller	Düsseldorf 18 Juli 1777	408
XXXVI.	» Schleiermacher	Frankfurt August 1777	409
XXXVII.	» Gotter	Frankfurt 5 Sept. 1777	410
XXXVIII.	» Müller	(Frankfurt 1777)	411
XXXIX.	» »	Frankfurt 1777	412
XL.	» »	(Frankfurt 1777)	412
XLI.	» Heinse	(Mainz December 1777)	414
XLII.	» »	(Mainz December 1777)	415
XLIII.	» »	Mainz im Jenner 1778	417
XLIV.	» Müller	Mainz 1778	418
XLV.	» Schleiermacher	Mainz 26 Feb. 1778	419
XLVI.	» »	Emedingen 28 April 1778	419
XLVII.	» »	Ehingen an der Donau 29 Juli 1778	420
XLVIII.	» Kayser	Bei Baaden 24 Oct. 1778	420
XLIX.	» Schleiermacher	Postirungs Quartier Culm 22 Nov. 1778	421
L.	» Kayser	Prag 23 April 1779	422
LI.	» Schleiermacher	Emedingen 28 Nov. 1779	423
LII.	» Agnes Klinger	Emedingen 28 Nov. 1779	423
LIII.	» Schleiermacher	Emedingen 10 Jenn. 1779 (80)	424
LIV.	» »	Emedingen 21 Febr. 1780	424
LV.	» »	(Emmendingen im Frühjar 1780)	426
LVI.	» »	Emedingen 17 April 1780	428
LVII.	» Jakob Sarasin	Montbeliard 30 Aug. 1780	428

Anhang.

LVIII.--LXXI. Phil. Christ. Kayser an Schleiermacher 429

Berichtigung.

S. 71 Z. 8 v. u. lies nicht gekränkt für gekränkt.



C. F. Winter'sche Buchdruckerei in Darmstadt.

